Alemannisches

Kinderlied und Kinderspiel.

„Man sollte die Weisheit der Völker, bei denen man lebt, selbst in Liedern: quas ad ignem aniculae narrant puellis, aufspüren und in Umlauf bringen." Joh. v. Müller, Histor. Critik 1, 245.

Der Stadt Gassen sollen sein voll Knäblein und Mägdlein, die auf ihren Gassen spielen. Sacharja 8, 5. —

Der Mensch ist nur da ganz Mensch, wo er spielt. Schiller, 15. Brief über ästhet. Erziehung. —

Alemannisches

Kinderlied und Kinderspiel

aus der Schweiz.

Gesammelt und sitten- und sprachgeschichtlich erklärt

von

Ernst Ludwig Rochholz.

Leipzig
Verlagsbuchhandlung von J. J. Weber
1857.

Sr. Majestät

dem

König von Bayern

Maximilian II.

dem großmüthigen Freunde deutscher Vaterlandskunde

ehrfurchtsvoll und dankbarst

zugeeignet.

Vorwort.

Seit einer Reihe von nun zwanzig Jahren hat mich ein Werk beschäftigt über Sage, Sitte und Sprache derjenigen Landstriche der deutschen Schweiz, die eben so lange schon mein Aufenthalt sind. Es ist daraus eine Originalarbeit entstanden, welche mit geschichtlichem und sprachgeschichtlichem Sinne das in der Bevölkerung Vorgefundene zur Aufzeichnung brachte, und den schon vorhandenen Gewinnsten deutscher Sprach- und Sittenkunde nun auch das Familien- und Volksleben der Alemannen am Oberrhein, an Aare und Reuß ergänzend hinzufügt. Einen Theil dieser Arbeiten bildet das hier vorliegende Alemannische Kinderlied und Kinderspiel. Seine Quelle, aus der es hervorgieng, ist die angeborene Heimathsliebe; seine örtliche Heimath ist der Schweizer-Jura; sein wissenschaftlicher Heimathsschein liegt mit in den Werken der deutschen Meister und Jünger. Aus reinen Kinderherzen entsprungen, von ausdauernder herzlicher Theilnahme gesammelt und als ein uraltes Erbstück unseres deutschen Privatlebens vom Herausgeber erläutert, soll nun dieses Buch wiederum zu Eltern und Kindern, zu guten Hausfrauen und zu den Weisen und Forschern im lieben Vaterlande zugleich gehen; und dafür bekommt es hier noch etliche Gedenksätze mit auf den Weg, mit denen es sich selber und allen denen, die ihm begegnen werden, das Wanderziel verdeutlicht und verkürzt.

Wir, die Bewunderer der Griechen, sind darüber erfreut, daß sie es der Mühe werth hielten, neben ihren Reichthümern an aller Kunst

und Poesie, auch ihre Kinderliedchen aufzuzeichnen; ja unserer wissenschaftlichen Erkenntnißlust fällt es sogar schwer, daß sie es nicht vollständiger gethan, oder daß die Ungunst der Zeiten uns solche Aufzeichnungen wieder entrissen hat. Aus einer Vergleichung des Athenäus und Pollux erkennen wir die allgemeine Verbreitung solcher volksthümlichen Poesie bei allen Klassen der hellenischen Bevölkerung und bei allen Beschäftigungen des täglichen Lebens. Da gab es, wie bei uns, Ammen- und Wiegenlieder, Schaukellieder, Schwalben-, Krähen- und Käferlieder beim Frühlingsempfang, wenn die Kinder singend und Gaben heischend, mit dem eingefangenen ersten Frühlingsvögelein von Thüre zu Thüre zogen; da gab es ferner Bettelbubenliedchen, Liedchen beim Ballspiel, Kreiselschlagen und beim Ringelreihen. Nur wenige Bruchstücke solcher Kinderreime sind auf uns gekommen; und doch wie weit lassen schon diese jener langverschollenen Zeit noch ins Herz blicken, welch fröhlich gute Menschen, welche ebne, unveränderlich treue Menschennatur, welch traulichen Kindersinn zeigen uns schon sie. Wir sind ergötzt, daß es in einer Welt marmorner und elfenbeinener Statuen auch Platz gab für das Puppenbettchen und die Docke; daß unser Plumpsack, Fangemann und Daumennickelspiel, unsere Blindekuh und Huckepack nebst andern Dingen des Mutterwitzes schon galt, damals wo nur gigantische Götter im ehernen Himmel wohnten, wo nur Gesetzgeber, Philosophen und Feldherren mit eherner Stirne eine beherrschte Erde zu bewohnen schienen. Wie sollte nun eben dasjenige, was uns bei den entlegenen Griechen schon so reizend erscheint, nicht noch viel wärmer sich nachempfinden müssen, wenn es dem Alterthum unseres eigenen Volkes angehört und zugleich in unsere Gegenwart herüber stille und heimlich sich gerettet hat? Es ist ein liebliches Bildchen, wenn der altdeutsche Dichter erzählt, wie die Kinder im Walde Erdbeeren pflücken und in selbstgeflochtenen Weidenkörbchen heimtragen (Ruodlieb XIII, 85). Es entlockt uns ein Lächeln, in Glossen des neunten Jahrh. schon denselben Ausdruck zu lesen, mit dem wir das Schönthun und Schmeicheln unseres Kindes Aeli- und Aieligeben nennen „Quisquiliae, aehnian“;

oder zu lesen, wie damals schon die Kinder auf der Gasse dem ausrufenden Stattknechte die Worte nachspotteten: „taratantarisare bütteln, reden“ (Mone, Anzeiger 1838. 134. 154.) Eine der frühesten naturwissenschaftlichen Schriften unserer einheimischen Literatur, das Buch der Natur vom Meister Konrat von Megenberg, kann den Birkenbaum nicht nennen, ohne den Brauch unserer Kinder, die ihn im Frühjahr anzapfen: so flüßt gar vil saft darûß und trinkent es die klainen kint ûff dem gôw, wan es ist süße und stinkt nichts. An sich Geringfügiges gewinnt schon Werth nach solchen Vergleichungen weit abstehender Zeiten, äußert J. Grimm, Latein. Gedichte des X. und XI. Jahrh., pag. XVIII. Ganz natürlich enthalten wir uns daher jeder Entschuldigung darüber, daß wir an eine treue Aufsammlung des deutschen Kinderspruches Leben und Fleiß gewendet haben; lieber zeigen wir gleich, wie viel Wissenswerthes und Schönes überall aus ihm neu erlernt werden kann von Gelehrten und Ungelehrten, von Kindern und von Männern.

Ich habe auf der Südwand des Monterosa in Gressoney, im Hochthale der Lesia, den Auszählformeln und Spielreimen der dortigen Kinder zugehört und habe mit Erstaunen alsbald die Aehnlichkeit mit jenen Kinderreimen erkennen müssen, welche Müllenhoff in Schleswig-Holstein und auf den deutschen Inseln aufgesammelt hat. Wie kamen diese Schleswiger- und Sylterreime vom Meere weg an den höchsten Gletscher der italischen Alpen, in ein Thal, wo die Gemse mit den Ziegen weidet, wo alle Kinder noch ohne Hebamme geboren, ohne Impfung stark und ohne Schullehrer gescheit werden müssen? Durch den Handel nicht, denn auf acht Stunden weit ißt hier die Bevölkerung nur einjähriges Brod und das ein Jahr eingeschlachtete Fleisch; durch die Gebildeten aber noch weniger, denn diese sprechen hier welsch. Der Kinderreim ist also in dem deutschredenden Lesiathale so alt als die deutsche Einwanderung und Niederlassung daselbst: diese aber wird von dem dortigen Volke in die Hohenstaufenzeit gesetzt. Doch damit ist des Wunderbaren noch nicht genug, der Kinderreim ist erweislich allenthalben noch um vieles älter und ursprünglicher. Er ist nach Inhalt und Form meistentheils einer

und derselbe, wie ihn Grimm und Wolf in Hessen auffanden, wie ihn Fiedler in Anhalt-Dessau, Meier in Schwaben gesammelt hat. Der Kinderreim im Oldenburger- und Bremerlande, und derjenige an der österreichischen und ungarischen Donau unterscheiden sich oft noch weniger als Geschwister, sondern haben eine wahre Zwillingsähnlichkeit. Was Schröer in Preßburg, Zschischka und Schottky in Deutschböhmen und im Erzherzogthum an solchen Sprüchen aufzeichnete, neuerlich Mannhardt in Danzig, das gleicht alles auch unserem Kinderspruche an der Aare und am Jura. Aller Unterschied zwischen diesen örtlich sich so entfernt bleibenden Kleinigkeiten ist bis in die Tausende von Sprüchen hinein kein anderer als ein mundartlicher. Wie soll man sich diese märchenhafte Ubiquität erklären? Keine Zeit hat sich dieser unscheinbaren Dinge jemals ernstlich angenommen, der Buchdruck hat sie nicht verbreitet, Plan und Lehre sie nicht vorsätzlich jemals vererbt oder gefristet. Gleichwohl sind sie aller Orten von jeher und als dieselben da und haben stets wie heute gelautet, so weit wir ihnen in vergangene Zeiten nachzublicken vermögen. Selbst dann schon wäre ihr Alter ein ganz unbegrenztes, wenn sie sich durch mündliche Ueberlieferung, von einem Lande zum andern wandernd, fortgepflanzt haben würden. Denn sie konnten sich nur mündlich und nur im hilflosen Kindermund fortpflanzen, und noch dazu in solchen Zeiten, die unsern Verkehr, unsere Mittheilungsmittel, unsere Ideenansteckung noch nicht besaßen. Allein der Kinderspruch beruht überhaupt nicht auf solcher mechanischen Abentlehnung und Verbreitung. Seine mütterliche Wärme und ungelernte Innigkeit, dieses unentbehrliche Wesen alles Kinderthuns, liegt gerade darin, daß er nicht ein Ankömmling ist, sondern ein stets Dagewesener. Niemand hat ihn jung gekannt, wer sich auf ihn berief, mußte sich zugleich auf Vater und Großvater berufen. Immer war er so lange wie dies älteste Menschengedenken im Lande schon da und in der Familie schon herkömmlich. Er war also nicht eingewandert, nichts Fremdes. Fremde Reden, fremde Spiele ergötzen kein Kind, fremde Sagen glaubt das Volk nicht. Beide brauchen, um geglaubt und getrieben zu sein, einer unübersehbar langdauernden Tradition. Beide

müssen also selber noch der Kindheit unseres Volkslebens, den frühesten Jahrhunderten unserer Geschichte angehören. Und so ist es auch. Halliwells englische und Chambers schottische Sammlung von Kinderliedern sind durchgängig den deutschen um so mehr ähnlich und gleich, je älter und ursprünglicher sie selber sind, und müssen also mindestens eben so alt sein, als die Einwanderung deutscher Stämme in Britannien. Wie sie schon in vorchristlicher Zeit mit den Sachsen und Angeln über Meer gezogen sind, eben so war auch der Kinderspruch mit der norwegischen Auswanderung einst nach Island gekommen. Darum sind die in der isländ. Edda enthaltenen Räthsel und Sprüche denen in Landstads norwegischen Volksliedern so auffallend ähnlich. Die Eddaischen Sprüche sind um das 12. Jahrhundert, die norwegischen aber erst in dem unsrigen aufgezeichnet. Und doch gleichen beide wiederum den althochdeutschen Kindersprüchen, wie ihrer etliche von den Mönchen in St. Gallen um das Jahr Tausend aufgeschrieben, oder vielmehr als bloße zufällige Federproben in die Lateinhandschriften hineingesetzt worden sind. Daß aber diese Kindersprüche einer grauen Vorzeit mit denen unserer heutigen Kinderwelt fortwährend zusammenstimmen, dies ist eben die überraschende Thatsache, welche von unserm eignen Buche fast bei jeder Zeile nachgewiesen werden kann. Je mehr nach der Völkerwanderung die deutschen Volksstämme sich auch in verschiedenartige Sprachstämme sonderten, um so unmöglicher wurde ein gegenseitiges Abborgen dieser Reimsprüche aus gegenseitig sich entfremdeten Mundarten und Sprachen; der Kinderspruch muß also so alt sein wie unsere deutsche Heldensage, welche vor der Völkerwanderung bei allen deutschen Volksstämmen einheimisch war, von ihnen mit in die Fremde hinausgenommen wurde und in den sagenhaften Erinnerungen des Scandinaviers und Angelsachsen heute noch eben so fortdauert wie beim Schwaben, Hessen und Bayer. Weil der Langobarde und Gothe in Italien seßhaft wurde, und der Franke in Gallien, darum gleicht selbst in diesen gallischen und italischen Landstrichen noch mancher einzelne Kinderreim nach Inhalt und Form dem unsrigen. So weitgreifend und gewagt auch dem Unbelesenen diese Behauptung

erscheinen muß, so steht sie doch für den Forscher bereits außer Zweifel. Aus Frankreich liefert unser eignes Buch schon einige Beweise, und bald werden wir deren in Fülle haben, wenn dorten die nach Firmenichs Vorgang veranstaltete Auffammlung der mundartlichen Lieder und Sprüche ihren fleißigen Fortgang nimmt. Aus Unter-Italien sogar liefert F. Liebrechts Pentamerone (Breslau 1846) einige Beispiele, von denen hier eines ausgehoben sein soll. Galiani, der Sammler neapolitanischer Kinder- und Märchensprüchlein, verzeichnet einen Reim, den die Kinder Neapels beim schlechten Wetter noch heut zu Tage singen, und mit ungeschickter Deutung bemerkt er dazu: „Wir glauben, es ist aus der Zeit des Kaisers Friedrich II.“ Der Reim lautet:

Jesce, jesce Sole,
Scajenta Mperatore!

Dies heißt: Komm hervor, o Sonne, erwärme unsern Kaiser! Der deutsche Reim, der beim Regenwetter gilt, lautet:

Sonne, komm hervor
Mit deiner goldnen Feder!
Regen, bleibe weg
Mit deiner langen Nase!
Regen, Regen, rusch,
Der König fährt zu Busch!

Natürlich kümmert sich das Kindersprüchlein nicht um Kaiser und Diplomaten; es meint den König, der im Himmel als Wetterherr sitzt und die langnasigen Wetterherren in ihre Wälder zurückjagt. Und dieses Sprüchlein ist überall bei uns gültig, an der Elbe und Weser, an Ober- und Niederrhein.

Ist nun der Kinderspruch solcher Abkunft, so gehört er mit in unsre deutschen Hausalterthümer; alsdann wird er ursprüngliche Anschauungen und Glaubenszüge aus dem Germanenleben oft in der ursprünglichen Schönheit naturgeborner Volkspoesie aussprechen, er wird ferner auch die noch ungeschriebene Geschichte der Kinderzucht und des Familienlebens enthalten, wie es vor mehr als tausend Jahren gewesen ist. Und von

gleicher Bedeutsamkeit werden alsdann auch die Kinderspiele. Sie sind ergiebige Fundgruben für unsere Sittengeschichte, sie zeigen uns noch den altheidnischen Fest- und Opfertanz, die in Waffenschmuck begangenen Volksfeste des Sommer-Empfangs und der Osterspiele, nebst einer ganzen Reihe dramatisch dargestellter Thiermärchen, bei denen noch Bräuche aus dem germanischen Gerichtsverfahren, sammt Götternamen, Zaubermitteln und Segensformeln oft in ihren urkundlich echten Worten laut werden. Und damit ist Schillers Wort glänzend gerechtfertigt: „Hoher Sinn liegt oft in kind'schem Spiel.“ Ein sonst für gering, wenn nicht gar für läppisch gehaltener Gegenstand gewinnt so neuen allgemeinen Reiz und seine wissenschaftliche Bedeutsamkeit.

So viel von dem Alter, der Abkunft und dem Werthe des deutschen Kinderspruches überhaupt; und nun wenden wir uns dieser Sammlung zu.

Was will und vermag sie?

Sie will Mythe, Sprache, Zucht und Kunst der Ahnen zusammen in dem ihr gegönnten kleinen Raume nachweisen, damit man das Vorhandensein dieser Güter auf größeren Gebieten um so gewisser einsehe und sich dieses Gewinnstes erfreue. Dem Literaturhistoriker kann dieses Buch eine noch ungeahnet reiche Quelle werden bei der Behandlung unseres allgemeinen deutschen Volksliedes; dem Sprachforscher eröffnet es fast mit jedem Worte ein frisches Feld der Ausbeute; dem Bürger gewährt es ein reineres Verständniß unseres Volksgeistes, es bestärkt sein Vertrauen auf die Unverderbbarkeit der Menschennatur. Dem Pädagogen muß es das älteste Handbuch traditioneller Erziehungslehre heißen; für den Lehrer ist es die echteste Reimfibel, es beschenkt die von ihm geleiteten Sprechübungen mit dem naturgemäßesten heitersten Material. Für bescheidene Haushaltungen ist es ein ungeschminktes, bürgerlich redendes Weihnachtsbuch; mit keiner Mode erwachsen, kann es auch mit keiner veralten. Es ist ungemacht, wie echte Kinderfreude, es hat einen eigenen Schirm und Schild, der es vor dem süßlichen Getändel sonstiger Erziehungsschriften bewahrt, den sprachgeschichtlichen Sinn. Vätern

und Müttern hilft es, Gedächtniß und Phantasie des Kindes schärfen. Sein Tausend von Sprüchen und Reimen wird der kleinen Seele gesunder sein als das Zuckerbrod der Jugendromane, die von Bettelleuten und Millionären erzählen, und es wird sich befähigt zeigen, die Pest des Jugendlebens zu bannen, die Langeweile. Solcherlei Hoffnungen und Versprechen klingen viel zu schön, als daß man sie nicht noch erweisen müßte. Daher hier noch ein paar weitere Erklärungen.

Die Sprache dieses Buches ist eine blos mundartliche, ja sie geht aus dem Landschaftlichen noch einige Schritte weiter ins Enge und Kleine hinab bis zur isolirten Redegewohnheit der Familie und der Kinderstube. Es beginnt mit dem eigentlichen Säuglings-ABC, es ist das erste Taschenwörterbuch des kleinsten Duodezmenschen neben dem Großquart des deutschen Wörterbuchs der Brüder Grimm. Auch dies wird den Freunden der Sprachbetrachtung von Werth sein. Es zeigt, wie der Naturlaut zum regelrechten formbeherrschten Worte wird, wie das unwillkürliche Lallen in das erfinderische Sprachvermögen übergeht. Der Geist der Sprache liegt hier freilich noch in Wiege und Windel, aber er läßt sich, was belangreicher ist, manches Mal hier auf der That ertappen, in dem Weben seiner Lautgeheimnisse sich belauschen. Auch solcherlei Wortmilben haben ihren wissenschaftlichen Erfolg, ihre praktische Seite und gehören mit zum allgemeinen Sprachschatz. In Sprache und Natur mißt man nicht nach Groß und Klein, da giebt es kein Wichtig und Unwichtig. Die wahre Wissenschaft hat keine andere Grundlage als die genaueste Kunde des Details, das Finden und Betrachten des Innern der Dinge. Dies ist die Weisung, welche an den Entdecker eines Weltgesetzes und an den Sammler des vereinzelten Pflänzchens gleichmäßig ergeht. Schiller sagt: Wer etwas Treffliches leisten will, der sammle still und unerschlafft im kleinsten Punkt die größte Kraft. Was besagt dies weiter, als was jeglicher Arbeiter schon sprichwörtlich weiß: Wer in die Tiefe kommen will, muß an derselben Stelle graben.

Dieses Buch muß daher beweisen, daß es sich und seine Gewinnste selber versteht, und dafür bedurfte es der von ihm angezogenen Be-

legstellen aus alten und neuen Werken über Geschichte und Sprache. Ihm kann der Leser mißtrauen, diesen Quellen aber nicht. Zuversicht und Einsicht in die Richtigkeit der mitgetheilten Sätze möchte es verbreiten, dafür häuft es oft Citate. Nicht aber will es mit einer weitschweifigen Erudition um sich werfen. Es verschweigt im Gegentheil oftmals das Duzend Bände, das es eines einzigen Sprüchleins oder Wörtleins wegen umsonst durchlesen mußte, und ist herzlich froh, das eine Buch angeben zu können, welches den gesuchten Aufschluß ihm wirklich darbot. Wo es daher den Leser mit einer lateinischen, oder gar mit einer gothischen Formel erschrecken muß, wo es ihn mit einer ganzen Linie bloßer Nummern ermüdet, die aus andern Schriften oft wegen eines einzigen kurzen Kinderräthsels angeführt werden, da zeigt es damit ganz ehrlich den Ernst und das Alter der erklärten Sache an, es erweckt damit dem Gegenstande jenes wissenschaftliche Vertrauen, dessen er würdig ist und das er heute sich erst noch erwerben muß. Dazu werden dann freilich Grimms und der Fachgenossen Arbeiten auch mit benutzt; aber wahrlich immer bescheiden. Ich will nicht den Bergsee in die Quelle meiner Hauswiese ableiten. Die mundartliche Färbung in allen Sprüchen fällt vielleicht etlichen Lesern noch unbequem; aber sie ist diesen einfachen Kindern der Natur so nothwendig, wie das Grün dem Grashalm (Fiedler, Anhalt-Dessauer Volksreime 1). Auch die paar Derbheiten, die in jeder Volksrede unvermeidlich sind, können unserm conventionellen Leben zuwider scheinen; um so weniger sind sie es der kindlichen Unbefangenheit. Jedes Wort ein Stück der Seele, heißt es bei Nizami. Wie man die Dinge ansieht, sehen sie uns wieder an, pflegte Hippel zu sagen, Kants Freund; und J. Grimm (Wb. 1, XXXIV.) bekennt hierüber vor unserer Gegenwart: „Spott, Witz, Zorn, Schelte können nicht anders laut werden, als in einem kühnen Wort; selbst in der Bibel gebricht es nicht an Wörtern, die bei der feinen Gesellschaft verpönt sind. Auch noch Göthe hat es wohl gefühlt, daß ein unzarter Ausdruck da wo er hingehört, nicht erspart sein könne. Es giebt kein Wort in der Sprache, das nicht irgendwo das beste wäre und an seiner rechten

Stelle." – Das Volk trägt keine Handschuhe und sein Wort kann unsauber sein; aber es giebt Barbaren in lakierten Stiefeln, und deren Wort ist glatt und schlüpfrig zugleich. In unserem Buche ist dem Unvermeidlichen der Kinderbedürfnisse nicht ausgewichen, aber ihm auch nicht entgegen gegangen. Außerdem herrscht überall die Sprache des Liedes und Spruches, die jede unabsichtliche Nacktheit wiederum zudeckt; und so geschieht hier, was Göthe von den Legenden sagt:

Sie kamen nackt vom Himmel an
Und wußten nicht sich zu benehmen;
Die Poesie zog ihnen Kleider an,
Und Keines brauchte sich zu schämen.

Auf eine Abschätzung des poetischen Werthes, der in dem hier gelieferten Material sich findet, mag ich mich nicht einlassen. Der Macht und Naturwüchsigkeit, die in vielen dieser Sprüche liegt, ist keiner unserer neuen Dichter nahe gekommen. Aber die Seele läßt sich nicht beweisen, sondern nur erkennen. An diesen Sprüchen hat unsere ästhetische Bildung erst noch zu lernen. Deswegen gerade sind z. B. Schillers Räthsel so kindlich klar, weil sie eben so, wie unsere Kinderräthsel thun, sich an der Anschauung des zu schildernden Naturobjektes selber entzücken. Aber wo Schiller erst zur Beschreibung sich ausbreiten muß, da hat das Volksräthsel die Sache schon in einem Wurf beisammen. Auch Schillers berühmtes Lied von der Glocke wußte sich mit keinem geschickteren Motto zu zieren, als dasjenige ist, das der Kindermund in allen Provinzen der tönenden Glocke unterlegt. Und sollte es zuletzt noch auf die Lehrhaftigkeit und auf den didactischen Nutzen ankommen, da man ja diese Frage zuletzt an alles Mögliche stellen kann, so wird bald entschieden sein, welcherlei poetische Thiere das Vernünftigere und Ueberzeugendere auszusprechen haben, ob diejenigen in einer Fabel Gellerts und Pfeffels, oder ob unsere „redenden und angeredeten Thiere." Darüber war auch schon Luther entschieden. Spielend hatte er selber einige Fabeln gedichtet und sich auch um den verdeutschten Aesop vorübergehend angenommen gehabt; allein höher

und bedeutungsvoller blieben ihm jene Thiermärchen, die er seit seiner Jugend im Angedenken bewahrt hatte: „Ich möcht' mich der wundersamen Historien, so ich aus zarter Kindheit herübergenommen, oder auch, wie sie mir vorkommen sind in meinem Leben, nicht entschlagen, um kein Gold!" (Grimm KM. 3, 265).

Nach solchen Grundsätzen ist der erste Theil unseres Werkes angelegt; er enthält die poetischen Producte des Kinderlebens. Der zweite Theil ist Prosa und beschäftigt sich mit dem Kinderspiel. Jener ist ein Kinderliederschatz, dieser ist ein Kinderspielsaal. Auch über diesen zweiten Theil sei hier noch ein Wort vergönnt. Er ist ein sich selbst haltendes, sich selbst erklärendes Ganzes. Alles in ihm ist Original, unentlehnt, zum erstenmale aufgezeichnet; er enthält nur solcherlei, das im Volke selbst entstanden und freiwillig vorhanden ist; kein doctrinell ausgesonnenes Kindervergnügen, kein eingeschulmeistertes Verstandesspiel. Jede Einzelheit wird in ihrer Entstehung und ihrem Alter geschichtlich nachgewiesen, in ihrer ursprünglichen Art und Bedeutung erklärt, so weit dies unsere Quellen bisher gestatten. In späterer Zeit werden wir auch hierin noch weiter blicken können. Jede Spielformel, die Art der Spielnamen, der Werkzeuge u. A. wird mit den unterstützenden Stellen aus unsern ältern deutschen Autoren belegt, und sämmtliches wird in Kürze und ohne Trockenheit abzuthun gesucht. Dem Geschichtsschreiber, sagt Gutsmuths in den Jugendspielen, welchem es nicht darauf ankommt, Regenten-, sondern vielmehr Volksbiographien zu bearbeiten, sollten diese verrätherischen Kleinigkeiten nicht entwischen. Fremd sind diese Dinge Keinem, es ist aller Eltern ältestes Erbe. Es hat ihnen selbst einst alle Träume und Gedanken erfüllt, ihre ganze Kinderseligkeit ausgemacht. Nun thut es ihrem Kinde wiederum denselben Dienst, singt es wiederum in den Schlaf, begrüßt es singend beim Erwachen und begleitet es hinaus auf den Anger zum Spiel mit Seinesgleichen. So sieht man, daß der Kinderspruch ein Racengedicht und daß er unvergänglich ist, weil es die Race selbst ist. Dies ist die Weisheit aus dem Sprichworte: Wie die Alten sungen, so zwitschern auch die Jungen.

„Einst, es sind kaum fünfzig Jahre, stießen tiefere Gemüther auf die Lieder des Volkes, und bald wurde deren Bedeutung erkannt, die bis dahin Verachteten waren gefeiert. Die Verwandten und Freunde unserer Brüder Grimm lachten über die kindische Beschäftigung dieser Männer mit den Märchen und Sagen des Volkes, und jetzt lesen und studieren fast mehr Männer als Kinder dieselben. In den letzteren Jahren noch dachte man wenig an die Kinderlieder und Spiele, und jetzt schlagen wir Gold aus ihnen, seit sie gesammelt vorliegen. Ebenso wird es mit den Räthseln, Sprüchlein u. s. w. gehen, wenn sich nur einmal gottgesegnete Hände um sie bemühen.“ Dies ist ein Wort, das noch der edle, dem Vaterland zu früh entrissene J. W. Wolf (Hess. Sag. pag. XV) in der Freude über das Gedeihen erhob, in das er unser Wissen von uns selbst, unser einheimisches, vaterländisches Wissen kommen sah. So gelangt denn die zunehmende Bildung unserer Gegenwart zu neuen Einsichten und legt unerwartete frische Proben ab. Wir stoßen uns nicht mehr schmerzlich an den bloßen Wurzeln des alten Baumes, unter dem wir sonst ruhten, wie Arnim im Wunderhorn einst geklagt hat; sondern es ist ihm ein neues Wachsthum angekommen. Statt kranker Wasserschößlinge treibt er vielseitige starke Aeste, und das Laubdach, zu dem sie sich wölben, wird einst Alle zusammen in die wohlthätigen Schatten der Heimathsluft und der Herzensbefriedigung wieder versammeln. Diese Hoffnung sendet uns bereits ihre schönen Vorboten. Wissen und Erkenntniß gilt uns als eine menschheitliche Berechtigung, und alle Stämme des deutschen Volkes bringen dafür fortgesetzte Opfer; Opfer, durch welche die deutsche Bildung eine allgemeine, alle Stände umfassende wird; Opfer, durch welche das Wissen aufhören wird, ein Monopol etlicher Glücklicher oder jene Gattung heidnischer Civilisation zu sein, für welche die große Masse als Lastthier arbeitete und selber im Schmutz der Armuth und Unwissenheit verblieb. Dieses Streben unterscheidet uns am deutlichsten von den Bildungsversuchen anderer Völker. Der geschichtliche Sinn ist uns aufgegangen. Auf ihn hat der greise F. C. Schlosser seine Weltgeschichte für das deutsche Volk gegründet, und der

allgemeine Erfolg seines Werkes bewies die Richtigkeit des vorausgemachten Schlusses. So ist auch die sprach- und sittengeschichtliche Erkenntniß in Zunahme. Als neulich J. Grimm sein großes deutsches Wörterbuch begann, war dies kein buchhändlerisches Wagniß mehr, sondern ein von der Liebe und Ausdauer des ganzen Publikums getragenes Unternehmen. Es traf zusammen mit der Blüthe, die der Sinn für Naturwissenschaften, so lange vernachlässigt, bei uns gewonnen hat. Neben den Wundern der Nutzen bringenden Technik hat uns eine lerngeduldige Wißbegier eingenommen, und Humboldts Kosmos ist ein bereits populärer Gegenstand unter uns. Drei ergraute Flügelmänner geben das Losungswort, die Fürsten schauen auf sie, das Volk hält mit ihnen Schritt und läßt die Achselzücker seitwärts stehen. Vaterland, Sprache und Natur, welche Ehren und Reichthümer erstehen dem Volke, das diesen drei Genien in liebevoller Hingebung dient; welche heimathliche Lust und Freundlichkeit kehrt damit in die Gemüther zurück, das Einst und das Jetzt mit einem sanften Lichte umsäumend. Und dies sind nicht bloße Traumbilder. Selbst schon dieses Büchlein hier darf sich einem deutschen König weihen, es ist unter seiner Obhut gediehen, es verdankt ihm Licht, Luft und Leben. Er hat Künstler und Dichter um sich; gleichwohl hat er auch ein Ohr für den kunstlosen Reim des deutschen Kindes und für das oft rauhe Wort der Berge. So stehen immergrüne Fichten die Marmortreppen zur Walhalla an der Donau hinauf, so blüht das stille Edelweiß im Gebirge um sein Waldschloß zu Hohenschwangau. So nimmt auch auf den Thronen wiederum deutsche Einnigkeit ihren Platz. So werden wir wieder bei uns selbst einheimisch, nachdem wir alles fremde Salz zu lange verkostet haben. Das fremde Land ist eine Schwarzbeere, das eigne Land eine Erdbeere. Es ist einem nur da wohl, wo man schon war; daheim, nicht in Rom und Athen, nicht am Nil und Jordan. „Hier bechenno ih mih, hier bin ih heime, hinnan bin ih purtig, hier sol ih kestaton.“ So übersetzte vor achthundert Jahren der St. Galler Mönch sich die Trostsätze des Römers Boëthius (consolatio philos. ed. Graff, 90.) So beginnt auch auf den

Gesangfesten unserer heutigen Männerchöre ein immer zuerst angestimmtes Lied mit den Worten: Heimath, Heimath über Alles!

Aarau, Ostern 1856.

E. L. Rochholz.

Erster Theil.

Alemannischer Kinderspruch.

Einleitung.

Die Sprache der Kindheit.

Alle Kinder haben eine ungelernte Muttersprache, ungefähr wie die stumme Muttersprache der Himmel, welche die Ehre Gottes erzählen; und mit solchen Brosamen, die von der Großmutter Liebetisch fallen, nehmen wir alten grauen Haare noch vorlieb.

Joh. Casp. Lavater. 42. Zürcher Neujahrsblatt ab der Chorherrenstube, 1820.

Die ersten Abschnitte dieses Buches gehören ausschließlich nur der spielenden Sprache der frühesten Kindheit an. Gehören solche Stammeleien aber auch in ein Buch? Und wenn sie selbst noch so kindlich sind, werden sie nicht dieses gar kindisch machen?

Eben diese Art Frage ist es, mit welcher sich die nachfolgenden Seiten einlassen wollen.

So wie die Formeln der ersten spielenden Kinderrede, das Lautspiel, das Reimsuchen, das Namen- und Uebernamengeben, in den nachfolgenden Abschnitten aufgezeichnet stehen, so stimmen dieselben sprachlich mit allen denjenigen zusammen, die jemals von ähnlichen Sammlungen in irgend einer Landschaft Deutschlands aufgefunden worden sind oder künftig noch aufgefunden werden; sie treffen also auch selbst mit solcherlei Kinderformeln genau zusammen, deren sich ein jeder einzelne Leser aus seiner eigenen Jugendzeit gerade noch erinnern mag. Ja noch mehr! Wie diese Kinderreime von heute lauten, gerade so lauten sie schon vor einem Jahrtausend in jenen altdeutschen Handschriften und Glossensammlungen, in die sie einmal ein Mönch als Federprobe zufällig hineinschrieb; und ein folgendes Jahrtausend könnte ebenso die

Gleichheit zwischen den Reimen seiner und unserer jetzigen Kinderwelt verwundert ins Augenmerk nehmen, wenn es gedenkbar wäre, daß alsdann unsere jetzt gelesenen Bücher auch noch gelesen sein, daß also unsere heutigen Denkschriften dauerhafter sein würden, als wir selbst. Woher nun diese scheinbare Unveränderlichkeit eines so ganz unbemerkbaren und geringfügigsten Sprachtheilchens unserer Muttersprache, während doch die Veränderungen, welche während der gleichen Perioden die Gesammtsprache erlitten hat, so bedeutend sind, daß eben sie den reichhaltigsten Zweig unserer heutigen Sprachstudien ausmachen; woher bei einer stets sich ändernden Sprache diese alleinige Sprachgleichheit und Spracheinheit im deutschen Kindermund? Die deutsche Sprache wird nahezu von fünfzig Millionen Menschen geredet, die sich selbst wieder in eine Reihe von noch nicht gezählten Mundarten spalten. Firmenichs jetzt noch nicht geschlossene Sammlung deutscher Mundarten allein hatte schon i. J. 1847 bereits an 475 verschiedene deutsche Dialektproben gedruckt gehabt. Und gerade der Kindermund, der ja einzig und allein nur in diesen Mundarten zu seinem ersten Wörtlein sich aufthut, trifft überall dasselbe gleiche Schlagwort, findet überall dieselbe gleiche Erwiderungsweise und bedarf allein keines Dolmetschers für seine noch ungeschriebenen Wurzeln und Biegungen, während wir Erwachsene, wir belesene deutsche Leute kaum die unserem Heimathsorte nächstverwandte landschaftliche Rede geläufig genug verstehen. Die Kinderrede dagegen scheint sich in allen Sprachen und unter allen Himmelsstrichen gleich zu sein.

Sambu! tönte in Indien der Apfel des Paradieses, als ihn der Wind vom Baum ins Wasser wehte. Altd. Wäld. 1, 107. Bachbumme nennt unser Kind die goldgrüne Libelle, welche dumpfschwirrend über das Wasser schießt. — Tihui! d. h. laßt uns gehen, rief der Vogel den auswandernden Mexikanern zu. Myth. 639. Wie wit witt? schreit der Buchfinke dem über Land gehenden Geschäftsmanne zu. Fu-it, der Wind weht! singt das spielende Kind in das Herrauschen plötzlich entstehender Windwirbel. — Klitschi-kliknuti-kliktati! tönt den Serben das Hacken des Baumspechtes; Myth. 639. Stripp-strapp-strull! tönt uns das Melkgeräusche, wenn die vollen Euterzitzen in den Milchkübel ausgestrichen werden. Wöste, Volksüberlieferung. pag. 73. Cencerrozumbon nennt der Baske jene große Glocke, welche das Leitthier eines Maulthier-Zuges am Halse trägt. Wilhelm v. Humboldt, Gesam. Werke 3, 235. Die Sonntagsglocken zu Dessau sagen dem Kinde

„Sammt und Seide, Klump und Pflaumen!“ Fiedler Volks-R. no. 159, und der zischendbrandende Zusammenklang der Dorf- und Kapellenglöcklein unseres ganzen Thales sagt am hellen Festtagsmorgen:

Sanct Züns und Zänderli,
Sanct Züns und Zeije, ꝛc.

Was Letzteres besagen will, erklärt sich in no. 79.

Schon genug der Beispiele. Daß sie sich in eine Art Unendlichkeit häufen ließen, dies werden die folgenden Abschnitte des Buches genugsam zeigen. Aber woher nun das freundschaftliche Verständniß, das diese Worte und Formeln jedem Leser nahe legen? Ihrer eines gehört der asiatisch ältesten Sprache, dem Sanskrit an, das andere Beispiel der europäisch dunkelsten Sprache, dem Baskischen; eines gilt nur im westfälischen Dialekte, das andere nur im schweizerischen; beide Mundarten verstehen sich gegenseitig nicht; aber was die Kinderrede in beiden spricht, das verstehen doch wir, auch wenn wir selber einem jeden dieser beiden Dialekte von jeher fremd gewesen sind.

„Der Zufall wol wird diese Wörter den Sprachen eingegeben haben?“

Aber die ganz unermeßliche Reihe ähnlicher Wortbeispiele, die zu den oben angeführten sich noch hinzufügen ließe, würde ja allein schon beweisen, daß dieselben nicht dem Zufall angehören; und dieser Zufall, dieses gotteslaugnerische albernste Gespenst unserer Denkträgheit, hat auf dem Gebiete der Sprache ohnedies noch kein Strohhälmchen zu Stande gebracht. Daß sodann diese Wörter zufällige Töne seien, wie solche auch das Ungeschick auf einem Instrumente einmal herausbringen kann, dieses anzunehmen, verbietet das Wesen der Sprache selbst, denn Sprache ist strengweg Gesetz. Der schiefste Gedanke, der formlose Ausdruck, der in Selbstvergessenheit hinredende Plauderer, jeder schleppt noch die Zügel einer Sprachregel nach, unsichtbare, aber von stählerner Hand gelenkte Zügel. Anders würde seine Aeußerung uns niemals berühren, nie unser Gemüth, nie unsern Geist. Anschnarchen, anfahren, herauspoltern, kollern, hünen — so nennen wir eben deshalb jedes Reden, welches, der Sprachwürde vergessend, in ein geistloses Lärmen verfällt. Wenn man daher den Zufall bei solcherlei Fragen aus dem Spiele lassen muß, so wendet man sich an die elementaren Laute in Luft und Wasser, als ob diese die Hervorbringer der Sprache gewesen sein müßten. Wer ist in die Schule gegangen und hat nicht den Namen Onomatopöie gehört,

jene poetische Schallnachahmung, mit welcher unsere Dichter wahre Wunderverse hervorgebracht haben sollen. Da nun der redende Mensch ursprünglich den Schall und Naturlaut nachgeahmt habe, so sei, behauptet man, die Sprache bei allen Völkern in gleiche oder sich doch sehr ähnliche Klangfiguren und figürliche Formeln gekleidet worden, und der hauptsächlichste Rest davon sei noch in der mit Naturlauten spielenden Kindersprache übrig. Allein die verschiedenen Sprachen sind ja auch dadurch ganz verschiedenartige und sich entfremdet bleibende Wesen, daß sie dieselben Vorstellungen und Erscheinungen nicht nur mit anders gebildetem Gehöre, sondern mit überhaupt anders empfindenden Sinnen auffassen; es kann also gerade jenes Sinnenswerkzeug, das uns einen erhaltenen Eindruck richtig ausdrückt, einer anderen Sprache eben dazu ganz unpassend erscheinen, oder von ihr gar nicht in Anwendung genommen werden. Elementare Laute sind überhaupt zu flüchtig und unbestimmt, zu vereinzelt und zu entfernt, auch zu monoton, als daß gerade sie die Wiege, die Quelle der über alle Vorstellung reichen Menschensprache sein könnten. Wir lassen die Elemente lächeln oder toben, weil wir unser Wort der Freude oder des sittlichen Ingrimms ihnen leihen, nicht weil wir es ihrer Tobsucht oder Geschmeidigkeit abentlehnt hätten. Menschen, weil sie dachten, haben auch das nichtdenkende Unorganische mit ihren Ideen erfüllt und ihm also Namen und Ausdruck verliehen. Der Schwan furchet um sich seine Kreise auf dem glatten Wasserspiegel; der ferne Schlag des Glockenhammers regt die Luftwellen auf; erst unser selbstbewußtes Ohr und Auge aber bildet diese wiederversinkenden Linien des anklatschenden Sees zu bleibenden Gestalten, festiget diese dunklen Töne der hinweg brandenden Luft in malerische Rhythmen, in ewig bleibende, alles rührende Melodieen um. Die Sprache macht erst den Text zu diesen „Liedern ohne Worte.“ Dies ist das Verfahren der Sprache, und von diesem wunderbaren Vermögen redet die wahre Sage und der wahre Dichter.

Schöpft des Dichters reine Hand:
Wasser muß sich ballen.

Göthe.

Die Kindersprache ist also dem Kinde nicht von Außen her zugekommen, sonst verbände dieses seine allerersten eigenen Empfindungen nicht mit ihr; sie ist auch nichts Zufälliges, denn sie befolgt seit Jahrtausenden schon Gesetze, die alle Zungen gläubig nachreden und die von

allen Sprachforschern zusammen doch noch nicht zur Hälfte entdeckt sind. Wären nun aber diese Gesetze blos ersonnen, so wäre die Sprache dem Kinde zum Erlernen zu mühsam; und wären dieselben blos entstanden, so wäre die Sprache zu willkürlich, anstatt daß sie sich selbst gleich ist. Das Gewicht solcher Widersprüche war von jeher einleuchtend. Da man aber die überraschende Aehnlichkeit, welche oft zwei sonst sich fremde Sprachen mit einander haben, sowie jenes allgemeine Zusammenstimmen der Kinderrede nicht übersehen konnte, so behalf man sich zur Erklärung solcher unablehnbaren Verhältnisse mit einer alten und weitverbreiteten Voraussetzung.

Man nimmt eine allgemeine Ursprache an, aus ihr sollen alle Völkersprachen der Reihe nach hervorgegangen sein, ihr sollen dieselben also auch alle diejenigen Aehnlichkeiten schuldig sein, die ihnen jetzt noch untereinander gemeinsam sind, und ein stets erneuter Wiederbeginn dieser Ursprache wäre demnach die in jedem Kindermunde erwachende erste Ausdrucksweise.

Allein Niemand gibt über diese Ursprache Auskunft, nirgend ist das Land zu finden, in dem sie üblich wäre oder gewesen wäre; dagegen aber verharren alle Sprachen, die doch zusammen aus jener entsprungen sein müßten, in ihrer Verschiedenartigkeit und gegenseitigen Entfremdung, wie auch die Völker, denen sie zugehören, sich fremd bleiben an Schicksal, Beruf und Bildung. Daraus hat denn die Erfahrung einen ganz anderen Schluß gezogen. Alles, was man schlechtweg Ursprache nennt, ist das schnurgerade Gegentheil von dem, was in unseren populären Vorstellungen hierunter gedacht wird. Ursprachen konnten nie eine allgemein geltende Menschheitssprache, sondern mußten vielmehr nur enge und einseitige Partikularsprachen sein, und die Geschichte der Menschheit beweist dies bis auf den heutigen Tag. Die Geschichte beginnt mit einer unvermeidlichen Verzweigung, folglich mit einer Zerstückelung des Menschengeschlechts; durch die Vielheit der Interessen wurde erst das Bunte des Ausdruckes, die Erweiterung der Begriffe wohlthätig angeregt. So weit die Forschung auf diesem Gebiete bisher vorgedrungen, so einstimmig ist sie, trotz des immer veränderten Weges und Zieles, doch in diesem Satze. Wilh. v. Humboldt zeigt in seinem Aufsatze „Ueber das vergleichende Sprachstudium" (Gesam. Werke 3, 254—268) wie der Urbeginn der Geschichte viele und kleine Menschenmassen voraussetzt und wie eben ein solcher niedriger Zustand das

Entstehen der vielen, aber nur nomadenhaft lebenden Sprachen ermöglicht und begünstigt. Der umgekehrte Zustand aber liegt nicht in dem Urbeginne, sondern nur in dem jeweiligen Abschlusse weltgeschichtlicher Epochen, er setzt verhältnißmäßig größte und dichteste Völkermassen voraus, er erst mischt die vielen Zungen in eine, setzt an die Stelle der vielen nomadischen Sprachen eine sie bewältigende, sie in sich vereinigende Staatssprache, er stempelt die Einsicht der verschiedenartig gebildeten Geister zu einer Gesammtkultur und läßt eine reiche, biegsame, endlich weltbeherrschende Sprache daraus hervorgehen: so in der Urzeit die Sprache der arischen Volksstämme, so im classischen Alterthum die griechische und lateinische Sprache, so in der Neuzeit die angelsächsische. Diejenige Weltanschauung, die in einer solchen Sprache liegt, wird dann bestimmend für die Anschauungen in allen übrigen Sprachen; in ihr vereinigt sich das geistige Erbe aller vorausgegangenen Sprachäußerungen mit der neuen Geisteserrungenschaft, und verbreitet sich über alle noch unbetheiligten Sprachen und Völker. Religion, Recht und Dichtkunst dienen ihr als die undurchbrechlichen Dämme, in welchen sie den fluthenden Sprachstoff der Welt einschließt und ruhig dahinfließen läßt; in Indien war sie im Besitze der Weda's, in Griechenland im Besitze Homer's, in Deutschland kam sie in den Besitz der Bibel: drei Bücher haben bisher dem Menschengeschlechte genügt, ja fast nur mit einem derselben macht nun der angelsächsisch-deutsche Sprachstamm seinen Kulturweg um die Welt. Und wenn so mittelst einer herrschend werdenden Sprache die gewünschte Uebereinstimmung zwischen der Welt und dem Menschen wieder gewonnen werden soll, weil darauf die Erkenntniß der Wahrheit überhaupt beruht, so stellt eine solche Sprache zwar Ende und Ziel eines Weltalters dar, aber nicht dessen Uranfang; den höchsten Blüthepunkt des Volkes und seiner Sprache, aber nicht dessen dürftig nackten frühesten Beginn. Die relative Einheit des Menschengeschlechtes und der Sprachen ist also ein Ergebniß nicht der Jugend der Menschheit, sondern ihrer „Zunahme an Alter und Weisheit." Römersprache und Römersinn sah nach dieser Erfahrung Plinius sich über die Erde ausbreiten; dieses Mannes damalige Erwartungen, die er von seiner Sprache hegte und ausdrückte (Hist. nat. 3, 5.), sind unserer Zeit und Einsicht so nah verwandt, daß A. v. Humboldt im Kosmos 2, 142. 437. dieselben nicht übergehen konnte, wenn er dorten die Mittel erwägt, durch die wir heute den ganzen Erdkreis mit Bildung

zu umspannen und jegliches Land darinnen heimathlich bewohnbar zu machen gedenken; neben Buddhismus und Christenthum, sagt er, läßt sich keine zur Einigung der Menschheit wohlthätiger wirkende Macht nennen, als die Sprache.

Nicht in einer vorausgesetzten Ursprache also, weil sie nirgend erreichbar besteht, können jene Wörter zu suchen sein, die in der Kinderrede so vorhanden sind, daß sie zwar keiner einzelnen Sprache bestimmt zugetheilt werden können, aber allen Sprachen vertraut und jedem Volke wie aus seiner eigenen Sprachseele genommen zu sein scheinen; wol aber müssen diese Wörter aus der Nothwendigkeit einer allgemein menschlichen Ausdrucksweise entstehen und für diese die Sprachwurzeln selbst abgeben. Der noch ganz leere Keim der Kindesseele, der noch eben so trockne Keim des Sprachvermögens im Kinde sind beide keiner Partikularvorstellung, keines Partikularausdruckes fähig, nur allgemeine Stimmungen in allgemeinster Ausdrucksweise kommen ihm zu, Rede und Gedanke unserer Art muß ihm erst noch wachsen. Mittlerweile ist das Kleine durch jeden sinnlichen Einfluß und seine fortgesetzte Bedürftigkeit gezwungen, Empfindungen zu äußern, die nach Behagen und Mißbehagen lauter analoge sind, die also auch in ihrer Lautverkörperung nur aus Lautgleichnissen bestehen können.

Eben diese in den verschiedenartigsten Sprachen sich ähnlich bleibenden Laute haben auch für die Benennung von Vater und Mutter allenthalben zu gleichen Benennungen geführt, und gerade diese Namen hat man dann als den schlagenden Beweis angesehen vom Ursprunge aller Sprachen aus einem einzigen Mutteridiom. Dagegen bemerkt Pott, Zählmethode 230: Dies beweisen sie nicht im Entferntesten, sondern nur wie sich das erste, noch mit der Interjektion verschwimmende Lallen des Kindes an diejenigen wendet, denen es Dasein, Nahrung und Pflege verdankt. Diese Art Kindersprache lernen nicht die Kinder von den Eltern: umgekehrt dadurch, daß man jenen nachahmt, erneut sie sich fort und fort, von Geschlecht zu Geschlecht.

Als ein Beispiel diene uns hier das Wort Vater. Die Wurzel desselben sieht Pott, Etym. Forschung. 1, 193, in der Sanskritwurzel pâ, trinken, und entwickelt daraus skr. pitri: pater; skr. pitu: potus, cibus. Es wäre wahre Verschwendung, alle die tausenderlei gleichen und ähnlichen Wortformen hier besprechen zu wollen, die in den verschiedenen alten und neuen Sprachen dieser Begriff Ernährender und

Ernährendes aus einer und derselben Wurzel sich gebildet hat; ihre bloße Aufzählung würde ein Buch für sich erfordern. Der feminine Begriff die Ernährende, der sich an dieser Wurzel pâ entwickelte, reicht schon allein in den slavischen Sprachen durch alle möglichen Idiome vom Donau- und Oderflusse hinweg bis zum sibirischen Obiflusse. Dieselbe Göttermutter und Goldene Frau, welche die Slaven unter dem Namen der Slata Baba verehrten, („antiquissimum idolum, quod Moscovites aurea anus dicitur“) dient mit ihrem Mutternamen noch dem Deutschböhmen, um den süßen Brei zu bezeichnen, der seine Festspeise am Gründonnerstag ausmacht, und hat auch uns seit den Zeiten Heinrich's des Finklers den dunklen Anfang städtischer Gesittung ausgedrückt, indem Baba, welche bald Otto's des Gr. Tochter, bald Heinrich's Schwester gewesen sein soll, Bamberg erbaut und benannt haben soll. Lieber wollen wir uns dem allerengsten Spielraume, den dieser Namen haben kann, zuwenden und ihn in denjenigen Formen allein betrachten, die er in einer blos örtlichen Kindersprache hervorbringt. Die nachfolgenden mundartlichen Varianten sind stets nur als aargauische anzusehen, so oft ihnen keine besondere Quelle eigens beigesetzt ist.

1. Kinderwort Ba zur Bezeichnung von Geschlecht und Verwandtschaft.

Genusformen: Babo Mann, Baba Frau, Buobo Sohn, Babi Tochter, Böppi Spielkind, Bibbi Hausthierchen, Junges. — Variirende Formen des Wortes in anderen Dialekten der Schweiz sind folgende: Baa (deutsch Bünden) Vater, Babuns (romansch) Urgroßvater, Babsegner (romansch) Ahnherr, Barba (Engadin) Oheim, alter Mann. Baba Mutter, Babo Sohn, Bobi jüngster Sohn, Böbi jüngstes Kind, Böppi Zärtelkind. — Composita: Diddibabi, Doggäbabi, Puppe und spielendes Kind. Annabab, Kätherbab, jegliche Tochter und Frau, ohne daß ihr Vorname etwa Anna oder Katharina wäre. — Ironische Phrasen: Bäbeli, der Pelz brünnt! Achtung, mein Kind, es ist nicht Alles richtig. G'sungket, Bäbeli! ei, da hat man ja die Bescheerung! Wie nennt man des Vaters alten Hut mit einem Worte? „Pappedeckel.“ — Interjektionen: der Bewunderung bebé (romansch) — des Schmerzes bebä, bobboh.

2. Das Kinderwort Ba zur Bezeichnung von Speise.

Babbe, Bappe, Brei. Säg jez Pappa! ruft man scherzend dem

Kinde zu, das zu viel auf einmal in den Mund schiebt. Aarauer-Pappehauer! sagt das Dorfkind neckend zum Stadtkinde, um diesem damit Leckerhaftigkeit in aller Art süßer Obstspeisen vorzurücken. Reduplicirende Form: Bipöppelen, dem Kinde, dem das zu Viele aus dem Munde fällt, es wieder einstreichen, hineinschmeicheln. Biback (Appenzell) das Tannenharz. Vom überfütterten Wickelkinde sagt Bruder Berthold (Predigten, ed. Kling): so macht im die swester ein müselin und stricht im eht in: so päpelt ez im herwieder ûz; so strichet eht sie dar, so weinet ez, so zabelt ez. — Bäbelen, das hungernde Gähnen junger Neststörche, ehe sie klappern können; Papperlapapp, ihr Geklapper. Bobelimobeli, jedes jüngste Stallthier. Wobi, junge Kuh. Bübbi, Mutterbrust, Thierzitze. „War ein schleckli, das kranck Kind wieder zur süßen Buppen zu bringen.“ Val. Anshelm, Bern. Chron. ad ann. 1503. Bubi, Bubeli, Lichtdocht, wehende Flamme. Bubeln, mit dem Feuer spielen, zündelen. Buebizen, bobizen, prassen, leichtsinnig vergeuden, Speise verderben. Wer aufborgt und entlehnet viel und wil hin und her popizen, der solt ins Narrenbad auch sitzen. H. Sachs.

3. Wurzel Ba zur Bezeichnung von Spielzeug.

Boppe, Boppejene (Wallis) Kinderspielzeug. Böppi, Mutterzärtling. Baslerpöppi (vgl. no. 2, Consonant. Anlautformeln) Mutterkindlein, Einfaltspinsel. Poppel, Popanz und Weichling. Poppehämmerli, der Teufel (vgl. Räthsel no. 446) ipöppele, einfäschen, einpuppen, vermummen. Eia-Popeia, Eia-Poleia, Ammen-Refrain. Letztere Formel heißt in deutsch-österreichischer Diminuirungsform „Haiderl-Pupaiderl.“ Der Prof. Berthold Sengschmitt, in seinem gymnas. Programm zu den Schotten in Wien, 1852 — hat es aus dem griechischen Wiegenliede „eude mou païdion, eude mou paï!“ erklären zu müssen gemeint, weil die griechischen Kindsammen am babenbergischen Fürstenhofe es einst so den jungen Herzogen vorgesungen haben müßten. (Herrig, Archiv 1853. Bd. 14. pg. 219.) So sieht gelehrte Thorheit auch hier den Wald vor lauter Bäumen nicht.

4. Wurzel Ba zur Bezeichnung von Sprache.

Babeln und bappeln, tändeln und stottern. Verbaben, das kindische Wesen ablegen. Verbabelen, verklagen, verdächtigen; ûsbabeln, klatschen, ausplaudern. Babeligsmûl, ungewaschene Rede. Babbli,

Plaudertasche. Bäbeler, ein Neidischer mit verbitterter Urtheilsweise. Boppart (SGallen. Kirchhofer, Sprichw. 66) der Bauernstolz.

Schon genug an diesen Beispielen; sie lassen sich aus Stalders, Toblers und anderer Schweizer mundartlichen Schriften ohne Mühe vermehren. Unsere Absicht war nur, aus einer einzigen Localmundart allein die reichlichen Wortformen nachzuweisen, welche das Kinderwörtlein Ba hervorbringt, und damit zu zeigen, daß diese Wortgebilde weder zufällige, noch erlernte und entlehnte, noch dem Naturlaute nachgeahmte Wörter seien, daß sie dagegen aber in ihrer grammatischen Gestalt und in ihrer logischen Beziehung dem Bildungsgange aller Sprachen überhaupt angemessen, dem Menschenverstande entsprechend und vor der wissenschaftlichen Untersuchung stichhaltig sind. Und was ist nun hieraus zu lernen und einzusehen? Vor der Hand schon der bestimmte Satz, daß es noch nicht hinreiche, blos kindisch oder blos gelehrt zu sein, um ein Urtheil über das kindischeste und allergeringste in der Sprache sich bilden zu können. Die Kindersprache kann keinen andern Grund haben und keine andere Erklärung zulassen, als alle Sprache überhaupt. Ein unbekannt gebliebener geringer Schriftsteller, der aber das Glück hatte, länger als die meisten unter uns dem lauteren Naturleben überlassen gewesen zu sein, der auf den Appenzeller Alpen bei Wildheuern aufgewachsene Nänny aus Herisau, hat einen passenden Gedanken über Werth und Art der Kinderrede gefunden; er heißt:

Aus Keimen, die vom Baum gefallen,
Wird Hochwald, wipfelnd weit und breit,
Und aus des Kindes leisem Lallen
Der Donner der Beredsamkeit.
Drum sollt ihr Kleines nicht verachten,
Ob scheinbar es im Schatten steht,
Wenn euer Dichten, euer Trachten
Oft noch so sehr ins Große geht.

Auf die Beweisgründe für die Triftigkeit dieser Worte haben sich schon unsere älteren Dichter eingelassen. Besonders Fischart ist hierüber beredt. In seiner Anmahnung zu christl. Kinderzucht (bei Vilmar, Marburg. Gymnas. Programm 1846) beschreibt er die Wirkungen der Kinderrede auf unser Gemüth also:

Dann was ist lieblichers zuhören
als wann die kinder reden lehren?

wanns herauszlispeln bald die red
vnd ruffen Abba, Vatter, Ett,
ruffen der mutter Memm vnd Ammen,
geben nach jrer notturfft namen,
brauchen den ererbt Adamsgwalt,
der jedem geschöpff ein nam gab bald.
wie ist jhn zuzusehen wol,
wanns wanckeln wie ein wasserpfol
vnd so halszlämig vngwisz tasten
vnd wie ein engelchen erglasten?
solch freundlichkeit vnd lieblich sitten
solten die elter vnd ein ieden
reitzen, das sie deszlieber mehr
mit kinderzucht vmbgiengen sehr;
dieweil solch blüend alter frisch
vmbsonst so lieblich gstalt nit ist,
auch offt das wild vnd vieh bewegt,
das es zu dem ein gfallen trägt.

Unsere deutsche Sprachbetrachtung ist derselben Ueberzeugung, sie geht mit Neigung diese Wege der Untersuchung. Unsere besten Gelehrten kennen keinen Hochmuth, ob sie die Bibelsprache des Gothen Ulfila, oder die des unmündigen Wiegenkindes betrachten sollen. Sie wissen, in beiden ist eine Weissagung, und von den beiden gilt jener Spruch: aus der Säuglinge Mund hast du dir dein Lob bereitet. Darum zauderte J. Grimm nicht, schon vor vielen Jahren in den Altdeutschen Wäldern, in den Kinder- und Hausmärchen u. A. diese Wörtchen der ersten Kindheit aufzuzeichnen. Cl. Brentano und Arnim thaten dasselbe und widmeten diese Sprüchlein unserer kleinsten Reimer dem größten Dichter, unserem Göthe. Wie glücklich seitdem unsere vaterländische Gelehrsamkeit darin fortgearbeitet hat, dies zeigen die schönen Schriften von Müllenhoff, E. Meier, Fiedler, Woeste, Panzer, Simrock u. A. Noch größere, umfassendere Arbeiten darüber stellen uns W. Mannhardt und E. Höfer in nahe Aussicht, und warum soll man nicht glauben, daß diese gegenwärtige Schrift noch anderwärts manchen stillen Eifer für denselben Gegenstand ferner erregen werde. Ist doch dieser Glaube nicht von Eitelkeit eingegeben, sondern vielmehr von einem lebhaften Gefühle von Frömmigkeit und Liebe, ein Gefühl, das jeden bewältigt,

der sich der Betrachtung der Sprache hingibt. Denn weil man da Worte betrifft „die mit den Dingen, welche sie benennen, zugleich erschaffen scheinen," solche von allen Völkern und Zungen gesprochene Worte der ersten Liebe, der ersten Begeisterung, der ersten Erkenntniß, so überblicken Sprachforscher das große Gebiet linguistischer Studien nicht ohne Anwandlung religiöser Scheu und Ehrfurcht, (vgl. Wackernagel, Altfranz. Lieder, pg. IV.) und die Andacht hat ohnedies schon längst von einem Gott in der Sprache geredet. Denn alles Große, äußert Neander (Ztschr. für christl. Wissensch. 1850, pg. 5), alles was in die Höhe und Tiefe führt, ist dem Religiösen verwandt und geeignet, dasselbe lebendig wieder hervorzurufen. Und es hat diese Art, die Sprache zu betrachten, den Vortheil, daß sie endlich von selbst auf diejenige historische Behandlung trifft, welche, seitdem sie neuerdings zu einer glücklichen Anwendung gebracht worden ist, das ganze Wesen unserer eigenen Muttersprache mit verjüngt hat. Seit J. Grimm weiß die historische Sprachbetrachtung, daß die Sprache ein unerschaffenes, stufenweise zu Stand gebrachtes, ein durch menschliche Freiheit hervorgebrachtes Werk ist, das so jung und naiv wie das beginnende Denkvermögen ist, und so weise und unumschränkt wie das entwickelte. Das von vorne beginnende Denkvermögen des Kindes beginnt deßhalb auch einen Theil der Sprache stets von vorne zu erfinden; und wie für das Kind, so ist deßhalb auch für uns die Sprache, weil sie eine menschliche Errungenschaft ist, eine fortschreitende Arbeit. J. Grimm, Urspr. d. Spr. 1851. Wenn uns dann bei solchem Nachdenken erst nur noch die Einsicht dämmert, daß uns die Muttersprache zugleich auch eine Sprachmutter sei, daß sie aus des Kindes Gefühlsleben neu entspringe und aus unserem Ideenleben weiter sich entwickle, daß sich also da wie dorten Sprache wieder gebäre: so verfallen wir gerne auf solcherlei Glaubens- und Empfindungs-Aussprüche, wie deren einer von Lavater an der Spitze dieses Aufsatzes steht: „Alle Kinder haben eine ungelernte Muttersprache, ungefähr wie die stumme Muttersprache der Himmel, welche die Ehre Gottes erzählen; und mit solchen Brosamen, die von der Mutter Liebetisch fallen, nehmen wir alten grauen Haare noch vorlieb." Aber nicht blos vorlieb müssen wir damit nehmen, als ob uns das Bessere und Höhere selbst noch hinterhalten bliebe und uns nur das vom Tische fallende Brosamlein genügen sollte; nein, als unsern ganzen Besitz, als unser völliges Erwerbniß und Gut haben wir die

Sprache anzusehen und ihrer froh zu sein als des zinstragenden Pfundes, das wir mit Zufriedenheit und Stolz unserm Hause, unserer Familie, unseren Gemeinde- und Vaterlandsgenossen hinterlassen. Heimath, Stammgenossenschaft, Vaterlandsgötter und Sprache — was gab es je für alle Völker Größeres, um es der Verlassenheit, der Knechtschaft, dem Barbarenthum entgegen zu setzen; und die Sprache ist es, die alle diese Kleinode in ein zusammenhängendes Geschmeide bringt. Diese Einsicht war unserm Wilh. v. Humboldt eigen. Nachdem dieser klare Geist beinahe lebenslänglich über Sprache gedacht und gearbeitet hatte, kam ihm gegen das Ende seiner Tage daraus ein erhabener Trost; seine Lebensarbeit habe sich den besseren, den unvergänglicheren Theil erwählet, schreibt er in seinen Briefen an eine Freundin 1, 315, denn „die wahre Heimath ist eigentlich die Sprache."

So weit glaubt dieser Aufsatz gehen zu müssen bei seinem Vorhaben, sich über die Abkunft der Kindersprache zu erklären; und nun wendet er sich dem andern Punkte der Aufgabe zu, bei dem man sich kürzer fassen kann, er behandelt nämlich noch die Form der Kindersprache, nicht die blos allgemein ähnliche, sondern deutlich durchschlagende Form.

Da es kein blos verirrter Sprachtrieb ist, der im lallenden Kindermund die ersten Wortformen gestaltet, so müssen auch jene wunderlich klingenden gehäuften Laute, die das Kind zu ganzen Formeln ausdehnt, aus einem bindenden Sprachgesetze stammen.

Wir wollen uns dem Beweise hierzu auf dem Wege eines Schulbeispieles nähern.

Bekanntlich sucht eine jede Schulpoetik den Lehrling auf die feineren Sprachschönheiten in den Werken unserer Dichter dadurch aufmerksam zu machen, daß sie ihm einige stehend gewordene Romanzen- und Liedverse wiederholt, wie z. B. das Göthesche „Wenn ich, liebe Lili, dich nicht liebte." In eben solchen Figuren der Annomination redet das an der Sprache arbeitende Kind. Seine Liebesversicherung, sein herzliches Wohlgefallen, seine kleine Schmeichelei findet nichts Natürlicheres vor, sein Sprachorgan weiß nichts Bequemeres, als eben diese Selbstwiederholung eines einmal gefundenen Lautes, diese Selbsteitirung des einmal erwachten Gefühls. Und seine Sprachoperation ist dabei wirklich eben dieselbe, deren wir uns bei unseren wohlbemessenen Aeußerungen vorsätzlich zu bedienen suchen. Wünschen wir nämlich den Zuhörer für unsere Vorstellungen einzunehmen, so bemühen wir uns, ihm die

Wichtigkeit dieser bestimmten Vorstellung mit dem Gewichte unseres dafür gewählten Wortes in einen überraschenden Einklang zu bringen. Wir verlegen dann eine Rhythmik in die Bewegung unserer Sylben und Satzglieder: sie soll das fremde Ohr gerade zu derjenigen Stimmung veranlassen, in der wir uns persönlich befinden. Wir geben dem Ohre nahverwandte Klänge zu genießen, wir erwecken dem Auge ähnliche Färbungen, um es in eben die Empfindung einzuführen, für eben die Aeußerung vorzubereiten, die unser letzter Endzweck ist, deren Anerkennung uns beschäftigt. Wir suchen diese Aeußerung, diesen Gedanken als die Behaglichkeit selbst erscheinen zu lassen, und dazu wählen wir die harmonisch lautende Wortfolge, den symmetrisch beschaffenen Satztheil. Wir betonen und wiederholen das einzelne Wort, setzen es an die besondere Stelle, ziehen tautologische, synonyme Nachbarn zu ihm heran, häufen verwandte Gedanken wie gleich gekleidete Truppen auf einen Punkt des Gebietes zusammen, und setzen sie durch den gleichartigen Ton einer Klangfigur wie durch ein Trompetensignal in Bewegung: und so kommen wir der wachen Erwartung unseres Zuhörers befreundet entgegen, nachdem wir ihm Auge und Ohr abgewonnen, seine Einbildungskraft auf unsere Seite herüber gezogen, seinen innern Sinn in eine unserm Zweck entsprechende Thätigkeit gesetzt haben. So wirken Redner und Poeten. Aber auch das Kind ist bereits ein kleiner Sprachtechniker, der mit ähnlichen Mitteln an der Sprache arbeitet, eben weil sie selbst solche in Hülle und Fülle darbietet. Die Sprache reduplicirt ihr Wort (cicindela, Glühwürmchen; cincinnus, Lockengeringel); damit das Flimmern und Schimmern der wiederholten Lichtbewegung, damit die Menge übereinstimmender Einzelheiten auf das Vorstellungsvermögen überzeugend wirke, das innere Auge zum Urtheil nöthige. Doppelt gesagt, ist nachdrücklicher gesagt. Kuhn, Ztschr. f. Sprachforsch. 2, 12. Schon jede von der unmittelbaren Natur eingegebene Aeußerung verfährt also. Die leidenschaftliche Rede des gemeinen Mannes, das Sprichwort, die Bauern- und Kalenderregel, sogar das Schimpfwort tritt solcher Gestalt heraus. Verwandte Laute und Worte werden gepaart, weil auch wir die dazu gehörenden Vorstellungen in doppelter Stärke selbst denken oder vom Zuhörer zusammengedacht haben wollen. So erweist sich also auch an diesen Sprachoperationen jener vorher schon behandelte Satz, wornach denken und sprechen gleichzeitig, eins sind, zu zweit wirken und hervorbringen. Gedankenkraft und Sprachgewalt gehen ein

Bündniß der Liebe ein, und ihr hoher Priester ist dann der Dichter. Dies ist kein bloßes Bild, sondern eine Erkenntniß, der Orient und der Occident haben uns dieselbe verkündet. Der Perser Hafiz besingt sie in Liedern, in denen er selbst der werbende Bräutigam ist, die Sprache aber seine zur Hochzeit geführte Braut. Lessing wirft dieselbe Erkenntniß seinen barbarischen Gegnern (Anti-Goeze. Bd. 10, 212) in den Bart, welche seiner theologischen Prosa den Schauspieldichter vorrücken wollten; und Göthe übersetzt zustimmend diese Einsicht wiederum dem Hafiz nach:

Sei das Wort die Braut genannt,
Bräutigam der Geist!
Diese Hochzeit hat gekannt,
Wer Hafisen preist.

Im redenden Kinde nun vollzieht sich diese Paarung des inneren Sinnes und des äußerlich entsprechenden Materials mittelst eines noch unterirdisch arbeitenden Sprachinstinkts, gleichwohl aber ist auch dabei schon persönlicher Sprachverstand mitthätig. Die tändelnden Formeln der Kinderrede dienen dem Kinde dazu, sein eignes Sprachvermögen analytisch auf die Probe zu setzen, zu untersuchen, wie weit es ausreichen werde. Die Wörter, die es dabei trifft, sollen zugleich keineswegs blos lauthäufende, sondern vielmehr Wegweiser sein, die auf verwandte neue Wortstämme hinführen. Die in einander geschlungenen Tonglieder eines Kinderreimes sind gewöhnlich eben so viele Gelenke und Fruchtknoten sinnlicher Begriffe, mit denen sich der junge Geist seine kleine Welt umhängt. Stellen ihm alsdann solche Klanggeister der Sprache jenes gesuchte Bezugreiche her, welches zwischen Wort und Ding besteht, so drückt es die Freude über die Wirklichkeit oder Möglichkeit seiner neugefundenen Bezeichnung in einer förmlichen Ueberfruchtung von Wortbelegen aus.

Es kann auch hiefür ein ausreichendes Beispiel beigebracht werden. Dasselbe Wort Vater, das uns vorhin diente, die Abkunft der Kindersprache nachzuweisen, erweist uns auch Form und Gesetz derselben. Karl Buschmanns Abhandlung über den Naturlaut (Abhandl. d. Berlin. Akademie 1853) bietet hierüber Aufschlüsse, die durch ihre Einfachheit ganz überraschend sind. Auf achterlei Sprachtafeln sammelt Buschmann aus den mannigfachsten Sprachgruppen der Welt den Namen für das Elternpaar. In allen diesen Wörtern aller uns bekannten und erreichbaren Sprachen der Erde bilden die Wurzeln Pa oder Ta den Vaternamen,

die Wurzeln Ma oder Na den Mutternamen. Diese Zweizahl der Begriffe, deren Ausdruck mit dem Consonanten beginnt und dem Vocal schließt, geht über in eine entsprechende Vierzahl von Wortformen, insofern ebendieselbe Wurzel sich auch mit dem Vocal beginnen und sich mit dem Consonanten abschließen kann. Es entstehen also für Vater die vier Typen Pa, Ta = Ap, At; und für Mutter die vier Typen Ma, Na = Am, An. Für den Namen Vater sind somit bestimmt die Mutä der Lippen und Zähne, für den Namen Mutter bleiben die entsprechenden stumpfen Consonanten M und N. Merkwürdig ist dabei noch der Umstand, daß die Sprachen der alten Welt den Lippenlaut (Pa für Vater, Ma für Mutter) in einem großen Umfange bevorzugen, daß dagegen ebenso der Zahnlaut (Ta für Vater, Na für Mutter) das Eigenthum des neuen Continents ist. Was nun bei dieser Untersuchung über Vater- und Mutternamen sich ergiebt, das besteht selbstverständlich auch für die daran sich reihenden Ausdrücke der nächsten Verwandtschaftsgrade. Noch viel Bereicherung würden mithin alle diese Beobachtungen erhalten, wenn die Ausdrücke: Großvater, Großmutter, Oheim, Tante, Schwieger, Schwager, Amme mit hinein gezogen würden. Auch diese bewegen sich sprachlich in denselben vier Typen, sie führen also den Beweis noch vollständiger und reiner, daß sich die Grundbuchstaben charakteristisch auf die beiden Geschlechter vertheilen.

Man kann dies die Tonsprache nennen; ihr Name entspräche jenem Zeitalter der Menschheit, dem die Bilderschrift eigen war. Das Kind ist dabei Entdecker und Rückerfinder unseres eigenen ältesten Sprachzustandes, denn indem es die unter einander verwandten Begriffe nach dem Anlaute der Worte zusammenstellt, geräth es auf die Form der germanischen Allitteration. Diese selbst gehört so enge zur Sprache selbst, wie diese wieder zum Sinn des Gehöres; auf dem Geiste des Gehörsinnes beruhen beide. „Niemand hört, als was er weiß; Niemand vernimmt, als was er empfunden.“ Göthe 45, 159. „Tönend wird für Geistesohren schon der junge Tag geboren,“ rufen die Genien, die den Aufgang der Sonne vorverkünden (Göthes Faust). Nach diesem Gesetze des die Begriffe paarenden Wortanlautes redet unsere älteste Sprache, auch ihre Prosa ist von diesem Band gebunden, allem Verwandten legt sie es an und bringt es damit in Einklang. Es allitteriren daher die nordischen Namen der drei obersten Götter: Wodan, Vili und Ve; die Namen der ersten Menschen: Askr und Embla, so wie die ihrer drei

Söhne und der drei Hauptvolksstämme, die sich nach ihnen nannten: Ingo, Isco und Irmino. Die Eigennamen unserer Heldensage treten uns mit gleichem Anlaute entgegen: Siegmund, Siegelind und Siegfried — Gunther, Gernot und Giselher — Herbrant, Hildibrant und Hadubrant — Chriemhild, Brunhild und Swanhild. „Was dem Ohre nach innen gesagt ist, soll gleichfalls dem Auge entgegen kommen: so sehen wir in Gesetzbuch und Heilsordnung, in Bibel und Fibel sich Wort und Bild immerfort balanciren." Göthe 49, 63. Ebenso dienen uns die Wörter: Sang, Sage und Saitenspiel, Lied und Laute, Wort und Weise — noch immer als Schlüssel, mit denen wir das Geheimniß ihrer gleichnamigen Begriffe aufschließen; so giebt uns die entgegengesetzte Beschaffenheit zweier Wörter und Namen deren inneren Widerspruch, Gegensatz, deren Ende- und Wendepunkt zu erkennen. Erst ist die Allitteration wörtlich der Stabreim, welchen das noch nicht starke Gedächtniß einem Stocke gleich als Wiedererkennungsmittel zu den Dingen hinsteckt, dann wird dieses Merkzeichen ein Denkzeichen, wie sicher zutreffend Sprache und Vorstellung im Einzelfalle sind, endlich wird das vorher nur nützliche Werkzeug zum Kunstmittel und zur Schönheit, zum Sprachwohllaut, zur Gedankenmusik. Weise gedacht, stark gemacht, schön vollbracht, — so hieß der Zunftspruch in der altdeutschen Bauhütte; alles, was wir in der Sprache gelungen nennen, ist auf keinem andern Weg gelungen. „Je mehr Kraft ein Werk hat, desto mehr Klang verträgt's; wie die Begeisterung des Dichters von selber melodisch wird, so wird die Begeisterung großer Menschen, von einem Luther an bis zu Lessing, unwillkürlich rhythmisch." (J. P. Richter. 1. Gesammtausg. 42. 218—222).

Daß aber die Theilnahme für diese Seite der Sprache, obschon dieselbe bis in das Gebiet der Kunst geführt hat, dem deutschredenden Kinde immer eigen gewesen ist, dies steht unzweifelhaft fest, liegt sowohl schon im Wesen der Sprache selbst begründet und wird noch überdieß durch unsere Sprachgeschichte mit bewiesen. Es ist noch heute im Munde unserer Kinderwelt ein Reim allbekannt (no. 22 unserer Sammlung), der aus dem heidnischen Norden herstammt; wir haben noch die Ueberreste eines ahd. Beichtspiegels, mitgetheilt in Haupts Ztschr. 5, 453, worin das Beichtkind unter seinen Sünden auch die zu bekennen angehalten ist, die es begangen habe „mit lugisagilon, lugispellen, upispellen, wunnespilen unde tumpchosen." Was anders können diese Sünden gewesen

sein, als die in Uebermuth ausbrechende Sprachfreude des schwatzenden oder jubelnden Kindermundes. Und wenn die Windsberger Psalmenübersetzung aus dem 12. Jahrh. dem ungebildeten Zuhörer erklären soll, was das im Bibeltexte so oft sich wiederholende Wort Jubilum und Jubilatio heiße, so bezieht sie sich beispielsweise gleichfalls auf die Kinder und Bauern, die, wenn sie vor lauter Freude nicht mehr wissen, was sie sagen sollen, ein Lied mit selbstgemachten unüblichen Worten zu jauchzen beginnen. Es erinnert dies an Fischarts Riesenknäblein, Gargant. c. 8, 16, welches vom Riesenvater befragt, ob es lustig sei und reimen wolle, gleich übermüthig herauspoltert: huy nun annen! lasset uns die reimen herumb rammelen vnd rommelen, dummelen vnd trummelen!

Und warum wären denn etwa Kinder nicht auch Poeten? Beide bemühen sich, die empirische Welt der Erscheinungen sinnlich getreu auszusprechen, und Beide verfallen dabei nothwendig auf eben dieselben Sprachmittel; so verschiedenartig sie nun auch dieselben handhaben, so bleibt dabei Schillers Satz dennoch wahr: Hoher Sinn liegt oft in kindischem Spiel. Beide sind ihrer feineren Empfindungsfähigkeit willen auch das empfindlichste Werkzeug, das der Sprachgeist anzuschlagen vermag. Deßhalb hat aller Volksglaube den beiden stets Sehergabe und ihrem Worte eine magische Kraft beigemessen. Und so bleibt für unsern gegenwärtigen Zweck wohl Folgendes gesichert. Das Kind macht mittelst der von ihm selbst spielend erfundenen Sprachformeln einen wirksamen Versuch, die sinnliche Welt zu fassen, die gemüthliche zu ergründen und die ganze außer ihm fertig liegende Sprache mit zu erobern. Dies thut es oft früher schon, als wir es wahrnehmen, und so leise für sich, daß wir den nach der Hand erst merkbar werdenden Vorgang nicht begreifen wollen. Plötzlich dann in seinem treffenden Worte überrascht uns ein schon verdauter Gedanke.

Erste Abtheilung.

Die Reimformeln.

„Die wahre Heimath ist eigentlich die Sprache."
W. v. Humboldt, Briefe an eine Freundin 1, 315.



1) Das Lautspiel.

A) Vokalische Anlautformeln.

a — e — i — o — u.

Die Freude lacht in a, die Lust schettert in e,
Die Ausgelassenheit kichert in i.

R. Benedix, der Vortrag, pag. 348.

Kann die deutsche Sprache schnauben,
Schnarchen, poltern, donnern, krachen:
Kann sie doch auch spielen, scherzen,
Liebeln, güteln, kürmeln, lachen.

Logau's Epigramme, bei Lessing 5, 214.

Horch, wie brauset der Sturm und der schwellende Strom durch die Nacht hin!
Schaurig süßes Gefühl! lieblicher Frühling, du nahst.

Fluctibus en tumidis Boreae nocturna furit vis.
Spemque metumque inter ver geniale venit.

Uhland, und Maur. Seyffert, Aretalogus 1841. pag. 72.

Austria Erit In Orbe Ultima: Einst Einiget noch Oesterreich des Erdkreises Enden. — Ac tuba terribili sonitu taratantara dixit. Ennius. — Quid hóc hic | clamóris? |
quid hóc hic | tumúltist? |

Tam benedictus eris, quam benefactor eras. —
Da blitzte Jehovah um Saulum und warf den Reiter sammt Gaul um.

(Nach Hebel.)

Stripp = strapp = strull!
Es de Emmer noch nicht vull?

So fragt beim Melken die westfälische Stallmagd.

Woeste, Volksüberlieferung. pag. 73.

A.

1) Ah, was das aber rare Farbenwaaren waren! —

An der Ammer, sagt er, hab er Emmerkorn,
An der Laber aber hab' er Haber. —

Mündlich aus Altbayern.

Das Aber halt, das macht mich alber;
Wer Aber sagt, der hats nur halber.

Fischart.

Ale nala hala nie, neie nala hala. Alte Nägel halten nie, neue halten.

Weinhold (schles.) Dialectforschung. pag. 27.

E.

Esel essen Nesseln nicht. — Die Würtemberger haben die Himmel im Stalle und die Ingel im Hemmel.

Eiselein, Sprichw. pag. 553.

I.

Sieh, wie näht sie! (ein Schwalbenruf). — Die Linse, wo sinn se? im Dippe, sie hippe!

Simrock, Kinderbuch. No. 249.

Si Nisi non esset, quam felix quilibet esset!
Sunt pauci visi, qui caruere nisi.

Bibl. Murens. MS. No. 48. auf der Aargau. Bibliothek. —

Juno jure Jovi juncta.

S. Galler-Rhetorik. Haupt, Ztschr. 4, 473.

Ziererei ziemt sich ziemlich für die zimpferlichen Zierpüppchen. — Es ist nütz ond geht nütz! sagt schießend und pochend das Weberschiffchen.

Tobler, Appenzell. Sprachschatz, 421.

O.

Si non bene sonant, attamen curriliter tonant. Klingt's nicht, so klappert's doch!

Fischart, Gargant. cap. 8.

Het der öppe-n-öpper öppis tho?

B) Consonantische Anlautsformeln.

B und P.

2) O bobbô, Basler-Böbbi, hesch Bibbi am Bôbbo? —
Beck, back Brod! Bub, bring's bald!

S'chlederet drei blind-blutt Bettler
Durhe Laeberberg blutt ûhe und blind ahe.

Eia-popeia, der Bappen ist guet,
Wem-me brav Zucker und Eier dra thuet.

Bei der abgebrannten Brestenbergerbranntweinbrennerei wird abgeprotzt!

Neuere und ältere Formeln.

So daz rehpochili fliet, so pleechet imo der (pürzel). S. Gallerspruch aus dem 9. Jahrh.

Hattemer, Denkm. 1, 410.

Kätherli-Käth, mach mirs Bett,
Darfst nicht sorgen um das Borgen,
Morgen machen wir's dann wett!

Fischart, Gargant. cap. 8. — Häblerin, Liederb. 70. b.

Brave Bretzenbäcker braten auch braune Brautbraten. — Bürsten mit schwarzen Borsten bürsten besser als Bürsten mit weißen Borsten. — Böse Bohlen brauchen brav Bohrer. — Probieren geht über Studieren, experto crede Ruperto. — Springt ein Hirsch über Busch und Bach, bricht ihm drei breite Brombeerblätter ab.

Doch darf ich bitten, bitt ich eins:
Laßt mir den besten Becher Weins
In purem Golde reichen!

Sänger, von Göthe.

Im letzten Haus, dem Sarg,
Hast Du nicht mehr Haussorgen;
Nur wer in dieser Burg
Sich barg, der ist geborgen.

Rückert, Brahmane, pag. 580.

O mi pulle, mi puelle, dormi belle!
Claude bellos tu ocellos, curas pelle!

Wiegenlied vom Pädagogen Comenius, † 1671.

D und T.

8) Z' Danzig im Danziger Tannewald
Sind Danziger-Tanne und Tannzäpfe dra.

Drü Tüfel hänt dört d'Ahle a d'Dieli tho. — Schwäbisch: Dä haut d'Ahl a d'Dille thau.

Sutor, Chaos latin. Augsburg 1716. pag. 458.

Daß di doch de dreitüsig
Dreibeinig Donnerstüfel
Dur das dreckige Dorf Döttige
Und durh's drüe drissigmol dreckigere Dorf Daischpere
Thät durhe trîbe und durhe träge!

Vgl. Bremer-Ammen-Reim. 1836. pag. 42. No. 10. — Döttingen, Dorf an der Aare; Densbüren, ein Jura-Bergdorf.

Aeltere und neuere Formeln.

Tranaruredum, tranurirum = dumdeie. Nithart.

Am ellernen Teller tanzt Dantes und Heller. —

Die Mutter sprach zu ihrer Tochter:
Sag zu deiner Tochter,
Daß ihre Tochter ihrer Tochter zu wissen thut,
Daß ihrer Tochter Töchterlein zu todt gedoctert ist.

Sutor, Chaos latin. 1716.

Frâ Nachb'rin, sagts nur enggerem Diendel,
Daß es mai Diendel koas Dienderl meh hoaßt;
Denn mai Diendel laid'ts net meh vo enggerem Dienderl,
Daß engger Diendel mai Diendel es Dienderl no hoaßt.

Mündlich aus Altbayern.

Unser alter Ofentopfdeckel tröpfelt.

Liederfibel, pag. 56.

Tax, tax meo tergo erit! sagt bei Plautus der geprügelte Sklave; klitsch = klatsch, klingts auf meinem Buckel.

O Tyte, tute Tati, tibi tanta, tyranne, tulisti!

Ennius.

Doctus ab indocto distat virtutibus octo.
Disce, sed a doctis, indoctos ipse doceto.

F.

4) Es flüge feuf Vögli vor feuf Feistre verbi.

Fritz ißt frisch Fischfleisch. Früh in der Frische fischen Fischer Fische.

Liedf. pag. 56.

Freiheit geht vor Geld, sang der Vogel und flog ins Feld.

Sutor, Chaos latin. —

Frisch, fromm und frei ist die Turnerei. — Englisch: fair, fat and forty: blond, fett und vierzigjährig.

Frangenti fidem fides frangatur eidem.
Esse, fuisse, fore tria florida sunt sine flore.

Flos fueram factus, florem fortuna fefellit,
Florentem florem florida flora fleat.
Filia sub tilia filat subtilia fila.

MS. Bibl. Mur. 48, auf der Aargau. Bibliothek.

Ch. und K.

5) Kei chlis Chind cha
Ke chibis-Chabischopf choche,
Choche cha kei Chue,
Chüechle cha kei Spatz.

6) Der Chabis het g'chäbeslet
Und chäbeslet no.
Wenn der Chabis chabislet,
So chäbislet er si;
Chäbislet er aber nid,
So g'chabislet er si nid.

7) Können s'Kaisers Karl Köch
Kalbsköpf und Kabisköpf kochen?

8) Wenn i chüechle will
Und der Aetti chüechle will,
Und d'Muetter nit chüechle will,
So chüechlet se nit.

9) Wenn der Vater will
Und jeds Chind will
Und der Liebgott will,
Und d' Muetter nit will:
So chüechlet se nit.

Aehnliche Formeln.

Die Hausmutter hat für fünf K zu sorgen: Kinder, Kleider, Kammer, Küche, Keller.

Ich steck meinen Kopf in'n kupfernen Topf, in'n kupfernen Topf steck ich meinen Kopf. — Große Krebse krabbeln in dem Kober.

Liederfibel, pag. 56.

Katzen und kleine Kinder kugeln gerne mit Klunkeln und Kugeln. — Der Graugaul geht in Kurzgalopp den Carambolirpurzulaturgang. — Ein krummkröpfiger, krottengroßer, grasgrüner Kanickelkopf. —-

Kann denn kein Lied krachen mit Macht, so laut als die Schlacht hat gekracht um Leipzigs Gebiet?

Rückert, Gesamm. Gedichte 2. 31.

H.

10) Hinter's Hêre Hag und hinter Heirihansjockelis Hinterhûs
Hanget hundert heiß Hüener-, Hasen- und Herdöpfelhüt.

11) Hinter himmelhöche heilige Hüsere hänt hinächt hundert Here g'hûset.

12) Hinter s'Hanse Hinterhûs
Haut Hans Holderholz,
Hetzt Hund und Hüenerhund
Härt hintern Hase her.

13) Hinter s'Heiri Hallers Hüsli
Hange hungert Herrehömli.

14) Üsers Hüngli
Het üers Chingli
Z'hingerst im Gängli
Bissen i's Hängli.

(Locale Sprechgewöhnung in Solothurnischer und Bernischer Grenznachbarschaft schwankt zwischen ausendendem ND und NG: zwischen Hüngli und Hündli. So ist auch neudeutsch schlingen aus schlinden = Schlund, entstanden. Beispiele aus schlesischer Mundart, siehe in Weinholds Dialectforschung pag. 69.)

Hol mir den Hohlhobel hurtig herunter, Hanshupfindiehöh!

L.

15) Lebe, wie Du, wenn Du stirbst,
Wünschen wirst, gelebt zu haben.

Gellert.

Schleck, wie wenn Du Leberwürst
Wünschen wirst geschleckt zu haben.

Parodie durch die Schulkinder.

16) Z' Rhîfelde ûf der Rhîbrugge
Lit e rauhe laue rässe Rehlebere.

17) I sitze z' Seis ûf der Chilleſpitz,
Iſſe drü fingersdick Speck und Schnitz;
Müllige, Mellige, Würelos:
Dört stend drü liri-leeri Roß,
Wer die drü lirileeri Roß recht rede cha,
Stoßt a der rechte Red nit a.

18) Z' Chilchberg ûf 'm Chileſpitz
Stönd drü düri langi liri läri Röhrli,
Und die drü düri langi liri läri Röhrli
Lehret d' Lüt recht rede, aber nümme lorgge.

Glossen des 13. Jahrh. in Mones Anzeig. 1839, pag. 393: blaesus, qui littera S. imperfecte profert, lisbinder; trahulus, qui semiplene profert, lurchonder. — Die obigen Aargauer Ortsnamen gelten den Städtchen Rheinfelden und Mellingen, und den Dörfern Mülingen, Würenlos, Eins und Kirchberg.

19) Liri-läri-Löffelstiel,
Wer das nit cha, de cha nit viel.

Ebenso bei Fischart, Gargant. cap. 25: Wer das nicht kann, der kann nicht viel. — Abrah. a St. Clara bringt unsern Spruch in seiner Predigt zu Ehren des hl. Bernhard von Clairvaux vor. Gutsmuths, Jugendspiele (Auflage 4) pag. 226 knüpft ein Vexierspiel daran, bei dem der Löffel in der linken Hand umwandern muß.

Volksthümliche Formeln aus alter und neuer Zeit.

Wer sich selber lobt, heißt Läſterlein,
Wer sich selber schilt, will gelobet sein.

Sutor, Chaos latin. 2, 32.

Lamm-lamm! lautet des Wolfes Abendglocke.

Ibidem.

Hic Lira delirat, Lambinus lambinat, Justus Lipsius juste lapsus est: bezeichnet einen grammatischen Schnitzer. — Sol et luna coelo lucent, Luna lucet luce aliena.

S. Galler-Rhetorik. Haupt, Ztschr. 4, 473.

Mein Lebenslauf ist Lieb und Lust und lauter Liedersang.

Mahlmann's Studentenlied.

Auf keinerlei Weise, nicht laut und nicht leise.

Uhland, die Zechbrüder.

Schön bist Du, das weißt Du nur leider zu sehr:
O wüßtest Du's minder, so wärst Du es mehr.
Schön bist Du, das läßt Du wol leider uns sehn;
O ließest Du's minder, das ließe Dir schön.
Schön bist Du, das glaubst Du nur leider zu leicht;
O glaubtest Du's minder, so glaubt' ichs vielleicht.

Rückert, Gesamm. Ged. 3. 41. 49.

Das Sechseläuten, ein herkömmliches Frühlingsfest der Stadt Zürich, begann 1850 sein Festprogramm mit folgendem Scherz: Läuten ist ein Laut-Surrogat, das von Laut ableitet; und ein das Läuten erläuternder Leitartikel zur Einleitung unseres heutigen Sechseläutens kann euch, liebe Leute, zu gar mancher einleuchtenden Wahrheit anleiten.

M.

20) Mein Meister Müllermichel
Mahlt meiner Mutter Mehl,
Weil mir meine Mutter morgen
Milchmues und mengis Mütschli mache mueß.

21) Müller, mahl' er mir einmal meine Metze Mehl mit!

22) Wenn mancher Mann wüßte,
Was mancher Mann wär,
Gäb mancher Mann manchem Mann
Manchmal mehr Ehr.

Vgl. Eschenburg Denkm. 423. — Liedb. der Hätzlerin LXIX. — Der oft wiederholte Spruch gehört zu einem der ältesten aus unserer deutschen Sittenlehre. Havamal lehrt, man solle den reisenden Unbekannten nicht voreilig zum Besten haben; ovitrligd bragd, at spotta ókunna menn, heißt es Vigaglumssaga, cap. 3. Daher hatte das Sprüchlein früherhin noch Ansehen und Werth eines Gedenkverses. Der fromme Mystiker Ruolman Merswin aus Straßburg schrieb am Schlusse seiner Predigtbücher ao. 1465:

Mench Man sitzt by mengem Man
Und waist nit, was mench Man kan.
Und wißt mench Man, wer mench Man wer,
Do but mench Man menchem Man Zucht und Er.

Grieshaber, Altd. Predigt. 2. VIII.

Volksformeln, die unter diese Lautreihe gehören, oder bei uns noch im Schwange sind, lauten:

Merk's Marr, drei Batzen sind ein Ort.

Jede Maus, die ins Mehl macht, meint sie sei ein Müller.

Meiner Mutter Magd macht mir mein Mus mit meiner Mutter Mehl.

Fischart, Gargant. cap. 25.

Soll auch ich schreibend die Menge vermehren und meine Meinung verkünden.

Göthe, Epistel 1.

Omnis origo mali processit ab arbore mali.
Mortis mitte metus, cupias si vivere laetus.

MS. Bibl. Mur. 48. Aargauer Bibliothek.

R.

23) Chumm, mer wei ne ringe Rungg Rate
Im junge lange Rogge jäte.

Ringe Rungg, eine geringe Strecke; zugleich latein. runcare, ausreuten, romanisch runcalino, Neubruch. Raten, lolium tremulentum.

24) Rebstock, wann herbstet me di?
Im Herbst, denn herbstet me mi.

Aeltere und neuere Formeln.

Rast ich, so rost ich, sagt der Schlüssel. — Es ritten drei und dreißig Dragoner den Berg Ararat herauf und herunter. — Le ris tenta le rat, le rat tenté tenta le ris.

Gutsmuth's Jugendspiele, 248.

Hurtig mit Donnergepolter entrollte der tückische Marmor.

Voß.

Fratres terrore prostrati in terram ruunt.

S. Galler-Rhetorik. Haupt, Ztschr. 4, 473.

Roma manus rodit, quas rodere non valet, odit.
Dantes custodit, non dantes spernet et odit.

S.

25) Vo Aarau bis ûf Aarburg
Sind drü steif stark Stund.

26) Sige = säge Holz entzwei, schni = schna = schnorum.

Alte und neue Formeln.

Sitzest gut, so sitze fest,
Alter Sitz ist je das Best.

Si quâ sede sedes, et est tibi commoda sedes,
Illa sede sede, nec ab ista sede recede.

Eiselein, Reimhafte Formeln 1841, pag. 60.

Sosias sedens in solario suo suebat soleas suas.

S. Galler-Rhetorik. Haupt, Ztschr. 4, 473.

Nemo solus sibi satis sapit: Niemand soll sich selber sattsam schlau scheinen. — Schneider, schneid mir mein Schnürleibchen schön!

Da geht die Scheer die schlipp, die schlapp:
Die besten Stück in meinen Sack!

Schneiderlied.

Schnall' schnell die Schnall' an!

Zeitvertreiber von Ulm. 1840.

Stultus und der Bauernstolz
Wachsen auf demselben Holz.

Grimm, Poet. Lustwäldlein. Bern 1703. 166.

Denn das Sprichwort sagt: der Schinder
Und der Schäfer sind Geschwisterkinder.

Rückert, Gesamm. Ged. 4, 330.

Sechs und sechzig Schock sächsische Schuhzweck,
Sechs und sechzig schuppige Hechtsköpf.

Liederfibel, pag. 56.

Die Speckmaus spickt vom Mausspeck.

Eine sagte, daß da sagte Diese Dieses und noch Was;
Nein, sie sagte, daß sie sagte Dieses niemals, sondern Das!
O ich weiß wol, was sie sagte. Will sie, sagt ihr's, sagen nicht,
Was sie sagte,: will ich sagen, was sie sagte, frei ans Licht.
Ei, sie sagte, was sie sagte; eh ich's sagte, sagt' sie's vor;
Sagt nur, daß sie solle sagen, was sie mir gesagt in's Ohr!

Sutor, Chaos latin. Kaufbeuren 1716. pag. 490.

Wer was doppelt gesagt, muß auch was Doppeltes sagen;
Anders in anderer Form spielt der geschäftige Geist.
Was schon Einer gesagt, noch einmal darfst Du es sagen,
Wenn Du daran nicht denkst, daß es schon Einer gesagt.
Hat es schon Einer gesagt, und sagst Du es wieder, so sag's nur
So, daß der Hörer vergißt, daß es schon Einer gesagt.
Daß es schon Einer gesagt, das hinderte Dich, es zu sagen?
Meinst Du denn, daß wir so lang merken, was Einer gesagt?

Rückert, Gesamm. Ged. 6, 101.

W.

27) Wenn i wötti wohne, wo-n-i waidli wär',
Wär' i, wo wiße wälsche Wi wild wachst.

28) Wenn wir wäre, wo wir wötte;
Wo wäre wir wol?
Wir wäre wol witers,
Weder wo mer wol wüßt.

Wenn wir wern wo wir wottenn, wer wais wo wir wernn.

Fastnachtspiele aus dem XV. Jahrh. 3, 1457

29) Wenn warm Wasser
Welscher- und Wettiger-Wi wär,
Wer wött wüsse,
Wer Wirth werde wott,

Oder wie und wo wöttet wir Wibere
D'Windle wieder wiß wäsche?

(Wettingerwein, von der gleichnamigen aufgehobenen Abtei nächst Baden zubenannt.)

30) Goht der Wi starch î, goht de Witz starch ûs.

31) Wenn es Wörtli Wenn nit wär, wär mi Vatter au ne Hêr.

Aeltere und neuere Formeln.

Wisch, wäsch,
Tisch Täsch'!
Bring frisch
Fisch z'Tisch.

Täsche, Maultasche; Backwerk und Schelte. Fischart, Gargant. cap. 8. Hätzlerin, Liedb. 70 b.

In einer weinerlichen windelweichen Wiener-Stephansthurmstimmung.

Fritze, Kinderwelt 1850.

Wirf die Würfel hinweg, überwinde das Wetten und Wagen!

Katzen essen gerne Fische, wollen aber nicht ins Wasser.

Gottsched, Sprachkunst, 1752, pag. 522.

Beim Winterwetter nicht wissen, wohin und wo unter. — Meßwechsel, Wachsmaske.

Die jetzt in wilden Wirbeln drehn,
Die Wasser werden auch vergehn.

Voß.

Schwinge, schwinge deine Fahnen,
Holder Mai, auf hellen Bahnen,
Blau gewirkt mit weißen Flocken,
Blumenkränze um den Rand:
Weh des Waldes Pfade trocken,
Wehe warm das starre Land!

Wilh. Müller.

Wie sie schwebet an der Quelle! Sanfteres Getön,
Wie Wehen in dem tieferen Walde ist ihr Schwung.

Draußen um die Felsen braust der Sturm:
Gern höret im Walde der Wanderer das Wehn.

Klopstock, Unsere Sprache.

Als die Thüringer bei der Völkerwanderung über den Harz hinüber gedrängt wurden und in die Goldene Aue kamen, sahen sie, daß sich dieser neue Wohnsitz mit achtfachem Stabreim benennen lasse, weil das Land Folgendes ergab: Wälder und Wässer, Wunn und Weid, Wiesen, Weizen, Wein und Wolle.

Bechstein, D. Sagenb. No. 422.

---

2) Das Reimsuchen.

Localscherze, Namenverdrehungen.

a) Ueber schweizerische Ortschaften.

32) Aarauer: Bappehauer!

Man neckt sie wegen ihrer Vorliebe zum Obstmus, = Bappe.

33) Aarau ist e schöni Stadt,
Lenzburg ist e Güllefaß,
Aarburg ist e Güllezüber,
Zofingen der Deckel drüber.

Dasselbe wird über die 4 Waldstätten des Niederen Bundes gesungen: Rheinfelden, Seckingen, Laufenburg, Waldshut; ebenso gilt's von den 4 Luzernischen Städten: Willisau, Sursee, Sempach, Luzern. — Als ein Sobriquet über Cleve: Vgl. Firmenich 1, 379.

34) Aarau ist e schöni Stadt,
Biberstein e Bettelsack,
Kilchberg ist der Ankechübel,
Küttige der Deckel drüber,
Suhr, das ist der Stämpfel.

35) Brugg ist e Chriest-chübel,
Lenzburg der Deckel drüber,
Altenburg lit a der Aare,
Königsfelden isch vol Nare.

Kloster Königsfelden ist die Kantonal-Irrenanstalt. Die Städter zu Brugg nennt man Chriestisüppler, weil sie frische und dürre Kirschen gerne kochen sollen. Vgl. darüber Aargau. Sagen 2, no. 466.

36) Biberstei isch nid es Dorf,
Nummen en arme Flecke,
Wenn sies Caffé trunke händ,
Thüend se d' Beckli schlecke.

Dorf Biberstein hatte sonst Schloß und Ringmauern.

37) Birmenstorf und Gäbistorf
Sind zwü arme Fleckli,
Wenn einer dinne wibe goht,
So nimmt er's Bettlersteckli.

Gleiches gilt vom Zürcherischen Wasterkingen: Kirchhofer, Sprichw. pag. 121.

38) Döttiger-Nare
Ziehet de Charre,
Ziehet e über alle Rai,
Fressen alle Cheibebei.

Cheibenbeine scheint sich, wie bei dem unten folgenden Sobriquet gegen das Städtchen Kaiserstuhl, auf den in diesen Gegenden üblichen Froschfang und Verkauf der Froschschenkel zu beziehen. Das benachbarte Kloster Rheinau verspeiste von 1837—1841 an Schnecken 40,600 Stück, an Froschschenkeln 35,230 Paar. Meyer-Knonau, der Cant. Zürich 1, p. 287.

39) S' chunt es Maidli vo Dossenbach,
s' het es Hämpfeli Stei i Sack,
s' het si bi der Seel verschwore,
s' heig das Hämpfeli Stei verlore.

Das Dorf hat besonders steiniges Ackerland, vgl. Abth. III, Räthsel no. 429.

40) S' het jo Hüsel i Gäbistorf,
me trait is ûf ere Hutte fort;
gsetzt, i säßi ûf einerem Stei:
meinte, i chöm um Hûs und Hei.
b'hüt di Gott, Gäbistorf, unden und obe,
i wött di nit schelte und cha di nit lobe.

Soll von einer wandernden Magd gesungen sein.

41) Wo-n-i bi ûf Gösge gange,
sind mer siebe a Chittel ghange.
wenn i meh ûf Gösge goh,
müend no siebenü mit mer cho,
die der Chittel deheime hend glo.

Gösgen, Dorf in Kt. Solothurn, zunächst Aarau.

42) Z' Choblez hät's viel Fehre,
de ghört me fluechen und schwöre.

Das Dorf Koblenz am Ausflusse der Aare in den Rhein lebt von der Schiffahrt.

43) E chlîne Ort isch Kaiserstuhl,
do ghört me wenig drösche,
d' Stadt lit nôh am Rhî zue,
do hupfet schön die Frösche.

44) Melliger-Erbs und Bohne
thüend enandre flohne.

Das Stadtwappen des sehr kleinen Mellingen führt eine Kugel; daher nennt der Nachbarscherz die Einwohner Erbsen.

45) Mülliger, Mülliger-More
hänked Speck a d' Ohre,
gönd ûf Windisch abe go züge,
chömet ûf d' Egg dure go lüge.

Man sagt ihnen nach, daß sie die Suppe stark einschmalzen und dem eingemachten Schweinefleisch (zügen: einsalzen) gefährlich seien. Daher auch der Beiname Mor, Mutterschwein.

46) D' Würelinger, d' Würelinger:
i der Chille feißi Engel
und im Doref grobi Bengel.

47) Burri-di-lenz,
Fülli-di-mära,
Mära-di-schwanz:
mach mit're en Tanz!

Lenzburg, Villmergen und Merenschwanden werden so in einen Bestiennamen verdreht.

48) Z' Gummiswil im Dörfli
dört hänt se Weggli feil,
mi Brüeder chauft mer feüfi
und ißt de besser Theil.

49) Unter-Pipp und Ober-Pipp
und Erlisbach und Wange:
bist im Sack und zupfen ûs,
und gell, i ha di gfange?
und wenn du mir nit folge witt,
So lon i di lo b'hange.

50) Fahr ûse, fahr abe,
fahr Laufeburg zue,
dört tanzet die Wälder,
dört chläppret die Schueh.

Laufenburg am Rheinfalle liegt unferne der Waldstatt Waldshut und Seckingen, und treibt besonders Schiffahrt.

51) Nännele ûs em Siggethal,
Joggele vo Schofhûse:
i han es Hämpfle Brod im Sack,
d' Muetter cha dra hûse.

52) E Ziebele-Greth vo Endige
heig gmulche ase gständlige;
ist das nit de fûlist Blitzg,
aß sie nit au niedersitzt!

Ziebele = d. i. Zwiebel-Gretchen; man pflegt dies herenhafte Epithet den Femininen-Namen vorzusetzen; Blitzg ist Springerin, fûl ist böse.

53) O Appele vo Chappele,
was machit dîni Flöh?
sie stechet und strecket
de Hinter in d' Höh.

54) O Appele vo Chappele,
was machet dîni Gäns?
sie pflueDeret und schwabbele
und netzet ihre Schwänz.

Appele, = Närrchen, Apollonia von Kloster Kappel, Kant. Zürich.

55) Z' Meisterschwande z' mitt's im Dorf
thüend de Bûre dröſche;
s Zusers Magd het d' Schnitz âbrönnt,
ietz mueß de Bärtel lösche.

In der Umgegend von Meisterschwanden am Hallwilersee pflegt man das Neujahr auf hohlgelegten Brettern im Freien anzudreschen.

56) Maidschi, wenn d' hürote witt,
hürote mer nid ûf Büre,
im Summer muesch denn Hunger ha,
im Winter chasch verfrüre.

(Büron, Kt. Luzern.)

57) Maitle, nimm kei Bademer-Chnab,
s wird di einist g'raue drab.
wenn du Suppe choche witt:
Ziebele hesch im Garte,
s' Wasser schwimmt im Brunnetrog,
ûf der Anke chast lang warte.

Ableitungen von Ortsnamen bildet die Mundart mittelst des consonantischen m: Bademer, einer von Baden; Murimer, der aus Muri.

58) S' Land ûf und s' Land abe
sind d' Herdöpfel rund,
und d' Bademer-chnabe
wiegt keiner keis Pfund.

drü Oepfel um e Batze,
die Rinde sind süeß:
die Bademer Meidschi
hend alli chrumb Füeß.

drü Oepfel um e Chrützer,
die Rinde sind hert:
die Murimer-Buebe
sind alli nüt werth.

d' Stadt Basel, Stadt Züri,
Stadt Bern und Luzern,
und d' Aarauer-Buebe
gsehnt d' Maidlene gern.

b) Reime über Personennamen.

59) Andrees, Chrottechrös,
Chübelibinder, Chatzeschinder.

60) Bartli,
biß artli!

61) Hans Simmen Ott
rîtet ûf der Chrott.

62) Christöffeli, Pantöffeli,
Schuhnägeli, Spitzdroth.

63) Gueten Obig, Stiefelifritz!
gueten Obig, Vetter!
hänt er niemer über Nacht?
wohl, mer hänt es großes Dach,
wedder keine Vetter.

64) Der Stiefelifritz
hät 's Vreneli gfitzt.

65) Micheli, Mächeli,
mach is Chächeli,
s Chächeli rinnt
und s Micheli stinkt.

66) Micheli mit dem Sicheli
goht in d' Aern
und schnidt nit gern.

67) Du bist de Hans Eggli,
wenn kes Brod häsch, so iß Weggli.
Vgl. Kirchhofer. Sprichw. pag. 72.

68) Machs wie der Beck von Eggli;
und hät er keis Brod,
so lidt er kei Noth,
er setzt sich in es Eggli
und ißt für Brod es Weggli.

69) Fritze, Güetse,
Haberschnitze,
frißt es Chalb:
hät ebe halb;
frißt e Chueh,
hät no nig gnue;
frißt es Roß mit sammt de Ise,
wer möcht doch de Fritze spîse.

70) Fridli, henk d' Hose-n-a's Widli.

71) David Meier, Chrottedäuer,
hät Hose voll Eier,
hät Hüendli und ke Eier,
hät Rebe und ke Wî,
wer Tüfel möcht David Meier si!

Eben so geringfügig als weit verbreitet und alt hergebracht. Niederdeutsche Schauspiele des 16. Jh. tragen die Aufschrift:

ick heete Hans Meier
vnd bringe minem Werde eyn schock Eyer.
ick heete Hennecke Rane
vnd bringe ein paar hanen.

Stuttgart. Biblioth. des Lit. Vereins, 30, 1469.

Rebecka: von der Schlecka. Justina trinkt gern vina. Lena hat gern zweena. Brigita bene trita. Cordula, der Morgen ist da.

Rennplatz der hasen mit der leimstangen. Erfordt durch Martin Wittel, 1594.

In Fischarts Gargantua, cap. 25: Naschettchen: Nanettchen. Burkhart mit der Nasen, helf mir grasen.

72) Und wenn d' mer nit saist Anneli,
so säg mer au nit Gretli,
i heißen au nit Chäterli,
i heiße numme Bethli.
und Bethli heiße will i gern,
es thuet mer drab nit grûse,
und wenn dech d' Stäubli biße went,
so söll der d' Muetter lûse.

Stäubli, der Mehlstaub bei der Müllerstochter.

73) Hanselimâ
hät Hösli letz a.
Hanseli vo Guggisberg
leit d'Hösli a überzwerg,
nimmts Hömmli i d' Händ
und springt mit a d' Wänd.

74) Friederbeck
hät weder Mäl no Säck,
weder Roß no Fülli,
fahrt mit Chatze z' Mülli.

c) Das Reimaufgeben.

75) Gim-mer au ne Nuß!
„s' ist e Frau z' Buchs."
gim-mer au en Chern!
„s' ist e Frau z' Bern."

76) Ankemilch im Häfeli:
d' Maidli sind gar bräveli,
sie schlecken alli — Häfeli.
d' Buebe sind gar tugeli:
sie essen all Roßchugeli.

77) Mi Vater ist en Appezeller,
hät weder Wî noch Most im Cheller.
mi Muetter ist e Schwyzeri,
si hät e Stal voll Gitzeli.
mî Vater ist en brave Ma,
me gseht's do sine Buebe-n-a.

78) Stüdeli ûf em Berg,
wennt s' Bändeli haue:
es tanzet mänge Ma
mit sîner Fraue.
Stüdeli ûf em Berg,
wennt s' Bändeli binde:
es gäügglet mänge Ma
mit sîne Chinde.
Güggeli, ûs em Gras,
s Hähneli bißt di:
Maideli, nimm ken Chnab,
de Lecker bschîßt di.

79) Es bißt mi ne Floh,
es stäche mi zwo,
es springe mer drü und siebenü nöh:
wie viel giltet das?

Dem Nachzählenden erwiedert man:

Flöhzäller, Dreckschneller!
me chochet der d' Suppe

vo tûsig Mugge,
mit Lûse gsalze
und Flöhne gschmalze
und Rüefene g'spickt,
drü fingersdick.

Ueber die hier angedrohte Läuse- und Flöhsuppe predigte Geiler v. Keisersberg in seinem Bilger, Bl. 68. b, und des daran sich knüpfenden Sprichwortes gedenkt J. Grimm in Wolfs Ztschr. 2, 1.

Sanct Züns und Zänderli,
sanct Züns und Zeije:
drü brûne Nägeli
gânt au en Maie.
drü brûne Nägeli,
drei rothe Rose:
Schulmeisters Jäggeli
cha Zinke blôse.

Glockengeläute und Kirchenmusik ist hier mit dem Namen des sonntäglichen Kirchgängers in neue Personennamen zusammen gedichtet. Der Spruch beginnt mit der Schallnachahmung der Festglocken, die zu Ehren willkürlich benannter Kirchenpatrone in Bewegung sind. Sanct Züns und Zänder sind spielende Verkürzungen von Susanna und Alexandrine. Ihre Namen verwandeln sich hier zugleich in die jener Blumen, ohne welche man auf dem Lande nicht zur Kirche geht. Die St. Zeihe ist dann die Blume Hêre-Zeihe (Gotteszeichen, primula) und ebenso ist die Zinke, sowohl die Kirchenposaune, welche Schulmeisters Jakob zu blasen versteht, als auch das Zinggli (hyacinthus orientalis), welches sein Schatz heute ans Mieder gesteckt in die Kirche bringt.

---

3) Das Schnellsprechen.

Kappedüzli.

80) Vor em Johr im Hendsche
verlor ich meinen Herbst,

da gieng ich ihn zu finden,
bis daß ich ihn gesucht;
und kam zu einer Gucki
und luckete hinein:
da saßen Stühl auf Herren
im Tisch um einen Kreis,
da zog ich meinen Tag ab
und sagte, guten Hut!

Wird mit einem Pfand bestraft, wenn der Redende das hier Verkehrte im Absprechen an den logisch richtigen Ort setzt.

81) Mâ, stand ûf,
leg's Ofestegli a,
gang, reich der e Hömmli abe,
d' Laterne wott cho chalbere,
zünd waidli d' Chue a.

82) Wach Anneli, wach Anneli,
schlag ûf und stand es Liecht,
es lauft es Hûs im Geist herum,
i fürchte, daß mer's gsicht.
zünd s' Chueli a, zünd s' Chueli a,
s' Laterndli wott es Chälbli ha.
mach, daß de Tag im Ofe hesch,
und wenn de Teig am Himmel stoßt
und wenn das Chessi im Wasser chocht,
so träg der Tisch ûf d' Suppe.

Vgl. Ambraser Liederb. v. J. 1582. ed. Bergmann, pag 338, 339. — E. Meier, schwäb. KindR. no. 365. — Wolf, Ztschr. 1, 232. — Dieser weitverbreitete Unsinn war ursprünglich ein Exorcismus gegen die ins Haus sich einschleichenden Zwerge und Erdmännlein; daher sagt die Variante Vers 3 und 4 von diesen Poltergeistern: i g'höre=n öppis pöpperle, ha g'meint, es sig en Dieb. Um dieser wieder los zu werden, muß man alles im Hause verkehrt anfangen, das Holz zur Suppe sauber abwaschen und das Fleisch zerhacken, um Feuer damit anzulegen. Müllenhoff, Schlesw.=Holst. Sag. p. 312. Grimm Ir. Elfen=M. 35, die Brauerei von Eierschalen. Die no. 81, 82 sich wiederholende Angabe, daß die Laterne kalben wolle, trifft zusammen mit dem Glauben, den Müllenhoff meldet (pag. 312): wenn die Unterirdischen ein neugebornes

Kind stehlen wollten, so kniffen sie draußen einer Kuh in die Ohren; liefen die Leute nun wegen des Gebrülls hinaus, so schlich sich der Zwerg herein und vertauschte das Kind.

83) Mîm Vetter fi-fa-Fränzen
mit sîne ri-ra-rothen Strümpf
und hi-ha-Hoseschränzen
macht alles keine Rümpf.

84) S' ischt e Ma z' Märit gang-we,
het es Stöck-wi um si ghang-we;
und am Stöck-wi es Säck-wi,
am Säck-wi es Beck-wi,
und im Beck-wi es Chrött-wi.
s' Steck-wi ist em abbroch-we,
s' Säck-wi ist em abeg'fau-we,
s' Beck-wi ist em au verbroch-we
und s' Chrött-wi mit vertloff-we.

Man nennt diese locale Sprechweise, bei welcher die verbalen und Deminutiv-Endsylben in ein dunkles W verschluckt werden, das Bläuelen.

85) Säg: siebe Hûenergätterli
und siebe grüne Chätzeli —
Dîn Vatter ist e Siebechäzerli!

S' chunt der Herr Vetter von Fludere
mit sîner Frau Base von Fludere,
si gönt ûf dur de Fludereberg
und gönt ab dur de Fludereberg,
unten am Fludereberg
stönt drei Fluderezwerg
der erste heißt bim, der andere bam,
der dritt heißt bim-bam-bum.

Schnurren.

86) Gott grüeß üch, Magd!
jo Herr, i wäsche ne Sack.
was mag es au für Zit si?
jo Herr, es göhnt zwölf Mäß dri.

i mein, was het es gschlage?
  han i ne gwäsche, se will ne hei träge.
s' meint eim, du wärest e Gauch!
  glaubt's de Herr, so ist er's au.

87) Meideli, wa hesch feil?
  nett Härdöpfeli.
wie viel gisch um e Chrüzer?
  siebeni, achti, nüni.
gisch nit au zechni, ölfi, zwölfi?
  nei, der Aetti balget.
jä, wer isch echt dîn Aetti?
  hä, der groß Wimâ.
wi viel Wî macht er im-e Tag?
  ne's ganz Faß vol.
wie viel goht i's Faß ie?
  bis es ebbe vol isch.
Meideli, du bisch au witzig!
  gellet-er, hinde rund, vore spitzig?

Das Mittelalter kannte eine bis zu sprichwörtlicher Ueberlieferung ausgebildete Gesprächskunst, den Fragen, Bitten oder Schelten Jemandes mit höhnischer, verkehrter oder absichtlich sinnloser Antwort auszuweichen und ihn zuletzt mit einem Schlußwitze abzutrumpfen, der sich zum vorausgegangenen Wortstreit wie eine logische Folgerung verhält. Wenn z. B. Hans Folz den sterbenden Freihartsbuben charakterisiren will und den Beichtiger zugleich, der sich um dessen Rechtgläubigkeit zur Unzeit bemüht, so kommt es zu folgendem Resultat des Gespräches: „kannstu das ave maria?“ — „ey trawen, trauter herr ia, ich hab's ob hundertmolen gelernt!“ — Aeltere Stellen dieser Art finden sich in „Fastnachtsspiele aus dem 15. Jh.“ 1, no. 49. — v. d. Hagens Gesammtabenteuer 1, 44 (=Liedersaal 2, 507—509) 2, 92. 1, 432. In Hoffmanns Fundgruben 2, 320. In Haupts Ztschr. 8, 510. 530. In Fischarts Spielverzeichniß, Gargant. cap. 25, kommt ebenfalls die Marktfrage mit vor: „wieviel deß krauts vmb ein heller?“

88) Oeffentlicher Ausrufer.

Schneidergant. Mor'n am Morge, a der Maienostere, wenn d'Aegerste gitzle, oder z' ôbig Morge, zwische Pfeiste-n und Brämgarte, um

drei viertel über's Hömmli abe: werdet sie de Hans Schnîderstich im Knopflochhûs vergeldstage. Wenns noch nit alle Lüt wüsset, so sägets ene au nit.

Schneiderbegräbniß. Gueten Obig! mor'n z'Obig werdet sie de Hans Fademâ i der Haspelgaß vergrabe. Sägets au den undere, d' obere wüsset's scho.

Zeit und Raum, Pfingsten und Bremgarten (Aargauer Städchen an der Reuß) werden hier mit einander verwechselt.

89) Tölpel zu Gast.

Hans Joggeli, wiße Wi?
möcht lieber rothe!
es chunt e Regewind:
i ha kein Tschope!
es chunt e Chriesiwind:
ha-n-i kein Chratte!
es chunt de Suppewind:
han i kei Platte.
es chunt de Oepfelwind:
i ha kei Zeine.
es chunt de Birewind:
bin niene deheime!

90) Der Tölpel auf Besuch.

Guete Tag, wo ist mi Löffel?
e grüeß de, wie alt bisch?
so alt, as i gworde bi
sidder mîner groſe Zehe,
und die isch siebezechni und es Chrätteli voll.
weißt, wer d' Welt erschaffe hot?
nei, bi nit derbi gsî.
g'hört euers Hûs au zur Welt?
Ergüsi, ser Büsi!
weisch au, wo d' Welt isch?
hä jo denn!
nu wo denn?
hä, im Wald duße!

91) Marktgespräch.

Grüeß üch, Bäsi! sind er au z' Märit, was wännt er chrome? — hä, i sött e chli Schnitz chrome. weder sie sind gar schüli thü'r und mîne Chnechte ôstimire's gar nüt: sie nehnt ese drei, vier, feuf Schnitz a d' Gable und malke sie abe — me dörf fast gar nit g'luege: s' ist schröckli, wemme grüßli dra denkt!

Aehnliches in Fiedlers Dessau. VolksR. no. 136. — malken, Suppemalchis, langsamer Esser; schlesisch malkern, drücken, kneten, vgl. melken. Weinhold Dialektforsch. 98. — Märit, der Markt (aus mercatus).

92) Im Oberland ist e Kilchhöri, dört wenn sie en Arme z' Chile thüent, so lütet sie mit zwô Glogge; und wenn sie en Riche z' Chile thüent, so lüte sie mit gar alle. Weder sie hent numme zwô.

93) Die Wochentage.

Gott grüeß ech wol, Her Mäntig,
was git's, was macht de Her Ziestig?
er isch gsund und wol, Her Mittwuche,
und steckt am Donnstig sî Nase i d' Tischtrugge
und het dem Her Fritig und Samstig gseit,
de Her Sunntig sîg über d' Stege=n=ab g'heit.

Vgl. Bremer=KR. pag. 21. — Oldenb. Kinderleb. pag. 103. Woeste, westfäl. Volksüberlief. pag. 34. — In der Woche vor Ostern hat jeder Tag seinen eignen neuen Namen: Wolf, Zeitsch. 1, 80. — Der Reim von den Wochentagen in der Ehe: Uhland, Volksl. no. 281.

4) Sauerkrautlatein.

Ars cum natura facit ut sit laeta figura.

94) Sufrab neheg snaegeid:
Leff öl mural muril.

Heißt rückwärts gelesen: lirum larum Löffel, die Gäns gehen barfus. Abrah. a St. Clara.

95) Si legendarum indicasse da mites dicant se statuisse.

Heißt zu deutsch: Sie legen darum in die Kasse, damit es die ganze Stadt wisse.

‒ ⏑ ⏑ ‒ ⏑ ⏑

96) Felix, pax filia!
Veteres canonici!
Musici?

Beim Anspannen des Pfluges sagt der Vetter: Felix, pack s' Viehli a! Dieser antwortet: Vetter, es cha no nig zieh! und der Vetter ruft aufgebracht: muß i zieh?

⏑ ‒ ⏑

97) Curenti
pur tuti
lamenti
Helena
kerdentum
sust bröntsia.

Kueh rennt ie, Bûr, thu' die lahm Ent' ie! Helena, kehr d' Ent' um, sust brönnt sie a.

‒ ⏑ ⏑

98) Reh kohl ass,
maus mehl ass,
kuh klee fand,
den sie ass;
papp ass sie,
pass ass er,
supp ass sie,
lax ass er;
kuh fort ist,
stall leer ist,
mäh'n d' äbt auch heu?

Liederfibel, pag. 60.

⏑ ‒ ⏑

99) Rab badt sich,
kuh reibt sich,
ent' wendt sich.

Liederf. pag. 60.

– ⌣ | – ⌣
100) ein aus | furcht vor |
– ⌣ | – ⌣
gespen | sterchen | am
– ⌣ | – ⌣
schiebfen | sterchen |
– ⌣ | – ⌣
hinster | bender |
– ⌣ | – | – ⌣ ⌣
lohger | berg | eselle.

– ⌣ | – ⌣
101) benam | Seter
– ⌣ | – ⌣
enter | Peter
– ⌣ | –
ur-en | Kel.

Benamseter enterbeter Urenkel.

⌣ – ⌣ ⌣ – ⌣
102) klibister klabaster
horribili kribrifax.

..nachgehends lert Trubald Holofernes supermagister dem Gurgelantua das abc-täfelein, sprachserklärung: als Vilrincus-pantzer, Vilhelmus-strosack, Bisszinkus-ofengabel, vnd dessgleichen

Kubrant zum viehe, vir lam enten,
Kukle ass, kräh sand ass,
Mistelinum gabelinum,
treib den sohn aus dem stalino
hinab das stigelinum,
spekorum kälber dantzen.

Fischart, Gargant. cap. 17.

Inhonorificabilitudinationibuscunque.

Zarncke, Brants Narrenschiff. pag. CXXVIII.

kehr um sum: mus.
kehr um mus: sum.
und ein t dazu macht stumm.

Fischart, ibid. c. 17.

103) Nominativ, legg di,
Genitiv, streck di!

Dativ, heb's Röckli ûf
Accusativ, leg's Rüetheli drûf,
Vocativ, o weh!
Ablativ, s' ist scho gscheh.

104) Surge puer mane früh,
quando pastor pellit küh,
quando pastor pellit schwein,
puer debet in schola sein.

In A. v. Kellers Altd. Erzählungen 1855 pag. 408:
Der knecht Almagucka
der nam sein steblin Pullula
vnd trayb die saw Scroffa
jn den wald Loffa etc.

Uebersetzungen.

105) Virtute fugabit: Der Mann geht uns sicher durch, vir tute fugâ abit.

Candellas in ecclesia manducavit oremus: Leuchter fraß in der Kirche die Maus mit dem Maul.

Tanta ejus fuit superbia: Seine Tante war eine gewisse Superbia.

Jul. Caesar summa diligentia Romam profectus est: Jul. Cäsar ist zu oberst auf der Diligence bis Rom gefahren.

Atticus moriens porrexit manus: Noch im Sterben machte Atticus lange Finger.

Noster post rusticus habet altum tempus: Unser Nachbar hat Hochzeit.

Cecidit in risum et fregit pauperem et pauper non erat anser: Er ist in Lachen verfallen, hat den Arm gebrochen und nun war der Arm nicht mehr ganz.

Noster cor oculus sinus cum paupere pectus: Unser Herzog schoß mit der Armbrust.

Ad corpus caprae venduntur bona sta pellis. Zu Leipzig werden verkauft gute Stie-fell. Versus Taubmanniani.

Monatl. Unterredungen, von Carpzow und Mencken. Lpz. 1689. 386.

Ad Galli ripas coquitur puls optima Galli. Zu Hann-uver wird der beste Breihahn gebrauet.

Prätorius, Blocksberg 1668 p. 558.

Qui convertit petras in stagna aquarum: wie kün wert sich S. Peter mit der stang im Wasser.

Fischart, Gargant c. 17.

Sua cuique sponsa placet: Jede Sau pletzt ihre Braut.

Fischart, ibid. c. 12.

Quisquis amat ranam, ranam putat esse Dianam.
Quisquis amat cervam, cervam putat esse Minervam.

Nun est bibendum, nun pede libero
zu träppelen tellus vnd zu läppelen hel ûs.

Fischart, ibid. nach Horat. 1, 37.

106) **Macaronisches.**

Post süssum, saurum; post vinum tu bibe laurum.
Est bona vox, hol wein, melior schenk ein, optima trink aus.
Vox mala rechnen, pejor zahlen, pessima rock aus!

Odilo Schreger, Studios. jovial. Monachii 1751.

Caseus et scincus machen optime trincus.
Caseus et caepe kommen ad prandia saepe.
Caseus et panis sind köstliche fercula sanis.
Es lebe in aeternum, der mir gibt potare Falernum;
Und der bekomme das grimmen, der mir einschenkt vom schlimmen.
Das müsst ungeschlachter wein sein,
Der mir nit giesset latein ein,
Ille ego, qui quondam kannen vinumque cano.

Fischart, Gargant. cap. 4.

Quod tibi Felici dicto tua nomina prosunt?
Mi Felix, fehl nix; inde beatus eris.

Pix-pax, fex-fax, lex-lux, nex-nix-nox, quoque styx-strix:
Et rex et grex et crux habet ipsa crucem.

Odilo Schreger, l. c.

Kauf holz si velis, wilt nit erfrieren Michelis.

Si vis, si non vis mecum comedere stockfisch.

Schlimm - schlamm - schlodi: rem tuam custodi!

Schlemmen und demmen. Schlamm und schlamp, comescacio. Zarncke in Brants Narrsch. pag. 330 b.

Fahrimus in schlittis, schellandibus undique rollis:
Gassatim laufunt schnurri jaguntque studentes.

Nach dem nachtessen giengen sie herumb, gassatum, fenstratum, naupenjagatum. Fischart, Garg. 332.

Deficiente pecu-, deficit omne, -nia.

Mangelt im Beutel die Bar-, mangelt's an Jeglichem, -schaft.

Incidit in güllam, qui vult vitare karrentgleis. („Scyllam").

107) Anagrammatisches.

Versus retrogradi seu cancrini.

(Non permutantur, quocunque tenore legantur.)

Roma tibi subito motibus ibit amor.

Otto tenet mapam, madidam mappam tenet Otto.

E telis artem sumamus metra silete.

Sator arepo tenet opera rotas.

Signa te signa, temere me tangis et angis.

Esse tenet masam succus non ebibe sanas.

Ara tenet messem suus oro tepet, tepet esse.

Beda Venerab. 1, 243. Suter, Chaos latin. l. c.

Eva und Ave.

Ve mihi nascenti, ve nato, ve morienti,
Ve mihi, quod sine ve non vivit filius Eve.
Vivere si sine ve vis, cum sis filius Eve,
Funde frequenter Ave-maria, quod liberat a ve.

Hdschr. inscription. Naumann, Serapeum 1849. 269.

Anagramm über Roma.

Roma — : mundi caput.
Maro — : gloria vatum.
Amor — : omnia quae vincit.
Oram — : nautarum desiderium.
Mora — : diligentibus obstat.

Armo — : contra hostem.
O arm — : teutonice miser.
Aro — : agricolae officium.
Ora — : christiani officium.

(MS. Bibl. Mur. No. 48.)

Postscript: Scriptor scripsisset melius, si potuisset.

---

5) Dintenhornphrasen.

108) Liebes Büchlein, laß dir sagen,
Wenn dich Jemand fort will tragen,
Sag ihm, laß mich nur in Ruh,
Ich gehör dem N. N. zu.

109) Dieses Buch hab ich gekauft,
Leodegar bin ich getauft,
Melliger ist mein Geschlecht,
Würenlos mein Bürgerrecht.

110) Elise bin ich geheißen
Und N. N. bin ich getauft,
Dies Büchlein soll keins zerreißen,
Es ist um drei Batzen gekauft.

111) Das Buch ist mir lieb, wie dem Krämer der Dieb, —
Das Buch ist mir feil, wie dem Spitzel das Seil,
Das Buch han i dick, wie die Katze den Strick,
Das Buch heißt Leitfaden, ich könnt ihn entrathen.

Dies Buch ist mir lieb, wer's stiehlt ist ein Dieb.
Seis Weib oder Kind, er soll werden blind.
Seis Mann oder Maus, er soll ins Zuchthaus.
Seis Herr oder Knecht, der Galgen ist ihm g'recht.

112) Sag — waist.

Tuo nit alles, das du machst.

Glôb — hörst.

Meister Altschwert. ed. Holland u. Keller, pag. XIX.

113) In der Strickschule.

ic steche, ume schloh,
ûse zieh und abe loh.

114) Und was mer d' Muetter säge mag,
s' ist nüt as fast de ganze Tag:
„Mareili spinn, Mareili spuhl,
Mareili lehr und gang i d' Schuel!"

115) Interpunktionslehre.

Es schrieb ein Mann an eine Wand,
Zehn Finger hab ich an jeder Hand,
An Hand und Fuß fünfundzwanzig Nägel:
Wer's anders schreibt, ist ein Erzflegel.

116) Grammatische Analyse.

Ohrfeige ist ein Empfindungswort,
Strumpfband ein Bindewort,
Betteln ein Sammelname,
Salat eine Sproßform,
Esel ein Eigenschaftswort,
Stehlen ein zueignendes Wort,
Martini und Lichtmeß ein Zahlwort.

117) Oekonomische Orthographie.

Seit meinem Rückmarsche aus 7bürgen ist meine Ehe lädirt, doch thut sie mir nicht w, und s ist mir also =. Besitzest du vielleicht Jean Pauls 7käs, oder Tiecks Kaiser 8vian? Oder möchtest du uns heute zum T ◡ oder — daraus vorlesen? Ich bin so 3st, dich in unserm Ver1 zu erwarten. Nie, 4wahr, 2felt an deiner Gefälligkeit d1 dich 8ender 3er Freund: 1hard ◡. 5kirchen $^5/_3$ 55.

118) Schrîbfedere und Papier,
das träg' i gäng bi mir,
es Dintefaß danebe:
d' Studänte sollet lebe!

119) I bi der Federhans
und du de Heine,
i han e Federeschwanz
und du e keine.

120) Ende der Schulstunde.

D' Schuel ist ûs, s' Rad ist ab,
d' Schölme fahren d' Aaren ab.

(Zuruf der heimgehenden Schulknaben an die unter der Aarbrücke durchfahrenden Flößer.)

6) Trommelmärsche.

121) Tempo der Retraite, des Zapfenstreichs.

– | – | ⏑ ⏑ – |
⏑ – | ⏑ – | ⏑ –
⏑ – | ⏑ – | ⏑ – ⏑ ⏑ :|:
⏑ – | ⏑ – | ⏑ –

Drei lederig Strümpf,
und zwê dezue gent fünf,
und wenn i ein verlier-lier-lier,
so han i numm'n no vier-vier-vier,
so han i numm'n no vier.
Drei lederig Strümpf,
drei und zweü gent fünf,
mî Vater het es Charteſpiel, :|:
het nir as lûter Trümpf.

122) Generalmarsch.

| – – – |
Mrrr'-wennt-furt
go — Lenz-burg!

123) Landsturmmarsch mit Pfeifen und Trommeln.

⏑ – – | ⏑ – –,
⏑ – ⏑ ⏑ | – –

(Pfeifer:) Sie flü-jit! ſie flü-jit!
(Trommler:) i trau-n-es bî Goſcht au!

(Die Pauke des Feindes antwortend:)
Rei, bîm | tûsig- | Donner | nütt!

⏑ ⏑ –́ – | ⏑ ⏑ –́ –
⏑ – ⏑ ⏑ | – ⏑ ⏑ –́

124) Mrrr' wei heim goh, mrrr' wei heim goh,
mrr wei nit so lidrrrrligisch!
mer hei ghöre schieße,
mer wei kes Bluet vergieße,
mer machet Kehris-um:
bum-bum-bum!

– ⏑ ⏑ – | – ⏑ ⏑ –

125) Döttiger all, Döttiger all,
Döttiger all sind Lumpehünd,
Lumpehünd si d' Döttiger all!

126) Zurcher Landsturmmarsch. Nach dem Tempo des Schubartischen Marschliedes: Frisch auf, ihr Brüder, und seid stark, der Abschiedstag ist da.

ûf ûf, ihr Fekels-Chäzere,
ihr Donnerhagelshünd!
nehnt eure G'wehr und Habersäck,
so chömmet ihr einist ab em Fleck,
drum Tambour, wirbelt gschwind.

Hat 16 Strophen und ist seit den Neunziger Jahren oft parodirt worden. Fekel, von feucken, fuggern = gaunern.

127) Rrrrau, rrrau, exerzih,
vorwärts Batallioh!
komm, mer wend goh wandere
vo einer Stadt zur andere,
und wilt du nonnig mit mer cho,
so loh-n-i di allei.
thüent's Thor ûf, thüent's Thor ûf,
mer went hinächt no hei!

128) Sechsdreschertakt.

– ⏑ | –́ ⏑ – ⏑
– ⏑ | –́ ⏑ ⏑ ⏑

D' Chatz het d' Suppe gfresse, :|:
d' Hund het s' Becke gschlecket. :|:

129) Räthselspruch.

Wenn der Wind fährt über die Stoppeln.
Dann läuten die hölzernen Glocken.

130) Ausmarsch.

Mer went e mol spaziere goh,
Her und Frau mueß mit is cho,
s' Maiteli blibt deheime;
mrrr-went spaziere
mit den Offiziere,
rri-rra-rrir!

— ⏑ ⏑ | — ⏑ ⏑ | — ⏑ ⏑ ⏑ —

Saieras, saieras, saierassa,
Geld ist besser als Asteria (?)
Asteria is Lumpegeld,
d' Patriote ziehnd is Feld,
ohne Strumpf und ohne Schueh
kehre se wieder deheimen zue.

Bezieht sich spottweise auf das Ça-ira und stammt demnach vom Jahre 1798. Unter Asteria scheint etwa Austria gemeint.

7) Glockensprache.

„Es ist dannoch ein kunst, in ain glockenklang ein text erdenken."

Fischart, Gargant. cap. 41.

Als die hl. Verena auf der Aare von Solothurn nach Zurzach am Rheine fuhr, wo sie nun begraben liegt, führte sie ihr Wasserweg auch am Städtchen Klingnau vorüber. Die Einwohner drinnen hatten die Heilige schnell erkannt und bemühten sich, sie mit lautem Glockengeläute zu beehren; allein sie mochten noch so sehr am Kirchenseil ziehen, die Glocke droben — man sagt, sie sei irden oder gesprungen gewesen — gab keinen Ton. Klingel doch au! riefen sie ärgerlich empor, allein sie blieb stumm, und während dem war die heilige Verena schon vorbeigefahren, ohne das Städtlein besucht zu haben. So erzählt sich das Volk halb

scherzend, halb ernst, um sich den scheinbar redenden Ortsnamen des Städtchens Klingnau entsprechend auszudeuten als Klingelau. Die Einwohner selber geben zwar nicht dieses Historchen, aber doch ein ähnliches zu, um ihren Stadtnamen damit zu rechtfertigen. Als nemlich einst der ganze Ort sammt Schloß und Kirche niederbrannte, schmolz das Silber der Glocken und Altäre und floß durch die Straße; aus einem Theile konnte man dann später zum Andenken dieser Heimsuchung wieder eine Glocke gießen, deren schöner Ton ganz mit dem Namen der Stadt übereinstimmt; sie dient tagtäglich noch zum Achtuhrläuten. Aargauer Sagen, no. 448.

Schon dies beweist, daß die Worte, welche man den Glocken der Nachbargemeinden zu unterlegen pflegt, nicht einer bloßen Willkür der mit Namen spielenden Kinderwelt angerechnet werden können, daß also diese Schallworte und deren herkömmliche Ausdeutung wenigstens schon alt sind. Dies liegt denn in der religiösen Sitte, die Glocken kirchlich taufen zu lassen und ihnen einen gesegneten Namen zu geben. Man pflegt bei einer solchen Gelegenheit eigene Taufpathen zu bestellen, die Glocke mit einem eignen Gewande zu bekleiden, dem sogen. Westerhemde, das Glaubensbekenntniß für sie abzulegen und sie mit Weihwasser zu bespritzen. So geschah es im Frickthaler Dorfe Ittenthalen i. J. 1846, wo die neue Glocke nicht nur den Namen der Taufpathin, sondern auch 200 Franken Eingebinde von derselben erhielt. Um so größer ist nun der Glocke Kraft, die Gewitter von der Gemeinde abzuhalten, dem Zauber und dem bösen Feinde zu trotzen. Werden aber die Glocken nicht getauft, so kann sie der Teufel aus den Kirchthürmen wegstehlen: Wier, de praestigiis daemon. So aber ist ihnen nun selber eine Kraft verliehen, die derjenigen der Zauberer und Hexen trotzt. Als daher die gegen Luzern anrückenden Neufranken durch den Landsturm aufgehalten werden sollten, ließ man Hochfeuer auf den Bergen anzünden und mit allen Glocken zu den Sammelplätzen läuten. Wie wir heute solche Glockenzeichen das Stürmen nennen, so hieß sie damals das Volk „hexen". Chronik von Roggwyl. Zofingen 1835 pag. 27. Man erwartete, der bloße Glockenlaut werde den Feind zurückjagen. Gleiches behauptet auch die Landessage: Sobald die Glocke zum erstenmale tönt in der neuen Kapelle, wandern die Zwerge aus dem Thale fort, in dem sie sonst einheimisch gewesen sind. Der Papst schenkt deßhalb eine solche Glocke in das wilde Land von Wallis und zwingt den Teufel dazu, sie von Rom

aus über die Alpen bis nach Sitten zu tragen. Es sind eigene Münzen auf dies Mirakel geprägt worden, abgebildet und erklärt in „Altes und Neues aus d. gelehrten Welt." Zürich 1717. Denselben Weg nach Rom hin und zurück machen alljährlich die Glocken unserer kathol. Kirchen am Gründonnerstage, von welchem Tage an in der Charwoche nicht geläutet werden darf. Haben die fortgegangenen Glocken dann zu Rom gebeichtet, so kommen sie Charsamstags wieder heim, aber mit Ostereiern, die sie in den Glockenstuhl legen. Die kirchlichen Legenden wiederholen es in allen Gegenden, auf welche listige Weise eine bestimmte Ortsglocke von dem eifersüchtigen Nachbar übeltönig gemacht wird. Die Kirchenglocke am Staufberg bei Lenzburg verliert ihren Klang, da man sie mit einem rothen Faden auf den Rath der Zürcher hin umwindet. Der Hauenebersteinerglocke geschieht Gleiches durch einen eingeschlagenen Nagel. Mone, Anzeig. 1835. Solche Züge weisen auf das Heidenthum zurück, welches gegen die neugepredigte Lehre reagirt. Lebt die alte Schellenkuh noch? fragt der Riese die auf seine Insel herüberkommenden bekehrten Schweden. Grimm, Mythol. 907. Zieht das wilde Heer am oberrheinischen Marbach vorbei und man läutet eben im Orte, so rufen sich die Geister zu: weiter, weiter, der Marbacher Hund billt schon! Stöber, Elsaß. Sag. No. 209. Eitle Jungfrauen und Burgfräulein sind mit ihrem Sonntagsputze noch nicht fertig, während es schon zum Kirchgange läutet; in ihrem Eifer verwünschen sie die mahnende Glocke und werden darüber in Hunde verwandelt: Panzer, Bayr. Sag. 1, No. 65. 112. Wenn sich die Herenweiber des Frickthales im Olsbergerwalde und beim Heidenloche zu Augst, oder auf dem Breitfelde von Möhlin versammelten, um aus Raupen und Heuschrecken ein Hagelwetter zu sieden, dann unterbrach sie die große Glocke von Rheinfelden. Sie stoben unter dem Rufe auseinander „die große Metze chällt, der große Hund bellt! Herenacten aus dem Rheinfeld. Stadtarchiv v. J. 1608. fol. K. Schulhund nennt man die Uhr auf unsern Gymnasialgebäuden: Stalder 2, 354.

Der Ton der Glocke ist zugleich ein prophetischer, wie er überhaupt eine gewissenerregende Wirkung hat. Wenn das Kind Abends zu lange außer dem Hause umhergelaufen ist, und es vernimmt plötzlich das Abendläuten, sagt es sprichwörtlich zu seinen verspäteten Mitgespielen: „die Muetter änne-n-am Bach rüeft!" die jenseits des Thalbaches läutende Abendglocke heißt uns heimgehen. (Basellandschaft). Wenn aber den Verstockten der gleiche Ton berührt, gedenkt er der zum Raub nun

gelegenen Zeit: „Lamm-Lamm! ist des Wolfes Vesperglocke.“ Sutor, Chaos Latin. 2, 32. und den Schlemmer gemahnts nur an den guten Abendtrunk: „vinum bonum, bonum vinum!“ Vox mea, vox grata, cibaria dico parata! Inscriptio campanae refectorii in abbatia Parcensi, extra Lovanium. MS. Bibl. Mur. 48. auf der Aarauer Bibliothek.

„dahar der schwank flüszt, dasz man spricht gmeinlich: In einem pfarrthurn hangend dry glocken, die erst vnd kleinest, anzogen vnd glüt, spricht: Gem wyn, gem wyn! rc. die ander gröber, so man die Nonglocken nent, spricht: wär zalt's, wär zalt's? Zelest lüt man die grosz sturmglocken, die brummt: Pûren, Pûren, Pûren!“ Seb. Franck 1, 90 b., in Zarnckes Ausgabe von Brants Narrenschiff, pag. 427. — Seit Basel durch das Erdbeben zerfiel, liegt die silberne Glocke, die sonst auf dem dortigen Münster hieng, unten im Flußbette des Rheines und läßt Nachts noch ein liebliches Klingeln hören. Kohlrusch, Schweiz. Sagb. pag. 366.

Wir alle haben einst mit kindlicher Genugthuung gelesen, wie der englische Knabe „Whittington mit seiner Katze“ aus dem verlorensten Menschen ein berühmter und einflußreicher Mann geworden, seit er dem Rufe der Stadtglocken Folge gab, die ihm, während er gerade in die weite Welt entlaufen wollte, die Worte zuzurufen schienen:

Kehre um, Whittington,
Dreimal Maire in London!

Und da er dann diesem Rufe glaubte, und umkehrte, ist er wirklich dreimal zum Lord-Major der englischen Hauptstadt gewählt worden. Ueber den unfolgsamen Jungen rufen die Pronsdorfer Glocken: Schad' is — dat de Lehrburs doet is! Die in Krempe rufen: Schad um den Jungen! Müllenhoff, Schlesw. Sag. pag. 595.

Auswandernden und sich neu ansiedelnden Völkern des Alterthums war der Klang des Erzes ein göttliches oder ein Heilzeichen, nach dem sie sich bestimmten, wie schwärmende Bienen sich wiedersammeln, wenn der Bauer mit dem Hausschlüssel an die Sense dängelt. Achaia hatte so seinen Namen erhalten, ableitend von achos, Schmerz, oder auch von echousa, mit Cymbeln tönend: weil Persephone die verlorene Tochter beweint und Cymbeln schlagend dort sie wieder sucht. So läßt später das Wandervolk sich nieder, wo ihm Hahnenruf und Hirtenhorn entgegenschallt, wo es irren Glockenton mitten in den Wäldern zu hören meint

(vgl. Uhlands Verlorene Kirche). Und wie Apollo in Thiergestalt den Völkern vorauszieht, als Taube, Rabe und Stier; wie Demeter durch Erzklang sie leitet, so ist es auch in unsern Sagen und Sprüchen die Gaiß, der Hund, zumeist aber der wühlende Eber, das Thier des Gottes Frô, welche die Glocke für den ersten Tempel auffinden, eine schon verschüttete wittern, die unterirdisch forttönende zuerst hören, deren bedeutsames Wort zuerst verstehen. Daraufhin ersteht dann die erste Kirche, die erste Stadt, und jenes Glockenwort wird ihr Name, jenes aufspürende Thier wird ihr Wahrzeichen und Wappen. Daher die so zahlreichen Sagen von glockenfindenden Ebern, daher die unvertilgliche Formel von der Schellensau. Panzer, Bayr. Sag. 2, 419 bringt eine Erzählung von einer Glocke zu Ebergötzen, welche ruft: „Sû fand, Mäggen band": eine Sau grub mich aus, einer Jungfrau Haarband zog mich heraus! Vgl. Schambach-Müller, ndsächs. Sag. No. 74, Glocke zu Lüthorst. Eine solche Glocke hängt heute noch in Dreßling bei Seefeld in Oberbayern, von der die Leute sagen, es sei auf ihr ein Schwein ausgeprägt; sie wird bei schweren Gewittern geläutet und heißt „Schweinsglocke". Ein dorten bei Panzer, pag. 418. 548 mit angegebener Reim heißt:

Die Sau hat mit 'm Fuß g'schlagen.
Der Hirt hat mich raus graben.
Der Esel hat mich her tragen.

„Die Glocken von Berngau — Hat ausgewühlt eine Sau."
Schöppner, Bayr. Sagb. no. 1122.

Damit erklären sich manche undeutliche Behauptungen in den Sagen, oder in den Angaben, womit Nachbarorte sich gegenseitig necken, z. B. als die Kirche Paulinazell fertig gebaut war und geweihet werden sollte, schob man zuerst ein Schwein durch die Thüre. Bechstein, D. Sagb. no. 518.

131) Zusammenläuten.

Der Pfarrer auf der Kanzel und die versammelte Gemeinde wortwechselnd:

I der Chile lütet's
(Pfarrer): sind mîni Schölme alli do? alli do?
(Gemeinde): bist au eine! bist au eine!
(Nachschlagender Glockenschwengel): er chunt, er chunt!

Oder der Pfarrer in der Sakristei wartend fragt, ob die Gemeinde zur Predigt bereits versammelt sei: sin mîne Schölme alli do? Diese

hört's und erwiedert ihm höhnisch: alli bis ûf eine! Hierauf laufen die Singbuben noch in ihre Bänke herein mit der warnenden Meldung: er chunt, er chunt!

132) Lunkhofer Processionsglocke.

Den katholischen Lunkhofern wirft der Nachbarscherz Gefräßigkeit vor und unterlegt dem Tone des Glöckleins, das sie zu den kirchlichen Processionen läuten, die doppelsinnigen Worte: thüend d' Beckeläde zue!

133) Die Bevölkerung des kleinen Bergdörfchens Asp im Jura nennt man Chelle, die groben, weil sie bei dem Anbau ihres rauhen Bodens selbst nicht fein, sondern nur handgreiflich werden können; ihr Zeitglöcklein ruft daher über ihre Rauflust:

Asperchelle,
het siebzehe wölle!

134) Die Gemeinde Jonen nennt man im Scherz Irdene Glocke; weil eine metallene das schwache Thürmlein in den Boden gedrückt haben würde, habe der Dorfwirth vorgeschlagen, eine irdene Glocke hinaufzuhängen, welche der taubstumme Hafner Redemund hinter der Mühle machen mußte; ihr Ton lautete:

Der Gloggegießer Redemund
hinter de Mülli ist au kei Hund.

135) Als die hl. Verena am Städtchen Klingnau auf der Aare vorbeifuhr, ohne da auszusteigen, fiengen die Glocken von selbst an zu läuten:

Wenig Brod und süre Wi:
ach Gott, wer möcht au z' Klinglau si!

136) Die große Glocke der Stadt Laufenburg am Rhein ruft den jenseits wohnenden Schwarzwäldern zu, die Zinsen rechtzeitig ins Städtchen herein zu bringen:

Bring Geld,
wenn d' hesch!

137) Maihausen, eine kathol. Luzerner Ortschaft, liegt hart an der Grenze der reformirten Aargauer Landschaft des Kulmerthales, und ihr Kirchengeläute tönt in Aargauer Dorf Menzikon also:

Eüsere Kerzen und Palme
sind besser as eure Psalme!

Die Rückantwort von Menzikon aber heißt:

Eure Palme-n-und Kerze
sind wie der Schnee im Märze.

138) Die Einwohner des Dorfes Seon haben den Spitznamen Milchbecken, denn ihr Kirchengeläute soll wie klapperndes Milchgeschirr tönen; daher der Spottreim:

D' Seener lüte d' Becke z'sämme:
Chüemilch! Gaißmilch!

139) Dem Geläute der großen Glocke zu Frick unterlegt man die Wetter bannenden Worte:

Susanne, Susanne:
alli Wetter durh anne!

Dieser, vielen andern Glocken beigelegte, Name ist eine Verdrehung von Hosianna = Herr, hilf ihm. Die namhafte Glocke im Münster zu Schafhausen, gegen 19 Fuß im Umfang haltend, hat um ihren Kranz die Schrift: Osanna heiß ich, im Namen Gottes ward ich, Peiger von Basel goß mich. Um ihren Helm aber steht das aus Schillers Glockenliede bekannt gewordene Motto: vivos voco, mortuos plango, fulgura frango. 1486. Es wurde neben sie im J. 1604 eine kleinere Glocke gehängt, welche die nüchterne Aufschrift hat: zelo fusa bono, campanis priscis consono. lux postqam tenebras exuperasset atras. Fulgura non frango, nec plango morte peremtos. Schalch, Stadt Schafhausen, 1, 51. Die große Erfurter Glocke, 1497 gegossen, soll den obigen Spruch der Fricker Dorfglocke zum Randspruch haben: Rotnagel, Sagb. p. 375. Denselben Namen Susanne führen die Glocken zu Gohlitz, zu Cruminen auf Usedom: Kuhn, Nordd. Sag. no. 80 und pag. 476. Ebendenselben hat die große Pfarrglocke der Stadt Dinkelsbühl: Mone, Anzeig. 1838. p. 364. Ein Klosterreim faßt dies niedlich zusammen:

Aes ego campanum nunquam pronuntio vanum:
ignem vel festum, bellum vel funus honestum.

140) Dorfglocke von Rued.

Man muthet jenen Bewohnern jeden Holzfrevel zu, der in den benachbarten Gemeindewaldungen vorkommt; deßhalb mahnt ihr Glöcklein, Axtstiel und Gertelstiel im Walde zu hauen:

Gertelhefti, Bilhalm!

Auch beklagt sich diese Glocke über das unergiebige Milchvieh, das sie auf dem mageren Weideland grasen sieht:

Drei Ell Ankemilch,
drei Ell süre!

Als einst der Glockenschwengel beim Läuten los wurde und durchs Schallloch des Thurmes herunter fiel, fraß ihn des Pfarrers Güggel als Regenwurm von der Miststätte weg.

141) Glocke zu Chilchberg.

Kirchberg liegt als ein niedliches Bergkirchlein isolirt zwischen den zwei Dörfern Küttigen und Biberstein, die hier zusammen ihren Kirchhof haben; deshalb sagt die Glocke:

Chum bald!

142) Zu Ansbach, der Vaterstadt dessen, der dies schreibt, rufen die Kirchhofsglocken:

kumm ner rai,
du g'herst scho mai!

143) Glocke zu Gontenschwil im Kulmerthale.

Der dortige Bauernschlag war noch seiner Mehlsuppe getreu geblieben, während bereits allenthalben das Kaffeetrinken als Frühstück galt; man läßt deßhalb die Dorfglocke sagen: Mehlbrüe!

144) Vielen Dörfern sagt man nach, sie seien durch Diebstahl zu ihren Glocken gekommen, und läßt diese dann einen darauf bezüglichen Schimpf aussprechen. So rufen die Glocken im Saanenlande: „Hogen nit der Schelme d'wegen!" hier oben hang ich, aber diesen Dieben nicht zum Segen. Im Solothurnischen Dörflein Gstad läutets „Gstadschelm!" denn der Ort ist an der reißenden Aare gelegen, aus welcher die Bewohner alles, was bei Ueberschwemmungen und Hochgewittern drinnen vorüberschwimmt, für sich herausfischen. Die Einwohner des Bernerdorfes Herzogenbuchsee heißen Glockenschelme; sie fanden eine der Nachbargemeinde gehörende Glocke auf, die während der Kriegszeiten vergraben worden war, und hiengen sie in ihren eigenen Thurm. Ihr dumpfer Ton soll besagen:

E Geißfueß het mi g'funge
dört ûße bi's Grubers Brunne,
z' Buchsee a der Stange
mueß ig armi Glogge hange!

Der Spottvers besagt, daß das geschmähte Dorf den Kirchenraub begangen habe mit Hülfe eines unheiligen oder teuflischen Thieres, der Geiß. Diese, welche dem mit der Rindviehzucht beschäftigten Bauern ohnedies als ein Synonymum bäuerlicher Verarmung gilt, wird hier genannt statt des alterthümlichen Ebers, welcher nach der Mythe sonst die versunkenen Glocken findet und auswühlt. Vgl. Bechstein, D. Sagb. no. 511. Panzer, Bayr. Sag. 2, no. 306—312. Die Blankenseer Glocke ruft: Sau fand innen Sand! Kuhn, Märk. Sag. no. 105. Die Görzdorfer tönt: Soug woillt us! Tettau-Temme, Preuß. Volksf. no. 240. Ebendahin mag der verbreitete Kinderreim gehören, welcher schon in Luthers Tischreden, Lpz. 1621 p. 388 vorkommt:

Kling = klang = gloriam:
Die Sau, die hat den Chorrock an.

In Brants Narrenschiff: Die Sau hat die Schellen an.

145) An Lech und Donau im Bayrischen läßt man die Hochzeitsglocken bei Mißheiraten verkünden:

O Elend, o Elend!
Wie lang, wie lang,
Dein Leben lang!

(Aus der Jugenderinnerung.)

Da es immerdar eine Gattung von Lesern geben wird, deren Ernst gar nicht zu diesen winzigen Dingen über eben so winzige Ortschaften eines ohnedies unbekannten Ländchens stimmt, so soll hier zum Schlusse für diese doch auch noch ein Glöcklein geläutet werden. Gegossen hat es der deutsche Dichter W. Müller (Epigram. Erst. Hundert, no. 86) und sein Ton sagt:

Es ist das kleinste Vaterland
Der größten Liebe nicht zu klein:
Je enger es dich rings umschließt,
Je näher wirds dem Herzen sein.

8) Die redenden Thiere.

Als die Thiere noch sprachen,
Giengen sie auch zur Beicht'.

So fängt in Rückerts Gedichten 3, 213 ein Spruch an, nach Swift übersetzt. Das englische, wie das deutsche Lied also hat es mit dem Glauben zu thun, daß das Thier ehemals Sprache besessen und uns seine besonderen Bekenntnisse abgelegt habe. Dieser Glaube war ein allverbreiteter, auf ihn gründet sich der Anfang aller Fabeldichtung, von ihm hat mithin auch jede Volksrede zu berichten. Aimoin 1, 10: Eo in tempore, quo humanae copia eloquentiae cunctis inerat animantibus terrae. Chronique de S. Denis: En ce tans, que les bestes parloient. Bertholdo, p. 39: Quando le bestie parlavano. Grimm, Reinh. Fuchs p. V: „Ohne jenes gläubige Zugeständniß ihrer Sprachgabe, die nicht viel mehr auffällt, als die gleiche Sprache zweier Völker im Gedicht, war keine Aufnahme der Thiere in das Reich der Dichtung denkbar." Das ausgedehnteste und werthvollste Gedicht über die redenden Thiere ist unser deutsches Eigenthum, der Reineke Fuchs. Es ist so alt wie die ganze Geschichte unserer Cultur, es begleitet uns schon, da wir zuerst in die Gesellschaft der europäischen Völker eintreten, es ist uns heute noch unter ihnen ein besonderer Schmuck, ein mit Vorliebe betrachteter Familienbesitz. Dasselbe hat sich der Neigung unserer besten Forscher, Künstler und Dichter zu erfreuen gehabt: ein Göthe hat es erneut, ein J. Grimm es erklärt, ein Kaulbach es gezeichnet; es muß also nicht blos von einem besondern poetischen Werthe sein, sondern auf einer Grundlage allgiltiger, stetsberechtigter Empfindung und Naturtreue beruhen. Der Satz aber, von welchem unser altes Thierepos ausgeht, ist derselbe, welcher auch allen denjenigen Reimen zu Grunde liegt, in denen heute noch bei den Kinderplaudereien die Thierstimme ins Menschenwort übersetzt wird; es ist der Glaube von dem Zusammengehören und dem Uebereinstimmen aller beseelten Wesen untereinander, die demüthige Ahndung, daß wir Erdenmenschen nur ein Theil und Ton jenes großen Einklanges seien, der durch die Welten geht. Bald verzagt in uns dieser Glaube an den nothwendigen Einklang der Wesen untereinander, wir empfinden den Zwiespalt in unserer eigenen Natur oder tragen ihn auf ein schuldloses anderes über: dann verstummt uns plötzlich die Rede der Thiere, und

ihre Stimme wird uns zum Geheimniß; bald ermuthigt uns unser eignes Bestreben, mit Zuversicht sehen wir unsern Erfolgen und Gewinnsten entgegen: dann hört die Schweigsamkeit der uns umgebenden Dinge wieder auf, ihre betrübende Fremdartigkeit löst sich, die Erde wird wieder lieblich, das Vögelein singt wieder Heil, die Thiere brechen ihr Schweigen, sie stimmen in unseren Herzenswunsch errathend ein. So ist das Empfinden des Menschen überhaupt beschaffen, so denkt selbst der Forscher, so singt der Dichter.

Die Welt ist rauh und dumpf geworden,
Die Stimm' verfiel ihr nach und nach,
Die einst in tönenden Accorden
Zum offnen Ohr des Menschen sprach.
Sonst, in der Oceane Brausen,
Darüber Gottes Odem fuhr,
Vernahm der Mensch mit heilgem Grausen
Die Aeolsharfen der Natur.
Nun regt sich die Natur im Grimme,
Weil gegen sie der Mensch im Kampf;
Zum Schrei wird ihr die sanfte Stimme
Und die Geberde wird zum Krampf.
Und Freimund, wenn er klar will singen,
Was er nur ahnt und klar nicht sieht,
Muß mit dem Wort um Ausdruck ringen
Und kämpfen mit der Sprach' ums Lied.

Rückert, Gesamm. Gedichte 1, 104.

Es trachteten daher alle die Zeiten, denen ein besonderer Fortschritt jemals gelungen ist, immer wieder einen entsprechenden Schritt zu jener Natur zurückzuthun, die ungebraucht und ungefühlt nebenan liegen gelassen worden war; und allen solchen Zeiten ist also auch die gleiche Geisteslust anzumerken, des Natürlichen wieder recht froh und sicher zu werden, sich desselben als des mit aller Wahrheit Einstimmenden recht zu erfreuen. Als dieser Charakterzug großer Weltepochen auch während der deutschen Reformation zu dämmern begann, damals da Sebast. Frank von Donauwörth über die Thier- und Pflanzenseele als einen Beweis von der Allgegenwart Gottes zu lehren anfieng, da äußerte auch Luther, ehe er diese neue Richtung verließ und bekämpfte: „Wir sind jetzt in der Morgenröthe des künftigen Lebens, denn wir sahen wiederum

an zu erlangen die Erkenntniß der Creaturen; da gehen unsere Prediger, die Milchträger, die Butterträger, Käseträger, Wollenträger — dieß übergehet Erasmus fein und achtets nicht, siehet die Craturen an, wie die Kühe ein neu Thor." Tischreden, Lpz. 1621, pag. 89 ff. — Mit dieser letzten Wendung des Satzes spottet Luther der hochmüthigen Schulweisheit, die sich damals und stets einer neuen Erkenntniß eigensinnig verschließt. Unsere Zeit scheint einer ähnlichen Erkenntniß sich wieder nähern zu wollen, und die Anfänge dazu begegnen uns überall. In Göthes ursprünglicher Neigung zu Naturbeobachtungen hat es gelegen, daß die verloren gewesene deutsche Dichtkunst wieder entdeckt wurde; in dem mit Anmuth geschmückten Forschergeiste der beiden Humboldte lag's, daß ernste und strenge Fächer eine herzliche Sprache führen lernten, daß Ideen wieder den Weg zu den Herzen finden und diese Herzen weise und zart machen konnten. So hat denn Geist und Gemüth der Neuzeit sich dem gleichen Geschäfte ergeben, die mit uns geschaffenen Wesen erkennen und lieben zu lernen, so daß wir auch gegen die Untergeordneten Gerechtigkeit üben, uns ihrer wenigstens erbarmen. Denn die neu entstandenen Vereine gegen Thierquälerei haben bereits gesetzliche Bestimmungen zu gleichem Zwecke zur Folge gehabt, die mittelbar auch Gesetze gegen Menschenquälerei sind. Der eine Schritt, welcher hier zur Humanität führt, leitet auch zugleich eine deutlichere Empfindung des uns selber noch Mangelnden ein, und so bereitet sich die Wiedererkenntniß des Wahren und Naturgemäßen überhaupt vor. Bereits sind die einzelnen Zweige der Forschung fast gleich lebhaft von dieser Bewegung mit ergriffen; die deutsche Grammatik ist auf diesem Wege im Begriffe, eine Naturgeschichte deutscher Volkssitte und Denkungsart zu werden; und wenn darüber auch dieses Kinderbuch nebenbei unwillkürlich an seine eigne Entstehung erinnert, so bekräftiget es damit gleichfalls nur, wie eben heute im Unscheinbarsten und Unbeachtetsten sogar es gelingen kann, ein Menschliches herauszuschälen, im Geringfügigen noch die großen Gesetze der Natur erkennen und verehren zu lernen. Es deutet auf den ernsteren Inhalt des Stoffes hin, in dem man ehrdem nichts als ein Spiel gesehen hat; es zeigt in seinen herrenlosen Einzelheiten lauter Zweige und Blättlein, die alle zum einen Mutterstamm gehören. „Denn alles wissenschaftliche Arbeiten ist nichts anderes, als immer neuen Stoff in allgemeine Gesetze zu bringen." W. v. Humboldt, Briefe an eine Freundin 2, 206.

Denjenigen Zeiten, denen sich diese Einsicht verbirgt, entgeht auch

die Anschauung über sich selbst und ihre lebendigste Umgebung, die Natur scheint ihnen dann ein räthselhaftes und drolliges, wenn nicht gar ein dämonisches und feindseliges Wesen. Wenden wir mit diesem Satze wieder zu unserm engen Gegenstande hin über die redende Thierwelt, so begegnen wir dem feingebildeten Griechen, der zwar komisch genug als Dichter mit den Thierstimmen spielt, aber die ihm so wundersam erscheinenden Vögel doch zugleich wieder Barbaren nennt, weil man ihnen erst durch langen Umgang ein bischen Menschensprache beibringen könne. Den Triballen, den verächtlichen Barbarengott, läßt daher Aristophanes im schmatzenden Tone einer Schwalbe kauderwelschen. Nicht anders heißt das Mittelalter den Gesang der Vögel ihr Latein, wie eine fremde, unverstandene Menschensprache latein oder welsch genannt wird. Eine dem Menschen so entfremdete Natur droht jeden Augenblick sich in eine verzauberte und hexenhafte zu verkehren; dieselbe Zeit, welche dem Thiere alles geistige Wesen geradezu bestreitet, das ihm die natürliche Wahrnehmung sonst belassen muß, ist zugleich wieder im Stande, ihm Rede und prophetische Gabe in überfließendem Maße zuzutheilen. Der positive Unglaube verfährt dann so verschwenderisch wie der positive Aberglaube. Cave tibi, Roma! rief der Ochse des Cn. Domitius, als Rom im punischen Kriege am Untergange stand. Val. Max. 1, 6. Und da die wüsten und sittenlosen Geißlersecten das zerrüttete Deutschland durchzogen, behaupteten sie im Elsaß: „Die Rinder hettent zu Erstheim geredt, die Rinder in den Ställen werent redind worden.“ Stöber, Elsass. Sag. no. 303. So verliert der Menschengeist, der sich selbst aufgiebt, immer auch das Urtheil noch, das allein ihn zum Herrn des Thieres macht.

Ganz anders ist es, wenn Sage und Volksglaube behaupten, daß die Thiere ein vorsätzliches Schweigen einhalten und höchstens einmal, bei großer allgemeiner Freude oder in hoher Traurigkeit, weissagend sich wieder vernehmen lassen. Solche Fälle sind es, wenn bei Homer das Roß Xanthos trauernd den Tod des Herrn weissagt; wenn es im Serbenliede dem Helden Bevros die gleiche Kunde bringt; wenn es bei den Hebräern heißt „und Gott that auf den Mund der Eselin“; wenn unser eigner Aberglaubenssatz erklärt: Ist dir ein Liebes in der Fremde gestorben, so pickt dir ein Vögelein ans Fenster. Man begegnet auf alten Holzschnitten einer Abbildung von Christi Geburt, welche durch die dabei stehenden Thiere erklärt werden soll. Der Hahn auf der Stange krähet da: Christus natus est! der Ochse brüllt mit überschnappender Stimme

drein: Ubi? und das Lämmlein bläheret die Antwort: Bethlehem! Und so sagt auch heute noch gemäß dieser Dichtung, wornach bei Gottes Geburt alle Thiere geredet hätten, ein Bauernsprichwort allenthalben: Zu Weihnachten weissaget der Ochs im Stalle. Ja alle diejenigen, welche auf die Pflege der Thiere vorzugsweise angewiesen sind, Jäger und Sennen, verbleiben bei dem Schlusse, daß der so reichen Ausstattung des Thieres an Sinnesschärfe auch ein ähnlicher Grad von Sprachbefähigung zunächst liege, daß mithin eine Thiersprache wirklich vorhanden sein müsse. Dieser Trugschluß ist nicht auszutilgen und hat bei wilden und bei gebildeten Völkerstämmen zu einer Reihe schöner Märchen geführt. Vom Schimpanseaffen sollen die Neger behaupten, er rede blos aus Klugheit nicht, weil er fürchte, darüber als Mensch entdeckt und dann zur Arbeit gezwungen zu werden (Rebau). Der Oberwalliser Senne Hans Truffer von Visp hat das Märchen (Grimm, KM. 1, 33) von den drei Sprachen der Hunde, Vögel und Frösche erzählt, und wie jener Bauernsohn, der diese Sprachen von ihnen erlernt hatte, sich damit aus der Todesgefahr rettet, des Burgherrn Tochter freiet, so bis nach Rom kommt und dorten zuletzt Papst wird. Und als er da seine erste Messe singen soll, fliegen ihm zwei Tauben (gleich dem Mohammed) auf die Schulter und sagen ihm das Latein seiner Messe vor, von dem er vorher noch kein Wörtchen gehört hatte. Allein ein ganz anderer Weg ist es, auf welchem unser vaterländisches Alterthum zu dem gleichen Schlusse über das Geistes- und Sprachvermögen des Thieres kommt. Das heidnische Lied Sigrdrifumal sieht alle Wesen gleichmäßig von Gott erfüllt. Da Odhin sie schuf, hat er auf sie Alle Geist und Seele eigenhändig hingeschrieben, und solche Gedenknamen stehen daher auf dem Schild der Sonne, denn dieser heißt Erwecker; sie stehen auf des Adlers Schnabel, auf dem Schnabel der Eule, auf der Tatze des Bären, auf des Rosses Huf, wie auf des Dichters Zunge. Echte Frömmigkeit ist viele Jahrhunderte später mit der gleichen Anschauung laut geworden. Der glaubenseifrige Cyriac. Spangenberg sagt: An Kind und Haus, an Acker und Wiese, ja an der Kuhe, an der Ziegen stehet geschrieben Gottesgunst, Gottesgab. Ehespiegel 1578. 452.

Dem Griechen und Germanen erschienen die Götter stets in Gesellschaft der Thiere, ein Theil ihrer göttlichen Allwissenheit gieng auf das Thier über, in dessen Gestalt sich jene abwechselnd verwandelten, oder das zum Verkünder ihres himmlischen Rathschlusses ersehen war. Wie

wären sonst wohl die Evangelisten zu solchen symbolischen Thieren gekommen, ohne die man sie sich nicht mehr zu denken vermag; wie stände sonst auf unsern Kirchthürmen bald der Wetterhahn, den man alemannisch Gûl = Roß nennt, oder was hätte an des Thurmhahnes Stelle dorten die Figur eines springenden Rößleins zu thun, wenn nicht beide Thiere schon den Germanen des Tacitus göttliche gewesen wären: et illud quidem etiam hic notum, avium voces interrogare — — hinnitusque ac fremitus (equorum) observant. Germ. 9. 10. Und ebenso, wie diese Thiere sonst ihrem Gotte eigen waren, so hat jetzt noch ein jegliches seinen besondern Schutzpatron im Himmel: das Schwein den S. Wendel, das Roß den S. Leonhard, die Gans den S. Gallus u. s. w. Sogar der Siebenpunkt, dieses unscheinbare Marienkäferchen, ist hiebei nicht zu kurz gekommen und gehört der hl. Mutter Anna oder Maria an. Wie sodann der dankbare Mensch dem Gotte Geschenke bringt für den verliehenen Ackersegen, ihn oft in Bettlergestalt gastfreundschaftlich bei sich aufnimmt, ihm bei den Gastmälern einen Theil als Opferspeise darbringt, so zieht er auch das Hausthier mit in den Kreis dieser religiösen Bräuche, denn es steht in Gottes Hut oder unter seiner Weihe. Wenn man daher in bayrisch Landern die Samstagskuchen backt, Schuchsen genannt, so erhält da regelmäßig der Hofhund den ersten und den letzten davon, wie sie die Bäuerin aus dem Ofen nimmt. Panzer, bayr. Sag. 2, 472. Vgl. Abth. IV. dieser Schrift „Ammenglaube“: Kindsbrei, vierter Satz. Uebrigens haben die zu Bern gehegten Bären heute noch ihren eignen Unterhaltsfond und ihre besondere Stadtbäckerei. Unser Alterthum gestand dem Thiere unzweifelhaft Seele zu, dieß bestätiget sich ganz einfach aus jenen vielen Sagen, in denen der Teufel statt einer von ihm vermutheten Menschenseele nur eine Thierseele zu holen bekommt. Es mußte also das beseelt gedachte Thier mit in den Menschenbrauch hereingehoben werden; es wird ihm sein Name feierlich verliehen: vgl. Abth. IV. Ammenglauben, „Namensgebung“; es wird geweiht, als ob man eine Taufe begienge: vgl. diese Abthl. „Redende Thiere, Katze“; es wird endlich in die Wohlthat der bürgerlichen Satzungen mit eingeschlossen, sie sollen auch ihm mit zu Nutzen sein; Vergehen gegen dasselbe haben alsdann rechtliche Bußen zur Folge, und nicht einmal die sonst so verschrieene Katze ist von diesem Mitantheil am bürgerlichen Rechtsschutze ausgenommen. Noch bis zum Jahre 1780 galt im Kanton Zürich das sogen. Katzenrecht, dem gemäß das beschädigte Thier vor Gericht Wergeld

anzusprechen hatte. Die Art dieser Schadloshaltung erzählt H. Füßli, als der damals hiefür angerufen gewesene Amtmann zu Erlenbach am Zürchersee. Vgl. Aufseß und Mone, Anzeiger 1836, 42, wornach Bluntschli, Zürcher Rechtsgesch. berichtet hat. Das für die gleiche Rechtspflege eingesetzte Amt des Thierherren war sonst im ganzen Zürcher Lande geltend gewesen, es wurde in der Stadt Winterthur i. J. 1764 zum letzenmale besetzt. Troll, Winterthur. Gesch. Bd. 7. 188—197. Noch immer wird in den Handbüchern über Schweizergeschichte das alte Histörchen zum Hohne wieder aufgewärmt, wie man zu Bern 1478 und dann zu Lausanne 1480 (Stumpf lib. VI.) die landverwüstenden Maikäfer und Engerlinge vor weltliches und geistliches Gericht citirt habe, wobei ihnen Tagfahrt und Stunde „so es eins schlägt Nachmittags" anberaumt worden war. Aber auch dies gründet sich auf das Gesetz, durch das jeglichem Thiere Recht gegönnt und Wort gehalten sein sollte. So weiß auch die Sage es dem gesetzgebenden Kaiser Karl nachzurühmen, daß er in Zürich den Streit zwischen einer Schlange und einer Kröte vor seinem eignen Richterstuhle entschieden habe.

Auf diesem Boden einer ursprünglichen und naturgemäßen Empfindung sind nun größtentheils diejenigen Sprüche und Lieder über das Thier aufgewachsen, welche sich noch im Spiele der Kinderwelt vorfinden. Alsdann sind sie kein momentaner Einfall, kein bloßer Scherz, keine reimende Tändelei, sondern gehören zunächst an die uralten Waidmannssprüche und Jägerschreie, die gleichfalls außer ihrem sprachlichen Werthe noch den besonderen besitzen, daß sie sich auf eine höchst getreue und überraschend scharfe Naturbeobachtung stützen. Solcherlei Waidsprüche hat noch Grimm Altd. Wäld. 2, 20 gesammelt; sie sind sammt den „gelernten und aufgeschworenen Jägern" des vorigen Jahrhunderts und sammt dem Wilde unserer Forste verschwunden. Wenn wir einmal in unseren reiferen Jahren einem solchen Spruche wiederbegegnen, der sich aus dem Volksmunde zufällig noch zu uns verirren kann, so geht uns plötzlich ein so überraschend tiefer Sinn auf, daß wir oft wie gefesselt stehen bleiben und die schlagende Wahrheit bewundern müssen, die im unscheinbaren Worte liegt. Unser Staunen gleicht dem des Pflanzensammlers, der in den Sandniederungen auf jenes Edelweiß stieße, das sonst nur der Gemsenjäger in den unbetretenen Gletscherhöhen mit einem Jauchzer erblickt. Da Walther v. d. Vogelw. nach manchem Mühsal seiner langen Wanderjahre sich dem Orte seiner Geburt wieder nähert,

erscheint ihm die heimathlich traute Gegend so fremd, als wärs eine andere; der Rasen der Wiese ist nicht mehr grün wie sonst, das Feld sieht wie versengt aus, der schöne Wald auf den Höhen ist verhauen, alle Gespielen seiner frohen Kindheit thun gleichgiltig; nichts ist sich gleich geblieben als der Dorfbach in seinem alten Ufer, aber sogar die wilden Vögelein an ihm scheinen trübselig zu pipen. (S. Lachmann's Ausg. 124). Nemo quidem plures habuit, quam perdit amicos. — Dasselbe Erlebniß erzählt uns auch ein Dichter unserer Zeit. Als dieser vom heimathlichen Maine in die Fremde zog, war ihm noch alle Welt und sein eignes Herz voll Freunde, und da er gealtert im Traume sich einmal wieder heimdenkt, ist daheim alles leer und alles anders; nur die Kinder im Dorfe singen noch wie sonst das Schwalbenliedchen, das er dorten einst selber mitgesungen:

Als ich Abschied nahm, waren Kisten und Kasten schwer;
Als ich wiederkam, war alles leer.

Nun ist die zwitschernde Wanderschwalbe wiedergekommen, der leere Kasten hat sich gleichfalls füllen lassen, aber das Herz, einmal geleert, wird nie mehr wieder voll. So sagt sich Rückert (Bd. 2, 213), und in dem harmlosen Reim seines ehemaligen Dorfliedchens muß er den unabänderlichen Satz eines tiefen Weltverständnisses erkennen. Das Kind hatte sich eine Weissagung vorgesungen, aber es mußte erst zum tüchtigen Mann, zum selber weissagenden Dichter heranwachsen, um sich und uns die wunderbare Bedeutsamkeit eines übersehenen Sprüchleins wiedererzählen zu können; alsdann erst ringt sich ihm das Verständniß los und redet selber darüber ein entzücktes Wort:

O du Kindermund, o du Kindermund,
Unbewußter Weisheit froh:
Vogelsprache kund, Vogelsprache kund,
Wie König Salomo!

Dieser „Feinheit des Gefühls, das sich in der Kindlichkeit birgt", hat Weinhold vortreffliche Worte geliehen in einem Aufsatze (Sagen des Loki, Haupts Ztschr. 7, 79), der die Auffassung des Thieres und der Thierseele von Seite unseres Alterthums überhaupt zum Gegenstande hat. Uebereinstimmend mit Walthers und Rückerts Bekenntniß sagt er dorten: „Was wir erst nach langer Wanderung auf den mühseligen Wegen der Lehrlingswelt erreichen; was so Vielen vor dem Staube dieser Straßen nie erkennbar wird: daß nichts in der Welt ohne Bedeutung

und göttlichen Hauch ist, das bot sich dem frischen Gemüthe der Vorzeit von selbst.“ Setzt man hinzu, daß das Kind stets aus dieser Ursprünglichkeit der echten Empfindung neu herausgeboren wird, daß seine selbsteignen Begriffe und Aeußerungen Theile jenes Ein- und Allverständnisses sein müssen, welches dem Menschengeiste im Ganzen zugehört, so begreift sich die Behauptung der Sage, daß wenn einmal die Natur aufhört, uns klar und verständlich zu sein, nur entweder die unbestochene Kinderwelt noch, oder neben ihr nur die Weisheit eines bevorzugten Geistes wieder sich auf die Sprache der Thierwelt verstehe.

Dies ist die innere Seite dieses Gegenstandes; seine äußere ist ungleich faßlicher. Die Kindersprache sucht den in die Thierhülle gebannten dunklen Geist mit einem zutreffenden Worte zu errathen, nicht unähnlich dem beschwörenden Aberglauben, der mit den Formeln seiner Besegnungen und Besprechungen Gespenster erlöst und frei macht. Hier beginnen alsdann jene malerischen Verba und Eigennamen ihr Füllhorn auszuschütten, wo die Glockenfrösche „tirolern“, die Winde „hornern“, die Marienkäferchen „gipsen“ und der Stoßvogel die Hühner „pardautzelt“, per Du anredet. Auf diesem Gebiete größerer Sprachwillkür ist es dem versuchenden Kinde wie dem erfindenden Dichter möglich, uns ein zustimmendes Lächeln abzugewinnen, wenn sie mit Maß und Geschick das Leben des fröhlichen Thieres uns zu vernehmen geben. Es freut uns alsdann, daß es einem Klopstock, während er von Hermann und Messias sang, nicht zu gering war, dichtend auch die Lerche in einer seiner Oden (Lerche und Nachtigall, v. J. 1796) vor uns emportrillern zu lassen:

Wenn du durch deinen hebenden Schwung zu dem Liede dich anflammst,
Immer fröhlicher, fröhlicher singst.

Denn wie der Knabe das melodische Wort alauda zuerst sich merken lernt unter dem fremden Wortkram seiner Lateinfibel, so verkörpert sich uns durch des Dichters Vers eine alte Empfindung in einen neuen Sprachaufschluß, und selbst gegen bloße Späßchen solcher Versuche sind wir nachgiebiger, wenn sie unsere Erinnerung nur auffrischen, unser eignes Andenken an Aehnliches reizen. Der alte Ennius, den Römern würdig erscheinend wie ein Großvater, hat dichtend gleichfalls mit solchen Formeln gespielt, und kaum anders ists, was man uns von dem ältesten Feldherrn und Sieger unserer Gegenwart erzählt. Bekanntlich heißt eines unserer Kinderspiele das Thierconcert. Da tritt der Wärter der Thiere mit seinem vielfachen Lock- und Scheucheruf in den Kreis, und

welches von ihnen nicht mit der zutreffenden Stimme darauf zu antworten weiß, das erlegt ein Pfand, aus welchem den übrigen ihr Futter gekauft wird. Nach den Berichten Hackländers in der Allgem. Augsb. Zeitung 1848 aus dem italienischen Feldzuge haben die Officiere vom Stabe Radetzky's am Abend des Schlachttages von Novara ihrem greisen Feldherrn ein solches Thierconcert bei Tische aufgeführt und zwar so meisterlich, daß man die schmale Soldatenkost jenes heißen Tages darüber vergessen konnte. Was wird der „gute Geschmack" wohl dazu sagen? Jedenfalls kein Wort und Urtheil von solcher Dauer, wie jenes im Hamdismal, 28:

Viel mangelt dem Mann,
Dem Mutterwitz fehlt.

a) Reihe der Vögel.

146) Drosel, Tröstler.

Ihre drei
Fresse Brod, fresse Brod.

Feüsädrißg! (Fünflivrethaler) singt sie zu Hûstage (Frühlingsbeginn).

147) Emmerling.

Das Männchen, eine Kornähre im Schnabel tragend, ruft dem Weibchen entgegen:

Emberitz,
witt e Bitz?

148) Elster, Aegerste.

Elster, Elster, weiß und schwarz,
Wenn du eine Hexe bist,
So flieg auf deinen Platz!

Kirchhofer, Sprichw. 273.

„sie säge, d'Aegerschte syn Hexe", Anfang eines berner Volksliedes: Firmenich 2, 582. Ein Kalenderspruch:

der Aegerist verkündet Strît,
schreit s' Wiggli, isch der Tod net wit.

Zigi Agerst, i ha drei Auge und du gad zwä! spricht man in Appenzell, während man ein Kreuz auf die Stelle zeichnet, auf der kurz zuvor die Elster gesessen hat. Dieß vertreibt Hühneraugen. Appenz. Monatsblatt. 1825, 96. Entzündete Augen nennt man, wenn die Augenliede

zusammen kleben, Ziegeraugen und schreibt sie dem Einflusse der Hexen zu, welche selber entzündet rothe Augen haben.

149) Eule. Wiggle, Hauri, Hûri.
wenn dir s' Wiggle schreit,
wirst bald ûße trait.

Wigglen heißt die Art des Pfiffes, womit Vogelsteller und Jäger locken, die Vögel sollen unter diesem Ruf einen Uhu zu hören meinen und zu dessen Verfolgung herbeikommen. „Wirte er wie eine Eule" Simplicissimus, 2. Buch, cap. 31. Wicken, osnabrückisch, prophezeien. Lyra, plattd. Briefe 1847. 65. Klewitt, am Harze die Eule. Kuhn, nordd. Sag. p. 452. — „Los! s' Huuri rüeft! das het z' bidüte, du muescht verreise" (sterben). Berner Volksl. Firmenich 2, 582.

Finke.

150) Dem Morgenwanderer ruft er zu:
he-he, bist-bist
scho wieder se früije?
Den über Land auf Besuch Gehenden fragt er:
wie wit? wie wit witt?
pfeift dann das Weibchen darein:
nid deheim, nid dehei!
wied'r hei!
so darf man nur gleich wieder umkehren, der Gang wäre doch ein vergeblicher.

Abends gieng ein Bursche, sein Mädchen zu besuchen. Da sang ihm der Vogel vom Zweige „Wip, wip, wip?" Jô frili! antwortete der seines Schatzes schon Gewisse mit vergnügtem Tone. Frühmorgens aber, auf dem Rückwege, sang ihm jener Buchfinke wieder: „bsinn di wol, bsinn di wol!" Da brummte der Bursche: du Nar, hättisch mirs nächten gseit!

151) Ninivê, nieni gseh!
ruft der Buchfinke. fê ist altd. Runenname für Vieh und Geld. Der Ruf gilt dem Hirtenjungen, dessen Weidevieh sich verlaufen hat. Im preuß. Havellande ruft man den Irrlichtern Ninovê: Kuhn nordd. Sag. pag. 425. Deßgleichen im Badischen: Mone, Anzeiger; dabei aber scheint man auf das biblische Ninive zu denken und also an die mit diesem Orte zugleich versunkenen bösen Geister, die jetzt lodernd spuken müssen. Der indische Rechtsglaube verwünscht Diebe des Herdfeuers in

Vögel, der Deutsche die Grenzsteinfrevler in Irrwische. Grimm, Rechtsalterth. 546.

Der Buchfinke ruft regenkündend, nach M. Kirchhofer, Sprichw. 274: schütt-schütt!

152) Nicht deutlich ist's, warum er den Holzbauern ruft:

ge-ge-ge Gigebiel, Gigefil!

Es scheint, sie sollen zu Beil und Holzsäge greifen und für letztere auch die schärfende Feile mitnehmen. Im Aargau. Kulmerthale nennt man die große Waldsäge Gige, und die dem Waldsaume nahe gelegenen ausgestockten Aecker und Gründe haben daher den häufig vorkommenden Namen Gigebühl, Gigenacher bekommen; gigen bedeutet ziehen, sägen, vgl. Räthsel no. 388 (Tanne). Auch läßt man den Finken rufen:

biddi-biddi-bum:
Hansjoggeli, Gigebiel!

Das Ausführlichste über den Finkenschlag schreibt Otmar Lenz, Gemeinnützige Naturgesch.; er zählt aus dem Thüringer Volksmunde 15 verschiedenbenannte Schlag- und Sangarten des Vögeleins her. Zwei davon heißen der Reiter und Reiterzug; der letztere tönt:

zizi . . zizi . . . zizi . . . . rütjobjobjob . . . . jeroitje, oitja!

und nach ihm und seinem Namen ist im Wunderhorn 3, 357 der Liedtert also zu bessern:

Fröhlich der Fink im Frühling singt
„Hui Dieb, Spitzbue!"
Die Muggen er ins Grüne bringt
Mit seinem „Reiterzug, reit-herzue!"

Kukuk. Gugger.

Der Volksglaube muthet ihm die Rolle des Bettelmanns zu:

153) der Gugger ûf em düre Nast,
er betlet Brod und wird net naß.

Dies Brodbetteln hängt mit der verbreiteten Mythe zusammen, der Vogel sei ein betrügerischer Bäcker gewesen, wie in Shakespeares Hamlet 4, Scene 4, die Eule eine verwünschte Bäckerstochter ist. Der Kinderspruch in Simrocks KB. no. 338. 340 ruft ihm daher: Kukuk, Beckenknecht! Kukuh, Speckbuh (d. i. Speckwecken-Bäcker); und die Bayern verjagen ihn mit dem Backwisch, mit der Mehlbürste: Panzer, Bayr. Sag. 2, no. 285. „Kukuk stohl Wegge: Nachtigal wull segge."

Samländisch, bei Firmenich 3, 112. Prätorius, Weltbeschreib. 2, 359 erwähnt, es habe einer sich selbst erhenkt aus Furcht, er müsse zum Kukuk werden; und wie man noch glaube, dieser fahle Vogel sei ein Müllerknecht gewesen, dies bringt Männling, Curiositäten, Frankfurt 1713. p. 313. Im Aargau. Freienamt sagt folgendes Märchen, warum er unaufhörlich zu schreien habe. Ein hungernder Knabe wollte einem Weibe ein Weckchen Brod abkaufen, sie forderte aber eben so viele Kreuzer dafür, als man auf des Kindes flache Hand hinzählen könne. Das Büblein gieng drauf ein und machte jetzt sein Händchen immer hohler und kleiner. Da die Alte nun in ihrem Geize gar nicht fertig werden wollte, noch ein Plätzchen und wieder eines auf der schmalen Kinderhand zu suchen, so rief zuletzt der Knabe voll Hunger und Verdruß „so flüg, und rüef Guggu!"

Die Mundart und der Volksglaube bringt den Kukuk in nächsten Zusammenhang mit dem Gimpel und Dompfaffen, der hier zu Lande Rothgügger heißt und eben dieselbe Seite des Geizes und des Geldsammelns an sich hat.

154) Man ruft ihm:

Rothgügger:
siebe Chrützer,
acht Rappe:
git e guete Pelzchappe.
Rothgügger,
für siebe Chrützer
und 'n Grosche
bist scho lang dem Tüfel versproche!

Güggen und gaukeln, rufen und bezaubern, vermischt sich hier. Incantare bigouggelon. Diut. 2, 348 b. — Der Vogel wird also mit dem Teufel identificiert, wie die übliche Verwünschung „zum Gugger" überhaupt thut. Dies ist wohl erst christlichen Ursprungs, denn nebenher verbleibt ihm zugleich sein segensreicher Einfluß. Man spricht voranstehende Reime auch, wenn man den ersten Jahresruf des Kukuks hört; wer dann ungerades Geld bei sich trägt und gleich auf den Sack schlägt, dem geht es das Jahr hindurch nicht mehr aus. Weil aber sein Orakelwort doppelsinnig ist, so sagt man ihm auch höhnisch dagegen:

155) Geld gnue,
dumme Bue! —

Im Bernerlande vertritt er die Stelle des Osterhasen und muß die Ostereier in das von den Kindern vorbereitete Nest legen.

U z' Ostre, vor em erste G'lüt,
wenn all's no in de Fedre lyt,
so flügst de still zun jedem Hûs
und chramist schöni Eier ûs.

Alpenros. Jahrg. 17. pag. 311. Zur Erforschung der Lebensdauer fragt man ihn:

156) Gugger ûf dem Breite-loh,
rôth, wie mäng's Johr leb i no?

Jeder Ruf drauf gilt ein Jahr; bleibt er stumm, so schneidet man das Unheil einer solchen Prophezeiung durch Verwünschungsformeln ab; man sagt dann statt „gûg mer i's Loh" (sing mir im Walde): guggmer is Loch! Swie lange aber were sin frevde spil, daz waiz der gauch, der im fürwar hat gegutzet hvndert iar. Renner, 11339. — Weil er auch als Ehebrecher gilt, so ist sein Ruf unwillkommen, wenn man sich eben am Wege zur Liebsten befindet. Aehnliches galt schon bei den Langobarden. Als dieselben ao. 736 Hildeprand zum König wählten und ihm der Sitte gemäß den Speer in die Hand gaben, flog ein Kukuk herbei und setzte sich auf die Spitze der Waffe; da entnahmen aus diesem Anzeichen einige kluge Männer, daß seine Herrschaft nichts Gutes bringen werde. Paul. Diac. 6, 54. Sie folgerten nemlich, der König werde weibisch werden. In einem Kinderliede hat der Kukuk zwölf Weiber; in einem schwäbischen Liede (E. Meier in Wolfs Ztschr. f. Mythol. 1, pag. 441) heißt es von ihm, gleichwie vom Storche:

Der Kukuk hat zwei goldene Füß',
Drum ist die heimliche Liebe so süß.

Kinderbringend ist er in Schleswig-Holstein: Kukuk givt Kindelbeer, Kiwitt maekt Grütt: lütten Deerns, hält Läpeln häer, lütten Jungens, äet mit! Müllenhoff pg. 479.

Hahn, Huhn und Henne.

157) Hahn: thue d' Hüendli î,
la sie loh sî,
si sind jo mî!
Gluckhenne: duck di, duck,
alli Stuck
unter mî Ruck!

158) Hühnchen: wärtet üs!
Hahn: chunt ihr au?
Gluckhenne: z'rugg, zrugg!

159) Hahn: lütterhübsch, lûter rîch Lût!
Hennen: gia, gia-gia!

160) Beim Körnerpicken.
Hahn: s' git hü'r nüit!
Hühnchen: gse-gse-gsehst aber?
Henne: ha-ha-han-is nit gwüßt?

161) Drei Wesen verrufen alle Morgen den Müller als Schelmen:
Der Güggel: s'isch e Dieb im Hûs!
Der Hund: wele-wo wo?
Das Mühlrad: der Müller, der Maler! :|:

162) Beim Gewitter (mündlich aus bayrisch Schwaben):
Hahn: Der Bliß kommt, der Bliß kommt!
Enten: grad'râ, grad'râ!

Andere Sprüche über den Hahn: Räthsel no. 20—24. — Eine nachträgliche Bemerkung zur Einleitung „Die Sprache der Kindheit" findet hier ihren Anhaltspunkt. Des Hahnes Name im Sanskrit ist krikavâka, im ZendAvest kahrkatac. Beide Namen erklärt Spiegel (Avesta 1) für onomatopoetische. Damit jedoch wären sie keineswegs noch erklärt, da sie ja nicht aufhören, neben ihrer redenden Form auch zugleich Begriffswörter zu sein. Ohnedies trägt dieses Thier schon als ein den Göttern geheiligtes zwiefache Namen, verschieden nach der Götter- und der Menschensprache: „dann weckt dieser Heilige den Vogel auf, der den Namen Parôdars führt, den aber die schlechtredenden Menschen Kahrkatac nennen", sagt Avesta (ibid. 1, p. 232) vom Hahn. Wenn nun der Spruch vorhin den Hennen die Bejahungsformel gia-gia in den Mund legt, so wird dieselbe, statt zur bloßen Onomatopoeie, zu einem wirklichen Begriffe, sobald sie in den Sprachen also wieder erscheint: Sanskrit khjâ narrare, dicere. Latein. in-qua-m, in-qui-unt. Ahd. que-dan, er chi-t, in-qui-t. Pott, Indogerman. Sprach. 1, 180. In Gressoney gilt noch andchedan, antworten; dies ist goth. andqvithan, sich besprechen; fries. kwathin, engl. quoth, sagte. Die weiter dazu stehenden deutschen Formen gackern und gackeln (glocire

und balbutire) quaken und quiksen, chudern und kaudern u. s. w. werden eben dadurch erst um so sinnreicher. — Wenn es daher in einem allbekannten Spielreim heißt:

Quibus, quabus:
Die Enten gehn barfuß,

so ist damit weder eine latein. Declinationsformel von den Lateinschülern ins Komische verdreht, noch soll die schnatternde Thierstimme in ein zufällig ersonnenes Wortspäßchen gebracht werden (denn dies wäre eben eine Onomatopoeie), sondern es ist das Reden selbst und zwar mit der richtigen Wortwurzel ausgedrückt. Des Hahnen Schrei „lütterhübsch" heißt zugleich Thierlosung, Hühnermist; sein Schrei ist also zugleich sein Spitzname „Polycacaromerdicus", wie Göthe (Die Vögel, Bd. 14, p. 101) übersetzt. Ebenso doppelsinnig ist der voran stehende Hahnenruf „der Blitz kommt". Blütz und Plütz ist Vogellosung; der auf der Stange sitzende Hahn ruft's spottend der im Stalle drunter kauernden Ente zu.

163) Krähe und Dohle. Gurrag, Gawagg, Gulagg.

Wohar? vom Fraß.
was dar? e brôtne Haas,
e Haas im Wald,
Hanag! chum bald!

Hexen verwandeln kleine Kinder in Krähen, die dann auf dem Hollerbaum nisten müssen; daher der Ringelreihen:

Ringe-ringe-reihe,
d' Chind sind alli Chraije,
d' Chind sind alli Holderstöck
und machit alli Bode-Bodehöck.

Das letzte Reimwort gilt als Zeichen, zusammen niederzukauern und zu ducken, als ob der Stoßvogel käme.

164) Meise.

Wenn die Spiegelmeise gebrütet hat, ruft sie den mit Puppen spielenden Mädchen vom Neste herab:

Titi feil!

Den Bräuten sagt sie:

Zit isch do, Zit isch do!

Und den Hausmüttern über der Arbeit:

Zit isch do,
Mugge z' foh!

Die griechische Mythe drückt ebenfalls diese beiden Vogelrufe „Titi und Zit", allein im Nachtigallenschlage aus. Der Vater des Itülos, des Sohnes der Nachtigall, heißt Zethos; nach anderer Aussprache des Eta als Ita, heißt er Zithos, um so den Namen auf das „zieht=zieht!" im Nachtigallensang hinzuwenden; während der Name seines Sohnes Itülos auf das „tü=tü!" anspielt.

165) Rabe. Der Grak, Grapp.

Alter: War=rt! war=rt!
br=rav Aas!
Junger: wa? wa?
Alter: chum nôh!

Des Raben Schrei tönt gwag=gwag, und hat den Sinn des Gagens, Lorchens, des undeutlich Redens. Cras=cras! ruft der Teufel in Rabengestalt (z. B. schon in Bertholds Predigten ed. Kling, 466), wenn er zum Aufschub der Pflicht auf morgen verführen will. Dum repetis Cras Cras, sensim dilabitur aetas. Hrafnagaldr, Rabengesang, ist in der Edda die Segensformel, mit welcher landsuchende Germanen auf der Seefahrt die Küste erforschten. Uhland, Thorsmythe. Dem Raben, weil er als Teufel gilt, wird gedroht, vom andern Teufel geholt zu werden, nemlich vom Kukuk:

Grag=grag, der Gügger chunt,
er nimmt di in es Chrättli!

Die Kinder rufen ihn aber auch um Wecken und Kuchen an: E. Meier, Schwäb. Kindr. no. 71. Denn er galt dem Alterthum zugleich als Bote Gottes, wie unsere Eigennamen noch beweisen: Williram, Bischof von Ebersberg, ist Willi=hraban, des Gottes Odhin siegbringender Rabe. Heimeram, der in Regensburg begrabene hl. Bekehrer, † 652, ist Heim=hraban, der Dorfrabe. Auch an den Helden Matthias Corvinus und an unseren Satiriker Rabener läßt der Name gedenken. Nach der Legende erscheint daher der Rabe sehr oft für die Wahl der Stelle entscheidend, wo man Kirchen bauen sollte. Panzer Bayr. Sag. 1, pag. 172 und 1, 49, bringt neuerdings solche Erzählungen zu den schon bekannten, z. B. bei Müllenhoff, Schlesw.=Holst. Sag. no. 140. Ueber die dem Gekrächze unterlegten Namen und Namensbedeutungen vgl. des Verfassers Deutsche Arbeitsentwürfe (Mannheim 1853) 2, 24. 28. Dem bayrischen Bauern ist der Rabe noch ein Glücksvogel, sein Geschrei heißt: 's grath, 's grath! (das Geschäft). Leoprechting, Lechrainsag. pag. 81.

Schwalbe, Rauchspire.

166) Die Wiber chiflet und räthschit
und lueget nit zum Füir.

167) Gschwitzige, gschwätzige Weiber,
haben's lang gschwitzt und gschwätzt,

haben's kein Feu'r und Licht:
schreien's, o Jee — — rum!

(Mündlich aus Schwäbisch-Bayern.)

168) Zwitscheli, zwätscheli, Zwirn:
gschwatziges Müli und es bitzeli G'hirn.

Den Spruch der Wanderschwalbe „als ich Abschied nahm, als ich wieder kam" hat Rückert bedichtet. Die volksthümliche Form dazu steht in Grimm's Altd. Wäld. 2, 88. Eine Abänderung im Wunderhorn 3, 357. Westfälische Formeln darüber giebt Woeste in v. d. Hagen's Germania 9, 292. no. 38; und Köhler neuerlich in Wolfs Zeitschrift für Mythol. 2, 114 Leoprechting, Lechrainsag. pag. 83.

169) Spatzengezänke.

Alla Thiera muß ma leba lassa,
numma keina Spatza;
die muß ma verquatscha und verquitscha,
woma ka eina verwitscha.

(Mündlich. Schwäbisch-Bayern.)

170) Storch.

Store, Store-Steine,
mit dine lange Beine,
i will di lehre Chessi fäge,
Chübeli binde, Wasser träge,
i nimm di ûf de Rugge
und träg di zue de Mugge.
wenn der Rogge rîset,
wenn der Müller pfîfet,
wenn die Müllersglogge schelle,
heischen alli Chind Mutschellen (Eselischelle).
goht es Mehl bim Becken ûs,
goht die Frau is Gloggehûs,
sucht die dickste Chrote-n-ûs,
leit se in es Tüechli
und frißt sie wie nes Chüechli.
So chunt der Vetter Bäscheli
und nimmt dich i si Täscheli,
setzt dich ûfe Rugge,
trait dich über d' Brugge,
trait dich ûf Sanc Galle

loht di nit lo falle,
setzt di hinters Stöckli,
git der Milch und Bröckli;
setzt di hinteren Hêretisch,
git der Brôtisbrod und Fisch;
setzt di ûf en es Schemeli
mit dem Messer und Gäbeli,
setzt di ûf enes Stüehli,
git der Strümpf und Schüehli,
git dem chlîne Pflegeli
au ne lustigs Vögeli,
setzt ne ûf es Chübeli
und git ne d'Rueth is Füdeli.

Das Festbrod, welches in Badisch-Markdorf am Bodensee am Auffahrtstage von Stadtwegen allen Leuten ausgetheilt worden ist noch in unserer Zeit, hieß dorten Esele-Schelle, ein Rundbrödchen mit einem eingekerbten Viereck auf der Oberrinde; daher im Spruche die Kinder es Eseleinsschellen und Mutschellen heißen. — Der Bauer wirft dem Storch vor, er schnappe gerne die schwärmenden Bienen weg; darauf deutet der Vers: i träg di zue de Mugge.

171) Store-Store-Stigelibei,
setz mi ûf ne Haueştei,
setz mi ûf nes Stüehli,
mach mer schöni Schüehli
mit schöne Ringgli und Mäsche,
oder — i gib der â Täsche!

Der Storch ist schon darum ein Glücksvogel, daß er Schuhe bringt. Schuhmacher heißen im Glarner Lande die Berggeister, und Schuohpuoze, Schuppose ist das Landstück, die Juchart benannt. Grimm (Haupts Ztschr. 8, 396) leitet es ab von scuo=calceus und buozo, caligarius; ahd. Scuohbuozari calcearius, mhd. Schuochbüezer, Altbüezer, Schuhflicker. Schweizerisch gilt Schuppose, Schuppis, das ursprünglich nichts anderes bedeuten kann, als Schuhfleck, Schuhlappen, assumentum calcei; es bezeichnet das kleine Grundstück, gegenüber dem ganzen Schuh, der die huoba bezeichnet. Weitere Angaben über die mit Schuh und Stiefel zusammenhängenden Hausgeister: Aarg. Sag. no. 489.

Ein Bauer in Schöftland hieng seinem Neststorchen, da dieser fortzog, ein Zettelchen an und hatte darauf geschrieben, man möchte ihm im

fremden Lande darauf den Ort verzeichnen, an welchem das Thier zu überwintern pflege. Als der Storch wiederkehrte, stand auf dem Zettel:

Ei ei, du Gwunderòmâ,
in Ostindia
ûf eme Schuehmacherhûs!

172) Storcheineli, Storcheineli,
chum mit mir in d' Aern.
i han es chrumbes Sicheli,
es thuet me weh im Rüggeli,
drum schnid'e nümme gern.

173) Storch, Storch, Schnibelschnabel (Getzischnabel),
mit der lange Heugabel,
mit de lange Beine:
thuet die Sunne scheine,
stohst du ûf em Chiledach,
chlapperist, bis all's verwacht.

Storch, Storch, Stigelibei:
flüg net z'wit und wieder hei!

Bis ûs Gott-wil-che,
du Fründ ûf der Chilche!
du bist e guete Bürger
und nit e frömde Würger.

(Bern-Luzernische Grenze.)

Der Storch heißt Steiner, weil er vorzugsweise der stehende Vogel ist; jedes langbeinige Mädchen heißt in der Wetterau gleich dem Storche Stane und Staane, Firmenich 2, 34. 101. und Wolf Ztschr. 1, 474, Note 4. Er heißt ebenso als Streckfuß elsässisch ein Stibberdiebein: Stöber, Elsäss. Volksb. no. 89. Firmenich 2, 530. Stirpdiebein: Simrock Kb. no. 332, im Aargau Stiegelibein = Stackler, Stelzfuß. Langbeen und Langbeer in der Altmark: Masius, Naturstudien, 1852. Er ist der Kinder bringende Vogel: ahd. Otivaro. Fundgruben 1, 386. Ndd. Odeuare, Diut. 2, 205 b. altfläm: Odevaer, neuvläm. Oivaer, holländ. Ooijevaar, im Klevischen Euver, Firmenich 1, 381 b. — Ndd. Adebär, holstein. Abär, in der Spielsprache daselbst: Ebeher, Aanbart, Ajebaie, Firmenich 1, 53 b. — Um Magdeburg: Auder, Contraction aus ôdebëro, ableitend von ôt, opes, oder von ags. éad, proles; im altſ. Heliand ist Odan, ags. eáden = genitus. Es ist also durchaus nicht jener „Zufallsunsinn",

welchen Blanc, Romanisch. Sprach. pag. 231, darin sieht, wenn es im Kinderreime heißt:

Klapperstorch, du Luder,
brink mich en kleenen Bruder.
(Fiedler, Dessau. = Volksr.)

Klapperstorch, Auder,
bring mik en kleinen Brauder.
(Um Magdeburg.)

Luder wie Auder ist hier durch den Stamm ôt richtig veranlaßt, und im ersten Worte ist durch dazwischentretendes L zugleich der Hiatus vermieden.

Der Lüneburgische Storchenname Heinotter wird den Heimaths-vogel bezeichnen. Die andere Silbe bero und bar bedeutet Träger; denn sein Geschäft ist, die kleinen Neugeborenen uns im Schnabel zuzutragen; und die von ihm gebrachten Kinder führen ebenfalls seinen Namen. Eine bayr. Urkunde v. J. 1111: cum duobus filiis, Adebero et Henrico. (In Jung's Miscellaneis, tom IV. p. 1.)

Barthold heißt deßhalb der Storch im Reineke; Heilebart ist er geheißen in Groß-Alsleben; Fiedler, Dessau. Kindr. pag. 94. Haolebott (Heilbringer) und Klapperbott, bei Simrock KB. pag. 125. Als das Schätze mitbringende Thier wird dieser ôtbaro bei uns zum Glückshafen selber; die irdene Sparbüchse der Kinder, die der Hafner macht, heißt Storch und stellt auch einen solchen vor. Wenn in Göthes Hermann und Dorothea (7. Gesang) die Kinder über Dorotheens Fortgehen trauern, so beruhigt man sie durch das Versprechen, der Storch werde ihnen besondere Geschenke zur Entschädigung mitbringen:

Stille, Kinder, sie geht in die Stadt und bringt euch des guten
Zuckerbrodes genug, das euch der Bruder bestellte,
Als der Storch ihn jüngst beim Zuckerbäcker vorbeitrug,
Und ihr sehet sie bald mit den schönvergoldeten Deuten.

Derjenige Storch (Wolfs ndl. Sag. no. 41.), der das Bein gebrochen hat, darüber vom Knaben gefangen und von dessen Mutter verbunden wird, wirft bei seiner Wiederkehr im nächsten Jahre der armen Frau einen köstlichen Edelstein in den Schoos.

Schwangere reden mit ihm, sie bald ihrer Last zu entledigen; so in unserem Spruche no. 172 das in der Aernte schneidende Mädchen. Das im Pfänderspiel straffällig werdende Mädchen muß sich damit auslösen, daß sie blindlings einen Storch zu zeichnen hat.

Je nachdem der wieder erscheinende Storch auf dem rechten oder auf dem linken Beine stehend erblickt wird, ist er für oder gegen die Wünsche des Menschen gestimmt, ebenso je nachdem er nistend steht, oder rudernd herfliegt. Aus diesem Glauben erklärt sich der an ihn gerichtete Strelitzer Anruf, Firmenich 3, 64:

Arebarer, Rorer:
bring mi'n lütten Brorer!
Arebarer, Rester:
bring mi ne lütte Suester.

Heinotter, du Lister:
bring mi ne lütje Syster!
(Niederdeutsch.)

Der Ruderer also (der „Rorer, Ruder und Luder") bringt einen Knaben in die Wiege; der Nister aber, „der Lister und Rester", nur ein Mädchen. Dieses Rorer und Rester, dieses Luder und Lister verwandelt sich dann in die Bedeutungen von rechts und von links. Sieht ein Mädchen den Storch fliegen, so kommt sie auf den Brautwagen; sieht sie ihn stehen, so wird sie bloß zu Gevatter gebeten. Kuhn nordd. Sag. p. 451.

„Sollen die Störche auf deinem Hause hecken, so mußt du das Nest von Jemand machen lassen, der links ist, sonst ist alle Mühe umsonst." Gerstenbergk, Buch der Wunder. Lpzg. 1850. 2, 70. Das rechte und linke Bein des Thieres verräth sich auch in den Auszählsprüchen no. 260. 261, da der Storch die Mutter ins Bein beißt und diese dann ein neues Geschwisterlein in die Wiege zu legen bekommt. Unser eigner Landglaube sagt, man sei das ganze Jahr über arbeitsbehende, wenn man den ersten Storch fliegend erblickt hat, dagegen ebenso langsam und linkisch, wenn man den ersten stehend gewahrt.

Bekannt ist das schöne Blatt, welches Peter Cornelius zu Göthe's Faust gezeichnet hat, da Gretchen vor dem Bilde der Schmerzensreichen in Reuethränen kniet, indessen ein Storch am Brunnen im Hofe steht, um schon das kommende Kindlein für sie herauf zu holen. Solche Storchenbrunnen sind alt. Das Städtchen Wimpfen hat den seinigen dieses Namens schon seit dem 14. Jahrhundert. Wolf, Beitr. 1, 165. „Ist der Vogel also der Göttin Bote, dann kann er kein bloßer Vogel sein"; er ist selbst ein Mensch, wenn er ins fremde Land kommt: Tettau-Temme, Preuß. Sag. pag. 285. Die Friesen glauben an die Verwandlung der

Störche in Menschen. Myth. 638. Aelian versichert, Nat.-Gesch. der Thiere 3, 23, daß er selbst den Glauben theile, die Störche verwandelten sich auf den Inseln des Oceans in fromme Menschen. Gemäß unserem Glauben können wir schließen, daß ihr Federkleid ihnen die Dienste des Schwanenhemdes thue, mit dem man sich in übernatürliche Wesen wandelt. Und eben deswegen bringt der Storch nicht bloß junge Menschen, sondern wird selbst für einen geheimen Menschengeist gehalten. Er war ein früherhin unzweifelhaft angebetetes Thier, das seine eignen geheiligten Stiftungen und Leibgedinge besaß. Dieß erzählt die Aarg. Sage no. 266 von den Störchen in Lenzburg, Köllikon; und von dem Storche, der bis zum Jahre 1848 im Dorfe Schöftland gelebt hat, meinte alles Volk, er sei lebenslänglich aus den Zinsen eines Legates gefüttert worden, das eine Freifrau vom Schloß Rued ihm einst in Hungerjahren gestiftet gehabt hätte. Auch der Stadtstorch wurde auf öffentliche Kosten ernährt. Rathsprotokoll v. J. 1606. Caf. Pfyffer, Gesch. v. Luzern 1, 312. Nach waatländischem Gewohnheitsrechte, coutimier, wurde der Todschlag eines Storches dem eines Menschen gleich geachtet und mit derselben Strafe belegt. Vulliemin, Kant. Waat 1, 237. Aus dem angebeteten Thiere ist nun ein betendes geworden; früherhin nämlich giengen die Dorfkinder zu Veltheim im Aargauer Jura in den Frühlingsabenden auf den Kirchhof, um da die neu gekommenen Störche beten zu hören, denn wenn das Thier seinen Hals gen Himmel streckt, so sagt unsere Volksrede, es bete. Wendet man dieß in Scherz, so sagt man, seine Rede sei nichts als: Papperlapapp, und sein Klappern nennt man Löffeln. Der Wende nennt ihn gleichfalls Laklakka, Klapperer, und das wendische Volkslied von der Thierhochzeit, welches Herder und Göthe bei uns verbreitet haben, macht ihn zum musicirenden Spielmann. Zunächst liegt dann, ihn als Tänzer zu betrachten, der in seiner Kunst seinen Jungen Unterricht giebt. So thut es J. M. Usteri's Frühlingsgedicht, das Sechseläuten, und die Störchlein.

Von dem Kindersegen ist es nur ein Schritt zum Aerntesegen, den dasselbe Thier verleiht. Der Storch wird daher eingeladen, zu der Zeit wieder da zu sein:

Wenn de gäle Bäern
in de Böme gläern (glänzen).

Müllenhoff, Schlesw. Sag. pag. 478, und man dankt ihm für alles Mitgebrachte, wenn abgeärntet ist und der Storch wieder fortzieht:

Wenn de Plaug (Pflug) stille steit,
wenn der Jäger nach Felde geit.

Simrock KB. no. 334. — Flieg mir in das Bäckerhaus, hol mir einen warmen Weck heraus! Wunderhorn 3, 439. 440.

Taube. Schlatt-Tûbe. Chudder und Chüedere.

174) Ruede, witt Sû'r chrût?
i nid, friß du's ûß!

175) Ruedi, wo witt ûß?
vo Zurzih go Zürih,
vo Zürih go Surrsee.
was chaufe?
Erbs e Mütt.
wie thü'r?
e Brabanterthaler.

176) Hesch Chrût gha?
säg jo, du-du!

Hans Ueli,
wo hesch dini Schuehli?
(Bernerisch.)

In den Namen Ruedi (Wildfang), Zurzih, Zürih (Zurzach), Sursee, sowie in den Fragen nach Sauerkraut, sind die Laute ausgedrückt, welche in Sprachverwandtschaft stehen zum ruggen rugire, kruchzen crocitare und chuttern garritus des Taubengegirres. Rucke-di-gû, kein Blut ist im Schuh! ruft im Kindermärchen die Taube dem Aschenbrödel zu, als ihrem niedlichen Fuße allein der Schuh paßt, der die andern Märchen alle blutig gedrückt hat. Aehnlich im Renner, 7019:

Wes gest du ruckauzen hin vnd her,
als vf einem Simze ein Kirchtuber.

Der Ausdruck der Freude wird in einem schweizer. Kiltliede zum Refrain: rucke-di-gugg-gange! Aus Freude rufen ist bayrisch rohezen, Schmeller Wb. 3, 78. ahd. rohôn rugire. Des Hahnen Greßvater heißt in Rollenhagens Froschmeuseler „Kukelruf". Bei Seifried Helbling XV. 41 (Haupt, Ztschr. 4, 218):

Ob einer gerne vreudic wär,
den heiz ich einen Rogzär.

Pott, Indogerm. Sprach. 2, 397 stellt für dieses Wort die Sanskritwurzel auf ru, sonum edere, und Grimm GDS. 204. 800 hat Umfang, Alter und Ergiebigkeit davon nachgewiesen: skr. krus' clamare, slov. krastel, russ. korostel, poln. chrosciel, Wachtel. (Franz. croiseau, brabant. croisi, palumbes. Junius Nomcl. p. 62.)

Dioscorides nennt das Schwalbenkraut in dakischer Sprache Kroustäne. Dakisch

hieß demnach die Schwalbe Crusta, wie sie litth. Kregzde, und das Schwalbenkraut Kregzdeles heißt. Beides scheint das Schwirren des Vogels auszudrücken. Die macedonische Stadt Kreston scheint ihren Namensursprung den einwandernden Schwalben zu danken (Herodot 1, 57). Die Gothen können dafür ein rhuzdô=hirundo gesprochen haben, und diesem tritt mlatein. chrotta, ahd. hrotta nahe, rauschende Harfe und Leier.

Mond, Sonne und Wind heißen in Schmitz Volksräthseln, (Eiflersitten 1, 208 no. 98) die drei Tauben. es kommen drei Tauben um den Kirchthurm herum schnaufen, die eine will, es wäre Tag; die andre will, es wäre Nacht; der dritten ist's gleichviel, ob's Tag oder Nacht.

177) Wachtel.

Sie gilt beim Landvolke noch als eine Art geheiligten Thieres, daher ihr warnender Ruf, wenn die Schnitter ans Aehrenfeld kommen: „tritt mi nit!“ — Man deutet sich ihr Dableiben auf Jahresfruchtbarkeit, drum übersetzt man sich den Wachtelschlag:

Gim-mer Brod,
s' het kei Noth.

Ueber ihre sonstigen Stimmen, vgl. Taube. Die Anzahl der Wachtelschläge am Pfingsttage vor Sonnenaufgang bestimmt dem Bauern den künftigen Brodpreis; so viel Schläge, so viel Gulden wird der Malter Korn kosten.

Weih. Er ruft hihâr, hihâr!

Weih und Falke, franz. le sacre, ist auch dem deutschen Glauben und Ausdrucke ein geweihter Vogel. Sein Name hat Veranlassung gegeben, ihn um Festkuchen, „Weihen“, um Speise und Brod anzurufen. Wie die Griechen den Iktinos mit Jubel und ausgelassener Freude begrüßten (Aristophanes, Vögel), so rennen auch unsere Knaben diesem Vogel nach, um ihm einen „Ring“, einen Glücksflug abzunöthigen, den er bis zu siebenmalen (vgl. Fiedler Dessau. Volksr. no. 84) ihnen wiederholen soll:

178) Hüehnliweih, roth's Thier,
mach mer au nen Ringe!
will dir e schwarz Hüehndli verrôthe,
i will der's unterm Schwanz lo brôte,
i will der e sûre Milch erwelle,
i will sie der unter de Galge stelle.
wemme wieder bache,
went mir dir en Wegge mache

und es jungs Hüendli drinn:
mach mer en große große Ring!

Neben diesen unerfüllbaren Versprechungen sucht man auch durch Drohungen ihm einen Ringflug, ein Kreisen abzunöthigen:

179) Hüehnliweie, roths Thier,
mach es Ringeli mir und dir,
mir eine, dir eine:
oder i wirf die mit Hagelsteine;
mir en Ring, dir en Ring:
oder du bist es Tüfelsding;
oder dir und dîni Chind
wird es Hüsli azündt!

Weil er der Dieb unter den Vögeln ist, treffen ihn Verwünschungen:

180) Hüendliweih, du große Vogel,
hest mir mîne Hüendle gstohle,
die Junge, wie de Alte,
i möcht der de Chopf verspalte!

Gegen solche Beschuldigungen nimmt ihn das Mitleid in Schutz:

181) S' Büebli springt
de Berg ûf
dem Gîjer nôh.
was springs mer nôh?
„was gisch mer nüt!"
ha selber no nüt z' Obig gno,
ha selber nüt,
es isch e so!

182) Widhopf.

Der Widhopf ruft hüp-hüp! Die Rohrdommel antwortet ein oha! Beide sind ehemals Hirten im Freienamte gewesen. Der eine trieb seine Heerde nur auf steiniges Land, damit sie nicht zu muthwillig umherlaufe und er um so mehr Ruhe beim Hüten habe. Die Thiere magerten ab, daß sie sich nicht mehr vom Boden aufrichten konnten. Zur Strafe dafür in einen Widhopf verwandelt, muß er nun stets hüp-hüp schreien, um sie wieder heim zu bringen. Der andere Hirte trieb nur in des Nachbars fette Wiesen, damit das Vieh schnell gedeihe und er sich

nicht plagen müßte, immer neue Weidplätze aufzusuchen. Darüber ward aber die Heerde so muthwillig, daß sie ihm entsprang und sich nicht mehr in den Stall heimtreiben ließ. Er warf mit Feldsteinen und Holzblöcken nach ihr und nun ward manches Stück krank und lahm. Zur Strafe dafür in eine Rohrdommel verwandelt, läßt er nun immer noch sein vergebliches oha! erschallen. — In Grimms Kinderm. ruft die Rohrdommel: „Bunt herum = bunte Kuh, kehr um!" und der Widehopf: „up-up = stehet auf!"

183) Zeisig.

Es zwitscheret zweü Zeisig
zwüschet zweü Zwetsche-gezwige:
z' Schwiz, z' Schwiz
z'witzerlet d' Sunne
a d' Zit, a d' Zit!

b) Reihe der übrigen Thiere.

Anketrineli, Liebegotts-Chäberli.

Die Coccinella septem punctata war ehedem der Göttin Frouwa, Frôs Schwester, der Göttin der heiteren Luft geheiligt; und da diese vielfach mit der Göttin Frigga zusammenfällt, wurde das Thierchen Frigiehönna genannt. Sobald es von der Hand des besprechenden Kindes auffliegt, giebt Panzer an, Bayr. Sag. 2, 379 — wird die Sonne hinter dem Walde vortreten und warmen Schein auf die Flur verbreiten. Später ist es in den Dienst der Jungfrau Maria gekommen; daher hat es seine zahlreichen Namen. Es heißt um Halberstadt Marihöne, Muttergotteslämmchen: Frantz, Geistl. Liedterte 1853, 151. Kuhn, nordd. Sag. pag. 386. Frauenkühlein: Meier Schwäb. Kinderr. no. 74. Ladybird, Ladycow ist sein Name in Halliwells englisch. Ammenreimen. La gallina del Signore heißt es in romanisch Graubünden. Leonhardi, Bündner Vierteljahrsschrift 1849, 48 b. — Das Elsaß nennt es nach der hl. Mutter Anna Annekadrinele. Stöber Elsaß. Volksb. no. 205. Nach dem hl. Johannes heißt es fränkisch das Kanneskühle. Firmenich 2, 404. Dem lieben Gott nachbenannt heißt es Hergottenkühli. Blumer-Heer, Kanton Glarus, 214. Marspaert, uns Herrgott syn best Paert: Müllenhoff, Schleswig. Sag. pag. 509. Herrgottsmog-

gela, in bayrisch Franken. Hergottskälbchen, Sonnenkuh (westfälisch Sunekieken) wird es benannt in O. Lenz, Gemeinnütz. Naturgesch. Gotha 1836. Westfälisch Hiärguatshainken. v. d. Hagen, Germania 9, 291. no. 30. Buköken (boare): Fiedler, Anhalt-Dessau. Volksr. — Buköken vun Bremen, bei den Ditmarschen ein Kinder einschläfernder Hausgeist: Klaus Groth, Quickborn 1853. 258. Bukow, schottisch ein freundlicher Hausgeist. Bukökeu vun Buten, vun Halle, Buco von Halberstadt, Bishop Barnaby: Müllenhoff Schlesw.-Holst. Sag. pag. 603. Zu dieser Namensreihe gehört die Bemerkung Kuhns, in v. d. Hagens Germania 7, 435, daß dieses Frühlingsthierchen auch den Indern ein vorzüglich geheiligtes ist und im Sanskrit Indragopa, Schützling des Gottes Indra, heiße. Noch andre Benennungen verzeichnet Grimm, Myth. 658. Die meisten Kinderreime, die so zahlreich an dieses Thierchen gerichtet werden, behandeln dasselbe als eine Milch und Butter gebende Kuh, die wohl auch, nebst der Milch, die Milchbrocken und Wecken, das Butter- und Zuckerbrod mitbescheere.

184) Ankethrineli, Ankethrineli,
wo hesch dine Chüechli?
„z' Lauersinge, z' Lauersinge,
ûf em selle Flüehli."

185) Katherineli, flüg ûs,
übers' Hêredach ûs,
flüg in es Beckehûs!
wenn s' chunt go regne,
so chumm, mir's go säge,
und wenn i bache, säg dir's au,
se muesch es röschis Mütschelli ha.
wenn der Beck thuet bache,
mueß er der s' Weggli mache.

Hêredach ist Kirchendach, Mutschelle ein mürbes Rundbrod (Schmeller Wb. 2, 658), kreuzweis aufgesprungen, wie ebenfalls die gleichbenannte Frucht des Pfaffenkäppchenstrauches.

186) Chäferli, Chäferînli,
flüg mer übers' Rhînli,
flüg mer übere Härtestei,
bring der Muetter en Wegge hei
und im Aetti au ne chlei.

187) Liebgottchälbeli, flüg ûf,
der Heiland thut der s' Thürli ûf,
bring mer drei Pfund Anken drûs
und es silberigs Löffeli.
flüg über der hohe Rugge,
i gi der Milch und Mocke,
flüg über de Härtestei
und suech mer Vatter und Muetter hei.

Härtenstein, Ruine am Lägerenberg bei Baden. Hoherruggen im Schaffhauser Lande.

188) Lieber Herrgotts-chäferli,
flüg über de Rhî,
bring dem Herrgottsmüeterli
es Glas voll Wî.
Chäferli flüg, flüg über de Rhî,
säg der heilig Sant Chäteri,
es sött mor'n schön Wetter sî.

189) Spanisch, spanisch Mugge,
flüg über de hoh Rugge,
flüg über de hoh Berg,
daß mor'n gut Wetter gäb.

Kirchhofer Sprichw. 292.

Froschgeschrei.

190) Mügg-Mügg-Mügg,
Güllemügg,
hend er mîne Brüdre niene nigg
no nig gseh
mit de gäle Hose
umme pfose?

niene nigg: nirgend nicht; pfosen aufgebläht und plumpsend schwimmen, vgl. pfuchzen.

191) Hend-er d' Storhe niene gseh?
hü-hü-hü,
wenn sie chömmet, sie fresset mi,
hü-hü-hü.

Jenseits des Rheines am Badischen Ufer gilt:

192) Mutter, schau doch naus, u-u,

Ist der Langbein draus, u = u,
Ist er draus, so bist es du,
Frißt er mich dazu, u = u.

Aenigma de rana: Rauca sonans ego sum media vocalis in unda.

Als Wetterprophete ruft er:

193) Mähder, geh,
Mähder, mäh,
ke Räge meh!

Fuchs.

194) Fur, Fur, biß me nit,
de häst es ghärigs Mûl,
de häst e guete Schuester geh,
de hest de Burst im Mûl.

In der Sprachuntersuchung bestätiget sich diese Kinderbemerkung. Goth. Fauho vulpes, steht mit altn. fax, coma in Verbindung, das Thier heißt das haarige. Wenn er im altfranz. Renard in Wohlbehagen die erhaschte Beute verzehrt, knistert ihm der Bart, und der Name Knasterbart könnte eben vom Fuchs hergenommen sein. Grimm, Reinh. Fuchs XLII. Die Behauptung, der Fuchs würde ein guter Schuster geworden sein, ist jedoch eine tiefer liegende. Füchse, Fajer und Schuhmacher heißen dem Glarner alle Alpengeister. Es sind die zum rothen Ackergotte Donar gehörenden Schutzgeister von Wunn und Weid, feldhütende Grenzgötter. Auch der Aerntevogel Storch, no. 171, kommt auf gleiche Weise in Zusammenhang mit dem Schuhmacher.

Goldkäfer, Goldschmied

gilt als Wetter- und Fruchtbarkeitsprophete, und dient zu Beschwörungen: „Werden Donnerkäfer und Mistkäfer teuflisch genommen, so verbürgt das ihre heidnische Auffassung." Grimm, Myth. 1231.

195) Gauch, Gauch,
Tüfel, lauf,
chom mer wieder,
Tüfel nimmer!

196) Goldkäfer, flüg ûf,
ûf dine hohe Tanne,
zue diner Muetter Anne,

sie git der Chäs und Brod,
ist besser als der bitter Tod.

Kröte.

197) Sitzt e Chrott im Chämmerli,
schreit gar tůsigs jämmerli,
heb di still, du alti Chrott,
oder i schloh der e Stei a Chopf!

Katze.

198) Junge: Gim-mer au!
Alte: hol der au!
Kater: hesch s' Plättli verheit?
Züsibüsi: du au-au.

Die Katze heißt im Nouveau Renart Raoul, Raous; der Kater aarg. Räuel.

Viens chat,
tiens du pain la!
chumm Büseli,
du muesch au Brod ha.

199) Fragt man die Katze, was der Müller stehle, so antwortet sie „Mäü!“ (so wird das Wort Mehl nach lokaler Mouillirung verkürzt).

Man ruft ihr gegen Beherung zu:

Büseli, mach miau:
lueg, döt goht en alti Frau!

Die Katze als sturmkündendes Thier: Abtheil. III, Räthsel, no. 71. Die Katze dient zu Besegnungen, wenn man eine Verletzung des Kindes besprechen will, vgl. Abtheil. Ammenglaube; auch gutes Wetter wird mit ihr herbeigezaubert, vgl. Abtheil. II, Blumenorakel: Frühlingsempfang. Sie wird im Kinderspiele auch getauft, wie es die Sage sonst vom Stier an der Reuß, vom Geisbock auf den Clariden 2c. behauptet. Daher rührt der übliche Tanzspruch, der deutsch und zugleich im franz. patois von deutschredenden Kindern gesungen wird:

200) Eusi Chatz het Junge g'leit
in ere alti Zeine,
der Pfaff het sölle Götti si,
iez ist er nid deheime.

nostrazetta seleza
dora nidria port
Lene a fait, bien dor neuil
et de telle sorte.

Die Wahl des Namens für das neue Hausthier war und ist noch eine Art religiösen Actes, darum wird hier zu dem jungen Katzenwurfe der „Pfaff als Götti", als Pathe herbeigeholt. Vergl. Abtheil. Ammenglaube: Namensgebung. Das Zurückholen der fortgegebenen Hauskatze, deren Heimweh gelindert werden soll, erwähnt folgender Spruch:

201) Gueten Obig, Frau Bas,
was chochet er z' Nacht,
was hänt er mit eusem Zizibüseli g'macht?
es sitzet am Rai
und chratzet am Bei.
chum, mer holet euses Zizibüseli hei!

202) Lamm.

Junges Lamm am Abend:

Mä wend au bald hei!

Das alte darauf:

Mä wend no nes paar Schmäleli abbissä.

Der Hälibock:

Mä wällä geäh!

203) Maus.

Dient zu Besegnungen von Kinderschmerzen, Abtheil. Ammenglaube. Außerdem wird sie im Verein mit dem Kinderpatron S. Vitus um reinliches Bett und rechtzeitiges Erwachen angerufen:

Müsli, Müsli, Vitli,
weck mi morndes zitli,
nid ze früeh und nid ze spot,
eb die Glogge feufi schloht.

Schnecke.

Einige der hierher gehörenden Sprüche stehen schon in Abtheilung Räthsel, no. 16. Wenn man Schnecken an die Wand schleudert, so verwandeln sie sich in Geld (Panzer, bayr. Sag. 1, no. 227.); während man sich selbst krank macht, wenn man ihre Fühler zwickt oder das Thier sonst plagt.

204) Schnegg, Schnegg, schlich ûs,
streck dîni vier Hörner ûs,
oder i schlag der e Stei is Hûs;
schlah di an en fü'rige Stei,
aß d' zerschmetterist wie nes Ei.

S' git keis stärkeres Thierli,
as nes Schnegg-Schnegg-Schnegg,
s' trait sis eige Hüsli
ûf em Buggel weg-weg-weg.

Das Thier gilt im Landesglauben als Vorbote der Jahresfruchtbarkeit und wird dafür mit eigner Vorsicht betrachtet und behandelt. Redend ist es, daß man allenthalben Schneckennudeln backt. Ueber diese letzteren vgl. die Schrift Gebildbrod, no. 22.

Schwein.

205) Sülihäsi, Chrumbsbei,
gisch mer iht, so goh-ni hei,
gisch mer nüt, se mueß i fire,
i g'höre de Chaste gire:
sie bringet mer Nuß und Bire.
i ghöre de Chaste dätschge:
sie bringet mer Oepfel und Gwäschge.

Sülihäsi, Compositum von Sau und Wetz (Eber), männliches Ferkel. Es wird als eichelnschüttelnder Wirbelwind gedacht und angerufen, wenn die Kinder Eicheln im Walde suchen. Vgl. Abtheil. Räthsel, no. 9.

Wespe.

206) Wispe-Wespe-Röthi,
wenn d' mi stichst, so tödt' di,
stichst mi nit, so tödt de nit,
Wispe-Wespe-Röthi.

9) Fingersprache.

a) Namen und Geltung der fünf Finger.

Dem Alterthume galt der Glaube, jeder Finger sei einer andern Gottheit heilig. Das letzte lebende Ueberbleibsel dieses Glaubens ist das Kindersprüchlein von den Fingern, welche zu fünft aufs Pflaumenstehlen ausgehen, oder beim Spazierengehen ins Wasser fallen, und die aus dem verschiedenartigen Benehmen, das sie bei solcher Gelegenheit zeigen, ihre eignen Märchennamen erhalten.

Ueber Namen und Geltung der Finger in Sprache und Recht hat W. Grimm in den Abhandlungen der Berliner Akademie 1846 eine umfassende Arbeit geliefert. Nachfolgendes knüpft an die dorten gegebenen Leitsätze an, nicht um sie bloß zu wiederholen, sondern um ihre geschichtliche Wahrheit durch den Reflex des mittlerweile neugewonnenen Materials auch für unsere südlichen Landschaften augenfällig zu machen.

Der Grieche nannte die Finger idäische, betrachtete sie gleich mythischen Wesen im Dienste ihrer eignen Gottheit stehend und legte ihnen demgemäß besondere Namen und Wirkungen bei. Denselben Brauch besaß und verwendete der Orientale. In Yajnavalkya 1; 19 (ed. Stenzler 1849) erklärt das Gesetz: „die Wurzel (Spitze) des kleinen Fingers, die des Zeigefingers, die des Daumen und die Spitze der Hand sind der Reihe nach die heiligen Stellen des Prajâpati, der Väter, des Brahman und der Götter". Was das indische Gesetzbuch hier die geheiligte Spitze des Fingers nennt, das wird von der lex Salica (ed. Merkel, p. XL.) mit demselben Nachdruck bioro genannt, und alemannisch bei uns die Fingerbeeri. Gleiche Wichtigkeit legt unser Ausdruck den Fingern bei, wenn man das plötzlich erkannte Wirken göttlicher Allmacht, die sich fühlbar machende Vorsehung bezeichnen hört als Gottes Hand, als Gottes Finger. Das deutsche Recht hatte daher jedem Finger eine besondere Beziehung gegeben zur Gottheit und zu dem von dieser herkommenden Gesetze, demgemäß auch ein besonderes Wergeld ihm zuerkannt, das ihm im Falle erlittener Verletzung gutzusprechen war. Im Alamannenrechte, Tit. 65, 13—22 bezahlt der, welcher seinem Gegner den Daumen abhaut, ebensoviel wie für Beschädigung des kleinen Fingers, nämlich 12 Schillinge, für den Zei-

gefinger 10, für Mittelfinger 6, für den Ringfinger 8 Schillinge. So stehen sich Daumen und kleiner Finger in der Werthschätzung gleich, wie sie auch nach dem Fingermärchen beide eine nächstverwandte Rolle spielen; jenes Sprüchlein hebt seine Geschichte mit dem Daumen an, als dem Unglücksträger, und schließt mit dem kleinen Finger, als dem gerichtlichen Kläger. Ist der Daumen ins Wasser gefallen, so muß ihn der kleine Finger entweder ins Geschrei bringen (es dem Vater sagen), oder ihn wieder ins Leben bringen (wieder aufwecken); die beiden stehen sich daher so gleich, daß sie sprichwörtlich dazu dienen, eine sich von selbst verstehende, ausgemachte Wahrheit sinnbildlich zu bezeichnen. Ueber eine alberne Wahrsagerinn, die auch nicht mehr wisse als andere Leute, scherzt Walther v. d. Vglw.: Dannoch seit si mir dâ bî daz mîn Dûme ein Vinger sî. Dieselbe Art der Geltung kommt den Fingern noch immer, wenn auch nur symbolisch zu, bei der Ableistung des Eides. Aufseß, Anzeiger 1854 pag. 37, giebt eine Eidesablegung, die den drei Schwörfingern die Bedeutung des gegenwärtigen, zukünftigen und des nach dem jüngsten Tage beginnenden ewigen Lebens beilegt.

Heutzutage macht theils das geschriebene Gesetzbuch noch eben dasselbe geltend, theils giebt dabei Gericht und Pfarramt dem Schwörenden eine sinnverwandte Sacherklärung über die Bedeutung der körperlichen Eidleistung, wie es solcher Art das handschriftliche Statutar-Recht der Freienämter im Aargau thut. Hier heißt die betreffende Stelle: „Auszug Keiserlicher Rechten, Eydts zu gebrauchen. Da merckh mit Fleiß ein ieder Mänsch, der ein Eydt will schwehren, der soll auffheben drei Finger. Bei dem ersten, das ist der Daumen, ist zuo verstehen Got der Vatter, beim andern Got der Sohn, bei dem triten der hl. Geist. Die andern zwei letsten Finger in der Handt zeigent vnder sich. Der ein bedeut die kostliche Sell, das sie geboren ist vnder der Mänschheit, vnd der fünffte, Kleinfinger, bedütet den Leib, als der ist der kleiner zuo schetzen gegen der Sell. Der do faltsch schwerth, der redt zuo gleicher Weiß, als ob er spräche: also soll mein Sell, die ich bedütet beim vierten, vnd mein Lib, beim fünften Finger, mit einanderen verdambt werden." (Scripsit Laurenzius Zelger, Monachus Murensis, anno 1643.)

Das Ergebniß aus solcherlei bis in unsere Zeit reichenden Rechtsgewohnheiten ist also in Kürze folgendes: „Hand und Finger sind auf vielfache Weise bei allen Völkern zeichenhaft und bedeutsam; manus loquax, bei Petronius, linguosi digiti, bei Cassiodor." (Grimm RA.

142.) „Dâr scal denne hant sprehhan unzi in den luzîgun vinger“ — so, meldet das Muspilli-Lied, müsse am jüngsten Gericht jeglicher Mensch jegliches einbekennen; und wir alle äußern heute noch, mein Kleiner Finger hat es mir gesagt.

1. Der Daumen.

Bim Sackerdûme! ist Frickthaler- und Freienämter Schwurformel, die man den Kindern angiebt, damit sie sich nicht durch sonstige böse Rede versündigen sollen. Der Daumen war vor allen Fingern dem Gotte geheiligt. Die lex Salica, ed. J. Merkel, nennt ihn daher Alahthuma, Gottesfinger, und belegt seine Verletzung mit besonderer Buße. Der Raum zwischen ihm und dem Zeigefinger war die Wodansspanne; so war Wodan der Gott des Glückes und des Glücksspieles. Drum hält man für einen, dem man im Spiele das Glück zuwenden will, sprichwörtlich noch den Daumen: pollices, cum faveamus, premere etiam proverbio jubemur; Plinius hist. nat. 28, 5. Vom Glückskind gilt aargauisch: Der Dûme ist ehm i d' Hand gfalle. Gewaltthat dagegen heißt, einem den Daumen aufs Auge setzen, ihn däumeln. Um Spielglück zu haben, sollte man sich den Daumen gehenkter Diebe verschaffen. Der Römer gab dem geheiligten Finger den Namen pollex, von polliceri, eidlich geloben, und seine Schwurformel hieß darnach: me pollice! Als Eigils Söhnlein Oervandill, Orendel, vom Gotte Thôrr über das Weltmeer (elivagar) getragen wurde, sah dem Knaben eine Zehe aus dem Tragkorbe vor und erfror in der Nachtkälte. Da nahm sie der Gott und warf sie an die Sterne. Seitdem steht dorten das Gestirn, welches beim Skandinavier Oervandills Zehe, bei uns der Daumen am Heerwagen heißt „Dûmeken, Goldêmeker, Goldammer, der goldene Daumen, jener kleine Stern über der Deichsel am Großen Wagen.“ Kuhn nordd. Sag. pag. 457. Die große Zehe und der Daumen sind so vor Alters der gesetzliche Maßstab gewesen. Der Fuß des Langobarden Königs Luitprand hatte das Maß eines Ellenbogens, vierzehn solcher Füße machte das Stangen- und Seilmaß, womit der Langobarde die Aecker maß. Grimm D. S. no. 405. Graffs Diut. 2, 369 giebt dafür wieder den Daumen an: digitus enim pars minima agrestium mensurarum. Die alte Appenzeller Elle hielt 37 Daumenlängen: Zellweger Appenz. Gesch. Das Luzerner Stadtmaß gieng vom Daumen bis zum Ellenbogen: Kas. Pfyffer, Luzern. Gesch. 1, 17. Die städtische Maßstange, womit man den Abbruch überhängend

gebauter Häuser bestimmte, war „zwelf Tum-Elne lang". Segesser, Luzern. Rechtsgesch. 1, 81. Noch alljährlich trägt man im Glarnerlande bei dem Volksfeste der sogen. Näfelserfahrt eine Lade „die goldig Trugge" mit alten Documenten processionsweise herum; und das Volk sagt von ihr, es sei der Daumen des Landespatrons, des hl. Fridolin drinnen. Es ist nämlich die sogenannte Daumenveste darinnen, Handveste, Richtebrief, jener Freibrief, auf dem der bekräftigende Finger in das rothe Sigelwachs eingedrückt zu werden pflegte. Eben darüber handelt auch die Sage vom Schuster zu Lauingen, Bechstein D. Sagb. no. 960: Als dieser sich zum Zweikampf stellen sollte, gelobte er es damit, daß er statt des Handschlages den Daumen aus seiner Hand hergab, und nach dem siegreich beendigten Kampfe erbat er sich für seine Vaterstadt das Vorrecht, ins Künftige mit rothem Wachs sigeln zu dürfen. Seit der Zeit gab es auch einen St. Georgsdaumen, der stückweise an zweierlei Orten, in Pappenheim und in Kaisheim verwahrt wurde. Beim Daumen mußte König Friedrich seinem Pferdejungen einen Eid ablegen, ihn nicht ferner prügeln zu wollen. Müllenhoff, Schlesw. Sag. no. 522. Wer sich dem Teufel verschreiben will, dem beißt er in Rabengestalt ein Zeichen in den linken Daumen: Val. Anshelm Berner-Chronik ad ann. 1509 (Jetzerhandel), oder er steckt den seinetwegen gefolterten Hexen seinen Daumen ins Ohr und macht sie damit unempfindlich. Belemniten nennt man im Jura Teufelsfinger und hält sie für zauberkräftig. Auch besonders hervorragende einzelne Berge einer Gebirgsgegend führen den Namen Daumen; so einer im bayr. Algäu bei Kempten; ein anderer liegt am elsässischen Frôwald und ist des W. Jägers Revier. Stöber Elsaß. Sag. no. 260. — Betrügerische Wirthe und Krämer müssen nach ihrem Tode umgehen und ihren Daumen ausschreien: der Wildiküfer, der Lindegîger, no. 327. 220 in den Aargauer Sagen. — Henisch, Teutsche Sprach. Augsb. 1616 nennt ihn deßhalb den Kaufleutfinger. Will die ahd. Glosse Gunst und Glück ausdrücken, so heißt's „flexo poplite, kifaldanem fingarum edo coufanom". Glosse des 8. Jh. Diut. 1, 499 b. Weil der Daumen der Kaufleutfinger ist, so heißt das mit ihm ausgezählte Geld Daumenkraut. Das Märchen vom Daumennickel bezieht sich auf den Gott Thôr, der sich einst im Däumling eines Riesenhandschuhes versteckt hielt. Der Daumen hat unter allen Fingern die wenigsten Beinamen. In Mecklenburg heißt er Dickbûk; Lûseknicker bei Pott, Zählmethode; Lûstödter im Appenzell. Der Ringwechsel

Neugetrauter vor dem Altare geht im Hildesheimischen selten ohne die wunderlichsten Drehungen des Hochzeitspaares ab, weil jedes dabei den Daumen obenauf zu bekommen sucht, in der Voraussetzung, hiervon werde das Regiment in der Ehe abhängen. Seifart, Hildesheim. Sag. pag. 150. Als die hl. Hedwig verlobt wurde, brachte man ihr und dem Bräutigam ein Schwert, auf das Beide den Daumen legen sollten. Stöber, Elsaß. Sag. no. 63.

2. Zeigefinger.

Die lex Sal. nennt ihn den Schußfinger, den Bogenspanner, der die Pfeile schnellt von des Bogens Sehne. Skotfinger, Richthofen, Fries. Wb. — In den Casseler und Trierer Gloss. ist er Zeigari genannt. Letzteres geht auf ahd. zîhan accusare, und auf latein. dicere, indic— und judic —, anzeigend und rechtweisend. Daher ist ihm vorzugsweise der Name digitus eigen. Seine Spitznamen sind: Botterlicker, Bottlicker (Butterlecker, Hafenlecker, in Bremen u. Holstein), Pek- und Pegefinger (pack an, Schweden), Leckfenk (Aachen). Diese Namen sinnlicher Naschhaftigkeit sind von höchstem Alter und hängen mit griech. Lichanós, litth. Lizus, wahrscheinlich auch mit mongolischen Namen zusammen. Pott, Zählmethode, 297. Daher erscheint der Zeigefinger in allen Spielsprüchen als der Dieb. Fiedler, Dessauer Volksr. pag. 5 und 25 giebt derlei schottische und englische Kinderreime; einer davon sei hieher gesetzt und übersetzt:

Here's Breakbarn,
Here's Stealcorn,
Here's Haud-watch,
Here's Rinnawa',
And little wee-wee Cronachie pays for a'.

Das ist die Scheunenmaus,
Das ist der Stehlkorn,
Das ist der Paßauf,
Das ist der Finkenstrich,
Und der winzige Piephans bezahlt die Zech.

3. Mittelfinger.

Nach seiner Länge und Größe hat er seine meisten Namen: Langelei (Bremen), Langluchs (Pommern), Langhals (Hessen). Bär nennt man ihn in Süddeutschland, wenn man ihn am Tische trommelnd gegen

das Kind anrücken läßt. Ebendaher auch Narrenfinger, Leidfinger. Digitus impudicus, holl. Schaamvinger, hieß er gegenüber seinem Nachbar, dem Zeigefinger; denn dieser weiset mit seinem Wortbegriff von dicere und decere, sich geziemen, auf das Gegentheil des langen Fingers hin, der sich ungebürlich vordrängt, daher sein Name in Appenzell Landammann. Die lex Sal. nennt ihn Taphano, Zapfhahn, etwa so viel als Schnapphahn, der Alles vor weg nimmt. Die ahd. Uebersetzung aus dem ersten Buch Moses, Diut. 3, 44 sagt in dieser Beziehung:

Der dritte heizet ungezogen,
wande er îlit sich furnemen.
suare diu Hand reichet,
aller eriste er iz pegrîfet.

Er gilt deßhalb auch als ein sich überall einmengender Hauskobold und scheint wohl daher seinen ferneren Namen ahd. Lanemâr, incubus, gleichsam Großhänschen, bekommen zu haben, aus dem sich sein holsteinischer Namen Langmeier, lange Marje erklären würde, sowie auch sein lettischer Name Garre marre. Gramm. 3, 404. Doch ist diese Namensform sichtlich auch mit der des Goldfingers verwechselt, welcher nicht Golda-mâr heißt, sondern Goldâmmer, Emberiza (vgl. Fiedler Volksr. pag. 25. Pott, Zählmethode); so daß hier also einer der Ringfingernamen auf den Mittelfinger übertragen sein wird. Erinnert man sich der vorhin gemachten Anführung aus Kuhns nordd. Sag., wornach daselbst p. 457 der Deichselstern am Sternbilde des Wagens Goldêmeker und Ewiger Fuhrmann genannt wird, so gewinnt daraus der als impudicus und infamis verschrieene Mittelfinger wieder den ihm ursprünglich zukommenden Namen des hellen Fingers (Emberiz und Emmerling; vgl. unsere no. 147.), gegenüber dem goldhellen Ringfinger (Goldâmmer) und dem Alles in Gold verwandelnden Daumen (Goldêmeker). Goldene Hände „dexteras" überschickten sich die römischen Legionen nach altem Brauche zum Zeichen der Gastfreundschaft; Tacitus hist. 1, cap. 54. 2, c. 8. Wir nennen die rechte Hand des Kindes die schöne.

4. Goldfinger.

„Den Ring tregt der Mensch an dem fierden Finger, der heißt der Hertzfinger". Geiler von Keisersb. Evangelib. Bl. 101 b. — „Und würt der Brautring an den vierdten Finger gesteckt, von welchem die Adern zum Hertzen gehen, anzuzeygen, das die Liebe soll hertzlich sein,

wie Isidorus schreibet II. de officiis c. 15, und das geystliche Recht solches anzeucht, causa 30. Quest. 5. Cyriac. Spangenberg Ehespiegel, Straßb. 1578. 275 b. — Altn. heißt er Baugfingr = franz. annulaire, Goldenringer (Holstein), Goldinger (plattd.); nicht bloß weil er den Ring trägt, heißt er so, sondern weil er ein freudebringender Schöner ist, der auch Jungfrauenfinger genannt und bei den Griechen dem Sonnengott heilig war. Von dieser letztern Beziehung aus sind ihm eine Reihe neuer, theilweis noch giltiger Benennungen entstanden. Neben dem Namen Herz-, Gold- und Ringfinger heißt er besonders noch Arztfinger: Troll Gesch. v. Winterthur 4, 113. Bei Plinius: digitus medicus. Lex Sal.: elêchano, Zürcherisch der Lachsner, der Finger mit dem man lachsnet = quacksalbert und Krankheiten beschwört. Ahd. Lâchi, agſ. Laecefinger, dän. Laegefinger, in Wales heißt er ebenfalls Finger des Zaubers. Pott Zählmeth. p. 295. Wie die berührende Hand selbst heilt, so ist dieser der vorzugsweise heilkräftige; drum sagt Gotfrieds Tristan von den Liebenden:

Si sint gerne einander bî:
daz Ouge bî dem Herzen,
der Vinger bî dem Smerzen.

Deßhalb legt dieser vierte Finger, dem Fingermärchen zu Folge, den Daumen ins Bett und deckt ihn warm zu, wenn letzterer ins Wasser gefallen ist; auch thut er ihm Zucker in den Brei, oder nöthet ihm die Patientensuppe ein. Vgl. unser dazu stehenden Kindersprüche. Da er alle Uebel heilt, die man nicht berufen soll, wie ja auch das Glück nicht beschrieen werden darf, so heißt er auch der Ungenannte. Im Apollonius des Heinrich von Neuenstadt erprobt ein Brunnen die Keuschheit aller Männer, die ihre Hand hier eintauchen; nun ward

etlîchem swarz diu Hant,
etlîchem der Vinger Ungenant.

Denn wie vorhin bemerkt, ist er auch Jungfrauenfinger geheißen. Selbst im Sanskrit heißt er anâman, Namenlos, und worüber man am meisten erstaunt, auch bei den Indianern Nordamerikas. Pott, Hallische Lit. Zeitg. 1847. 238. Er also wird hauptsächlich die Sitte bestimmt haben, wornach man eine zu ermittelnde Thatsache durch das Feuerordal, durch das Hineinhalten der Hand ins Feuer erforschte und bewies. Vgl. die über den kleinen Finger gegebene Schlußbemerkung.

5. Kleiner Finger.

In der ahd. Paraphrase des ersten Buchs Mose, Diut. 3, 44 heißt es von ihm:

Der minneste finger,
der ne hat ambeht ander
ne wane so's wirt not,
daz er in daz ore grubilot.

Aus diesem Ohrengrübler wird ein Ohrenbläser und Angeber. Er kann nichts bei sich behalten, und wie er bei Gericht Alles angiebt, so bringt er auch im Hause allen Geschwistern ihre Unart aus. Der Vater behauptet dann, sein kleiner Finger habe ihm Alles gesagt. Weil beim jüngsten Gerichte Alles einbekannt werden muß, so läßt das ahd. Muspilli auch der Hand ihr Geständniß vor Gott ablegen, und dabei wird des kleinen Fingers nicht vergessen:

Dâr scal denne Hant sprehhan, allero lidô uuelih unzi in den luzîgen Vinger. Dies ist der plattd. Luttjefinger, der ahd. mineclino oder Minderling, der Piphans, Kenkes und Kinkes (Kindskopf, in Aachen), Pink (holländ.), Pipling (Elberfeld), Dubbeditzchen (Köln. Firmenich 1, 425. 459), der Pinkewinker und Biribinker, in der Kinderspielsprache ein kleinster Zwerg, von dem ein Räthsel umgeht, welches man fälschlich auf den Schuhnagel ausdeutet. Man läßt nämlich den kleinen Finger über den Tisch hinmarschieren und spricht:

Ich weiß ein Ding, heißt Pieperling,
Kann gehn und drehn,
Kann auf dem Kopf nach Hause gehn.

Wegen seiner Kleinheit hieß er dem Griechen müops, die Blinzelmaus, die nicht weit schauen kann, und kakos, der Dieb, weil er mit beim Pflaumenstehlen war. Mercurius war sein Gott.

Die Gabe der Weissagung ist also zuletzt aus der ganzen Hand in den kleinen Finger übergegangen und dieser verwendet dieselbe nur zu Klatschereien; so wird endlich aller Glaube klein. In Stephens und Cavallius schwed. Sag., übers. v. Oberleitner, Wien 1848, schneidet man sich in den kleinen Finger und ersieht aus dem Tröpfchen Blut, daß die entfernte Geliebte noch am Leben ist. Oder man muß vorher Zauberformeln demjenigen ins Ohr raunen, dessen Hand wahrsagend werden soll: „Wiltu Erscheinungen einem Knaben in die Hand machen, so mustu ihm die Namen der Geister dreymahl ins rechte Ohr sagen Gardiab,

Farbiar, Ipodhar". Faust's Höllenzwang, ed. Scheible, Stuttg. 49. p. 176. — Oder endlich man wählt den bloßen Fingernagel, um in ihm das Gesuchte als in einem Spiegel wieder zu erblicken (vgl. Abth. Ammenglauben: Hauszucht: das Kind kann sich in seiner linken Hand als in einem Spiegelein selbst betrachten). In Sigrdrifumal sagt die Walküre zu ihrem Helden: Ritze dir Runen auf den Rücken der Hand und mal' ein N. auf den Nagel. Simrock Edda 1, p. 169. Daher heißt es vielfach in der Edda (Simrock 1, p. 171), Runenzeichen stehen auf dem Nagel der Norne. Gegen dieses Beschreiben und Beschauen des Fingernagels eifert Geiler von Keisersberg: wie geet es zu mit den Warsegern, die warsagen und gestolen Guot durch Gesicht widerumbbringen? Sie machen Gesichten uf ein Nagel, salben den mit Oel, und muoß ein Junkfrawe, ein Kind, das lauter ist und rein unverfleckt, und das muoß in den Nagel sehen und sagen, was es in dem Nagel sicht. Ameise Bl. 39. Es seind die vff dem Nagel sehen vnd Gumpestbletter daruff legen, vnd Oel daruff schütten vnd ein junger Knab, der muoß daryn sehen vnd sagen, was er sicht, wer der Dieb sy. Brösamlin (von den XV Staffeln) Bl. 19. — Aus diesem festen Glauben an die Wahrsagungsgabe der Hand läßt sich erst der deutsche Gerichtsbrauch des Kesselfangs als ein wirklich giltig gewesener begreifen. Wir sind gewohnt, die Phrase, sich die Finger verbrennen, als eine uneigentliche zu nehmen und sie noch zu mildern durch eine neuere: die gebratenen Kastanien aus dem Feuer holen. Allein das Alterthum machte vollen Ernst, Schuld und Unschuld der Hand in Feuerordalen zu erproben, so lange Hand und Finger in Gottes Hand und Gottes Schutz standen und seinem Dienste geweiht waren. Die Edda (Simrock 1, p. 204) erzählt, wie Atlis Gemahlin, des unerlaubten Umgangs mit Dietrich geziehen, selber das Gottesgericht verlangt, um ihre Reinheit dadurch zu bewähren, daß sie Loossteine aus dem siedenden Kessel herausholt.

Sie tauchte die weiße Hand in die Tiefe,
Griff aus dem Grunde die grünen Steine:
„Schaut nun, Fürsten! schuldlos bin ich,
Heil und heilig, wie der Hafen walle."
Da lachte dem Atli das Herz im Leibe,
Als er heil sah Gudruns Hände.
„So soll nun Herkia zum Hafen treten,
Welche der Gudrun zu schaden wähnte!"

Nie sah man Klägliches, wer nicht gesehn hat,
Wie da Herkias Hände verbrannten. —
Sie führten die Maid zum faulenden Sumpf.

b) Fingerbezeichnung.

207) Das ist der Dûme,
de ißt gern Bappen und Rûme,
de sait, wo neh?
de sait, is Here Garte,
de sait, châst lang warte!

Beim kleinen Finger variirt's:
De sait: s' ist nit verlaubt,
sust wird dir der Chopf abghaut!
um es Tötzi Tûbedreck
haut me dir der Chopf ewegg!

Tötzi, so viel als man mit drei Fingerspitzen fassen kann. Tûbedreck, geringste Kleinigkeit, die hier durch die auf den Diebstahl gesetzte Todesstrafe zur wichtigen Sache wird.

208) De isch is Wasser g'heit,
de hät en ûße zoge,
de hät ne hei trait,
de hät en is Bett gleit,
und de chli Lecker hät's — wärteli, wärteli!
em Vatter und der Muetter gsait.

Dabei wird der kleine Finger, zum Gelächter des Kindes, bisweilen durchgeklopft.

209) De ist in Bach g'heit,
de het en ûße g'reicht,
de hät en is Bett gleggt,
de hät ne warm zudeckt,
und de chlîne Schölm do
hät ne wieder ûfgweckt.

210) Feuf Engeli hänt gsunge,
feuf Engeli chömet gsprunge.
s' erst blôst s' Fü'rli a,
s' zweüt stellt es Pfändli dra,
s' dritt schüt't es Bäppli drî,

s' viert thuet brav Zucker i,
s' feuft sait, s'ist ag'richtt:
ietz mûs Büebli, brönn di nit!

211) Chlinfinger,
Chlînfinger,
Landamme,
Suppe-Röther,
Lûstödter.

Appenzeller Fingerbezeichnung. Mündliche Mittheilung.

Die fünf Handstellungen.

212) Binki (mit den fünf stoßenden Fingerspitzen).
Dalli (mit der Handschneide schlagend).
Rafti (mit den fünf krauenden Nägeln).
Platti (mit flacher Hand).
Fausti (mit geballter Hand schlagend).

c) Gliederbezeichnung.

213) Langweg,
Breitweg,
Kreuzweg,
Ellenbogen —
an der Nasen 'zogen.

214) G'gangne Weg,
über z'weg,
Dûpfnägeli,
Ellebögeli,
Friesi-Mûseli,
Zizibûseli.

Von der flachen Hand an (begangener Weg) wird über das Handgelenk hinüber bis zum Ellenbogen hin tupfend gezählt; dann tupft man zum Schmacht-härchen (Friesli) hinauf, das wie eine Maus am Loche des Ohres sitzt, und von da ins Haupthaar, wo das Kätzchen Zizibûseli lauert und die Maus verzausen wird.

215) Bäggeli,
Tubäckeli (Nase),
Steren-Aeugeli,

Stirne-Tüpfeli,
Hoorzüpfeli.

216) Blinzwinkel, Rosenrinkel,
Endchen Tabak, Chruselbeer:
Schelm du, das thu
in deinem Leben nicht mehr!

Vom Auge an gehts zur Wange und Nasenspitze = Endchen Tabak; dann zum Haare: „Kräseli" Ringelhaar, wo die Stachelbeeren, Chruselbeer, hängen.

217) Chineli, Münneli (Mündlein),
Nasespitzeli,
Augespiegeli,
Stirnegüpfeli
und e chlis-chlis
Hoor-Rüpfeli.

In Kretzschmer's Deutsch. Volksl. 2, no. 376 niederrheinisch:

Kinne winne winnchen (gewinnendes Kinn)
Möngchen brut (wohlschmeckender Mund)
Bäckelchen rût,
Oegelchen pihf (blickend, englisch peep)
Näschen sihf (fließend)
Stihrnchen platt,
Höhrchen zipp-zipp, zapp.

Twee Eier in 'Pott,
twee Ogen in' Kopp,
een Hart in Lieve,
maakt dat nig fieve?
Bremer Ammenreime pag. 40.

218) Do rit't der Ma: jüppjüpp!
do fahrt der Ma: hühü!
do goht der Ma: trapptrapp!
do goht der Ma und stoht der Ma, ohâ!
do lütet er bim Glöckli a: klingkling!

219) Es chunt e chlidderi-chläderi Bär,
wo will er a, wo chunt er her?

er will durch's Bümeli-Bäumeli ûs,
durch's Bäumeli ûf i's Läubelis Hûs.

Läubeli, sowohl der obere Hausgang, als auch Eigenname für Mensch und Milchkuh; hier ist der Baumwipfel und der oberste Haustheil zugleich gemeint, Beides entsprechend dem Lockenkopfe.

220) Es chunt e Bär, wo chunt er her?
es chunt e Bîe, wo will se îe?
es chunt ne Lûs, wo will se ûs?
es chunt es Müseli
is chlîne, chlîne Herzhüseli.

Man schiebt die vier Langfinger der Reihe nach auf dem Tische dem Kinde bis ans Herzgrübchen entgegen. Bie, die Biene. Müseli, Mäuslein.

221) Restela (Haarschnur),
Sammeta (Sammetgoller am Hals),
Schinnischatte (Schattenhut aus gespaltenen Weiden),
Platte (Kopfscheitel),
Enneweg (jenseitiger Abscheitel),
ûs (Zopfende).

Man bezupft das Mädchen von der einen der zwei Haarflechten über den Nacken hinauf bis zum Ende der andern herunter.

222) Eirolle, Pärolle.
Pantöffeli, Schuehlöffeli.
Schuehnagel, Roßgagel.
Gugguge, huß ûße!

Die Anfangsworte sind zusammengesetzt: Eier (=Pflaumen) holen, Beeren holen. Dabei deutet man auf den Obst naschenden Kindermund, der hier auch Löffeli heißt: Gallöffel, Gallöri, Gallöli, d. i. Lälle, die Zunge. Roßgagel gilt dem Haarrupf, Gugguge dem Auge; huß ûße! ist ein Scheuchruf gegen die Heerde von Läuschen im — Walde. Göthe hat in „Scherz, List und Rache", sowie in seinem Westöstl. Divan diese Kinderscherze nicht verschmäht; ins Kürzere zusammengezogen als daselbst steht, lautet es bei ihm:

Seh ich eine Nase, möcht ich sie zupfen;
Seh ich ein Härchen, möcht ich es rupfen.
Seh ich einen Rücken, möcht ich ihn platschen,
Seh ich eine Wange, möcht ich sie klatschen.
Seh ich einen rothen Mund,
Möcht ich ihn küssen wund.

223) Wo bin i dir lieb?
im Herzeli dinne.
es Riegeli dra,
aß es nümmen ûße cha!

d) Zahlenbestimmung nach Thieren.

224) Ich und Du und s' Müllers Kuh
und s Müllers Stier sind eusere vier.

225) Ane bane Bohneblatt,
wie mänge Chueh isch nonig satt?
siebe Geiße und e Chueh.
Sant Peter schloh't de Stalthür zue,
rüert de Schlüssel über de Rhî:
mor'n am Morge soll's schön Wetter si.

Der Spruch wird auch hergesagt, wenn während des Regens ein Regenbogen kommt; dann hat der Himmelspförtner St. Peter das schlechte Wetter in den Stall gesperrt und den Schlüssel zu Letzterem weitweg über den Rhein geworfen. Aehnlichen Sinn hat folgender weitbekannte Reim über den „Wettervogel":

225a) Es sitzt en Adler ûf em Dach,
es regnet und er wird nit naß,
er zählet sine Federlein,
es müssen zwei und dreißig sein.
eis, zwei, drei: — du bist frei.

Ueber die hier unerklärliche Zahl „es müssen zwei und dreißig sein" giebt Erk Aufschluß im Deutschen Liederhort no. 177. Das Volkslied „ein Kukuk auf dem Zaune" (Silbenzahl IIIIIII):

zeterum pompeter dudewich,
der Kukuk auf dem Zaune saß, (Silbenz. I.)

wird durch sein vier Strophen hindurch so ausgeführt, daß der Sänger gleichzeitig mit dem Aussprechen der sieben Anfangssilben und der Schlußsilbe der Strophe acht Striche auf den Tisch kreidet, so müssen denn am Ende der vier Strophen 32 Striche dastehen. In Seelow bei Frankfurt a. d. Oder dient dieses Lied den Kindern in der Schule zum Zeitvertreib.

Der eddische Riese Thiassi sitzt in Adlersgestalt am Ende (auf dem Dache) des Himmels und facht den Wind über die Völker an; mithin vergleichen sich seine zweiunddreißig Adlersfedern, die unbenetzt bleiben im Regen, der Windrose. Auf diesen Spruch scheinen altherkömmliche Scherzreden zu deuten. So iz regenot, so nazcent die Bouma. S. Gallerspruch a. d. 9. Jahrh. Hattemer Denkm. 1, 410. Was, was, was — was ist doch endlich das! wenn es regnet, macht es naß, macht manche Schöne naß. Haydn's Canon.

226) Bümpis, Bampis Habermues,
euse Geiß goht barfueß;
barfueß goht si,
ûf em Matteli stoht si;
find't si nüt, so luegt si troch,
„gang iez hei und träg dîs Bloch!"
lirem larem Loch —: du bist's doch!

Bloch, der Knüppel, der dem Weidvieh angehängt wird gegen das zu Weitlaufen. Der Spruch auf die Gäus (Gänse) angewendet, folgt nach, no. 247.

227) Schäri nummen am Bei,
am Butti-Butti hei!
de Höseli und de Chlei,
de Loß und der Läu,
de Hudel und de Nappe,
sin unter einer Chappe.
de Röppel, de Span und Laß
sind all an einer Gaß.
Züseli und Anneli mache Chernen ûs,
fueret eüsis Spanferndli dûs;
i und s' Strau und eusi Sau,
und eusi zottlete Strausäck
und Suggbüebi selb sind Tubäck.

Der Anfang ist der Wiegenspruch einer Mutter, die ermüdet (schäri) den Fuß der Wiege (Butteheie) tritt, worinnen ihre vielen und Milch verlangenden Kinder liegen.

Dieser Spruch nennt lauter höchst alterthümliche Namen des Schweines und zählt nach ihnen aus. Loß (porcus), Laß (porca), Läu (porcellus), entsprechen dem Namen des Schweines in der lex Salica (ed. Merkel, XVII.) Lescalti, Lerechalti. Letzterer Name ist

ein Compositum aus Golz (verres) und Löser. Die Löserdürre ist uns nun die Rinderpest. — Der Kindername Höseli entspricht gleichfalls dem Rufe hetz-hetz! womit man Schweine scheucht und treibt. Napp und Nöppel ist ahd. ëpar. Span und Spanferndli ist das milchende Spunschwein, gleichviel wie Läu und Läuer, das noch an der Mutter trinkende Thier. In dieser Beziehung werden hier auch die ausgezählten Kinder Suggbüebi genannt, Milchkinder, „die all an einer Gäß sind", nämlich ebendasselbe sind, was die hier genannten Milchferkel. Die Phrase besagt gerade so viel von Kind und Schwein, als wie das spanische Sprichwort von Fuchs und Wolf, Beide seien einerlei: el lobo y la vulpeja ambos son de una conseja. Tubäck werden noch obendrein die Kinder genannt, weil man sprachlich Tabak nicht raucht, sondern trinkt, also abermalige Beziehung auf Suggbüebi.

un, deux, trois, quatre:
Müllers Kuh stoht z' Gvatter.
un, deux, changez vous,
Müllers Esel, der bist du.

Dieser Reim wiederholt sich in allen deutschen Landstrichen, er kann also nicht, wie Fiedler Dessau. Volksr. no. 72. vermuthet, ein bloßer Abfall aus dem französischen Privatunterrichte sein; sondern er stammt schon aus unserer mittelalterlichen Spielsprache. Im Renner, Vers 11408 heißt es über die verschiedenen Würfe im Brettspiele in gleicher Weise:

Von Zinken vnd quater
wainet manges Muter vnd Vater.
von Zinken quater und ses
muz Leygart, Metz vnd Agnes
vnberaten beleiben.

228) Eine, zwo, git e Floh.
drü, vier, git e Stier.
feuf, sechs, git e Her.
sieben, acht, git e Chatz.
nün, zeh, git e Chräh.
oelf, zwölf:
git es Chrätteli volle Wölf.

Schon Grimm Mythol. 1210 erinnert, daß dieser Reim der letzten zwölf Weltstunden gedenke, nach denen das Himmelsgewölbe einbricht,

(Unter dem Gewölbe sitzen zwölf Wölfe: Fiedler, Dessau. Volksr. pag. 56), wann der alles verschlingende Höllenwolf, der den Mond fressende Hund Mânagarmr erscheint. Diesem Ausspruche der Edda gemäß schließt derselbe Reim in E. Meier's Schwäb. Kindr. no. 42:

um zwölfe kommt der Mâ
und ißt Alles z' samme na (schlingt's mit einem Male hinunter).

Der Schrecken einer solchen Zeit bereitet sich hier vor durch eine Climax, die vom Ungezieser (Floh) zu den dämonischen Wesen aufsteigt (Katze, Hexe, Krähe) und zu dem Mondhund kommt. Der mitgenannte Stier entspricht der bei Müllenhoff (Schlesw. Holst. Sag. no. 509) erwähnten rothen Kuh, welche vor dem letzten Völkerkampfe über die Brücke (des Himmels) gehen muß. Diese Brücke heißt Kaupat im Friesischen, und ist die Milchstraße. Kuhn, Nordd. Sag. pag. 497. Vgl. die nächstfolgende Anmerkung.

229) Hundeli, Mutscheli,
Stumpeli, Gutscheli,
ich und du
und d' Müllimalers Chue.

Der Spruch zählt nach Stier und Kuh aus, wie der erste Reim dieser Abtheilung in no. 224. ebenfalls thut. Dies könnte unsere jetzige Anschauung für ein Zeichen von besonderer Volksrohheit halten, der Ungrund aber zeigt sich schnell. Mutscheli ist das Motschekühlein von Halle, in Fiedlers Dessauer-Reim, und das Buköken vun Halberstadt (Firmenich 1, 54 b.); jene Kuh also, die schon seit so langer Zeit von Vater und Kind angerufen wird, die in den Glossen (Anton, Gesch. der Landwirthschaft 1, 429) Bucula, Kalba genannt wird, weil sie die buhende und muhende (bûbere, boare) ist. Aus ihr aber hat unsere historisirende Weisheit endlich jenen Bischof Bucco von Halberstadt heraus entdecken wollen, welcher anno 1074 mit den Sachsen sich gegen Kaiser Heinrich empörte. Helmold, Chron. der Slaven. cap. 27. Allein in unserer vorausgehenden no. 184 zeigt sich bereits, daß dieser Bischof Bucco im Kindermunde nichts anderes ist, als die Bukow und das Frauenkühlein, wie das Johanniskäferchen noch allenthalben genannt wird.

Stumpeli heißt das Thier, wenn seine Hörner klein und abwärts gerichtet sind. Gutscheli ist Diminutiv von Gusti, generischer Name für alles junge Hornvieh; daher z. B. Gustihorn, ein Schneeberg an der

8*

Gemmi. Alpenrosen 1821, pag. 77. — Dem Griechen war seine Himmelskönigin Hera die Rindsäugige, Zeus verwandelte seine Geliebte Jo in eine Kuh, — warum wollen wir unserer Sprache und Mythe das Gleiche als eine Rohheit anrechnen, was wir der fremden Mythologie niemals verübeln? Der Kinderspruch, der nach der Reihe der Rinder die Gespielen auszählt, verfährt zudem dabei ganz nach germanischem Brauche und jener Vorzeit gemäß, als Vieh und Waffe noch allein statt des Geldes und der Geldsumme galt. Pecoris cupidissimi, heißen wir bei Cäsar B. G. 6, 35. Hortrîch (ahd. chortar, grex) gilt noch von jenem Schweizerbauern, welcher der reichste an Besitz ist, insofern er den größten Viehstand hat; und Fê (pecus), sonst Geld bedeutend, Fêchel (pullus) heißt im jetzigen Bregenzerwalde jedes mannbare Mädchen im Hinblick auf ihr Heirathsgut. Schmid, Wb. 198. Der Werth des gegenwärtigen Viehstandes der Schweiz ist obrigkeitlich auf 139 Millionen Francs geschätzt: Allgem. Augsb. Ztg. 1853 no. 228. Dieser Nationalreichthum muß wohl auch so weit vermögend geworden sein, um sprachlich als Zahlwort personificirt zu erscheinen. Allein das Thier hatte für die Rechtsbegriffe der Vorzeit auch außer seinem Werthe noch Geltung. Das Harsthorn der Urner war der in den Burgunderkriegen berühmt gewordene Stier; dasjenige deren von Schwyz hieß die Kuh; und das der Unterwaldener das Kalb. H. R. Grimm, Schweitzer Cronica 1786. 125. Stier, Kuh und Kalb wurden somit zum geadelten Wappenthiere erhoben.

In solchen Ehren wird das Hausthier noch immer belassen, wenn die Volkssprache allein und unbeirrt seiner erwähnen will. Zu Haus in meinem Ochsenstand, wo die Kuh angebunden ist — nicht über die Kuhweide hinaus kommen, in mein Kuhland gehen — dies sind lauter Phrasen, mit denen man sonst die Heimath bezeichnet hat. Kühruhe heißt dem Sennen die heiße Sommermittagsstunde; bis auf den Abend, heißt ihm, wann die Kühe sich wieder niederthun, wann sie die Klauen einziehen. Das Ende der Welt kommt nach dem Volksglauben, wann man eine Kuh auf dem Schwarzwalde mitten in die Schweiz herein lühen (brüllen) hören wird. Derlei grobfadige Formeln sind auch der französischen Sprach-Eleganz geläufig, und selbst der feinere Neapolitaner koset sein Mädchen „Annechia mia", meine einjährige Kuh. Es kommt nichts dem Ochsenstande gleich, sagt man bei uns, wenn man die Sicherheit des festen Landes bevorzugen will gegenüber den gefährlichen Seereisen; ebenfalls im dictionn. de

l'Académie: qu'il n'est rien tel que le plancher des vaches, que de marcher sur le plancher des vaches. — Les unes sont vachères, qui nous diront quelque propos de leur pays de vache. Cl. Marot, Epître pour un gentilhomme. Regis, Uebersetz. des Rabelais. Als Papst Julius II. die Franzosen Weinschläuche (amphoras vini) und die Schweizer Schweizerkühe schimpfte (pecora campi), verstand er sich auf beider Völker Sitte schlecht; und die Schweizer selbst wußten auch nicht mehr, was sie von sich selber wollten, als sie anfiengen, sich über solche Sprüche zu ärgern, als wären dieselben nicht ihre eigenen, sondern von der Fremde ihnen zum Hohn erfundene. Es giebt auch noch Kirchhofer, Sprichw. pg. 69 eine höchst verworrene Erklärung des schweizer-historischen Sprichwortes vom J. 1523: Da schlag Glück zu, wie zu deren von Kappel Kuh. Nie hat sich das österreichische Kuhländchen seines Namens geschämt, der nun allenthalben gekannt ist, seitdem Meinert so schöne Volkslieder und Weisen dorten aufgesammelt hat. Nie glaubt das ndd. Bauernkind unrecht gebetet zu haben, wenn es sagt:

Hier ligg ick as' ne Koh,
nu seh uuse Herrgatt to,
dat mi nin Düüwel wat doo!

Lyra (Osnabrügger) plattd. Briefe 1837 pag. 187.

In Fischarts Gargantua cap. 8 wird also ausgezählt: mir zu, als einer Kuh; ich wart sein, als ein Schwein; halb, als ein Kalb; ganz, als ein Farrenschwanz.

230) Ein-einer, Kabeiner,
drei Türke, vier Finger,
Schnägägger, Rorohrer, Guggutz.

Türke ist Maikäfername und zugleich Roßname: dann folgt Schnecke, Rohrdommel und Kukuk.

231) Eine, zwo: s' bißt mi e Floh.
drei, vier: i ha si schier.
feuf, ser: i ha si recht,
sieben, acht: i han eres gmacht.

Floh ist feminin.

232) Tambourmajor,
nimm d' Chatz bim Ohr,

nimm d' Chatz bim Schwanz,
mach mit ere en Tanz.

233) Heb em Bär de Schwanz ûf,
blôs em hinde drî,
s' ist en goldigen Oepfel,
de g'hört dî.

Der Bär gilt im Aargauer- und Bernerlande als das zu den Weihnachtsbescheerungen nothwendige Thier, eine Bärenfigur wird auf alle größeren Lebkuchen gepreßt. Bärendreck ist Süßholzlatwerge. In Weinholds Weihnachtsspielen ist der Bär, der Bartel und der bescheerende St. Nicolaus einerlei Person. „Hinter dem Thiere steckt unzweifelhaft Thôrr". Mannhardt in Wolfs Ztschr. 3, 145. 146.

234) Z' morge chunt der Langethaler
und bringt e Sack voll Neuthaler;
z' Mittag chunt e Schwyzer
und bringt e Sack voll Chupferchrüzer,
z' Obig chunt der Bayerfürst
und bringt e Sack voll Läberwürst.

Der Spruch handelt von der bevorstehenden Metzelsuppe. Der Langenthaler ist der Berner-Viehhändler aus dem Oberaargau; der Schwyzer war sonst durch seine kupfernen Kreuzer- und Rappenstücke (Pfennige) münz berüchtigt; die rothweißen Schweine nennt man Bayer, angeblich bayrische Zucht, in Wahrheit aber weil ahd. pêr verres, niederrheinisch Beir, Beier, Beiger ist, in der Weidmannssprache Becker. „Sonorpahir, verres" Langobard. Wb. in Haupt's Ztschr. 1, 558.

e) Zahlenangabe nach Speise und Trank.

235) Andere Bäum gent au no Oepfel,
Buebe chönnet au no chlöpfe.
andre Bäum gent au Cyparte,
Maideli müent au no warte.
andre Bäum gent au no Bire,
Buebe chönet au no giere.
andere Bäum gent au no Zwätsche,
Maidli chönnet au no schwätze.

andre Bäum gent au no Nuß,
Judebuebe gent au no Puff.

Cyparte, die Cyperpflaume. chlöpfe: lärmen und prahlerisch sich messen.

236) Einige beinige Dumpete,
diese-dose, wo witt hi?
grüne Bolz, fahr is Holz,
fahr is obere Beckehûs,
nimm e guete Wegge drûs!
wenn er no nigg bache wil,
hänk ne an en Recheſtiel.
wißes Hueh, schwarzes Hueh,
welles mueß i ûße thue?

Das Bolzschießen in den Wald und hier noch in ein Bäckerhaus ist das Abschießen eines Frühlingsschosses, das Abschnellen eines Hanfstengels, der auf zwei Gertenböckchen gelegt und mittelst einer gegen ihn losgelassenen Schnellgerte pfeilartig in die Luft hinaus geschnellt wird. Es ist ein zum Empfang des Frühlings und zur Austreibung des Winters ursprünglich begangenes Spiel, das auch bei Erwachsenen noch theilweise gilt. Vgl. no. 280, Einleitung. Erst wenn der Winter vor den Blüthenbolzen des siegreichen Frühlings zurückgewichen ist, läßt sich der Feldbau wieder betreiben. Deßhalb soll derselbe Bolzen bis ins oberste Bäckerhaus des Dorfes geschossen werden, damit man dorten neues Brod zu backen anfange. Die aus frisch geärntetem Korn gebackenen ersten Semmeln werden dann an Rechen gehängt, wie die Bretzeln an Spieße (Oberdeutsch. Gebildbrod no. 15) und unter Liedern geschultert im Dorfe umhergetragen.

237) Aenige Daenige Doppeldei,
Riffel-Raffel-Rommelbrei,
Rachelbrod
i der Noth:
i der Pfanne düsse
om en Chrüzer Nusse.

(Appenzell.)

238) Aenige baenige Doppelband,
Riffel-Raffel-Rummelwand;

Aenisbrod in der Roth,
d' Suppepfanne, düße gstanne.

239) Endeli Bändeli Dessendé,
gloria tibi domine;
Agathebrod in der Roth:
seufezwänzig drißig Loth.
Hirzesprung und Bärethal,
Chugelrundum überall,
i der Pfanne düße g'stanne,
Weggebrödli chli und groß,
sie sind gfange Stoß an Stoß.

Dieser Zählspruch geht wechselnd durch ganz Deutschland. In den Dichtungen aus der Kinderwelt, Hamburg 1815, heißt er: Gerstenbrod in der Roth; (und darnach dasselbe bei Simrock, no. 403). Dieses Brod, das der Reim auch nennt: Ankebrosi in der Roth; Hackebrod, Dintennoth; Acherbrod — bei Stöber Elsaß. Volksb. no. 32 „Aegesbrod in der Rod" — ist dasjenige Festbrod, welches am Tage der hl. Agathe in den Haushaltungen gebacken, kirchlich eingesegnet, wohl auch mit Weihzetteln beklebt und das Jahr hindurch aufbewahrt wird, um es bei einer Feuersnoth („Dintennoth" statt, in der Roth) in die ausgebrochene Flamme zu werfen. Da dieses Brod nun wenig mehr gebacken wird, verdunkelt sich auch sein Namen. Ebenso steht es mit dem „Riffel-Rammel-Rommelbrei." Damit sind die Ramen und Rammeln (der Bodensatz in der Milchpfanne, die Schärrete) gemeint, des in Bayern noch Riffelbrei genannten Milchmuses, das man nach dem beendigten Geschäft des „Hanfriffelns" (Brechens) nebst Krapfen und anderen Mehlspeisen auftischt. Panzer, Bayr. Sag. 2, no. 261. Hirzensprung und Bärenthal ist doppelsinnig; es bezieht sich auf die Doppelsemmel, im Appenzell Pärli genannt, und auf das Neujahrsbrod Hirze, ehemals in Hirschenform gebacken, schwäbisch daher Springerle: Meier, Schwäb. Sag. 462. 465. Zugleich ist Beides auch ein St. Galler Ortsname. Hirzensprung ist Beiname des Weilers Koblen im Rheinthal. Eine 300 Fuß lange Felskluft mit thurmhohen Wänden liegt daselbst und soll ihren Namen von dem kühnen Sprunge eines gejagten Hirschen herleiten. 1837 ist sie durch Bergsturz verschüttet worden. 60,000 Centner gestürztes Gestein sperrt jetzt diesen Paß. Meyer-Knonau, Schweiz. Erdkunde 2, 33.

240) Eis, zwei, drei,
es chunt es Fueder Heu,
s' chunt es Fueder Mandelchern:
eusi Mama isset's gern.

241) Eis-weiß, Hökli-Böckli,
rüntschi-büntschi, ruff-puff:
die römischböhmische Haselnuß:
das Galgevögeli hacket's dert ûß.

Das Hök Nuß sind drei und eine obendrauf.

242) Heideldum, ha Nuß im Sack, wie viel au? drei Höcki.
Heideldum, wer hät ders gä? Heideldum, mi Götti.

243) Zah-Lucke, Spieltrugge,
Zah-Lucke, nimm d' Nuß;
chaust si nit bîße,
lo si denn dûß.

Spieltruhe, Schächtelein, wird hier die Zahnlücke genannt, weil man die Nuß dem Mitspielenden in den offnen Mund schiebt, statt deren aber auch oft nur ein Steinchen.

244) Es schneielet, es baihelet,
es goht e chüele Wind,
i han e Hämpfli Brod im Sack,
es guenet mer alle Chind.

Baihelen, wehen; Bicht = pruina. Hämpfli, handvoll. Guenen, schmarotzen.

i han es Höckli Nuß im Sack, i wött, es wär e Doublone;
wenn d' Wibere die Strümpf abziehnt, so müent si a-söh floh'ne.

245) I ha ne mol es Schätzeli g'ha
i der Stuben inne;
i han es Höckli Nuß im Sack,
han em's wölle bringe.
sell Maideli ist ennet dem Berg,
me seit ehm nu s' Brûnettli,
hät es Wöschli Hoor ûf em Chopf
und hinten abe es Zöpfli.

Wöschle, Büschel; ennet, jenseits.

245 a) Hinter mîner Schwiegeri Hûs
schloht e finnige Nußbaum ûs:
eb der Nußbaum Birli treit,
träg ech um mi Schwiegeri Leid.

„Meine Trauer, die soll kein Ende haben, bis all ihre Beinlein grün ausschlagen", sagt der Liebende von der Geliebten, die unter dem Baum begraben liegt. Meier, schwäb. Volkslied. pag. 287, no. 162. Wenn der Nußbaum krankt, wenn sein Laub rostig, finnig (fleckig) wird, so deutet dies auf des Eigenthümers baldiges Absterben. Zudem glaubt man, daß unter jedem Nußbaum Todte wohnen. Hasel- und Welschnuß ist aber umgekehrt auch Symbol von Leben und Liebe. Der Nachweis hiefür aus schweizerischer Sitte wird ausführlicher gegeben werden in dem Bande Oberdeutsche Gemeindefeste, Abthl. Ehe. Hier genügt es auf einen Aufsatz Mannhardts hinzuweisen in Wolfs Ztschr. 3, pag. 95—105, worin vielerlei Kinder- und Volksreime den Beleg für die erotische Bedeutung geben, welche die Nuß in unserer Volksanschauung hat.

246) Anneli, Kueh rennt-de,
Zieger in der Brente,
chüele Wi im Cheller,
Fleisch ûf em Teller,
Bireschnitz im Chessemli,
s' chochet alls gar wesemli.
es chomet drei Herre vo Rûschebach,
sie sitzet zue und esset z' Nacht,
sie nehmets ûf de Tisch,
verhauets wie nen Fisch,
sie nehmets mit dem Gäbeli
und essets mit dem Schnäbeli,
sitzed ûf em Chillespitz
und esset Speck drei Fingers dick.

Brente, Bottich. Chessemli, kleiner Kessel, reimend auf wesemli = wesentlich, allzusammen. Rûschebach, doppeldeutig: Rausch und Prunk. Kueh-rennt-de ist eine Verdrehung aus Currende, sonst der Armeschüler-Chor, der als Laufsänger den Kirchenchoral jeden Samstag in den Stadtstraßen abzusingen hatte, eine Einrichtung, die noch in bayrisch Franken gilt. Bekanntlich hat einst der junge Luther in Eisenach auf solche

Weise um seinen Kosttisch gesungen. Die schwäbischen Kinder sprechen bei ihrem Sing-Umgang, den sie in der Knöpflinsnacht abhalten (Bechstein D. Sagb. no. 954): Heint ist die heilige Knöpflinsnacht: Corrandi, corrandi!

246 a) 1, 2—7:
Meine Mutter kochet Rüben,
Meine Mutter kochet Speck,
Und du mußt wegg.
1, 2—7:
Wo sind die Soldaten blieben?
In Moskau stecken's in Schnee
Und schreien alle oweh!
(Frankfurter Formel, mündlich.)

f) Zahlenangabe nach der Bekleidung.

247) Eis zwei drei, bigge bagge bai,
bigge bagge Habermues,
d' Gäüs gönt barfueß,
hänt gäli Schüeli a,
hänt rothi Bändeli dra.

Die Gänse, Gäus, müssen allenthalben im Kinderspruche das weinende Kind mit der Vorstellung trösten, daß sie gar keine Schuhe haben: „Der Schuster hat Leisten, kein Leder dazu, drum gehn die lieben Gänschen und haben keine Schuh."

248) Ammereili, Zuckereili,
pletz mer mini Strümpfli:
hind es Pletzli, vor es Pletzli,
nebet keine Rümpfli.
um e Batze Ankemilch
und um e Batze süeße,
Maidle, ziech dini Schüeli ab
und zeig die blutte Füeßli.

249) Sieben und achti sind zächni und fünf,
und Maidli, witt tanze, so bind au di Strümpf;

ja d' Strümpfli muesch binde, sust gsecht me din Bei,
denn nimmt dech ekeine, muesch sust wieder hei.

250) Wenn eine tannig Hose hät
und hagebuechig Strümpf,
so chan er tanze, wie n er witt,
es git ehm keine Rümpf.
öpfelbäumig Hose
und zentnerige Strümpf
träget die Matrose,
drum händ se keine Rümpf.

α) Abzählen nach Kleiderhafte, Bein- und Hohlknopf.

251) Eindli-Beindli, Drittmann-Eindli,
Silberhanke, Finggefanke,
Pärli puff, Bettel düß!

Man zählt bis zum dritten Beinknopf, zur fünften Silberhafte, welche funkelnagelneu ist (finggefanke), und schließt mit dem letzten Knopfpaare am Kleide (Pärlipuff).

252) Ane-Kane, Hacke-Packe,
Relle-Belle, Rädli-Bögli,
Zinke-Binke, uff-Puff:
das füle futze Galgevögeli
hocket hinden ûf!

Ane-Kane ist ein Metallknopf, von franz. canne. Spanischrohr, zürcherisch Kabnenknopf, Stockknopf, und Kabnenknöpfe = Hemdknöpfchen, die von Silber oder Perlmutter sind. Meyer-Knonau, der Kant. Zürich 2, 182. Hake-Packe bedeutet das Anfassen bei der Kleiderhafte. Relle-Belle ist der metallne Hohlknopf, der an die Stelle der Rollenknöpfe und noch älteren Schellen (belle, campanula) getreten ist, die man im Mittelalter am Saume der Kleider trug. Rädli-Bögli ist der ausgezackte Kleiderbesatz und zugleich die Reihe der Westenknöpfe. Zinke-binke bezeichnet den Schnallendorn, die Zahnstange an der Gürtel- und Schuhschnalle; bingge ist das Zahlwort fünfe, mit welchem die meisten Sprüche als ihrer Maximalsumme schließen. Beides in ein Wort Zinkebinke vereinigt ergiebt ein tändelndes Kinderzahlwort fünfe, cinq. vgl. no. 269.

253) Die Hage-die-Buech,
die Zingge-die-Dieb,
ach Vater, geh gump,
ach Lûser, ach Mûser, Trumpeter:
die rafflet, die faslet, die thuets.

Der unklar redtende Spruch geht mit dem Anlaut seiner Begriffswörter der Lautreihe des Abc nach. Vgl. no. 270. Er redet von hagenbuchenen Hosenschnallen. Als Tanzreim wendet er sich an den mitgumpenden Vater, so wie an den aufblasenden Trompeter; die Tanzmusik besteht aber nur aus dem Gerassel der Hohlknöpfe und der Spielnüsse, nach denen ausgezählt wird.

254) Aneweni, daneweni
dumpeltine, danewê;
Höckli alle, zimpri alle,
be-bi-bäff, zimpri-äff.

Des Reimes Sinn ist: Jenseits und diesseits liegen die Spielnüsse nicht günstig zum Gewinn; anstatt sie einzeln zu zählen, muß man sie nun höckeln, zu viert rechnen, und in dieser Abzählung sie „simper" schlau prüfend (Stalder 2, 370) zu gewinnen suchen.

255) Eis-keis, Niesli-Biesli,
Knödli-Böndli, Ringge-Bingge
Schelle-belle-puff.

Niesli-Biesli ist Schnür- und Brisnestel; Biesli ist französ. pièce; Knödli ist Tuchschlinge, ein Schlurf um den Hals: Ringge-Bingge ist Halsschnur von Perlen, sowie Schuhschnalle am Bauernschuh, hier zusammengesetzt mit bingge, fünf.

256) Anege-hanige, Serege-sirige,
Ripeti-pipeti-knoll.

Es zählt nur auf den Endknopf des Kleidungsstückes los, oder rechnet nach ausgelegten Bohnen. Von Letzteren, als dem Loosmittel beim Spiele, reden die nun folgenden Auszählungen.

β) Nach Bohnen.

257) Schicke-scheckli, Bohnesteckli,
Schnellebelle, Trillebille,
Gnuppe, Knolle, Knopf.

Scheckige Bohnen zum schnellen und trillen sind hier gemeint; eine Nebenbeziehung der Namen geht auf belle = campanula, nola („schelle sive belle" ndd Glosse, Diutisca 2, 223 a.) und zugleich auf schackern, billenballen, d. i. Ball schlagen, Ballen trüllen.

258) Hahne zwane,
drigge, vierge, fungge,
Schneckebohne, Schnalleschnupp.

259) Ene dene, Dunkefunke,
Rabeschnabe, Diebedabe,
Kesselitille, puff-rueß!

Nach der Bohnenfarbe roth (Funke) und schwarz (Rabe) werden sie einzeln in das Spielgrübchen (Kessel, Telli) hineingezählt, und bei der Buffbohne (diejenige, aus der man den Bohnenbrei kocht, so wie die, welche im Buffspielen den höchsten, den Stichwurf thut) wird gerufen „Rueß!“ in der St. Galler-Kindersprache „a Roß, a Roß!“ (Firmenich 2, 649). „Der Löw fieng an ze ruußen (mit den Zähnen zu knirschen) und schmucken sinen Wadel“. Halbsuter im Sempacherliede, 1386. stridere uzruzzon. Schlettstädt. Gloss. Haupt Ztschr. 5, 336 a. b.

g) Zahlenbestimmung nach Körperglied und Verwandtschaftsglied.

Allbekannte deutsche Zählreime, in denen nach Stamm und Familie abgerechnet wird, heißen z. B. Abraham und Isaak schlugen sich um Zwieback rc. Adam hatte sieben Söhn rc. Alterthümlicher ist die Art des Reimes, der die Körperglieder des mitspielenden Kameraden als eben so viele Zahlwörter hernennt und darnach die Reihe der Spielenden ordnet. Theils beginnt er mit dem Kopfe und dessen einzelnen Theilen: no. 217, Gliederbezeichnung; theils bei Fuß- und Handknöchel, bei Ellenbogen und Knie, bei Finger und Fingernagel. Auch Herz, Schoos, Busen, Rippe wird dabei im Einzelnen mitgenannt. Dieserlei Reime erinnern an die im Sachsenspiegel aufgestellte Berechnungsweise der Verwandtschaft und ihrer rechtsgiltigen Grade. Der Kinderspruch, der mittelst des Schnullfingers zu zählen beginnt „Rüggeli, Nägeli, Rüggezapf“, oder mittelst des den Fingerhut führenden Mädchenfingers: „Nadle, Fadle, Fingerhut“ (no. 975, Ammenglaube: „was man ins Grab mitgiebt“), deutet auf die im siebenten Verwandtschaftsgrade entfernt stehenden Nagelmagen des alten Rechtes, da man sonst, vom Haupte an bis zum Nagel des längsten Fingers zählend, den letzten oder siebenten Grad der Sippe bestimmte. Dahin beziehen sich auch unsere Geschlechtsnamen Wackernagel, Rotnagel (spurius), Scharnagel, Schinnagel; eben daher stammen die auf Knickerei und Neid lautenden Scheltnamen Daumenniggel, Filznigel, Lausniggel, Rotnigel. Aehnliches wird beabsich-

tiget, wenn der Zählspruch bei Hand- und Fußknöchel beginnt; er lautet allenthalben: Eneke, beneke; einige, beinige; auch im Volksliede von der Gräfin Orlamünde: Engel, Bengel, laß mich leben — u. s. w. Das zu Grunde liegende Wort ist Enikel, mhd. Enenkel, Aenickel, Kindeskind, talus und nepos. Der Name steht zu Ahne, Großvater nach unten, und gilt zugleich hier als die kleinste Zahl, als no. 1. Wie lat. anus zu ancilla, so steht mhd. Eninkel zu Enke (servus), und alamannisch nennt man das Jüngste der Familie Knechtli, wie ahd. Knëht (bei Tatian) puer, infantulus ist. Sodann wird auch nach Knie und Ellenbogen gezählt, d. h. es wird nach genu das genus bestimmt, z. B.:

260) Eis zwei drei,
bicki, bäcki bai:
stoß s' Messer i's Chneu.

Chneu ist Knie, Chneupletz, ein dünner Kuchenteig. Bai aber ist goth. bài, nhd. bei-de, und verhält sich wie lat. unus zu bis, welches gleichfalls statt duis steht, wie bellum statt duellum. Grimm, GD. Sprache 241. Knie steht zu Kniebel und Knote, Name des mittleren Fingergelenkes; knödeln ist mit den Fingern spielen: Stalder 2, 115; und zum gleichen Wortstamme stellen sich Knebel, Knabe und Knecht, lauter Wörter, deren Bedeutung infantulus ist und die selber Ablautformeln vom ahd. knahan (gignere) sind, was wiederum auf Chnän, Aelter- und Großvater führt. Vgl. Schmeller Wb. 2, 370. Knie und Bein bilden, insoferne sie als korrespondirend für Ellenbogen und Arm angenommen werden, rechtsgeschichtlich die zweite Sippzahl. Daher ist im Kinderspruche häufig das Bein mitgenannt, wenn von der Geburt eines Kindes die Rede sein soll. Wenn der Storch ein neues Geschwisterlein bringt (vgl. pag. 87), sagt der süddeutsche Spruch:

Er hat gebracht ein Brüderlein,
Er hat gebissen die Mutter ins Bein.

Jan mit de Bene kreeg n' Kind,
Jan mit de Bene kreeg n' Kuh,
de höört Jan mit de Bene to.

Oldenburgisch. Kinderleben, pag. 55.

Eine Mutter, welcher plötzlich der Kinder zu viele werden, sagt, was hilft's sich jetzt am Beine zu kratzen? vgl. no. 227: Schäri nummen

am Bei!" Um von der schweren Pflege ihrer Kinder nachdrucksam zu reden, sagt sie sprichwörtlich: Die Kinder sind mir nicht am Schienbein gewachsen; d. h. sie sind nicht von selbst gekommen und sind mir alle zusammen lieb. Denn ein Ellenbogenkind heißt altnord. das stiefmütterlich behandelte. Ein Reim in dieser Beziehung lautet:

261) Izt gohn i durh d' Bächlimatt hei,
und biße die Muetter is Bei
und chlemme de Vater i Fueß,
und mache nes Oepfelmueß drûß.

In Süddeutschland hört man dafür von Kindern singen:

Aenchen, Benchen, Gänseschnabel:
wenn ich dich im Himmel habe,
reiß ich dir ein Beinchen aus,
mache mir ein Pfeifchen draus.
pfeife alle Morgen,
hörens alle Storchen,
macht die Wiege knick und knack,
schlaf, du kleiner Habersack!

Liederfibel.

Wird beim Auszählen Herz, Busen, Rippe, Schooß mitgenannt, so erinnert auch dies an die im Sachsenspiegel erwähnten Busenerben; und gleichwie franz. cousin zu Latein cosinus steht (cossofrenus gatulinc= d. i. consobrinus, Vetter. Wackernagel Lb. 1, 30.), ebenso steht ahd. puosum zu pasa, Base. Aber dies Spielen mit verwandt scheinenden Worten reihet dann im Kinderspruche Bos (Base) auch zu Büseli (Katze); es wird dann also gezählt:

262) Wie=wa=wos, die Chatz ist di Bos,
der Hund ist di Vetter, und blôs em i's Wetter.

In allen Sprüchen dieser Art ist übrigens zu bemerken, daß immer nur eine entfernt liegende Verwandtschaft und diese in einem ironischen Sinne angenommen wird, daß also bei der Zählung nur solcherlei Glieder genannt werden, welche bloß die letzte Sippenzahl und die in fünftem oder siebentem Gliede möglichen Verwandtschaftsgrade ausdrücken sollen. Deßhalb wird auch das Neugeborene und dessen Taufpathe dabei gewöhnlich mit komischer Verächtlichkeit tractiert.

263) Eis zwei drei: mîner Muetter G'schwei
hät es Chindli gfunde, häts in Plunder 'bunde,
wie mueß es heißen? Gitzi oder Gaißen?
wer mueß die Windle wäschen?
s' Bûebli mit der Lumpetäschen.

Dorfkinder zählen die Häuser bei deren Hausnamen ab:

264) Dä ist der Afang,
der ander macht de Tag lang;
dä ist der Judesträß,
der ander luegt zum Feister ûs;
dä ist die Flöh-Trumbe,
de gumpet um de Tisch umme;
dä ist der Ankehafe und der Deckel,
de letzt het keis Geld im Seckel.

Mädchennamen abzuzählen.

265) Sind euser eis, sind eusere zwee:
welhe het das Eiseli gseh?
sind euse zwee, sind euse drei:
welhe goht mit dem Betheli hei?
sind euse drei, sind euse vier
welhe zahlt dem Anneli Bier?
sind euse drei, sind euse vier:
weder s' Anneli trinkt keis Bier.

Eiseli und Betheli statt Elisabeth. Der Spielscherz geht darauf aus, die Namen der Auszuzählenden nach Möglichkeit ins Lächerliche zu verdrehen. Vgl. Schwarzbraunes Babeli, no. 184 in Simrocks Volksl.

266) Enige benige Drumpebeth, Schädi, Ruedi, Annagreth:
Sanker Anni, s'Mûseranni hocket neben ûß.

Schädi scheint aus franz. Jaquot mißbildet. Sanker Anni ist St. Anna.

Die Kinderzahl einer Familie.

267) Jo, jo wärli:
zweü gänd es Pärli,
drü gänd es G'schärli,
vieri gänd e Tanzete,
der feuft isch der Giger,
ser gänd es Bettvoll
und siebenü überheit voll.

267 a) **Das Dreiundzwanzigzählen.**

Es, zwei, drü,
biggi, bäggi, bü.
mîne — G'sellen und — dîne — Gselle
sitz-ed — z'sämmen — am — Fü'r.
will — mit — der — wet-te, — was — de — witt:
es — gä-bit — zwänzgi — und — drü.

Charis — Charis — Gir und — Charis,
s' sitzt — e — Chatz — bîm — Fü'r.
will — mit — der — wet-te, — was — de — witt:
es — gä-bit — zwänzg' — und — drü.

Der Auszählende muß diese Verse also scandiert und zugleich accentuirt hersprechen, daß ihre dreiundzwanzig Haupttheile sich vollkommen auf die 23 Mitspieler vertheilen, die er darnach auszuzählen hat.

h) Abzählen nach der Abc-Reihe.

268) **Vocalische Reihe.**

a de dô: Chapezinermô,
a und b, Scheiden thut weh.
a und o, do han i e Floh
und wirf si in See.

269) ee, abc,
ee, f, uf, g.
ka, Kaffeschmalz,
be, Buebesalz,
eff — Finke, zett — Zinke:
Buebe thüent de Wi ûßtrinke.

Das in den Sprüchen so oft sich wiederholende Zinke, quinarius, franz. cinq, ist der Fünfer im Würfel- und Brettspiel. Der bernerische scherzhafte Ausdruck Zingke-dûs, für Rarität, rührt wohl auch von cinq und deux (Daus) im Würfelspiel her. Schmeller Wb. 4, 273. Darüber ist der Renner (Bamberger Ausg.) Vers 11408 „von mangerleye Wurfzageln" ausführlich und belehrend. Zinkenzeller (Zähler)

ist Scheltwort; Zinggen heißt noch jetzt im Appenzell Trik-Trak spielen. Meyer-Knonau, der Kant. Zürich 1, 363.

270) a — Abel, b — Babel,
c — Zinke, d — Dieb. —
e — Esel, f — Fîge,
g — Gîge, h — Horn. —
i — Junker, k — König,
l — Luser, m — Mûser, n — Nonn;
o — Otter, p — Pater, q — Quader,
r — Rößli, s — Sabel, t — Tafel,
v — Vogel, x — Xandel,
w — Wendel, z — Zimbermann.

(Xandel Alexander. Wendelin Zimmermann, ein geläufiger Geschlechtsname.)

Consonantische Reihe vom a zum b.

Setzt die Sprechwillkür, statt des Wortes Eins, Ane, so wird nach der Lautfolge des Abc ein reimendes Bane daraufgezählt, wie latein. dem unus ein binus, trinus (statt biduus, triduus) folgt. Man hört alsdann die Zählformeln: Enige benige bink und bank. Meier, Schwäb. KR. no. 108. Anderle, Banderle, schlag mi net. Anna Pfanna, Kesselstiel. Ibid. no. 115. 117. — Aedelmann, Bädelmann, buck: Kaiser, König, kuk. Oldenburgisch. Kinder-Leb. p. 42. Piter, Pater Piterwiek: Oeppelken, Pöppelken, Pirelken, Parelken, Puf. Ibid. p. 52. 54. Auf dem Pipaponzenberge wohnt die Pipaponzenfrau ꝛc. ibid. p. 68. — Backe bakke Koken, de Bekker de het ropen. Brem. Ammenr. p. 29. — Rumelti pummelti, Kunkordinell, schlug er die Bell. Fiedler, Dessau. Kindr. 85. Ene dene Darne, ene gebackene Barne. Ibid. no. 56. Es saß ne Kräh wol an dem Weg, die wollt in ihrer Bibel lesen. Ibid. no. 87.

1, 2, dreie, Buckebackeneie,
s'wurden einmal zwei Kinder geboren
uf der Schäfereie,
de ene de Binkenebelle,
de andere hieß Kartoffelschelle.

Ibid. no. 66.

Bickebacke, Bohnebrei; Pickeborn, Pfefferkorn. Simrock KB. p. 148—152. Die daraus folgenden Augmentativformeln verunstalten

diese schon erkünstelten Wörter noch weiter; man zählt sodann: Ane kappane. Einer kabeiner. Ane wane, wingge-wane. Achter usem Bakaven. Bremer Ammenr. pag. 17. — Lauter Anfänge einzelner Zählsprüche, deren weiterer Wortlaut keiner Anführung werth ist. Allein diese Anlautsformeln, die alle nur 1 und 2 zu zählen beabsichtigen und zwar mittels des Grundwortes am-bo, gestalten sich durch ihr mitgeführtes Augment zu neuen Wörtern, die leicht zu Mißdeutungen verleiten. Es ist also immer nur noch ambo, wenn weiter gezählt wird:

Ahne Krahne, weiße Schwane,
wer will mit nach England fahren?
Simrock Kb. no. 437.

Auch aargauisch heißt dies in verwandter Art:

Wanni Kanni, Chessibode,
was du seist, ist Alls verloge. —
ahnis, kahnis Bigeboge,
Postpapier und Bändeli — ꝛc.

In dieser einmal begonnenen Methode verbildet sich nun alle consonantische Reihenfolge vom a und b zum c und k, und von diesem zum d. Die vorhergegangene Anlautsreihe verstärkt ihre Zahlwörter mit Frequentativformen, welche vom Lippenlaut auf den Kehllaut überspringen; daraus entstehen Formeln von scheinbar vollendeter Regellosigkeit und Willkür, wie z. B. folgende bei Fiedler, Dessau. KR. no. 86:

Anzkis, Kwunzkis, Kurschpis, Kluus ꝛc.

Ene, zene zerz, gieb den Ziegen Herz.
Oldenburg. KLeben. p. 55.

Unig, tunig, Zinkenzank,
korte Kleder sin nich lank.
Fiedler, ibid. no. 60.

Es schiebt sich diese Reimformel häufig bis zur Buchstabenreihe des d voran, besagt aber damit nichts anderes, als was sie früher bereits mittels des b-Anlautes ausgedrückt hat, nämlich ein verstärktes tva oder duo.

Aeppel päppel, Piren paren puff,
Rotterdammer-Diren daren duff.

Aiken Bäuken Böckenholt,
dat wärt midden düör gespalt.

Woeste, Westfäl. Volksüberl. pag. 9. (Eichen- und Buchenholz wird mitten durch gespalten, um Aepfelpuff, compôt, zu kochen.)

Auch diese Formen erscheinen als sprachlich gerechtfertigte; sie erinnern an die zwei- und dreigliedrigen Tautologieen der älteren Rechtssprache, deren Grimm RA. 14 sq. eine so große Reihe urkundlicher beigebracht hat, z. B. „zu acht und bann, — durch Herz und Bein — Mark und Bein — zu enden und wenden — habeant, teneant et possideant — egeris, feceris, gesserisve — ꝛc.“

Reihenfolge der Anlaute von a bis f.

Der verbreitetste Kinderspruch, der diese Reihe ziemlich vollständig darstellt, ist der im Wunderhorn bereits verzeichnete:

Eins, zwei, drei,
in der Dechanei
steht ein Teller auf dem Tisch,
kommt die Katz und holt die Fisch ꝛc.

Verwandt damit ist die Folge der Lautreihe im Aargauischen:

271) Aenige bänige Dintenfaß,
gang i d'Schuel und lern was;
chunst mer hei und chanst es nit,
nimm e d' Ruethe-n und sitz de mit.
chunst mer hei und chanst no nix,
kriegst du ûf de Buggel Wix.

272) Eis, zwei, drei,
vierli, vierli feuf.
zwierlizwierli, wierliwierli,
vierli vierli falz —
meinst, i cha nit Zwänz-ge zähle,
sind sie doch scho da.

Wird scandiert wie no. 267 a. Ueber die Formen dieses Spruches ist zu vergleichen, was Grimm GD. Sprache 241 zu ahd. zuiro bemerkt; zwirunt (zweimal) lebt alemannisch noch: Räthsel, no. 21. — Andere Sprüche dieser Beschaffenheit sollen hier nur den Nachweis geben, daß im scheinbar Regellosen eine allenthalben wiederkehrende Gesetzmäßigkeit herrsche.

Eins, zwei, drei, Herr Gevatter Frei,
Herr Gevatter Firenfaren,
wie viel Heller gilt der Batzen.

Liederfibel pag. 41.

Un, deux, trois, quatre,
mein Vater steht Gevatter.

Fiedler, Dessau. R. no. 72.

Denkt er denn, denkt er denn, Mädchens sind theuer?
fiewe vor'n Fenk, zehne vor'n Zweer, fufzehn vor'n Dreier.

Denkt er denn, denkt er denn, Jungens sind so theuer?
fufzehn vor'n Flederwisch, sechzehn vor'n Dreier.

Simrock KB. no. 263.

Eins zwei drei
fimmelti fammelti fei.

Fiedler, no. 67.

Dans me mal den Fidelbumsei.

Bremer Ammenreim p. 66.

Ane-zwane, gunte Fahne, rc.

Aargauisch.

Sogar der neapolitanische Kinderreim spricht in dieser Folge des Anlautes; ein Beispiel hierüber gewährt Lebrecht, Pentamerone, Breslau 1846:

Anola, tranola,
pizze fontanola.

Und nicht genug, auch die Judenkinder reden in ihren Spielsprüchen diese der ganzen Kinderwelt eigenthümlichen Zahlwörter. Joh. Casp. Ulrich schrieb im vorigen Jahrhundert die Geschichte der Juden in der Schweiz (Basel 1768) und bringt in diesem auf langem Umgang mit den schweizerischen Juden beruhenden Werke auch den Auszählspruch der Zürcher- und Lengnauer Judenkinder vor:

Eni-meni, figgi-fäggi.

Ulrich hatte diesem Herumzählen „noch gilt vorhergehendem (letztvergangenem) Jahr genau nachgefragt und es sich von den Juden selbst schriftlich übergeben lassen;" da er aber dieselbe Zählformel auch bei den

Christenkindern seiner Zürcher Mitbürger als eine „bis auf den heutigen Tag gebräuchliche" zu hören bekommt, so geräth er auf die Muthmaßung, die ehemalige Toleranz Zürichs gegen die Juden müsse einst eine so große gewesen sein, daß sich dieselben bedeutend unter der christlichen Bevölkerung ausdehnen, daß ihre Kinder mit den Stadtkindern gemeinsam spielen und in deren Mund sogar ihr hebräisches Zahlwort übertragen hätten können. Diese Bemerkung Ulrichs findet sich über denselben Fall heute noch wiederholt bei G. Meyer von Knonau, der Kanton Zürich 1846. 2, 406.

Was soll man hierzu sagen? Zuerst dieses, daß die vorstehenden Zählsprüche nicht nach der bloßen Reihe unseres Schul-Abc geordnet sein können, weil dieselben auch mit dem Zählspruche solcher Sprachen übereinstimmen, deren Alphabet eine ganz andere Lautfolge als das unsrige hat. Daraus folgt, daß diesen Worten ursprünglich nicht das Alphabet zur Bildung und Ordnung gedient habe und daß in ihnen ein allgemeiner Begriff des Zahlwortes könne gelegen haben. Je älter diese Wörter sein würden, um so eher müßten sie in solchen Sprachen, die selbst ein höheres Alter haben und untereinander urverwandt sind, Uebereinstimmung verrathen. Und gerade wenn es Zahlwörter wären, müßte diese sprachliche Verwandtschaft sich bei ihnen am ehesten noch ausdrücken, da unsere Zahlwörter, nach einem neulichen Ausspruche von Max Müller in London, die nämlichen Münzen sind, welche schon von den gemeinsamen Altvordern der Teutonen, Griechen, Römer und Hindu ausgegeben worden sind. Es müßte uns noch viel mehr erfreuen, als nur verwundern, wenn sich das einzelne Zahlwort der noch geltenden Kindersprache unter solchen Voraussetzungen bereits in den frühesten Sprachen antreffen ließe. Hier zum Abschlusse soll der Nachweis hierüber an demjenigen Zahlworte gegeben werden, welches das Ende der vorausstehenden Lautformeln ausmacht. Was dorten als der Buchstabe F erscheint, muß hier als die Zahl Fünfe geltend gemacht werden. Es läßt sich dies unter dem vorhandenen Material am kürzesten nachweisen, ohne daß man dabei zu weit in die fremdartige Seite einer Sprachuntersuchung eingehen muß, welche unser Leser leicht wohl ganz überschlagen würde.

Alle Zahlwörter gehen aus von den Fingern der Hände, sagt Grimm, GD. Sprache 239, wie noch jetzt Völker, bei denen lebhaftes Geberdenspiel gilt, um zu zählen die Finger auszustrecken pflegen. Unser Sprichwort, er kann mehr als fünfe zählen, er kann nicht einmal fünfe

zählen, weiset auf das Digitalsystem hin, auf das sich das Kinderzahlwort stützt, wie wir aus gleichem Grunde nach dem Decimalsystem rechnen. Digitus und indicare, steht zu griech. daktülos und deka, wie Zehe und zeigen (monstrare) zu zehn, goth. taihun, wie Finger zu fangen, wie Faust zu fünfe. Der Gesammtbegriff, welcher Zahl und Menge in kindlicher Sinnlichkeit auszudrücken hat, wird daher ursprünglich ebenfalls mit denjenigen Bezeichnungen zusammenfallen, welche sich auf die Hand beziehen. Dies geschieht in unserem noch giltigen Worte Patsch (= Hand). Das Verbum patschen hieß bei uns fünfe zählen, heute noch erzählen, in einer ähnlichen Anwendung wie der Grieche sein pempazein, fünfezählen, aus der Kindersprache entlehnte. Form und Begriff dieses Wortes begegnet daher schon in den ältesten Sprachen. In Sanskrit und Zend: Pantschan = V, a digitis quinque extensis. Persisch pentsch = pugnus, pendsch = quinque. Grimm GD. Spr. 244 verzeichnet und vergleicht die übrigen Formen, die dieses Zahlwort in den indogermanischen Sprachen angenommen hat. So ist denn diese Fünfzahl bei uns häufig die Grundzahl auch in der alterthümlichen Eintheilung des Landes nach Bezirk, nach gesellschaftlicher und rechtlicher Einrichtung. Gleich die Zählmethode in den Kenningar hält sich daran: Drei Leute machen ein Dorf, vier Männer machen eine Fahrgenossenschaft, fünf Mann machen einen Haufen. Grimm RA. 207. Der Begriff des Sanskritzahlwortes pantscha wird von Pott, Etymolog. Forschung: 1, 276 fg. als der des Hinzugehäuften angenommen und in Wortwurzeln gesucht, deren Inhalt acervus, cumulus ist. Eben dieselbe Bedeutung legen auch die altnord. Kenningar der Zahl V. bei, welche sie Flockr nennen, was sprachlich wiederum auf den Begriff von Haufe führt. Goth. flekan (faiflôk) ist schlagen, und dieser Begriff des Hinzuschlagens einer letzten zur vorhergegangenen Zahl begleitet auch das Kinderzahlwort patsch, welches die Hälfte der zehne und die Doppelung der zweie abschließt. Patschen und pantschen heißt mit ausgestreckten fünf Fingern schlagen. Einpatschen, etwas durch Handschlag bekräftigen; verpatschen, durch Ungeschick etwas verderben; auspatschen ist ausplaudern. Der Patscherl ist das kleine Kind, Patscherl ein ungeschickter Streich. Vgl. Schmeller Wb. 1, 302. Der allbekannteste Zählspruch, der von den sieben Sachen redet, die zu einem guten Kuchen gehören, beginnt mit dieser Maximalzahl: „patsche, patsche Kuchen, der Bäcker hat gerufen", oder ein anderer, der von den Kinderschuhen und

der diebischen Katze handelt: „pitsche, patsche Peter, hinterm Ofen steht er.“ Liederfib. pag. 17.

Dollpatsch ist der fehlgreifende, linkhändige; wie Dollfuß der Klumpfuß. Patschen und pantschen heißt ferner, auf die nackte Haut flatschen, in Speisen übersatt oder gierig herumwühlen, in unsauberes Wasser treten und rühren; verpatscht eine zerdrückte Frucht, Kleidung, Waare. Vgl. Schmeller 1, 228 und Stalder 133. In den Geschichts- und Rechtsquellen oberdeutscher Landstriche macht sich nun zwar nicht das Wort selbst, wohl aber die ihm zu Grunde liegende Fünfzahl reichlich geltend. Hier einige Beispiele.

Bauernfünfer, jetzt nur noch eine Bezeichnung grober und dummdreister Anmaßung, war sonst der Name städtischer Marktgerichte, durch welche jede zum Verkauf feilgebotene Waare vorher untersucht und als eine währhafte gezeichnet werden mußte. Schmeller Wb. 1, 538. Die Obrigkeit selbst bestand gewöhnlich aus fünf Mitgliedern in Rath und Gericht, daher hieß z. B. der Ulmer Rath das Fünferamt. Schmid Wb. 209. Aus den fünf Männern, welche zu Basel bestellt gewesen waren, um die Bau- und Grenzstreitigkeiten zwischen Gutsnachbarn zu schlichten, entstand dorten i. J. 1360 das Fünferamt. Basl. Neujahr-Bl. 1852, 33. Noch heute ist das ganze Glarner Land in 15 Tagwen (politische Bezirke) eingetheilt, Schuler, Glarner Gesch. p. 30, und sein Fünfergericht besteht schon seit d. J. 1387. In Uri hatte das größere Gericht 15 Urtheiler, und die Ursener Gemeinde mußte jedesmal einberufen werden, so oft 5 Mitbürger es verlangten. Aehnliches galt in Obwalden und andern Theilen der Urkantone. Vgl. Blumer, Rechtsgesch. der schweiz. Demokratieen 1, 292. 309 fg. Sogar im Eherechte war dieselbe Zahl bestimmend: „ein Weib, deren Mann hinweg in Krieg zeucht, wann sie nicht weißt, ob er lebendig oder todt, soll fünff Jar warten vnd darnach frey sein sich zu verheyrathen.“ C. Spangenberg, Ehespiegel, 1578. 194. Das kleine Männchen im Graurock und dreieckigen Hut giebt dem Bauern in Ditmarschen alle seine verlorenen Glücksgüter wieder, und dafür soll er ihm nach fünfundzwanzig Jahren sagen, was denn die Zahlen von eins bis sieben bedeuten; der Bauer brachte es nicht heraus, bis es ihm der Herr Christus selber also sagte:

Eins ist eine Schiebkarre,
zwei eine Karjole,

drei ein Dreifuß,
vier ein Wagen,
fünf die Finger an der Hand,
sechs die Werktage in der Woche,
sieben das Siebengestirn.

(Müllenhoff, Schlesw. Holst. Sag. pg. 305.)

Zweite Abtheilung.

Spieltexte.

„Halb Gott, halb Kinderspiele im Herzen."
Göthe's Faust.

Grössere Spieltexte, erklärt nach Abkunft und Inhalt.

1) Die drei Mareien.

273) S' Sünneli schint,
s' Vögeli grînt,
s' hocket unterm Lädeli,
s' spinnt e Sidefädeli.
s' spinnt en lange Fade,
er langet bis go Bade,
vo Züri bis ûf Hauestei,
vo Hauestei bis wiederum hei.
z' Rom ist es guldigs Hûs,
lueget drei Mareie drûs.
die eint spinnt Side,
die andere Floride,
die dritt schnätzlet Chride,

die viert spinnt Haberstrau,
die feuft' isch eusi liebi Frau.
sie sitzt ennet a der Wand,
hät en Oepfel i der Hand,
sie goht durh=ab zum Sunnehûs
und lôt die heilig Sunne ûs,
und lôt de Schatten îne
für ihre liebe Chlîne,
und wemm=mer's g'hört singe,
chömmet alli Engel z'springe.

274) Rite — rite — Rößli:
z' Bade stoht e Schlößli,
z' Klingnau e Brünneli,
z' Kaiserstuel e Sünneli,
z' Freiewil e Chäpeli,
d' Maidli träget Schäppeli,
d' Buebe träget Maie.
der Güggel chunt cho chraije:
Güggehü,
z' morge=n=am drü
chömmet drei Mareie,
die eint spinnt Side,
die ander schnäflet Chrîde,
die dritt schnîdet Haberstrau:
b'hüet mer Gott müs Chindli au!

Die zahlreichen Varianten, die sich in den mundartlichen Formen dieses Spruches überall ergeben, und somit auch die Litteratur desselben, können sich hier in der Besprechung seines mythologischen Inhaltes gleich mitverwerthen.

Die drei spinnenden Mareien sind ursprünglich die dem Menschen bei seiner Geburt den Schicksalsfaden spinnenden Nornen unserer altnordischen Mythe. Die Helgaquida erzählt, wie bei Helgi's Geburt diese drei Schwestern dem Kinde das Schicksalsseil drehen und festigen:

Sie breiteten aus das goldene Seil
Und unter dem Mondsaal mitten festigten sie's.

Die östlich, die westlich die Enden bargen:
Da hatte der König Land in Mitte;
Band Neris Schwester am Nordweg hin
Einen Faden, den bot sie immer zu halten.

Gullinsimo heißt dieses dem jungen Helgi am Himmel ausgespannte Goldseil; so weit es nach Ost und West reicht, so weit reicht des Königs Landbesitz; aber nach Norden hin gewendet darf man es niemals mehr aus der Hand lassen, denn dorthin gewendet verwandelt sich dieser Lebensfaden in dasjenige Seil, mit dessen Schlingen der Todesgott seine Opfer bestrickt. (Mythol. 805, 1.) Derselbe lange Faden reicht im Aargauer Spruch von Baden nach Zürich und von da zurück zum Hauenstein, d. h. bis über den Rhein in jenes badische Grenzstädtlein Hauenstein im Schwarzwald, das mit seinem redenden Namen auf das die Heimath abschließende Gebirge deutet, wo die Welt verbrettert ist und man erst ein Loch hindurch hauen muß, „sternere viam“. Nebst diesem schwarzwälder Grenzorte hat auch noch der Jura zwei Pässe von gleichem Namen „da di Straaß durch einen Velsen ein gehawen“. Rebmann, Gespräch von Bergen 2c. Bern 1620 pag. 430. Chum hail Hauenstein! in Ottocar als ein bekanntes Sprichwort verzeichnet. Mythol. 822. Unser Spruch meint nicht letztere Pässe, sondern hält sich nur an den ihm zukommenden landschaftlich kleineren Gesichtskreis, der ihm durch den Lauf von Limmat, Reuß und Aare in den Rhein vorgezeichnet bleibt; und hier ist die alte Grenzmarke durch die Grafschaft Hauenstein am Schwarzwälder Rheinufer gegeben, welche der gegenüberliegenden alten Grafschaft Baden nachbarlich begegnet. So verfahren daher auch die Spielarten des Textes; sie zählen bloß ihre Nachbarschaftsorte als die letzten Grenzpunkte nach Ost, West und Norden hin auf:

Rite — rite — Rößli,
z' Liestal stoht es Schlößli,
z' Basel stoht e Herrehus. —
der Reiter reit't a Rößle,
in Stuttgart steht a Schlößle,
in Stuttgart steht a Guckahus.
Meier, schwäb. Märch. no. 87. Kinderr. no. 14. 15.

z' Bludez ist a Schlößle,
z' Nenzig ist a Glockahus,
singt man den Kindern in Rankwil. Vonbun, Vorarlberg. Sag. 1850. pag. 66.

Tû dien Pährd de Sporen an,
ri daarmit na Amsterdam,
vo Amsterdam na Spanien;
un as ik kam na Oranjen ɪc.
Oldenburg. Kinderl. pag. 86.

Rite rite Rößli,
ze Bade stoht e Schlößli,
ze Bade stoht e güldi Hus.
Grimm Mythol. 388.

Bschlag, bschlag's Rößle,
zu Ulm steht ein Schlößle ɪc.
Wunderhorn 3, 415.

Das also sind die Orte, von welchen aus und bis zu welchen das Wiegenseil oder Deiselseil für den Neugeborenen gesponnen und gespannt wird, damit dieser Glücksfaden schirmend um die ganze Heimath herum reiche. Dieses Nornengeschäft verrichten hier drei Mareien, die drei Jungfern, Puppen, Tocken und Schwestern, wie sie sonst auch heißen. Im Bayr. Altmühl- und Donauthale ziehen Nachts die 11,000 Jungfrauen mit Rocken oder Spindel im Mondschein um und überweben das Land mit Seide; ihre Führerin heißt die Mutter Gnut. Pangkofer, altbayr. Gedichte 1854. 2, 325. Gnut steht zu Ginôto, bei Notker knôto, diligenter; gnodelen = wimmeln, bei Stalder 1, 460. Altbayr. noudi miser, noud vis; mhd. diu gnôte, sedulitas; isländ. naud (Schmell. Wb. 2, 718. 719.); es erinnert sogleich an das Zauberhemde und Nothhemde, das Jungfrauen woben, um Kämpfer fest und unverwundbar zu machen. Man nennt in solchem Zusammenhange die im Herbste über das Feld schillernden Fäden der Feldspinne noch den Marienfaden, den Altenweibersommer, in Westfalen Unser laiwe Frauen Suemer, und die Spinneweben in der Stube heißen sogar Friggers, der Göttin Fria Gewebe. Woeste in Wolfs Ztschr. 2, 96. Diese mythischen Schicksalsspinnerinnen sind bis jetzt am umständlichsten gezeigt in Panzers Beiträgen zur Mythol. Da heißen sie die drei Marien, Maien, Moien, Mergen, die drei Schwestern Ainbet, Willbet und Gwerbet, die drei Heilräthinnen. Sie spinnen ein Seil, welches vom Jungfern- bis zum Stauferberge, von einer Spitze des Engelsteines bis zur andern reicht: sie singen bei der Kindergeburt (Panzer 1, 279). Ihre

Wiege, früher gediegen silbern, nun versilbert, und dazu noch eine zweite hölzerne, steht in der Kirche zu Schildthurn, und Weiber, welche sich Kindersegen wünschen, müssen da diese Wiege treten (ibid. pag. 70). Ein Stück ihrer Linnengespinnste hat sich in der Familie Donnersberg vererbt und wird gebärenden Frauen zur Linderung unter das Betttuch gelegt. Der Ort, an dem sie wohnen, heißt Trutenbrunnen und Gis-Idisi, d. i. die Gießen, die Flußströmung der Idisi oder Waldnymphen, von ahd. Itis, göttliches Weib, Plural. Idisi, Zauberfrauen. (J. Grimm, zwei Gedichte des deutsch. Heidenth. 1842). Man droht bösen Kindern: seid ruhig, sonst kommt die böse Schwester und bindet euch ans Seil, das die zwei andern ziehen (drehen)! Panzer ibid. 1, pag. 59; denn die eine ist kreideweiß (pag. 58), und mit weißer Seide gebunden muß man ihr einen Aehrenbüschel am geschnittenen Kornfeld stehen lassen; die beiden anderen aber sind gut, spinnen am Rocken und weben (ibid. pag. 279). Auch Meier, Schwäb. Sag. 46. 81 kennt diese drei weißen Frauen, sie treten dort um Weihnachten auf, d. i. in der Mutternacht. Ihr Glücksgewebe nennen die Gloss. Lindenbrog: gotowebbi, colobium, (Haupt's Ztschr. 5, 568 a.) Die Schlettstädt. Gloss. goteweippe ciclade, (Haupt's Ztschr. 5, 366 b.), Graffs Diutisca: opere polimetario, uuerache cotauueppischemu; polymetarius, cotauueppi uuurachanter, 1, 495 b. 512 a. Diese Frauen weben also Glück ins colobium des von ihnen begünstigten Säuglings, ihr Name Gottowebbi entspricht den andern epischen Frauennamen Fridurun, Freoduvebbe, Friede webende Priesterinnen, unter deren Hand das Gewand entsteht, in welches schützende Friedens- und Heilrunen mit eingewoben werden. Dem zur Hochzeit reitenden Oluf verspricht die Elbin ein solches Glückshemde, das weißseiden und von ihr selbst im Mondschein gebleicht worden ist. Grimm altdän. Heldl. pag. 91. In der Cölner Diöcese besaßen diese drei Jungfrauen ein Festschiff, dem sich die Seiler- und Weberzunft vorspannen und es an Seilen über Land bis Aachen ziehen mußten, bis es so weiterhin nach Mastricht gebracht und da mit Mast und Segel geziert war. Dies geschah unter dem Zulaufe aller Frauen und unter Tanz und Musik im Jahre 1133. O. Schade, hl. Ursula 1853, und Grimm Mythol. 237. In Tübingen mußte 1584 bei der Weingärtner-Prozession ein Theil der Knaben ein Seil vor sich hinziehen, während es eine andre Abtheilung am andern Ende wieder zurückzog. E. Meier, Schwäb. Sag. 2, 378. Es ist mit diesen Bräuchen die Göttin des

Spinnens geehrt und die alte glückliche Zeit, da Eva spann, da die Königin Bertha spinnend von Wiflisburg nach Petterlingen (Payerne) ritt, da die Frau Holle ihren Umzug hielt, au temps que la reine Berthe filait, oder nel tempo ove Berta filava, und wie die übrigen volksthümlichen Reden weiter es ausdrücken. Auch die Göttin Eileithyia wird nach Pausanias VIII, 21. p. 409 die gute Spinnerin genannt, Eulinon, weil sie als Schicksals- und Geburtsgöttin galt; und die Königin Bertha mit dem Gänsefuß heißt zu Toulouse gleichfalls la filandière. Regis, Uebersetzung des Rabelais 2, pag. 681. Man schwur dorten bei ihrer Kunkel: par la quenouille de la Royne Pedangüe de Tholose. Ibid. 682. Das Siebenjahrgarn, wie man es noch in Bayern nennt (Panzer b. Sag. 2, pag. 553.) ist das von der Göttin stammende Gespinnste. Im Aargau. Kinderspiele heißt es daher:

Siebe Johr g'spunne:
acht Johr Sunne.

Wie es aber eine weiße, schwarze und eine eiserne Berta giebt, eine gute Spinnerin und eine verfluchte, eine Frau Breite mit der eisernen Nasen und eine Reine pédauque, regina pede auca, die mit dem Platsch- und Gänsefuß, Berthe au grand pied; so halten auch die drei Mareien ein ähnliches Maß von Körperschönheit und Herzensgüte ein, und hinwieder von Häßlichkeit und Hexenhaftigkeit. Das harmlosere Kindermärchen (vom Eisenofen, Grimm 3, 218) nimmt auf diesen folgenreichen Unterschied noch wenig Rücksicht; wenn da das Mädchen im Walde zu den drei Weibern kommt, heißt die eine mit goldnem Spinnrad die Sonne, die andere mit goldner Spindel der Mond, die dritte mit goldnem Haspel heißt Stern. Aber aus dieser Mythe von Tag und Nacht, und aus der dreifachen Natur der über Vergangenheit und Zukunft wachenden Nornen entsteht auch den drei spinnenden Mareien ein erleuchtender heiterer, und ein betrübender böser Einfluß. Dies drückt sich sehr bestimmt in den verschiedenen Spielarten aus, die unser Kinderreim gerade an seiner wichtigsten Stelle allenthalben in den Mundarten darbietet: In Meiers Schwäb. Kinderr. no. 14. 15. 66. — (schwäb. Kindmärchen no. 87) — wechselt dieser „Jungfern und Docken Geschäft" also:

Die ein' spinnt Seide,
die ander spinnt Weide,
die dritt spinnt e rothe Rock

für unsern liebe Herregott. —
die ein' spinnt Seide,
die ander spinnt Reiste,
die dritt spinnt Haberstrau. —
die erst spinnt Seiden.
die zweit lernts Geigen (wiegen),
die dritte ziehts Lädle auf,
läßt die heilig Sonne rauf,
die viert spinnt Haberstrau,
tröst se Gott und unser liebe Frau! —

In Vonbun's Vorarlberg. Sag. pag. 66:
Die erst spinnt Sida
die zwoat glorifigat,
die dritt thuet's Thöärle ûf
und loht s' hoalig Sünneli ûs.

Wenn sich der Himmel beim Aprilwetter schnell umwölkt, singen die Kinder um österreichisch Preßburg, einen Ringelreihen dazu tanzend, wie es Schröer in Wolfs Ztschr. 2, 192 angiebt:
Liabi Frau, mach's Thürl auf,
laß die liabi Sunn herauf,
laß in Regen drinna,
laß in Schnee va-brinna!
Sunn, Sunn kummt,
die Engelein fall'n in Brunn.

Mit diesem Wortlaute erklären sich die am häufigsten verbreiteten Schlußwendungen, welche heißen:
Eins spinnt Seiden,
eins wickelt Weiden,
die andre geht ans Brünnchen,
findt ein goldig Kindchen.

Formeln dieser Art hat der Spruch: Wunderhorn 3, 428. 429. An der Mittelsaar: Firmenich 2, 555. Simrock Kindb no. 104—109. Stöber, Elsaß. Volksb. no. 51. 52.

Immer also ist es die Eine, die ein günstig angesponnenes Geschick wieder ins Mißgeschick zu wenden droht, indem sie „Wiede dräid" (bei Stöber l. c.) oder Chride schnäzlet, oder den langen Faden bricht. So

haben im Litthauer-Märchen sieben Göttinnen aus einem Rocken, den ihnen der liebe Gott gegeben, des Menschen Leben zu spinnen; aber während dreie dies thun, erzählt die vierte solcherlei Geschichten, daß darüber das Gewebe verdirbt und zum Todtenhemde des Menschen wird. Myth. 1215. — Die Untersuchung wendet sich hier dem Unglückspinnen zu, das im Weidendrehen und Kreidenschneiden bestanden hat.

Im Aargau löst man diejenigen Knoten sorgfältig auf, die man an den Ruthen einer dem Wohnhause zunächst stehenden Weide gewahrt, auch das Weidenband einer jeden Strohgarbe, die man im Stalle streuen will, wird erlesen und aus gleichem Grunde nicht mitgestreut. Es könnte ein Herenschaden mit darein „verknüpft" sein. Die schola salernitana, de salice: instinctus veneris frigescere sic cogit, ut nulla creatio fiat — und der Hätzlerin Liederb. pg. 171: wer weyden von jm selbs tregt, bedeutet, er sey ainig vnd ellend. Letzteres besagt, wer sich selbst verläßt, ist verlassen genug; oder wie Göthe dichtet: Wer sich der Einsamkeit ergiebt, o der ist bald allein. Also bindet man einem mittelst der Weide die Gunst ab. Nach hessischem Glauben können Heren Jemand tödten, indem sie einen Knoten in Weiden schlingen. Wolf Beitr. 1, no. 301. In Sachsen-Koburg läßt man auf abgeärnteten Flachsäckern einen Büschel für die Holzfräulein stehen, flicht ihn in einen Zopf und spricht dazu:

Holzfräule, da flecht i dir ain Zöpfle
so lang als wie ain Weyden,
so klor als wie ain Seiden.

Panzer bayr. Sag. 2, 161. Mit diesem Opferbrauche haben die Spinnerinnen den Einfluß eines ungünstigen Holz- und Wildweibchens zu mildern, so lange sie selber noch beschäftiget sind, ihr Siebenjahrgarn zu spinnen, d. h. um einen Bräutigam zu werben. Jene weiße Frau, die selbst nicht anders als in Gestalt einer rauhen Gerstenbose erscheint (Panzer Sag. 1, no. 227) soll dann der Spinnerin nicht schaden, deren Liebe sich berufen glaubt, wie es das Volkslied besagt (Uhland 1, pag. 14), dem künftigen Gemahl selbst aus Haberstroh Gold und reine Seide zu flechten. Diese mißgünstige Schicksalsspinnerin erscheint in der schwed. Sage von Cavallius (übersetzt von Oberleitner no. 11, pag. 215) als die Storfotamôr, Storgumpamôr und Stortummamôr, Mutter Breitfuß, Breitgumpe und Plattdaumen, dreierlei Zauberweiber, die einem gefangenen Mädchen spinnen und weben helfen. Ihre Häßlichkeit findet sich wieder in den Namensaufzählungen von der Mutter Hausbestand,

no. 3. dieser Abtheilung: Haberstrau heißt mi Frau, Rüfegrind heißt mis Chind. Here und Toggeli wandeln sich häufig in Strohhalm und Aehre, Strohwisch ist Pfandzeichen und noch im Kant. Schwyz (Gemeinde Wollerau) kirchliches Schandzeichen gefallener Mädchen. Die Roggenmuhme und Erbsenmuhme mit eisernen Zitzen (Kuhn, Märk. Sag. pag. 372); die tiroler Perchta, welche Schläfern den Bauch aufschneidet, mit Häckerling füllt und mit einer Röhmkette, statt des Zwirnes, wieder zunäht (Bibra Journ. v. u. f. Deutschl. 1790. 1, 27. 29); „die Muom von Baden, die Fraw Metz, ainen Korb mit Ayern auf dem Kopff, ain Schüsselkorb hinden auf dem Rucken und ain Katzen auf der Achsel" (Geiler v. Keisersb. Evangelb. Bl. 151 b. 180 b. Granatapfel, sechst Predig): — dies sind die weiteren Abbilder dieser Unholdin. In unseren Sprüchen hat sie ein Stumpebei (Klumpfuß) no. 276, und heißt wohl daher Frau Stempe, sie fliegt walkürenartig als weiße Taube Nachts über Fluß und Kirchthurm und ihr krummer Kalbsrücken dient ihr zugleich als Schachtel für ihre vielen Spindeln. Sie sitzt spinnend auf der Leebrücke bei Schwyz, und wen sie anhaucht, der muß erblinden. Ihr mythologisches Alter hat Grimm Myth. 385 aus einer Liedstelle Marners gezeigt:

Zwô Schepfer flâhten mir ein Seil
dâ bî diu dritte saz;
diu zebrachz: daz was mîn Unheil.

Der rothe Faden, das lange Seil wird in der Hand der Schicksalsschwester zum Liebes-Glück und Unglück. Vom unglücklich liebenden Gretchen Fausts, das dem Teufel verfallen ist, heißt's: wunderbar muß ihren Hals ein rothes Schnürchen schmücken, nicht breiter als ein Messerrücken. Ein solches Striemchen um den Hals tragen die Kinder der Freunde Amelius und Amicus (Wackernagel Leseb. 1, 895) und die Nachkommen der Rotter, Aargau. Sag. Abthl. XI, Legende no. 474. — Wernher Sidenvaden in Frick wird verzeichnet vom Fricker-Anniversarium, 14. Jahrh. Die Tiroler pflegten am Unsinnigen Donnerstag der Fastnacht den Wildenmann im Walde zu fangen; sie brachten ihn dann gebunden ins Dorf, nie anders als mit rothen Seidenbändern. Wolf Ztschr. 1, 325. Denn dieser Faden macht eigen und gerichtlich haftbar, wie er zugleich Symbol der Erlösung ist. Da König Pipin dem Fuldaer Abt Sturmi Verzeihung zu Theil werden läßt, übergiebt er ihm einen aus dem Mantel gezogenen Faden und enthebt ihn damit der Ver-

bannungsstrafe. Rettberg, Kirchengesch. 1, 612. Sucht ein Dienstmann des Baseler Bischofs seines Herren verlorene Huld wieder, so hat derselbe sich erst in den Rotheuthurm der Stadt gefangen zu geben „unde sal der Scholteizze einen siden Vaden mit Wasse (Wachs) dar vur spannen." Wackernagel, Basler Dienstmannenrecht pag. 19. §. 12. In der Hand des Teufels verwandelt sich dieser Faden in einen Strick: Ecclesiastes 9, 12. Auch der Todesgott Yama, in Rückerts morgenländisch. Gedichte Sawitri, holt also die Seele ab: „und statt der Waffe war in seiner Hand ein Strick." Die Frau Venus führt nach unserer mittelalterlichen Anschauung und zugleich schon nach römischer (Ovid. de art. am. 3, 591) Seil und Strick. Eine weitere Ausführung über dieses hochzeitliche Anbinden findet sich: Oberdeutsche Gemeindefeste, Abtheil. Ehe. Kirchliche Fäden solcher Art, mit denen man einst den Kirchenbau umspannt hatte, hiengen vier bis fünf Klafter lang erst am Großmünster zu Zürich, hernach als Glockenseil daselbst am Hause des Bürgermeister Röust. J. Müller, Schweiz. Alterthüm. 1776. In der Kirche von Laeken und Lebbeke am Scepter zweier Marienbilder. Wolf Beitr. 1, 176. In der Nürnberger Todtenkapelle war die Marienspule und ihr Garn, das nie ein Ende nahm. Daumer Alterthum. Nürnberg 1833. 2, 48. Auf einem Seidenfaden fährt Maria bis zum Stadtthurm von Helmstädt und rettet so den belagerten Ort. Steinau Volkssag. pag. 191. Im altdän. Heldenliede (ed. Grimm pag. 50. 503) bindet ihn der Streiter zum Schutze um den Helm.

Nicht minder undeutlich ist das der Schicksalsnorne zugeschriebene Chrideschnätzlen. Schnatz ist Haarschnur und geflochtenes Haar (nord. snua: winden, schnüren); Chride ist Falschheit und Streit. Die Chrideschnatzlerin bringt Hader und Verdruß zwischen die Freunde. Das letztere Wort macht sich dadurch unkenntlicher, daß es frühzeitig mit dem roman. crier, clamare zusammenfällt. Ich gebe zuerst Beispiele über den letzteren Fall. Sît sus ist geswiget Monschoy, unser crîe ist swîgen. Wolfram Willeh. 39, 10. Der Kreyschuß ist schweizerisch der Nothschuß bei Feuersgefahr. Stalder 2, 126. Leide und meide, das ist die Kreide (Loosung). Eiselein, Sprichw. pag. 419. Mit den Kreidenfeuern in Tirol gab man den niederösterreicher Thalschaften Meldung von einem feindlichen Einfall. Koch, Alpenetrusker 1853, pag. 66. Kreidenberge heißen die örtlich als Blocksberge fortdauernden Tanz- und Feuerstätten, bei denen man sich am 1. Mai zu Lustbarkeiten ein-

findet. Myth. 1004. Das Wort erhält dann den Sinn von Schmeichler und Betrüger. In Brants Narrenschiff cap. 100, V. 7:

Dann sy sich nit wol mögen lyden,
der eyn klubt Fädern, der strycht Kryden.

In Geilers Predigt vom Narrenschiff: adulatores nominantur multis nominibus: Kreidenstreicher, Federleser. Von einem Liebhaber, der sich um ein Mädchen bewirbt, sagt Val. Holl 117 b: der warff auch gen ir Kreiden an. Zarncke, ed. Brants Narrenschiff pag. 443.

Wir haben aber ein Festbrod, in Mannsform gebacken, Namens Chriddibenz (vgl. Oberdeutsch. Gebildbrod, no. 7) und die Zürcher pflegten bis zum Jahre 1786 am Hirsmontag eine Strohpuppe feierlich in die Stadt zu bringen Namens Kreidenglade. Kriddelen ist vor Zorn hochroth werden, ein Zorniggel sein. Westfälisch unterscheidet man zwischen Kryte (Kreide) und kryten schreien. Krysiûer ist schreiend sauer, entsprechend dem ritzeroth, grellroth, das im Hundsrück gilt. Woeste, westfäl. Ueberlieferung. pag. 101.

---

2) Joggeli.

Joggeli wott nit Bire schüttle.

275) Es hät en Herr es großes Hûs,
er hät en Birebaum vorne dûß,
er schickt go Birle schüttle;
Joggeli wott nit Bire schüttle,
Anneli wott nit drungger liegge,
d' Birrli wennt nit falle.

Schickt de Herr es Hündeli ûße,
söll go Joggeli biße.
Hündeli wott nit Joggeli biße,
Joggeli wott nit Birli schüttle,
Anneli wott nit drungger liegge,
Birrli wennt nit falle.

Schickt de Herr es Chnebeli ûße,
söll go s' Hündeli schlage.
s' Chnebeli wott nit s' Hündeli schlage, rc.

Schickt de Herr es Fü'rli ûße,
söll go s' Chnebeli brönne.

Schickt de Herr es Wässerli ûße,
söll go s' Fü'rli lösche.

Schickt de Herr es Chälbeli ûße,
söll go s' Wässerli läpple.

Schickt de Herr en Metzger ûße,
söll go s' Chälbeli steche.

Schickt de Herr de Henker ûße,
söll de Metzger hänke.

Schickt de Herr es Tüfeli ûße,
söll de Henker hole.

S Tüfeli wott de Henker hole,
Henker wott de Metzger hänke,
Metzger wott das Chälbli steche,
s' Chälbli wott iez s' Wässerli läpple,
s' Wässerli wott iez s' Fü'rli lösche,
s' Fü'rli wott iez s' Chnebeli brönne,
s' Chnebeli wott iez s' Hündeli schlage,
s' Hündeli wott iez s' Joggeli biße,
s' Joggeli wot iez d' Birrli schüttle,
s' Anneli wott iez drungger liegge,
d' Birrli wennt iez falle.

276) Es hät en Bûr es Chalb erzoge,
das ist wahr und nit erloge,
das Chälbli wott nit sûfe;
o wenn doch numme-n-e Metzger chöm',
das Chälbli go-ge chaufe!
dill-dumm-di, und so muß es si rc.
Selb Chälbli hät en chrumbe Rugge,
es gäb e guete Spindle-Trugge

volle Spält und Chläck;
mî Muetter ist e Chüechlifrau
und wenn si hät, so git's mer au,
aber numme kei Speck.
worum kei Speck?
s' Chätzli hat e g'fresse.
wo isch s' Chätzli?
s' Deckeli hät's gschlage.
wo isch s' Deckeli?
s' Füerli het's brönnt.
wo isch s' Füerli?
s' Wasser het's glösche.
wo isch s' Wasser?
s' Chälbli het's g'soffe.
wo isch s' Chälbli?
der Metzger het's gstoche.
wo isch der Metzger?
abe g'heit über d' Brugge.
wo isch sell Brugge?
i miner Muetter Spindle=Trugge.
mî Muetter isch e Lirifrau,
sie liret nit vergebe,
sie liret um e Stückli Brot,
e Halbmôß Wî dernebe;
mî Muetter isch e wîsse Tûb,
flügt all' Johr über's Gloggehûs,
nimmt dört alli Nester ûs
und Nächten cha sie fahre,
sie hoppet über d' Aare
und hoppet weidli wiedrum hei
mit ihren alte Stumpebei.
sie hocket ûf es Stöckli
und chochet Milch und Bröckli;
sie südet sûre Oepfelschnitz,
so gangi ehr über de Hase,
sie nimmt en Bitz und gäng en Bitz
und git mer' s' Schît ûf d' Nase.

und wenn i säge, loß mi goh,
springt se mer mit dem Stecke nô:
en giri-giri-gir,
izt han i mîne Wir.

Im Feuilleton des Pays, journal de l'empire, 24. Octbr. 1853 findet sich aus der Gegend von Remirmont folgender Volksreim mitgetheilt: Le conjurateur et le loup.

277) J'ya un loup dedans un bois,
le loup ne veut sortir du bois.
ha, j'te promets, compèr Brocard,
tu sortiras de ce lieu-là!

Le loup ne veut pas sortir du bois,
il faut aller chercher le chien.
ha, j'te promets, etc.

Il faut aller chercher de chien,
le chien n' veut japper au loup,
le loup ne veut pas sortir du bois,
ha, j'te promets, etc.

Il faut aller chercher l' bâton,
l' bâton ne veut pas battre le chien,
le chien ne veut etc.

Il faut aller chercher le feu,
le feu n' veut pas brûler le bâton,
l' bâton etc.

Il faut aller chercher de l'eau,
l'eau n' veut pas éteindre le feu.

Il faut aller chercher le veau,
le veau ne veut pas boire l'eau.

Il faut aller chercher l' boucher,
l' boucher n' veut pas tuer le veau.

Il faut aller chercher l' Diable,
le Diable veut bien venir,
l' boucher veut bien tuer le veau,

et le veau veut bien boir l'eau,
l'eau veut bien éteindre le feu,
le feut veut bien brûler l' bâton,
l' bâton veut bien battre le chien,
le chien veut bien japper au loup,
le loup veut bien sortir du bois,
ha, j'te promets, compèr Brocard,
tu sortiras de ce lieu-là!

Der chaldäische Originaltext für die Spielarten der hier mitgetheilten Reime findet sich in dem Sammelwerk jüdischer Ostergesänge und Vorträge Sepher Haggadah, welches, wie Burtorf in seiner Bibliotheca Rabinica angiebt, zu Venedig 1609 erschien. Ueber dieses Osterlied schrieb Probst von der Hardt seine latein. Abhandlung De Haedo, Helmstett 1727, und ihm gebührt bis heute die Ehre, die Räthsel dieses märchenhaften Spruches erkannt zu haben. Der chaldäische Text hat dorten folgenden Verlauf der Handlung:

Ein Zicklein, ein Zicklein
Hat gekauft das Väterlein um zwei Pfenniglein.
Da kam das Kätzlein und aß das Zicklein,
Das da hat gekauft mein Väterlein um zwei Pfenniglein.
Da kam das Hündlein und biß das Kätzlein,
Das da hat gegessen das Zicklein,
Das da hat gekauft mein Väterlein um zwei Pfenniglein.
Da kam das Stöcklein und schlug das Hündlein,
Das da hat gebissen das Kätzlein,
Das da hat gegessen das Zicklein,
Das da hat gekauft mein Väterlein um zwei Pfenniglein.

So geht es fort zum Feuerlein, Wässerlein, Oechslein, zum Metzger (Schochet), zum Engel des Todes (Malach Hammavet), bis endlich der gesegnete Heilige (der liebe Gott) selbst hinaus muß und den Todesengel schlachtet, welcher den Metzger geschächtet hat, der den Ochsen geschächtet hat, der das Wässerlein ausgetrunken hat &c.

Probst von der Hardt sieht in diesem Liede vom verfolgten Zicklein die Schicksale des jüdischen Volkes, das die Reihe seiner Unterdrücker hindurch kosten muß, bis es der Herr erlöset, und die Bibelworte, auf die es hiefür sein Gleichnißspiel stützt, finden sich Jerem. 30, 16, 17: „Es sollen alle, die dich fressen, gefressen werden; alle die dich verwüsten,

verwüstet werden; alle deine Feinde ins Gefängniß geführt werden; alle die dich berauben, will ich wieder berauben.“ Diese religiöse Beziehung giebt uns zugleich auch den Grund an, wie dieses wunderliche Lied heutigen Tages noch in der hebräischen Liturgie enthalten sein und alljährlich zu Ostern mit Ernst und Eifer in den Synagogen abgesungen werden kann. Dasselbe hat für die Juden also einen ähnlichen religiösen Werth, wie für uns das gleichfalls kindlich gedachte Osterlied protestantischer Gesangbücher „ein Lämmlein geht und trägt die Schuld.“ Die rationalistisch gewordenen Juden suchen freilich diese geschichtliche Beziehung nicht mehr in ihrem Osterliede. Als Andr. Teuber (Muthmaßung von dem altjüd. Osterl. Ein Zicklein, cap. 2, pag. 22) über die Bedeutung desselben einen polnischen Juden befragte, erklärte dieser, das Lied zeige an, daß in dieser Welt einer über den andern sei und jegliche Creatur ihren Meister habe. Der jüdische Convertite P. N. Lebrecht hat von der Hardts Abhandlung de Haedo übersetzt im christl. Reformator, Leipz. 1731. Vol. 17, pag. 28. und darnach theilte Bodenschatz, kirchl. Verfass. der Jud. 2, cap. 2, 8 das Lied in hebräischer, chaldäischer und deutscher Sprache mit, wobei er Lebrechts angebliches Forscherverdienst besonders hervorhob. So ist Letzterer zur unverdienten Ehre gekommen, heute noch weithin als ursprünglicher Erklärer dieses Liedtextes zu gelten, wie Halliwell, The nursery rhymes, pag. 219 für den dort mitgetheilten englischen Text, welcher gleichfalls auf dem chaldäischen beruht, noch neuerlich angenommen hat. Ulrich, Jüdische Geschichten in der Schweiz, Basel 1768 pag. 136. hat nicht bloß die meisten dieser Literaturangaben seiner Zeit schon richtig gemacht, sondern giebt ebenda bereits die Uebersetzung des Liedes vom Zicklein, aus welcher die hier angeführten Stellen stammen. Diesen Text hat dann Brentano entlehnt für das Wunderhorn 3, 401 (Ausgabe 1846) und neuerlich daraus wieder Simrock Kindb. no. 524. E. Meier, schwäb. Märchen pag. 317, giebt eine abermalige Uebersetzung des jüdischen Originals.

Neben diesem Texte des judendeutschen Synagogenliedes lief jedoch frühzeitig schon ein gemeindeutscher, der nicht mit dem Zicklein beginnt, sondern mit dem Joggeli. Dies beweist Fischart, Gargant. cap. 25: „der Bawr schickt sein Jockel auß.“ Ein ähnlicher Text scheint auch in Frankreich vorhanden gewesen zu sein, falls nämlich Regis in Rabelais 1, pag. 69 b. das dort genannte Spiel Birnbaum aus dem Original

und nicht etwa aus Fischart genommen hat, wo cap. 25 unter den Spielen ebenfalls verzeichnet steht „Bierenbaum schütteln". Ulrich's vorerwähnte Judengeschichte, pag. 136 bringt auch hiefür einen Text, wie ihn die Zürcher Kinder „bis auf den heutigen Tag" (1767) sangen:

Es ist ein Baum im Gärtle hinne,
d' Birren wänd nüd fallen.
do schückt de Bur de Joggeli usen,
er soll die Birren schüttlen u. s. w.

Eine ältere latein. Uebersetzung davon findet sich in Gräters Iduna und Hermode 1812, pag. 156:

Dominus vult pira edere,
pira nolunt cadere.
Dominus mittit servum istum,
piros ad quassandas.
servus non quassavit pirum,
pira nolunt cadere.
Dominus mittit canem istum,
servum ad mordendum, etc.
Dominus mittit fustem istum,
canem ad verberandum etc.

So folgt darinnen noch in siebenerlei unwesentlichen Strophen ignis, aqua, vacca, lanio aufeinander, und der Tod schließt ab.

Wie das Zickleinlied den Juden zu Synagogenzwecken bis heute gedient hat, so ist auch zu christlich religiösen Feierlichkeiten das Joggeli-Lied noch in der Neuzeit gesungen worden. Hauptmann Flensberg hat in der Münchner Ztschr. Eos, Jahrg. 1810 ein Lampertuslied mitgetheilt, welches am Abend des Lampertusfestes, 17. Septbr. im westfälischen Münster bei einer Prozession abgesungen wird, die aus Mönchen und Laien besteht, und wobei man zum Schlusse um erleuchtete Laubkränze tanzt; auch da folgt von Anfang bis Ende die ganze Reihe der schon bekannten Liedpersonen:

Der Herr, der schickt den Jäger aus,
soll die Birnen schmeißen u. s. w.

In Erlach's Volksl. 4, 439 muß der Joggel Haber schneiden. In Fiedler's Dessauer Kinderr. no. 36 schickt der Bauer den Göpel

(aargauisch Joggeb) 'naus. In den schott. und engl. Kinderreimen (Halliwell, Nursery Rhym. 400) und in Fiedlers Schott. Liedbicht. 2. beginnt der Spruch theils mit der Ziege, theils mit dem Schwein. Letzteres kehrt wieder als das Schnirrchele, das in den Wald entläuft, Eicheln zu fressen: bei Stöber Elsaß. Volksb. no. 236, und im Oldenburgerreim „Aus dem Kinderleben" pag. 64. Eine Hinüberwendung des Spruches auf den prügelnden Schulmeister bei: E. Meier, schwäb. Kindr. no. 247. In Oldenburger Mundart: Firmenich 3, 22. In Silter Mundart: Müllenhoff, Schlesw.-Holst. Sag. pag. 470.

3) Der Mutter Hausbestand.

Unter diesem Namen lebt ein Kinderspruch in unseren verschiedenen Mundarten „Als ich ein armes Weib war, zog ich über den Rhein", dessen Aufgabe darin besteht, sittliche Beschaffenheit und äußeren Besitzthum einer Familie, ihrer Glieder und Dienstboten, sammt allem Hausrath, Viehbestand und dazu gehörendem Gütermaße in selbstredenden Eigennamen der Reihe nach herzuzählen. Hier soll des Spruches alte Abkunft und Geltung, sodann seine mit großem Sprachgeschicke versuchte Umformung und örtliche Anwendung gezeigt werden.

Das Rigsmâl beschäftigt sich unter den übrigen Liedern der Edda besonders damit, die Zusammenordnung der ganzen Nation in dreierlei Stände als eine altreligiöse Einrichtung und von Gott selbst ausgegangen darzuthun. Das Lied wählt dazu den Gott Heimdallr (Rigr), dessen Name die Laubkrone und Dolde jenes Weltbaumes bezeichnet, aus welchem das Menschengeschlecht selber hervorgekommen ist, und läßt ihn die Menschen, die er bereits vorfindet, in die drei Stände ordnen der unfreien, freien und edeln, indem er sich mit ihnen vermählt. Er nennt sich deßhalb den Ständeordner Rigr, und der Inhalt des Rigsmâl berichtet darüber nun Folgendes:

Der Gott findet am Meeresufer einen Bauernhof; da die Hausthüre nur angelehnt ist, tritt er in die Wohnstube und findet hier um ein

Feuer am Fletz zwei Eheleute sitzen, grau von Arbeit, Ai und Edda, proavus und proavia. Er setzt sich zwischen sie und nachdem er von ihrem groben Kleienbrod und gesottenem Kalbfleisch gegessen, geht er mit ihnen zu Bette. Neun Monate nach seiner Anwesenheit gebiert Edda einen Sohn und weiht ihn mit Wasser. Er ist rauhhautig, dickfingrig, langfersig, schwarzhaarig und erhält den Namen Thräl, (bei Stalder 1, 295 der Einfaltspinsel) Leibeigner, Knecht. Nachdem er größer geworden ist, nimmt er ein Mädchen, das später auf diesen Hof gegangen kam, zum Weibe; ihre Füße sind nackt und narbig, ihre Arme sonnenbraun, ihre Nase ist eingebogen; sie erhält den Namen Thyr, Leibeigne, Magd (Schmeller Wb. 1, 375: Diendel und Deinl, die Dirne, puella, steht zu d i e n e n). Ihre Kinder heißen, wie H. Leo, Rectitudines pag. 155 die folgenden Namen aufzählt und übersetzt:

Die Söhne: Hreimr, Lärm.
Fiösnir, Stallbursch, Schwaiger.
Klur, Klauer, Grobian.
Kleggi, Klump.
Kessir, Streitmaul.
Fulnir, Stinkerich.
Drumbr, Klotz.
Digralldi, Dickwanst.
Dröttr, Schlappfuß.
Hösnir, Gänsejunge.
Lutr, Krummbuckel.
Leggialldi, Langbein. —

Die Töchter: Drumba, Klötzin.
Kumba, Stumps.
Ockvinkalfa, Klumpwade, Schiefbein.
Arinnefia, Herdnase, Küchenschmutz, Aschenbrödel.
Ysia, Schreimaul.
Ambatt, Dienerin, Sklavin.
Eikin, Naseweis.
Tiasna, Latte, Pfal, Hagscheie.
Tötrughypia, Zotteltüchlerin, aarg. Fötzel.
Trönubeina, Kranich-Storchenbein.

Von diesen Leuten stammen alle leibeignen Geschlechter. Rigr aber hatte seine Wanderung fortgesetzt und war zu einem Hause gekommen,

dessen Thüre hölzern verklinkt war. Er fand drinnen am Feuer sitzend zwei Eheleute Afi und Amma, avus und avia; der Mann schnitzte einen Stamm zum Weberbaum, sein Bart war geordnet, das Haar vor der Stirne gerad geschnitten, sein Rock war anliegend; die Frau spann am Rocken, trug Kopftuch, Halstuch und Fürtuch und hatte Schulterzierden. Auf dem Fußboden stand eine Vorrathslade. Rigr gieng mit ihnen schlafen. Nach neun Monaten gebiert Amma einen Sohn, der mit Wasser geweiht, in Linnen gewickelt wird und den Namen Karl erhält, d. i. Mann und Sorger, γερων, der Gemeinfreie. Grimm R. A. 282. Er ist rothbackig, rothhaarig, helläugig. Er lernt Ochsen zähmen, Pflüge und Boote machen, Scheunen bauen. Auf dem Wagen wird ihm sein Weib zum Hofe geführt, sie trägt einen Rock von Ziegenfellen und den Schlüsselbund an der Seite, ihr Name ist Snör, die Rüstige. Sie sitzt nun unter dem Brautschleier, rüstet Betten auf, behändiget allen Ertrag und bekommt alsdann an Söhnen und Töchtern:

Halr, Mann.
Drengr, Hofdienstmann.
Hölldr, Freibauer.
Thegn, Gutsbesitzer.
Smidr, Kunstarbeiter.
Breidr, Reicher.
Bondi, Landbauer, schweiz. Bantlin.
Bundinskeggi, Binddenbart.
Bui, Bauer.
Boddi, Gerichtsweibel.
Brattskeggr, Rauschebart.
Seggr, Mann.
Snot, die Gezöpfte.
Brudur, Hausfrau.
Svanni, die Flinke.
Svarri, die Umthuliche.
Spracki, die Bunte oder Hurtige.
Fliod, die Reine.
Sprund, die Mannbare, Fräulein.
Vif, das Weib.
Feima, die Schüchterne.
Ristill, die Hochherzige.

Von diesen Leuten stammen alle Geschlechter der Freien her. Rigr hatte seine Wanderung fortgesetzt, da kam er zu einem Sale, dessen Thüre sich nach Süden öffnete, dessen Klinke durch einen Ring bewegt ward. Drinnen war der Fußboden bestreut, fröhlich saßen da die Bewohner Fadir und Modir. Jener drehte sich eine Bogenschnur und schiftete Pfeile; diese rückte Kopftuch und Aermel zurecht, trug eine Schleppe am blauen Rock und auf der Brust eine Spange. Ihre Augenbrauen glänzten mehr, ihre Brust leuchtete mehr als reinster Schnee, und ihr Hals übertraf ihn an Weiße. Als Rigr sich zu ihnen setzte, deckte Modir den Tisch mit einem gemusterten Tischtuch und überlegte dieses wieder mit großen Kuchen von feinem Weizenmehl, dann brachte sie Wildpret und Vögel in silberbeschlagener Schüssel, und Met in der Kanne. Rigr theilte mit ihnen das Bette. Und nach neun Monaten gebar Modir einen Knaben, der mit Wasser geweiht und Jarl, Edelmann genannt ward. Die Mutter wickelte ihn in ein Seidentuch. Sein Haar war hell, seine Wange glänzend, sein Auge scharf wie das eines Schlängleins. Er lernte das Lindenschild schwingen, Bogensehnen anlegen, Pfeile schiften, Spieß und Schwert führen, Rosse reiten, Hunde auf die Spur hetzen, schwimmen. Als er herangewachsen war, kam Rigr zurück, lehrte ihn Runen, gab ihm seinen eignen Namen und dazu Landbesitz von achtzehn Gütern. Da theilte er als Landeshaupt (Hersir) freigebig allen mit Rosse, Kleinodien, Kostbarkeiten; Ringe brach er, Ketten löste er. Angesehne Männer brachten ihm sodann auf dem Wagen die weiße ziere Erna (die Frische), die ward ihm verlobt, gieng unter dem Brautschleier und sie hatten zusammen zahlreiche Nachkommen, darunter folgende Söhne:

Bur, Sohn.
Barn, Kind.
Jod, Sproß.
Adal, Ursprünglicher.
Arfi, Erbe.
Mögr, Blutsverwandter.
Nidhr, Nachkomme.
Nidiungr, dessen Nachkomme.
Sonr, Sohn.
Svein, junger Mann.
Kundur, Abkömmling.
Konr, Geschlechtsmann und König.

Unter diesen erlernte nun Konr die Runen, gewann auch höhere Einsicht als sein Vater und erhielt dann selber den Namen Rîgr. Dies ist der Inhalt des Rîgsmâl.

So lautet das Lied und der religiöse Mythus von den ursprünglichen Grundlagen des geselligen Lebens; es liegt die Ansicht zu Grunde, daß sich der Mensch aus dem Kampfe mit der Scholle und den Elementen am Ende zur Herrschaft über die Scholle und zu geistigem Leben erhoben habe; so entsprechen auch die dreierlei Farben dieser drei Stände den drei obersten Göttern. Freyr repräsentirt das niedere Gedeihen, die Fruchtbarkeit des Landes, ihm ist der dunkelzottige Bär geheiligt. Thôr ist der rothe Ase, welcher aller Betriebsamkeit, dem Land- und Brückenbau, dem Gewerbswesen vorsteht; endlich geht von Odhin, dem leuchtenden Asen, Kriegermuth aus, hohe Leidenschaft und alles geniale Geistesleben. Auf der von diesem obersten Gotte behüteten Entwickelungsstufe steht das Ehepaar Jarl und Erna; alle Namen, die dies Paar begleiten, deuten an, wie wichtig die Erhaltung des edlen Geschlechts sei. Auf der zweiten Stufe finden wir das Ehepaar Karl und Snör: den rührigen, arbeitsamen Gemeinfreien, der mehr auf sein Interesse sieht und auf Zweckmäßigkeit, als auf Ruhm und Glanz. Die Folge davon ist in den Namen seiner Kinder ausgesprochen, die auf Erwerb und Grundbesitz sich beziehen.

Auf der untersten Stufe finden wir die Ehe des Leibeignen; kräftig, aber ohne andern Sinn als für nahrhafte Kost, ringend mit der Armseligkeit des Lebens, gar nichts gebend auf äußere Erscheinung. Seine Ehe ist eine zufällige, ohne Feierlichkeit geschlossen, also eine rechtlose; die Namen seiner Kinder deuten auf Unreinlichkeit, Selbstmißachtung und Körperhäßlichkeit. — So weit stehe hier im Auszuge, was H. Leo (Rectitudines) weiter entwickelt hat.

Wenn es nun der Folgezeit gefallen wird, diese Anschauungen festzuhalten und bildlich noch weiter fortzuführen, so läßt sich wohl errathen, welche Reihe der hier aufgestellten Begriffswörter den Vorzug erhalten wird, um die Charakteristik der Stände zu ergänzen; nicht die Namenreihe des reichen und glücklichen Standes, sondern diejenige wird vervollständigt werden des in Armuth und Mangel zurückgesetzten. Nicht um zu rühren; denn man kennt noch kein gemaltes Elend und hat noch kein über Pauperismus lesendes Frauenzimmer; aber auch

nicht um zu spotten und zu persifliren geschieht es; denn man ist noch nicht zur feinen Grausamkeit des modernen Banquiers-Bewußtseins gekommen; sondern weil die borgende Noth für den spielenden Sprachgeist ein reicherer Stoff ist, als der überfließende Reichthum selber; weil ihre bildliche Sinnlichkeit für Charakterschilderung und Namensschöpfung handgreiflicher daliegt; weil die Willensschwäche, die wählerisch und quälerisch ihre spanischen Schlösser oder Kartenhäuser baut, ergötzlicher anzusehen ist, als der vermögliche Gebieter, der sich nicht mehr zu rühren braucht, wenn sein Herrenhut abgeärntet, sein Stolzenfels fertig gebaut ist. Kurz, um in Beispielen zu reden, welche die Sache beenden, weil die Hölle bei Klopstock, Milton und Dante von je mehr Leser hat als derselben Dichter epischer Himmel, und weil Sancho Pansa, da er endlich allmächtiger Statthalter in Barataria geworden ist, wieder von dorten entlaufen und seinen alten Esel aufsuchen muß — um uns nicht langweilig zu werden in lauter unumschränktem Wohlergehen. Nach dieser Seite der Entbehrung also fahren nun die weiteren Ausführungen von Rigsmâl fort, ohne diejenigen des Wohlstandes und Glückes, die daneben vorgezeichnet liegen, mit besonderem Erfindungseifer ferner zu berühren. So wird in der Snorra Edda das Hausgesinde der Hel alsbald mit nachdrucksamer Ausführlichkeit aufgezählt. Ihr Wohnort heißt Niflhel, Nebelhölle. Zu ihrem Höllensale Elindnir, die bittere Fremde, führt die Schwelle Fallandi-Forrad, der Sturz; ihr Tischmesser heißt unersättlicher Hunger, Verschmachten ihr Tisch; Knecht und Magd heißen Gangläti und Ganglöt, Müßiggänger und Gehträge; ihr Bett ist Kaur, Siechthum, und der Vorhang darum ist Blikjandi-Baul, schneidende Gefahr. Eine Legende, welche das frühere Mittelalter lange beschäftigt hielt, die aber erst mit der Reformationszeit uns ausführlicher zu Gesicht kommt, nimmt den Faden unserer heidnischen Erzählung wieder zusammenhängend auf. Sebastian Franck aus Bayern, † 1545, erzählt nachfolgendes Histörchen zweimal in seinen zahlreichen Schriften; besser als es in seinen Sprichwörtern 1541 Bl. 46 mitgetheilt ist bei dem Satze „du bist zu spat kommen, biß du ein baur“, scheint diese Fassung:

Auff ein zyt wollt vnser hergot zur Eua gehen vnd besehen, wie sie hauß hielte. Nun hatt sie eben all jr kindlin auff einmal by einander, wusch sie vnd rathsambet sie mit pürsten vnd strehl. Als aber Eua vnsern hergot sahe kommen, schemet sie sich, daß sie so vil kind hett, versteckt

etlich ins strow, etlich ins hew, etlich ins offenloch, die allerhübschesten behielte sie bey sich. Da sahe vnser hergot die geputzten kindlin an vnd sprach zu einem, du solt ein künig seyn. Zum andern, du solt fürst seyn, du ein edelman, du solt ein burgermeister, schultheiß, vogt oder ambtman seyn! Da nun Eua sihet, das jre kind hievorne so reichlich begabet weren, sprach sie: Her, ich habe noch mer kind, ich wil sie auch herbringen. Da sie nun kamind, waren sie vngeputzt, schwartz vnd vngestalt, vnd hingen jnen die har vol strow vnd hew. Da sah sie vnser hergot an vnd sprach zu jnen: Ihr sollet bawren seyn, küh- vnd sewhirten vnd kaminfeger vnd allerley solich hantierung treyben, brawen, baken, schmiden, vnd den anderen als eweren herren dienen. — Scherzweyß, sag ich, ist diß ein bloß gered. Aber das ist dannoch wahr, das Gott ein Vnterscheid auff erden haben wil vnter den leuten, vnd allerley stend vnd gewerb in der welt seyn müssen. So weit Franck. Sein Zeitgenosse Hans Sachs hat diesen Stoff dreimal bedichtet, in einem Spiel „wie der herr Evä kinder segnet", dann im gleichen Jahre 1553, nur um zwei Monat später, am 6. Mai: Comödia, Die ungleichen Kinder Evä, wie sie Gott der Herr anredt (gedruckt in W. Wackernagels LB. 2, 33) und 1558 noch einmal in einem Schwank. J. Grimm, in Haupts Ztschr. 2, 257 bemerkt, daß H. Sachs als Quelle seiner Comödia eine von Ph. Melanchthon lateinisch erzählte Fabel angebe, der sie selbst wieder als eine altehrwürdige Dichtung nur erneut hatte „ut cogitet adolescentia et discrimina ordinum divinitus instituta esse, et unicuique elaborandum esse, ut virtute suam personam tueatur." Sogar als muhamedanische Sage lebt dieser Stoff fort: Myth. 540. Gegen diesen Satz Melanchthons und zugleich Francks ereifert sich die moderne Welt freilich, er ist aber nicht umzustoßen, und jeder fernere Weise stimmt ihm ferner bei. Gleichheit im Staatsleben ist etwas völlig Unmögliches, denn es tritt zu jeder Zeit der individuelle Unterschied des Geschlechtes und Alters ein, nur die Religion ist für alle gleich; — so erklärt sich Hegel (Ueber Erziehung und Unterricht, ed. Thaulow 1853. 1, 40.) Doch auch die Religion noch unterscheidet wieder auf ähnliche Weise nach den Berufenen, deren so viele, und nach den Auserlesenen, deren nur wenige sind; und wenn sie auch das Himmelreich den Armen verspricht, so sind es wiederum nur jene, von denen es bei M. Claudius im Güldenen Abc heißt:

Armuth des Geistes Gott erfreut,
Armuth, und nicht Armseligkeit.

Es begreift sich, daß in Hans Sachsens Comödia neben Evä sechs gehorsamen Söhnen, die beim lieben Gott im Katechismus so wohl bestehen, die andern sechs ungerathenen, der Cain mit seiner bösen Rott, schlimm wegkommen. Der Herr spricht schließlich also zu ihnen:

Derhalben so müßt ihr auff erden
hart und armutseelig leut werden:
als bawrn, köhler, schäfer und schinder,
badknecht, holtzhacker und besenbinder,
taglöhner, hirten, bütel und schergen,
kärner, wagenleut unde fergen,
Jacobsbrüder, schuster und landsknecht,
auff erd das hartseeligst geschlecht,
und bleiben grob und ungeschicket,
hergehn zerhadert und geflicket.

Es läßt sich nun betrachten, wie dieses verwünschte Gesinde der Entbehrung sich und die seinigen mit neuen Namen ziert und einen drollig lautenden Stammbaum immer höher wachsen läßt, je nachdem die Armuthei weitere Ehen schließt, neuerdings Kinder aussteuert und dafür abermals die ganze Reihe von Kind und Kegel, von Roß und Rind, von Kisten und Kasten mit unerschöpflichem Sprachwitze durchmustert. Folgendes schöne Volkspilgerlied hat Musäus in seinem Märchen 5, 130 aufbehalten:

Aus welcher Gegend kommt ihr? von Sonnenaufgang.
Wohin gedenkt ihr? nach Sonnenniedergang.
In welches Reich? in die Heimath.
Wo ist die? hundert Meilen ins Land hinein.
Wie heißest du?
Springinsfeld grüßt mich die Welt.
Ehrenwerth heißt mein Schwert.
Zeitvertreib nennt sich mein Weib.
Spätestagt ruft sie die Magd.
Schlechtundrecht nennt sich der Knecht.
Sausewind tauft ich mein Kind.
Knochenfaul schalt ich den Gaul.
Sporenklang heißt sein Gang.
Höllenschlund lock ich den Hund.

Wettermann heißt mein Hahn.
Hupfinsstroh heißt mein Floh.
Nun kennst du mich mit Weib und Kind
Und allem meinem Hausgesind.

Hier streift die Aufzählung der Sippe und ihrer Einrichtung noch etwas an das Ritterliche, es erinnert daher an das Lied vom Riesen Langbein und Vidrich in Grimms altdän. Heldl. pag. 19; da zählt Held Vidrich in einem ähnlichen Tone also auf: Skrepping heißt mein Schild, Blank mein Helm, Skimming mein Roß, Mimmering mein Schwert, selbst heiß ich Vidrich, Verlands Sohn. — Aus dem Paderbörnischen und Bremischen bringt Grimm, KM. no. 131 und III, pag. 223 folgende Sprüche über die schöne Katrinelje, welcher der eben ankommende Freiersmann also nachfragt (es findet sich wieder „Aus dem Kinderleben.“ Oldenburg. pag. 71. und in Uhlands Volkslied. no. 273):

Guten Tag, Vater Hollenthee!
Großen Dank, Piff-paff-poltrie.
Könnt ich wohl eure Tochter kriegen?
O ja, wenn Mutter Malchô, Bruder Hohenstolz,
Schwester Käsetraut und schön Katrinelje will.
Wo ist dann die Mutter Malchô?
Sie ist im Stall und melkt die Kuh.
Wo ist dann der Bruder Hohenstolz?
Er ist in der Kammer und hackt das Holz.
Wo ist dann die Schwester Käsetraut?
Sie ist im Garten und schneidet das Kraut.
Wo ist dann die schöne Katrinelje?
Sie ist in der Kammer und zählt ihre Pfennige.
Schön Katrinelje, wie viel hast du an Heirathsgut?
Vierzehn Pfennige baares Geld, drittehalb Groschen Schuld.
Ein halb Pfund Hutzeln,
Eine Hand voll Prutzeln,
Eine Hand voll Wurzeln,
Un so der watt:
Is dat nig en guden Brutschatt?

Bürstenbinders Tochter und Besenbinders Sohn,
Die haben sich versprochen, sie wollen einander hon.

Die Mutter kam gelaufen und schrie im Laufen laut,
Victoria, Victoria! meine Tochter ist ne Braut!
Und wenn sie erst zusammen sind und haben dann kein Haus,
So setzen's sich ins Körbel und gucken oben heraus.

Wirth Schmuckelbart
Steht vorm Spiegel, putzt seinen Bart.
Frau Juckelpelz
Steht hinterm Ofen und laust ihren Pelz.
Koch Smorlilûs
Steht in der Küche und rührt sein Mus.
Soldat Reicherheld
Sitzt im Wirthshaus und hat viel Geld.
Schreiber Federkiel
Sitzt am Tisch und schreibt nicht viel.
Knecht Kinkelwurst
Steht im Keller und löscht seinen Durst.
Tochter Agnes
Sitzt in der Kammer und macht die Käs.
Magd Flederwisch
Steht in der Stube und scheuert den Tisch.
Junge Galgenstrick
Steht im Stall und streicht sein Vieh.

Paderbörnisch. Grimm KM. 3, pag. 234.

Im Wunderhorn, Anhang, darnach in Erlachs Volksl. 4, 425 und in meiner Liederfibel pag. 101 (dazu Simrock KB. no. 523):

Als ich ein armes Weib war,
Zog ich über den Rhein,
Bescheert mir Gott ein Hühnelein,
War ich ein reiches Weib.
Fragten mich alle Leut, wie mein Hühnelein hieße.
Bibberlein heißt mein Hühnelein,
Entequentlein heißt mein Entlein,
Wackelschwänzlein heißt mein Gänslein,
Klipperbein heißt mein Zicklein,
Schmortöpflein heißt mein Schwein,

Gute Muh heißt meine Kuh,
Guckheraus heißt mein Haus,
Kegelbahn heißt mein Mann,
Goldenring heißt mein Kind,
Hatergsagt heißt meine Magd,
Ehrenwerth heißt mein Pferd,
Haberecht heißt mein Knecht,
Wettermann heißt mein Hahn,
Hüpfinsstroh heißt mein Floh.

In Firmenichs Völkerstimm. entwickelt sich die Namensreihe in dreierlei Mundarten, in der Freienwalder, pag. 125, in der von der Havel, 130 und in der Soester, pag. 346:

Allesûs hit et Hûs.
Hangean hit der Mann.
Heckselknîf hit et Wîf.
Hebberecht hit der Knecht.
Geldeswerth hit min Perd.
Gellentoh hit mine Koh.
Gellentin hit min Swin.
Trippentrapp hit min Schâp.
Langehals hit de Gans.
Schnetterdenn hit de Ent.
Kuckerdân hit de Hân.
Dirideriderinne hit mine Puthinne. —
Schätterling hit min Kind.
Rothbrost hit min Ochs.
Frettmihalf hit min Kalf.
Trippeltrîn hit min Schwîn.
Träränt hit min Gänt.
Kikintspinn hit mine Hinn. —
Kuikintschap het muine Magd.
Uisentriät het muin Piät.
Miuletau het muine Kau.
Ȯäwernruin het muin Swuin.
Springöäwerdehige het muine Siege.

Küklekü het muin Hane.
Triuer het muin Haineken. —
Tütütü heet mien Hohn.
Hawerstährt heet mien Pährd.
Unverzaagt heet mien Maagd.
Janmitdekann heet mien Mann.
Kickin'nwind heet mien Kind. —

Oldenburg. Kinderr. pag. 62.

278) Rienegnue heißt mî Chue,
Heimlifeiß heißt mî Geis;
Dürlistock heißt mî Bock,
Rübelhoor heißt mîs Schoof,
Haberstrau heißt mî Frau,
Rüfegrind heißt mîs Chind.

Aargauisch.

279) Wo ist den der Vatter, der alte Mann?
er ist i der Chuchi und schärt die Pfann.
wo ist den die Muetter, die alti Frau?
sie ist i der Chammer und rutscht im Strau.
wo ist denn der Sohn, der Gugelhuet?
er ist ûf'm Acher und zieht de Pflueg.
wo ist denn die Tochter, die Lützelhübsch?
sie ist i der Stube=n und mutzt sech hübsch.
wo ist denn die Chöchi, de Hasefratz?
sie ist i der Chuchi und spickt die Chatz.
Eusi Chatz het Junge gleit
innere alti Zeine,
de Pfaff het sölle Götti sî,
iez isch er nit daheime.
iez gohn=i über Feld,
drei Batzen isch mis Geld,
do chumm i zue=n=ere Chille,
isch innen=und ûßä zwille,
do singt de Her: oremus,
ihr Lütli, gänt mir dä dûß,

und dominus vobiscum,
i schloh=n=e um de Tisch um!
amen, solamen, amen,
aliquando non habemus panem!
do bin i halt go gange
und ha der Sack loh bhange,
und het ke Rieme glo,
so b'hanget er sell no.
ei so schlah der Gugger dri,
was soll das für ne Hochsig si!

Fürcht den Stock heißt der Bock — Schüttelsteiß heißt die Geiß — trapp ins Moos heißt mein Roß — Micklemuh heißt die Kuh — Nachtigall heißt der Stall — Rinn und Runn heißt der Brunn — ein und aus heißt das Haus — friß geschwind heißt mein Kind — Grauelschwanz heißt die Gans — auf der Post heißt das Roß — Kugelrund heißt der Hund — Zwickelsack heißt die Magd — zähl genau heißt die Frau — Sonnenstrauß heißt das Haus. — Kretzschmer Volksl. 2, no. 370. 377. —

Zu dieser Namensreihe der Familienglieder, ihres Gesindes und ihres Heerdenbesitzes stellen sich noch einige nahverwandte Lieder und Sprüche, die sich mit der Erzählung des ferneren Schicksals beschäftigen, das auch die Kinder solcher Armuthei-Ehen erwartet, wenn nun diese einst wiederum Ehen schließen und Häuser gründen. Da heißt's: Vielborgen hat eine Stiefmutter, heißt Verkaufdeingut, die gebiert eine Tochter, heißt Giebswohlfeil, dieselbige hat einen Bruder, der heißt zum Thor hinaus. Solcher Art ist in Uhlands Volksl. no. 278 Hausgeschirr, und die geistliche Contrafactur dazu ebenda. no. 333. Der Kinder= und Volksreim hat sich mit demselben Thema allenthalben beschäftigt; hier soll nur dasjenige darunter noch angemerkt werden, was in seither neu erschienenen Sammelwerken wirklich eigenthümlich ist an Namensschöpfung, Gedanken= oder Sprachwendung.

Schnitzelputzelhäusel, zuerst von Nicolai aufgezeichnet, nun mit der Melodie in Kretzschmer's Volksl. 1, no. 122.

Töchterleins wunderlich Kleid. Liederfib. p. 99. Fiedler, Dessau. Volksr. no. 40. Bremer Kindr. 1836, pag. 16.

Was trägt die Gans auf ihrem Schnabel? Liederfib. 94. Fiedler, Dessau. Volksr. no. 37. Meier, schwäb. Märch. no. 88. Dieses deutsche Fragemärchen trifft zusammen mit dem Brauche in Frankreich, eine Märchenerzählung gewöhnlich von der Mutter Gans anzufangen. Dasselbe findet seine Erklärung in der Einleitung zu den Räthseln, Abtheil. III.

Der Frau Füchsin Hochzeit. Stöber, Elsaß. Volksb. no. 191. — Reise nach Lüneburg. Der arme Lirum. Liederfib. pag. 92. 93. Stöber, Elsaß. VB. no. 219.

Unser Bruder Melcher wollt ein Reiter werden. Weyden, Cölns Vorzeit, pag. 234. Simrock KB. no. 115. Bei Firmenich 3, 113 in Samländer Mundart. Hiebei hat der plattd. Liedtext die altbündige Weise am besten beibehalten, so daß sich dieser Reim noch am deutlichsten dem Spruche über der Mutter Hausbestand nahe stellt. Ein Auszug daraus in oberdeutscher Form versinnliche dies:

Unser Bruder Melcher
Wollt ein Reiter werd'n;
Hat er doch kein Tschako nicht,
Konnt' er keiner werd'n;
Nahm die Mutter den Suppentopf,
Setzt ihn dem Melcher auf'n Kopf.
Nahm die Mutter die Wasserkann,
Zog ihm Reiterstiefel an.
Die Mutter nahm zwei Dornen
Und macht dem Melcher Spornen,
Sie nahm zwei Kabisblätter
Und macht ihm Reitergäter,
Sie nimmt den langen Zwiebelsack,
Macht ihm eine Schaberak.
Willst du Handschuh haben zwei?
Steck die Finger in Aepfelbrei.
Willst du einen Reiterzaum?
Ei, da nimm den Hemdensaum.
Und wo ist das Reiterpferd?
Setz dich auf den Küchenherd,
Und im Ofenloch da vorn
Steckt die ganze Uniform!
Suppentopf über'n Kopf,
Apfelbrei Finger drein,
Kabisblätter Reitergäter,
Ofengabel Reitersabel,
Hemdensaum Reiterzaum,
Hagedorn Reitersporn,
Zwiebelsack Schaberak,
Küchenherd Reiterpferd,

Ofenthür hinten und für,
Bettelei und Armuthei,
Ist das nicht eine Reiterei!

Reitergäter in Bayern die Reithosen (Schmeller Wb. 282), in der Schweiz Gamaschen. Den in die Fremde ziehenden jungen Parzival läßt der Dichter Wolfram von Eschenbach in ähnlicher Weise der verkehrten Welt durch die Mutter Herzeloyde ausrüsten.

---

4) Die Blumenorakel.

Einleitung.

O sanctas gentes, quibus haec nascuntur in hortis Numina!
Juvenal. Satir. 15.

Notker hat die Psalmenstelle 63, sagittae infantium factae sunt plagae eorum, also übersetzt: iro strala uurten chindostrala, diu ûzer stengelon iro scoz machont. Der Thurgauer Mönch erinnert sich also bei seiner Bibelübersetzung ums Jahr 1000 eines Kinderbrauches, den er ehemals auf der heimathlichen Burg im Zürcherischen Elgg selbst mitgetrieben haben mochte; jener Sitte, mittelst Gräschen zu schießen, mit einem „Bolz" gegen den abziehenden Winter zu schießen (no. 236), und mittelst Halme das Glücksloos zu ziehen. Derselbe Brauch heißt heute Holderschoz-Schießen und gilt im Badischen Schwarzwalde gleichbedeutend mit einen treuen Schatz haben. Die Lieder unseres Mittelalters reden davon z. B. Carmina Burana, ed. Schmeller pag. 188. 198.

Süziu vrowe mîn,
la mich des geniezen,
du bist mîn ougen schîn,
Venus will mich schiezen. —
nu sin stolz und hovisch, nu sin hovisch und sin stolz.
Venus schiuzet iren bolz, Venus schiuzet iren bolz.

Der Liebhaber pflegte dabei Gras und Kraut, wie es seiner Hand zunächst war, abzupflücken und zielend es gegen die Begehrte hinzuwerfen, zu schießen, zu spicken; es wurde dazu ein Sprüchlein gesagt, dessen Reim durch den überreichten Gegenstand bedingt war. Ein solches heißt z. B. in einem Liebesbriefe aus dem 16. Jahrh. in Mones Anzeig. 1838, pag. 552: Von Lilien ein Bett, von Wolgemut ein Deck, mit Rosen umsteckt! Oder in einem Aargauer Kiltspruche:

I laß sie grüeßen durh es Hämpfeli Strau:
i wott, si wär mi libi Frau.

I löß si grüeßa dör en Rosamaristengel,
si lid mer am Herza wi n'en Engel.
Tobler, Appenzell. Sprachschatz p. 239.

Den Hellenen galt ein ähnlicher Brauch mit Blumennamen dichtend zu spielen und solches zum Tanze Anthema zu singen. Athenäus 14, 629 hat einen solchen Spruch aufbewahrt, der übersetzt so lautet:

Wo ist meine Rose, wo ist mein Veilchen, wo ist meine blühende Winde?
Da hast du die Rose, da ist das Veilchen, da hast du die blühende Winde.

Den Charakter solcher Spielreime bestimmt eine Predigtglosse des 14. Jahrh. (Mone Anzeig. 1839, 499) mit bezeichnender Naivetät also: Vers, daz sint waltzer oder kerer, wan man muoß die rede hin und her waltzen. — Nahm die besungene Freundin die ihr dargereichte Blume oder Frucht, so war dies dem Geber zugleich eine Erlaubniß, sie in den Reihen zu führen, und es begann der Tanz. „Es ist gewohnheit am irdischen dantz, das man außtailt öpfel vnd piren, kirschen, treüblin vnd dergleichen obß." Geiler v. Keisersb. Freud der Seligen, Bl. 119. Augsb. 1514. In dem Spielregister, das Fischart, Gargant. cap. 25 von denjenigen Jugendspielen angiebt, die seiner Zeit üblich waren, erscheinen aufgeführt: Was für Blümlen gebt ihr mir zum Kranz? — Ich fang euch ohn' ein Meyen, ich fang euch wa ich euch find. — Was für Blumen zieren sich wol? — Rindenpfeiflein, Weidenböglin. — Des Körblinmachens.

Letztgenanntes begegnet wieder in der Reihe der nachfolgenden Spiele. Fischart führt aber auch noch das „Hälmliziehen“ mit auf, dasselbe, das eine pfälz. Handschrift (in Mones Anzeig.) und Hoffmann Hor. Belg. 6, 188 erwähnen:

zwei spilten greszlis,
zwei brachen des meien risz, ꝛc.

Dies ist das allverbreitete alte Spiel, wobei mit einem längeren und kürzeren Strohhalm gelost wird. Im Appenzell, wo man es mit einem Hölzchen, einem bloßen Splitter (Spießchen) spielt (Tobler, 378), wird es „Spießli zücha“ genannt, daher *Speßli fella* überhaupt ein Spiel machen bedeutet. Das Sprichwort, den Kürzeren ziehen, für verlieren, in der Nachhand sein, erklärt sich daraus. Hugo von Trimberg sagt von einer Jungfrau, die ihr Verführer im Stiche läßt: ir ist der halm vorgezogen. 12117. (Bamberg. Ausg.) Walther von der Vogelweide erzählt uns, daß er als Liebender selber dieses Orakel über sein erwartetes Liebesglück befragt habe, und versichert mit einnehmender Offenherzigkeit, daß dazu auch ein Glaube gehöre:

Mich hat ein halm gemachet frô:
er giht, ich sül genâde vinden.
ich maz daz selbe kleine strô,
als ich hie vor gesach von kinden.
nû höret unde merket, ob siz denne tuo.
„si tuot, si entuot; si tuot, si entuot; si tuot,“
swie dike ichz tete, sô was ie daz ende guot:
daz tröstet mich, dâ höret ouch geloube zuo.

An Göthe's Blumen zupfendes Gretchen „er liebt mich, er liebt mich nicht“, braucht nur erinnert zu werden.

Die Blumenorakel.

Schicksalserforschung.

Bellis perennis, Gänsblümchen, heißt aargau. Gänsefüßkraut: Gäusegiseli, Gisigäuseli, Giseli-Gigeli, Gibele, von Gaus, plur. Gäus, anser, und Giseliz, glicerium: Diut. 3, 145. Indem man die Blüthenblättchen einzeln abzupft, sagt man dabei, das Mädchen:

280) Ledig sî, Hochsig ha,
is Chlösterli ga?

Der Knabe: rîch, arm, mittelgattig? oder: viel, wenile, gar nüt? Vgl. no. 283 Margrittli, das in Steiermark Ruckerl, nhd. Maßlieb heißt, weil es das: er liebt mich ꝛc. bemessen hilft.

Schätzligras, poa pratensis.

281) Man macht damit das Halmziehen, um sein Schätzli und Herzchäberli so zu erforschen. Will man erfahren, wo dieses stecke, woher es einst komme, so erfaßt man das Gras unterhalb der Rispe, zieht den Halm behutsam aus seiner unteren Halmscheide, nimmts sodann zwischen Daumen und Zeigefinger, daß die Blüthenrispe abwärts schaut und drückt den Saft von unten in den Stengelhals hinauf. Das Safttröpfchen, das nun oben am Hohlstiel erscheint, zeigt mit seiner Richtung den Ort an, wo das Herzchäberli wohnt.

Spitzgras, carex.

282) Um zu wissen, ob sich ein Wunsch erfüllen werde, nimmt der Knabe 6 bis 10 Halme und giebt sie einem Mädchen in die Hand; es ergreift die Gräser an den Spitzen und giebt sie ihm also am untern Ende wieder zurück. Während er sie so hält, knüpft sie die Halme je 2 aneinander. Bilden diese hernach beim Entfalten einen vollständigen Kranz, so geht jener Wunsch in Erfüllung.

Margrittli, doronicum bellidiastrum, Maßlieb.

283) Man erprobt damit seinen einstigen Himmelsplatz:

Himmel, Höll, Fegfü'r, Paradies.

Dann die Dauer der Liebe: lieb i, lieb i net?
Oder einstiges Schicksal, einstige Standeswahl:
Edelfrau, Bettelfrau, Bûrefrau.
Edelmann, Bettelmann, Bû'r, Soldat, Student.
Kaiser, Künig, Hêr, Tauner.

Gleiches geschieht beim Zupfen der Wucherblume, colchicum autumnale, sowie der Kilt- oder Lichtblume (leontod. tarax.)

Johannisblume, chrysanthemum leucanthemum.

284) Man wirft die inneren, die Korbblümchen davon in die Luft; soviel Staubfäden davon im Herunterfallen auf der umgekehrten Hand liegen bleiben, so viele Jahrzehnte wird man alt, so viele Weiber, Kinder u. s. w. wird man haben. Auch zum „Lösli-Ziehen" dient die Blume, dann heißt sie aber Wucherblume, ital. occhio di bue.

Mattäneli, bald primula veris, bald plantago media.

285) Ihre Namen sind Mattedäneli Mattetätsch, Denkeblüemeli, Herezeiheli, Schlüsselblüemli, Händscheli (Stalder 2, 192 und Junius Nomcl. p. 159). Sie ist die Blume verschmähter Liebe:

I goh=ne durh d' Bächlimatt ab
und günne Madänele ab,
Madänele breche,
es Chränzli drûs flechte
ûs lûter Madänli und Chlee:
itz ha=n=i kes Schätzeli meh!

Denkblümli, Denkeli ist sonst viola tricolor.

Hundsleck, cynoglossum officin.

286) Man legt das Kraut auf eine Verletzung und spricht:

Lucifer und Tüfelsrüter,
heil mir mîne Bibi wieder.

Radblume, primula vernal.

287) Außer dem Namen Schlüsselblume, heißt sie besonders Nebetloch; sie hat, sagt ein hs. Kräuterbuch, keine Röhre, die Mündung ist flach und platt als die Borag. Mit ihrem Namen Rad=Kreuz weist sie auf eine altheilige Bestimmung, man vgl. Holyrood = hl. Kreuz. Die Kinder sprechen daher beim Schlüsselblumensuchen:

Schätzeli, du Rad Nebetloch,
gsehn' i di nit, so schmöck' di doch!

Frühlingsempfang.

Taraxacum pratense, Löwenzahn.

288) Sie führt eine ganze Schaar von Namen und ist die allerüblichste Spielblume. Sie heißt Hopfe, weil man sie zu einer Art Wasserheber gebraucht, um sich damit zu bespritzen; Gügene, Röhrlichrût heißt sie, weil man sie als Kinderschalmei bläst; Liechtstock, Kiltblume und Laterne, weil ihr Blüthenhaupt als runde Lichtflamme einer Kerze gedacht wird, das man sich in der Hand gegenseitig abzublasen sucht; Wäjeschwanz heißt sie, insoferne sie die Blüthe der Weihesäcke ist, deren junge Krautflügel zu den Osterkuchen Wäjen, verbacken wird. Oberdeutsch. Gebildbrod, no. 36. Chrotteblume heißt sie, weil man mit ihr und mit der Chrottenbösche, caltha palustris, und dem Chrotte=chrût, ranunculus ficaria, die Kröte in Verbindung bringt, das

Thier des Fruchtsegens, das unter jenen Milch- und Butterblumen wohnt. Ihre übrigen Namen sind daher auch lauter landwirthschaftliche: Säustock, Säurüssel, Chüeblume, Tellerblume, Därtscheblume, Mattetätsch (nach ihrer breiten Gestalt). Vorzugsweise heißt sie beim Kinde: Feßlene, Ringelblume und Chettemli. Man schlingt nämlich die Hohlstengel in einander und bildet daraus Kettenglieder, welche so im Spielkreise gehalten werden müssen, daß sie während des gleichzeitigen Kindertanzes einen innern Ring bilden; wer aber diesen im Tanze zerreißt, wird pfandpflichtig. Der dazu gesprochene Tanzreim ist durch ganz Deutschland verbreitet. Vgl. Aargau. Kindsp.: Abthl. VI, Maispiele: Feßlene- und Chettemli. Die Pflanze ist so heilkräftig und wirksam, daß sie dem Liebenden Seligkeit und Himmelsglück gewährt (Aargau. Räthsel no. 416) und ihn dem Auge der Geliebten in aller Schönheit darstellt.

Ein handschriftliches Brugger-Receptierbüchlein besagt: Wäscht man sich mit dieser Blume Milch, so kommt man in Jedermanns Gunst, gräbt man ihre Wurzel Sommers am Bartholomäustage aus und trägt sie, in 9 Stücke geschnitten, 9 Tage am Halse, so heilt sie die Flecken im Auge. Aehnliches behauptet Muralt, Hippocrat. helvet. — Diese Tugenden sucht man außerdem nur noch in der Meisterwurz, astrantia alpin. major. Die Blume, die mit ihrem Namen Sonnenwirbel, Lichtstock, Pfaffenstiel, Wäjensäcken auf die Frühlingssonne hinweist, wird im Kinderspiele zugleich mit der Tanne vereinigt genannt. So geschiehts um Johannis im Harze, Wolf Ztschr. 1, 81. Die Tanne gilt noch als Zeiger des Sonnenstandes; haut man einen gegen die Morgensonne gekehrten Tannenzweig vom Baume und steckt ihn ans Haus, so sinkt oder steigt er um einen Zoll, je nachdem die Witterung schlecht oder gut werden soll. Die Tanne ist deßwegen der Maibaum, den alljährlich mit der Maililie geschmückt, mit Rosmarin und Goldpapier beflattert, die Kinder singend ins Dorf tragen, folgende Tanz- und Auszählsprüche singend:

289) Anneli-Susanneli, chum mit mir über de Rhî,
i will der en Maje mache vo Guld und Rosmeri.
Anne-Marianne,
goldene Tanne,
goldener Tisch:
divis-dävis, dûße bisch.

290) Stîget ûhe ûf die Tanne,
hauet abe Rosmeri,
hüer cha me no nig wanne,
ûfs Johr mueß es Saigeli sî.

Saigeli, Leitersprosse am Steigbaum in der Scheunentenne.

Man wird also aufgefordert, Rosmarin zum Schmucke der kleinen Tanne abzubrechen, auf welcher man heuer noch nicht ringen kann. Denn wie Winter und Sommer selbst als Wettringer im Kinderspiele auftreten, — Volkslieder in Panzers bayr. Sag. 1, 253 und in Toblers Appenzell. Sprachsch. p. 425 schildern diesen Zweikampf — so halten auch die Knaben besondere Wettkämpfe zu Ehren des begangenen Frühlingsfestes: vgl. Aargau. Kindersp. Abth. VII, Jugendfeste, f: „Laubeinkleidung."

291) Herr, i bin ûf diner Tanne,
chast mi net drab abe wanne.
Herr, i bin ûf diner Brugg,
gist mer ei's, so gang i z'ruck.
rite, rite, guldige Tanne:
cha mi niemen abe wanne.

Damit werden die Kameraden aufgefordert, selbst auf den gefällt liegenden Festbaum hinauf zu springen und den Andern davon hinabzustoßen. Der Baum ist hier zugleich ein Wahrzeichen der Brücke des Regenbogens, weßhalb denn jedes feurige Phänomen Wetterbaum, das Nordlicht Tanne heißt. — Kettenblume, Winde (Regenblume geheißen) und Tanne gelten für witterungskündende Pflanzen. Der Tanzreim nennt sie daher der Reihe nach mit.

292) Wo sind au eusi Chinde? sie tanzit ûf de Winde. (Regenblume, alias: Linde).
wo sind au eusi Maidli? sie tanzit alli weidli.
wo sind au eusi Manne? sie tanzit ûf der Tanne.
wie zitteret die Tanne, wie tanzit eusi Manne!
biri-biri-bô: wenn wennt die Manne hei cho!

Zum Wettermachen.

Chapezinerli, tropaeolum majus.

Schließen sich die Blüthenblätter dieser Pflanze, so deutet man es

auf baldigen Regen. Chapezinerzipfeli dagegen ist Noli me tangere, impatiens, und man hängt diese Blume gegen Beherung um den Hals. Die Bedeutung beider Blumen spielt ineinander. Wenn die Kinder im Sommer Steine in den Bach werfen, in der Meinung, dadurch Gewitter herbei zaubern zu können, so heißen diese Wettersteine gleichfalls Kapuziner; der Holländer nennt obige Blume die Plompe, von plompen, hinfallen, hinstürzen, und verfährt sehr vorsichtig im Brechen und Tragen derselben. Myth. 620. So rufen daher auch unsere Kinder bei diesem Blumenspiele:

293) Chapuziner i's Wasser gfalle,
han e ghöre plumpe;
hätt' er mi bîm Zipfel ghebt,
wär' er nit vertrunche.

Gleicherweise spielen die Kinder in Schwaben „Hagelloch beim Dommisloch", und dieser Name erinnert an die Höhle Tomilisloch am Luzerner Pilatusberge, wo jener Bergsee mit dem darein versenkten Pontius Pilatus liegt, in welchem jeglicher Steinwurf ein Hagelwetter hervorbringt. Vgl. Meier, Schwäb. Kindr. pag. 96 und 147, wo das Spiel „regnen lassen" heißt — und Aargau. Sagen 1, p. 326. 328, wo dieses Tomilisloch der Wohnsitz der Wetter machenden Zwerge ist. Das Alter obigen Spruches und seine verschiedenartige Verwendung erhellt aus Fischart, Gargant. c. 45 — ferner aus Sutor, Chaos Latin. 2, 850 — sowie aus dem im Ammenbrauch (Abthl. IV, 3: Hauszucht) wiederkehrenden Satze.

Ebenso tritt Regen ein, wenn Jemand die Regenblume, convolvulus sepium, die weiße Zaunwinde knickt. — In Graubünden ist's ein Spiel der Knaben, beim Nebel zwei Stöcke an einer Heuscheuer so lange zu reiben, bis sie rauchen. Dies soll den Nebel vertreiben, „den Nebel hele, castrieren." E. Meier, schwäb. Sag. no. 296. Zellweger, Appenzell. Gesch. Bd. 1, kennt ebendasselbe und nennt's „de Tüfel häle", ihn entmannen.

Alpenrose, Rafausle.

294) D' Rafausle, d' Rafausle, die wachsed ûf der Alp,
und wenn der Schnee zergange ist, so fahret d' Bûra z' Alp.

So singen die Kinder in den Glarner Dörfern, wenn im Frühjahr die Heerden auf der Alpfahrt hindurch kommen. Der Kanton Glarus,

von Heer und Blumer, pag. 302. Rafausle ist rubuscula, daher Tiroler Ortsnamen Rabuschla, am Eisack Rafuskel. Steub, Rhätische Ethnologie, pag. 113.

Spiele mittelst Blumen.

Gläsli (hyacinthus orientalis) oder Wi: Farbangeben mit geschlossenen Augen.

295) „Gläsli oder Wi?"
Gläsli!
„zupfet all am Näsli!"
Wi!
„schlönd alli z'sämme drî!"
wottisch Messer oder Gable,
Chämi-ûf oder abe?

(Chämi, Kamin). — Wie der Blumenname Muttergottesgläschen entstand, erzählt die Kinderlegende. Myth. 1146. — Vgl. Loos- und Zielspiele: Eli, Eli!

Roßhuebe, tussilago petasites.

Badende Knaben decken sich mit dem großen Blatte der Pflanze den Kopf. Wem man es im Schwimmen abnehmen kann, der muß dreimal untertauchen und einen Stein vom Grunde bringen.

Mädchen- und Knabenparteien rufen sich höhnend zu:

296) Alli Buebe
stinked wie Roßhuebe. —
Pomeranze:
Maitschi stinke, Buebe tanze. —
Chruselbeeri, blaue Dinte:
d' Buebe schmöcket wol und d' Maidli stinke. —

Chruselbeere, ribes crispa, dient im Kinderspiele dazu, den bläulichen Saft als Schreibdinte gelten zu lassen.

Heubeeri-Suchen.

297) Heubeereli günne,
d' Stüdeli lo stoh;
d' Maidli ûfhänke,
d' Buebe lo goh.

(Heidelbeere, die um die Zeit der Heuernte reift.)

298) Heubeeri, meh wedder Laub!
der Neubûr het si Frau verchauft.
wie thüer?
um en Sack voll Sprüer.
wie meh?
um en Sack voll Chlee.
wie minder?
um en Sack voll Schindle.

Sauerampfer= und Süßlingsgras=Suchen.

299) Habermarch: macht d' Buebe starch!
Hämpflefuer: macht d' Maidli sûer!

Rumex acetosa, Sû'rhampfele, macht, wie die Kinder glauben, lausig, wer den rothen Samen ißt. Habermark und Malche ist tragopogon pratensis. Es heißt in Laßberg's Ldſ. 3, 122:

bremen unslit, mukenmarc:
dâvon werden slingen starc.

Kletten sich anwerfen (lappa).

300) Der Esel trait's und weiß nit,
er ist en Nar und saits nit.

301) Joggeli, chast au rite: jo, jo, jo!
ûf alle beede Sîte? jo, jo, jo!
häst dem Rößli Haber gäh?
so wei mer's zwüschet d' Füeß neh.

Man nimmt den Hohlstengel des Löwenzahn, lähmt ihn in der Mitte durch einen Einbug und steckt durch einen Schlitz ein langstieliges Gänse=Gismeli, bellis perennis, hinein; zieht man unten am Stengel, so muß das Blumenköpschen oben über dem Schlitz dazu nicken.

Steufmüeterli.

Viola tricolor; die blauweißen hält man für besonders heilsam, die gelben für ein Abbild der Bosheit, weil die Blume, je älter, um so gelber und „nîdiger" wird. Man singt daher beim Blumensuchen: Schwigerli=Schwögerli (Tobler, pag. 404), oder:

302) Steufmuetter:
s' Tüfels Unterfutter.

Andere sehen in den drei Staubfäden zwei Kinder, welche die

Stiefmutter zum Nachtheil des dritten beschützt. Auch als mißgünstige Schwiegermutter erscheint sie:

303) Miner Muetter Schwigeri mit ihrem chrumbe Hals,
sie mag ne strecke wie se witt, so gseht sie doch nit all's.

In Mone's Anzeiger 1838, 503 heißt es nach einer ndd. Hs. aus dem 15. Jh.

Steffmoder is en bose Ernith,
Steffmoder de dhot selden guith.

304) Sterneblume, Tulipa,
Majerisli, Schmöckdra:
chum, mer wändt es Schöppli ha!

Schmöckdra oder Schmöckerli: reseda odorata. Majerisli: convallaria majalis. Kinder trugen sonst einen Maibaum mit Frühblumen singend durchs Dorf und bekamen dafür an den einzelnen Thüren oder beim Wirthe ein kleines Geschenk; darauf deutet hier „Schöppli".

305) Euphorbia cyparissias.

Sie wird Esels-, Schlangen- u. Tüfelsmilch genannt. Man schlingt einen Grashalm zu einem kleinen Ring zusammen und zieht ihn durch den feuchten Mund, daß der Speichel den Halmring wie mit einem Spiegelein ausfüllt; alsdann läßt man den Stengelsaft einer gebrochenen Euphorbia leise auf dies Fensterchen triefen. Die hübschen Färbungen, die daraus im Sonnenlichte entstehen, machen das Ergötzen der Kinder aus. Auch nennt man diesen vordringenden Pflanzensaft Tüfelschötter, Tüfelsspäutzi (Speichel) und betupft Warzen damit.

306) Seckelidieb!
„bisch mir am Füdli lieb!"

Das eine Kind nimmt Thlaspi bursa pastoris, Hirtentäschlein, und fordert den Kameraden auf, es sich zwischen die Zähne stecken zu lassen und drauf zu beißen; während es ihm die Stengel durchzieht, bleiben die Pflanzenkapseln zwischen den Zähnen stecken. Nun wird es ein Beutelschneider, Bütelbetrüger, Seckelidieb genannt, und antwortet darauf nach Laune. Gleiches geschieht mittelst des Hasebrödli, briza media, und mittelst des Liechtstocks, taraxacum pratense, wenn diese Pflanzen ihre Haarkrone haben. Mit dem Hasebrödli wird das Wannen- und Chörbliflechten gespielt. Eines schließt die Augen und bekommt

zwei Zittergräser mit ihren Brödchen (Blüthenrispen) zwischen die Zähne gekreuzt, es soll sie also festhalten, damit der Andre das Flechten damit beginne; allein dieser zieht ihm den festgehaltenen Doppelhalm nach entgegengesetzten Seiten zugleich aus dem Munde und es bleibt der Spelz zwischen den Lippen. Sein Räuspern und Spucken giebt dann zu lachen, während man den Gefoppten hartnäckig versichert, Hasenbrödli schmecke süß. In Schwaben nennt man Hasenbrod dasjenige, das man Kindern beim Besuche in fremden Häusern reicht: E. Meier, Schwäb. Kindr. pag. 91. Das eben erwähnte „Hälmlein durchs Maul ziehen" als traditionelles Foppspiel in Bayern: Schmeller, Wb. 2, 182. Weil man dabei zu kurz kommt, so wird die Phrase: ins Gras beißen, mordre la poussière darin ihren Sinn haben, daß der, welcher gewaltsamen Todes stirbt, ein vom Tode Betrogener, Ueberraschter ist.

Pulmonaria offic., Lungenkraut.

Beim Pfänderspiele kommt unter anderen Fragen, gegen die man sich aus der Spielstrafe lösen muß, auch folgende vor:

307) Was häsch g'gässe?
grüene Messer (Masholder).
was häsch trunke?
grüene Lunge.

Dasselbe in Koblenzer Mundart, Firmenich Völkerst.:

Wat hatt er gäß? greene Kräß.
wat hatt er getronk? greene Gronk.

308) Gigampf, Wasserstampf!

rufen die Kinder, wenn sie Kranz und Blumenbüschel opfernd ins Wasser werfen. R. Tanner, Heimathl. Lieder, Zürich 1846, bespricht diesen Brauch, den er am Schaffhauser Rheine von Kindern gesehen. In Swinemünde thun es die im Meere badenden Frauen. Kuhn, Nordd. Sag. 464. Vgl. in Grimms Mythol. 555. die Beschreibung, welche Petrarca von den im Rheine badenden Frauen zu Cöln entwirft. In den Ilfenborn bei Sieversbausen, einem Kleinkinderbrunnen, werfen die Kinder noch jetzt Brod, Zwieback und Blumen. Schambach-Müller, ndsächs. Sag. no. 81.

309) Franz, Franz,
loh mer mini Pfîfe ganz!

so ruft man in Röhricht und Weidich, wenn man die jungen Nachtriebe zu Pfeifen schneidet und den Bast mit dem Messerrücken losklopft. Grimm, Mythol. 1190, sieht hierin einen Nachklang jener Zauberlieder, die man sonst auf Bast und Rinde schrieb, und welche, wie sie die Frucht aus der Mutter Schoß zu treiben vermochten, hier den Bast vom Holze lösen sollen. Es folgen dorten dazu mehrere Formeln dieses Spiels, zu deren Unterstützung die mittlerweile neu erschienenen bei Firmenich 2, 102, 561 gehören: Niklos, mach mer min Piff los! Anne Gret, mach daß min Piff geht! Saft-Saft-Sinn, Keän (Kern) ean die Minn (Frucht auf die Mühle), Schdeab (Staub, Hülse) ean die Bach: dout mai Paische ean healle Krach! Aus der Wetterau. Dieser Spruch weist nach, daß man die Jahresfruchtbarkeit anbläst, wie man gleicherweise den Mai einholt und ansingt; wie der Saft in die Bäume steigt, soll er auch in den Fruchthalm schießen. Der in unserm Spruche angerufene Franz soll als Appellativum gelten, um einen weichen, schwachen Menschen zu bezeichnen:

Denn Doctor Siemann hat das Rathen,
der spickt (den bösen Weibern) also den Braten
vnd macht zum Narrn den armen Frantzen,
das er muß nach seiner Pfeiffen tanzen.

B. Waldis Esop 4, 81. Das Feminin ist im liber Vagatorum (Adelung) und bei Fischart die Lo-fränzin, Pfaffenkellnerin und Buhldirne. Von den schönbärtigen Stutzern heißt es, Uhland Volksl. 366:

ich main die stolzen Franzen,
die auf dem Pflaster umbschanzen
und ire Härlen pflanzen.

Vom Waldeckschen an bis an die Grenze des Bergischen durch die Ruhrgegenden heißt der beim Bastlösen angerufene Wassergeist: Der blinde Hesse mit seinem langen Messer. Wolf, Ztschr. 3, 53. Der Reim zum Pfeifenschneiden heißt in Köhlers Mutterschule und darnach in Liederfibel, pag. 48:

Zapf, zapf, Pfeife: auf dem Mühlendeiche
da steht ein Mann, der heißt Johann,
der hat so rothe Strümpfe an.

Hier erscheint also der rothstrumpfige Wassermann Hans, der auf

den Mühlendeich herauf steigt, Regen bringt oder den Mühlbach schwellt, sobald man ihm mit der Weidenpfeife lockt. Der Vogel Regenpfeifer, Numenius Arquata, mag damit zusammenhängen. Auch der Rattenfänger von Hameln ist ein Pfeifer und heißt Bunting, Rothjacke. In Wolfs Hess. Sag. no. 14. lassen die Bauern alles Feldungeziefer und alle Gewitter durch einen Herenmeister aus dem Lande pfeifen. Dies gemahnt an das Buchstabierwort der Kinder „konstantinopolitanischer Dudelsackspfeifer". Von der todtenerweckenden Pfeife, welche den Geistern eigen ist, handelt Aargau. Sag. (Schlüsseljungfrau von Tegerfelden) 1, pag. 244.

---

5) Tanzsprüche.

310) Ringel-Ringeli-Reihe,
d' Chinde gönt i d' Maie,
sie tanzet um die Rosestöck
und machet alle Bode-Bodehöck.

Ringel-Ringeli-Reihe,
d' Chind sind alli Chraje,
d' Chind sind alle Holderstöck
und machet alle Bode-Bodehöck.

311) „O mer hänt en schöne Ring,
warte wart e Wile lang!"
jo mer went ne scho vermindre,
warte wart e Wile lang!

Wart es Wili, beit es Wili,
sitz es Wili nieder,
und wenn d' es Wili gsäße bist,
se chum und säg mer's wieder.

312) Ammereile, Zuckereile,
chumm, mer wei go tanze,

nimm e Stückli Brod i Sack
und Habermehl i Ranze.
Heinibutzi, Chlînibutzi,
gang mit mir in Cheller,
um en Oepfel, um e Bire,
um en Muschkateller.
Wiße Rüebli, gele Rüebli
sind am beste pflanze,
s' meint es jedes Bûrebüebli,
s' chönn am beste tanze.
Zizebüseli z' esse gä,
gugget, wie sie lueget.
Chlîne Maidli tanzet gern
mit de große Buebe.
Euse Magd heißt Ite,
s' Stühli stoht ehr net recht,
sie stellt es Chessi ûf d' Site
und tänzerlet mit dem Chnecht.

(Aus dem Emmenthaler Kuhreigen: Wunderhorn 3, 130.)

313) Euse Pfarer hät s' Tanze verbotte,
iez tanzet er selber mit s' Sigriste Tochter.
Sigriste Tochter hät Höseli a,
sîde verbändlete Zötzeli dra.
de Her Pfarer hät gseit,
es Tanze sig Sünd;
iez tanzet er selber
mit s' Kupferschmieds Chind.

314) Juhe und Juheirasa,
Juhe und Juheie,
heb di numme fest am Arm,
i lo di gwüß nit g'heie.
alle die Thierli, die Mänteli hänt,
solle zur Hochsig chumme,
denn gîget der Igel und tanzet der Schnegg,
und der Güggel, der schlôt üs die Trumbe.

315) Anne Marie,
d' Buebe stöhnd im Garte,
stoß de Riegel für,
loß die Nare warte!
(Wunderhorn 3, 416.)

Mareili, was machst?
i chüechle für z' Nacht.
Meieli, thue s' Lädli zue,
s' chunt e Dragunerbue,
s' chöme Franzose:
blaue Pantöffli a,
brûne Spitzhose, *)
sammetigs Hüetli ûf
und e roths Bändeli drûf.

316) De Giger spannet d' Saite,
die Finger thüent mer weh.
Muetter, i cha nit raite, **)
doch Reije chönnti meh.

317) Güggeligump und Brôtisbei, ***)
d' Chnabe füehret d' Jumpfere hei,
sie füehrets ûf de Schützeplatz
und sägen enand, guet Nacht, mî Schatz.

318) Annebäbeli, Ditteli,
wo bist diese Winter gsi?
hinterm Hûs im Gärtli.
welle Schölm ist bî der gsi?
der im wiße Bärtli.
und was hät er bî der tho?

---

*) Spitzhose. Kurze Lederhosen, deren Enden unter den umgeschlagenen Strümpfen getragen werden.

**) Raiten, Hanfbrechen; Rätschvogel, der Holzbock, auf den die Hanfabfälle (Agmen) geschlichtet werden.

***) Güggeligump und Brötisbei ist Gogelhopf und Braten, Gebackenes und Gebratenes am Schützentag; Beides wird in ein Nichts verdreht: Gigeligump, Güggeligump ist ein Gaukelsprung zur Geige; Brötisbei, der abgenagte Bratenknochen. Vgl. Tobler, pag. 221.

er hät mi do nüt schaffe lo.
und was hät er witers tho?
Rose g'gunne und Majerô.
und was hät er bî der gmacht?
hät mer Chüechlischnitte brocht,
er hät mer ghulfe Zibeli jäte,
hät mer eis zwei drü vertrette.

319) Jez gsehn i mis Schätzli am Hag abegoh,
s' cha singen und springe, cha Hackbrettli schloh,
cha Hoidibo fahre und hät mi am Seil,
iez ist er mir um en Neuthaler nit feil.

320) Es ist mer niemer lieber, weder euse Chrumb,
er cha gar ordle tanze drümol ringelum.
er macht mit sîne chrumbe Füeße,
aß mer alli lache müesse,
und gumpt mit sîne chrumbe Scheie,
aß mer alli nieder g'heie.

321) Guiguez sonnetta,
salu, salu, d'arrrière,
guiguez sonnetta,
salu, salu, dans!
Mami, ma mère,
guiguez salu d'arrière,
mami, ma mère,
guiguez salu dans!
Oui la marmotte,
guiguez à la porte.
(Kindertanz aus Fiez, eine Viertelstunde von Grandson.)

6) Tageszeiten.

Frühmette.

322) Güggere-hü,
am Morgen am drü
mueß i früeh ûfsto,
aß i cha i d' Chile goh.

Tagesanbruch.

323) Giggeri-güh:
z' Morgen am drü,
z' Morges am vieri,
laufet alli Thierli, —
d' Herre in Rath,
d' Frauen i's Bad,
d' Bueben in Kath.
d' Maidli a's Spinnrad,
d' Bueben i d' Schuel,
d' Maidli an Näistuel.

Frühstück.

324) Z' Morges am vieri
schlofet alli Thierli:
eis im Chloster, eis im Gschloß,
wo me de sûre Räbe chocht,
wo me de süeße Mandeln ißt,
wo me de chlîne Chindle nit vergißt.

Arbeitsbeginn.

325) Es hät eis gschlage, es hät zweü gschlage:
mueß zum Bettli ûße ab dem härte Schrage.
schlôt scho halbi vieri, mueß i Holz sage,
mueß mi Chärstli sueche, mueß wîtwît is Feld,
daß am Obig alles redli ist bistellt.
i der Aern' denn schnîd i, Brod denn han i gnue,
pfîfe chan i denn und singe, tanzen au derzue.

Mittag.

326) S' lütet Mittag:
d' Herre i's Grab,
d' Buebe i's Wirthshûs,
d' Maidlene i's Zuckerhûs.

327) S' lütet Mittag z' Stei im Hag:
Muetter, gang koch, d' Pfanne hät e Loch.
s' lütet Mittag, de Alte=n is Grab:
s' Brod ist im Chübel,
Muetter, gang gim=mer au en Schübel.
(Stein, Fricktphaler Dorf, gegenüber dem Stift Seckingen am Rhein.)

328) Muetter, i möcht Brod, der Müller ist tod,
er lit i der Bütte, cha nümmen ûfschütte,
hat d' Hand a der Ahle, cha nümme meh male.

Ahle, Wellbaum, Müllerwerkzeug. Oel, bayrisches Getraidemaß. Schmeller Wb. 1, 45. Aehlen, Bäume aus dem Wasser ziehen. Schmid, Wb. 17.

Feierabend.

329) Fü'rôbig, Fü'rôbig, thue d' Chuchithür zue,
es gîget en Esel, iez tanzet e Chueh.
Hansôbig Fü'rôbig, thue d' Chuchithür zue,
chum, putz mer mî Stiefli und salb mer die Schueh.

Gute Nacht.

330) I weüsch de e ruehsami Nacht,
vo Rosen es Dach,
vo Maien es Nest,
i wött, daß d' es Engeli au dinn häst.

Gueti Nacht, guet Nacht, mis Bettli ist gmacht,
muß niemer dinn ligge weder i und min Schatz.

Vgl. Wunderhorn 3, 426. Ist bereits bei H. Sachs parodiert: zwei Weiber mit einer Bärenhaut zudecken und mit grünen Rauten bestecken. Mythol. 962, 1. Varianten dieses Schlafsegens: Mone, Anzeiger 1834, 290. Müllenhoff, Schlesw.=Holst. Sag. pag. 519.

Für sauberes Bett und Frühaufstehn.

331) Engeli, muesch 's net lide,
weck mi morn bi Zite,

nit ze früeh, nit ze spot,
wenn die Glogge feufi schlôt.

O du heilige Sant Vit,
weck mi morn ze rechter Zit,
nit zue früeh, nit zue spot,
aß mer's wol und glückli goht.

Nordd. variirend bei Firmenich 1. Bd. S. Vit wird in Thietmars Chronik I. V. c. 11 der kindliche Martyrer genannt. In Abbildungen hat er den Hahn bei sich, Hähne wurden ihm im vorigen Jahrh. noch im Dom zu Prag geopfert. Panzer, bayr. Sag. 1, 317.

7) Jahreszeiten.

Beim Milchscheiden.

332) Schìdi-Scheidi-Anke:
im Bartli wem-mer danke,
de Bartli ist en brave Ma,
wenn er den Anke scheide cha.

Bartli, der Allesträger. Bartlef, das Grasnetz, Fischnetz. Daher die Redensart, wo Bartel den Most holt. In Steierisch-Kärnthen ist Bartel der Name des bescheerenden St. Nicolaus. Weinhold, Weihnachtsspiele, pag. 42.

Trottspruch beim Müelteren.

Das Traubentreten in den Weintrotten verrichten in einzelnen Gegenden, z. B. Klingnau, die Knaben mit Holzschuhen auf Tretbänken; nachher erhalten sie Küchlein; darauf bezieht sich der Spruch mit seinem unersättlichen Wunsche, daß heute der Deckel nicht mehr auf den zum Küchleinbacken geöffneten Schmalzhafen kommen dürfe.

333) Firôbig, Firôbig,
zum Mülteloch ûe;
Schmalzhafe, Schmalzhafe,
kein Deckel derzue!

Beim Schlagen der Fastnachtsscheiben.

334) Schibe, schibe der Rai ab,
der Chuchipfanne s' Bei ab,
dem Ankehafe de Boden ûs,
ietz ist die alt Fasnacht ûs.

Beim Viehhüten.

Wenn die Kühe über die erlaubte Weidgränze hinauslaufen, rufen sich die Appenzeller Knaben zu:

335) Erro = Narro,
Kuh = Schado!

Wenn einer hät Tûben und Schof,
so lieg er nieder und schlof,
numme nit z' lang,
aß ehm de G'werb nit vergang.

Muetter, gim = mer Chäs und Brod,
i will de Geiße hüete,
aß se nit in Haber gônt,
will' ene s' Mûl verbüeze (verbinden).

Beim Probieren der städtischen Feuerspritzen.

Der den Spritzenschlauch lenkende Mann ist gewöhnlich ein Feuerarbeiter oder Metallgießer und besprützt im Scherz auch die umstehende Bubenschaar; diese ruft ihm herausfordernd zu.

Z' trinke, z' trinke:
Gießibuebe stinke.

Beim Johannisfeuer.

336) He he, gent mer au,
gent mer au ne Welle Strau,
oder en alti Frau,
oder en alte Filzhuet,
s' ist für alle Sache guet.

(Eine Fastnachtspuppe wurde sonst verbrannt oder auch ersäuft.)

Beim Ablassen des Stadtbaches.

337) Der Bach chunt, der Bach chunt,
sind mini Buebe = n alli g'sund?
jo — jo — jo!

der Bach isch cho, der Bach isch cho,
sin mini Bueben alli do?
jo — jo — jo!

Vergl. Aargau. Sagen 1, no. 13.

Beim schüttenden Regen.

338) Rege, Regetropfe,
d' Meidli wem-mer chlopfe.
d' Buebe zum Wi,
d' Maidli zum Hüehnerloch ic.

Es schnielet, es fielet,
es goht e chüele Wind;
d' Meidli legget d' Händschli a
und d' Buebe laufet gschwind.

Es regelet, es baihelet,
d' Bäumli werdet naß,
s' Chind sitzt unterm Stüdeli
und s' Büebi bringt ehm s' Dach.
der Schagge hocket drunter,
er wird itz dröpflet naß,
und wenn's e rechte Chüefer git,
so schlüft er in e Faß.

Dach, Regenschirm. Schagge, Jacques. Baihelen (Bähen) dunstiges Windwehen mit winterlichem Reif; Bicht, pruina. Bacht (bei Joh. Tauler) Blähung. Wackernagel Lsb. 1, 866, 33. Puchta (Franken) Faum zerlassener Butter. Journal v. u. f. Deutschl. 1789, 378. Der Küfer, der beim Regen ins Faß schlüpft, ergiebt eine Beziehung auf das Donnerfaß Donars; übereinstimmend damit heißt es in Stöbers Elsaß. Volksb. no. 81: 's rägnet dur e Rumbelfaß, alli Biäwele werde naß.

Regenbogen.

339) Regeboge über de Rhi:
Morn mueß schön Wetter si.

S' ist alles so prächtig und schön,
der lieb Gott ist g'wüßlich nit höhn.

höhn: verstimmt. In Brants Narrenschiff, ed. Zarncke pag. 30 b. scheint **bereits** ein sprichwörtlich gewesenes Vorbild zu stehen:

Losz wittern jn, losz machen schön,
dann ob du joch dar vmb bist hön — rc.

Sonnenuntergang.

340) Großmächtige Sunne, wie schön gohst abe,
o chönnt der au dis Guld abschabe!

Erster Schnee.

341) Es schneit und schneit, daß s' Fetze schneit,
der Samichlaus isch nümme weit.

Bezieht sich auf den Gaben bescheerenden St. Nicolaus.

Schnee am Frühmorgen.

342) D' Engeli hänt s' Bettli gmacht,
Federli flüge runter,
ûf dem Bettli schlofet se,
Nächten sind se munter.

Am Winter, wenns regnet und schneit,
so nimm i mis Schlittli und reit,
und rite bis unten am Rai,
bis mer mis Schlittli verheit.

In Schlitten, Wagen und Kahn fahren heißt reiten. Die Beziehung des Sprüchleins ist erklärt in der Anmerkung des Räthsels, no. 69.

---

8) Spott- und Gassenrufe.

Wer kynd vnd narren sich nymbt an,
der soll jr schympf für gut ouch han,
er musz sunst mit den narren gan.

Brant, Narrensch. ed. Zarncke, p. 68 b.

343) Es chunt e lustige Chüefersg'sell,
hübsche Junge hätt er gern.

o nei, o nei, du Chüebelischinder,
dîn Charsumpel gfallt mer minder,
en andere mueß es sî.

es chunt e hurtige Weberg'sell,
hübsche Junge möcht er schnell;
o nei, o nei, du Schifflischießer,
i möcht di minder as de Chüefer,
en andere mueß es sî.

es chunt e hurtige Schnîderg'sell,
hübsche ꝛc.
o nei, o nei, du Mädelfädler,
i möcht di minder as de Weber ꝛc.

es chunt e lustige Mûrerg'sell ꝛc.
o nei, o nei, du Pflasterchelle,
es hänt mi hüt scho siebe wölle ꝛc.

es chunt en lustige Bettelmâ,
hübsche Junge möcht er ha.
o Jeggerle ja, du Bettelmâ,
du traist mer d' Brod im Säckli na,
ken andere mueß es sî.

Charsumpel, ein Durcheinander, alte Wäsche; das s ist genitivischer Anwachs von Char, Gefäß; Sumpel steht statt Humpel, Haufe.

344) Wie machet's denn die Schuester?
so machet sies.
sie säge, d' sig die beste Sohle,
aber de Tüfel soll se hole.
sie schnîde d' Leder ûf em Brett,
bis ene d' Pech am Füdle chlebt.

wie machet's denn die Becke?
sie nehmet für en Chrützer Teig
und machet drûs Dreibatzelaib
und gheiet 's in en Egge
und säget, es sîg en Wegge.

wie machets denn die Schmiede?
sie schlönt en alte Nagel i
und säge, es sig en nüe gsî

und hauet zue wie's Donnerwetter,
do gits e papierigs Hüehnergätter.

wie machets denn die Weber?
die Weber, das sind schöni Gselle,
die gwohnet sind, es Garn zu stehle.
das best dervo, das lese sie drûs
und rüehre 's i d' Egge nô der Mûs.

wie mache's denn die Chrämer?
sie verschwöre sech zum Tüfel neh,
sie chönnet de Pletz nit anders gä.

wie mache's denn die Schnider?
sie naje mit dem gröbste Fade
und stecket de rein i d' Hoselade,
sie büetze bis der Fade chlöpft
und schiebe de Pletz i d' Bumpersäck.

wie mache's denn die Chüefer?
sie machet drümol Rumpedipum
und heuschet denn drei Batze drum.

wie mache's denn die Fehre?
sie fahret 's Wasser ûf und ab
und fluechet schier de Chragen ab.

wie mache's denn die Dökter?
sie bringet alle Welt ums Geld
und helfet de Lüte ûs der Welt.

Ueber den Küfer führt Fischart Gargant. c. 25. mehrere Kinderreime an: „deß Pimpompoms. Pumpumperlein=pump."

Schuster.

345) Gling=glang=Glorismichel,
Aempeli, Füer und Liecht:
Schustermutsch, ietz mach mer Stiefel,
dini Schüehli stöhnd mer nicht.

Schuemächerlisbue
schlôt Nägel i d' Schue,
hät s' Löchli verlohre,
mueß anders dri bohre.

De Schuester chlopft Leder
über das Brett,
bis ehm sis Hömmli
de Rugge verchlebt.
de Schuester chlopft Leder
über de Leist,
bis ehm sis Hömmli
am Buggel zerreißt.

Schuemächerli, wenn chunst derzue,
wenn machst mer mini neue Schue?
wenn der Draht lât!
wenn lât der Draht?
wann er abefallt!
wann fallt er abe? Gar bald!

Fischart Gargant. cap. 11: „seylis tratrorum, ledere leystis!" — Im Wunderhorn 3, 438.

Spottrufe.

Schneider.

346) Hei lustig Blut und unverzagt!
es hät e Schnegg en Schnider gjagt.
und wär der Schnider nit waidle gsprunge,
so hätt de Schnegg den Schnider gwunne,
und wär nit e Floh dezwüsche cho,
so wär der Schnider ums Lebe cho.
ietz hät er en postpapierige Mage,
me chönnt fufzehhundert Schnegge dri jage.

De Schnider und si Frau
sitzet ûf ere Welle Strau.
d' Welle Strau brünnt,
der Ankehase rünnt,
und d' Chüechlipfanne het es Loch:
Gibeli-Gäbeli-Geißbock.

347) Der Schnider mit der Scheer
lauft die ganze Wuche leer.
am Sunntig mueß er d' Hose büetze,
am Mäntig der Geiß es Mûl verbüetze,
am Zistig bindt er's a's Ofenstüdli
und git ere en Dätsch is Füdli.
denn goht's bis ûf die Mittwuche,
do steckt ere d' Nasen i d' Tischtrucke.
am Donnstig möcht er gern rîte,
die Geiß mag's nonig verlîde.
am Fritig sattlet er d' Geiß
und goht mit ere ûf d' Reis
und seit, du bist e Geißbock
und meinst, du sigest en Landvogt;
gimmer, was d' me schuldig bist,
hunderttûsig Chrone!
do wirft die Geiß e Bohne
und seit ehm: Meggmeremeh,
gelt, Schnider, i ha der geh!
es springt die Geiß de Berg ûf,
der Schnîder springt ere nôh,
die Geiß hebt der Wadel ûf,
der Schnider isch nümme do.
es chunt es Müsli s' Bergli ue
und lôt es Cheigeli fahre,
do lit de Schnider hintezue
mit Nadle und mit Fade:
ach lieber Schnider, stich me nit,
i muß di ûf d' Hochset lade!

Aehnlich aus dem Samlande: Firmenich 3, 111.

348) Nächten bin i fischen g'gange,
und da hats mir grathen:
hab einen buckligen Schneider gfange,
hab ihn lassen braten.
wie er braten ist g'wesen,
hab i g'schrien, zum Essen!

kommt ein verstohlener Spatz daher,
hat mir den Schneider gfressen.

Mündlich aus Altbayern. In dortiger Mundart ist Schneider zugleich Namen der auf dem Wasser laufenden langfüßigen Wasserschnake.

Fuhrmann.

349) Wenn i e molen es Fraueli ha,
so weiß i, was i mache.
i lege n-em es Chommet a
und fahre mit em z' Acher:
hüst, hot, hotrioh,
Fraueli, lauf mer nit dervo!

Vgl. Uhland Volksl. 2, pag. 754.

Schlotfeger.

350) Chämifeger, schwarze Ma,
hest e schwarzes Hömmli a!
keine Jumpfre i Paris
chönt der's wieder wäsche wiß.
Chämifeger, Stangeträger,
mit dem Bese, mit dem Lumpe,
macht die alte Wibere z'gumpe.

Müller.

351) Müllimäler,
Roggestehler,
Chernebißer,
Büreb'schißer.
d' Schölme sind nit all Müller,
aber d' Müller alli Schölme.

(So klappert das Mühlenrad.)

Bauer.

352) D' Büre sind all Esle,
sie glaube, was me will,
me cha sie überhösle
mit eme Löffelstiel.

Bauernkind.

Bürebüebli,
ißt gern Speck und Rüebli.

Schwarzwälder Holzhändler.

353) Wi-hähne, Wöschröhre,
will Niemer was ghöre?
Chübeli, Züberli, Salzfaß,
wenn s' regnet, werdet d' Stei naß.

Chüefer.

354) S' Chüebelibinders Maidli
und s' Chübelischinders Bueb'n
hent enander gschlag'n
um en Chriesisturm.

Chriesisturm: Branntweinrausch, zugleich Backwerk; in letzterer Bedeutung führt der Ausdruck auf stor = groß; eine in purem Rahm gekochte Polenta nennt der italienische Schweizer Polenta storna. Franscini, Kant. Tessin, pag. 114.

Wallfahrer.

355) Einsidler, was träget ehr hei?
leere Seckel und müede Bei!

Der Arme Mann in Tockenburg, ed. E. Bülow 1852 pag. 315 bringt das Sprüchlein vom Jahre 1797. Die Kinder rufen es den schwarmweise aus Einsiedeln in Schwyz zurückkehrenden Wallfahrern nach.

Wandernde Dienstboten.

356) O du schlarpigs Oepfelmues,
du machst, daß i vom Meister mueß.

Hüt ist Bündelistag,
und morn ist Liechtmiß.
mach du dis Bündeli z'weg
und säg, Gott b'hüet üs!

Marktweib.

357) „Ankefrau, wa hesch au?"
witt es Brötis, witt e Chäs?
füle Chäs und de ist räs.

Dritte Abtheilung.

Kinderräthsel.

Alles wissenschaftliche Arbeiten ist nichts anderes, als immer neuen Stoff in allgemeine Gesetze zu bringen.
W. v. Humboldt, Briefe a. eine Freundin 2, 206.



1) Einleitung.

Ueber Alter und Art des deutschen Volksräthsels.

Nachfolgende Räthselsammlung theilt nur dasjenige mit, was dem Stoffe und der mundartlichen Form nach dem Schweizerkanton Aargau so weit eigen ist, daß es mit seinen besonderen Wendungen des Gedankens oder Bildes etwas Wesentliches gerade dieser Bevölkerung ausspricht. Es sind also diejenigen Räthsel hier nicht mit eingereiht, welche zwar hier zu Lande ebenfalls sich im Volksmunde vorfinden, gleichzeitig aber auch andern deutschen Landschaften angehören und mehr die Zeichen einer andern allgemeinen Sprachgewohnheit an sich tragen. Betrifft nun der uns entfernter wohnende Leser hier dennoch manchen ihm sonst schon bekannten Spruch, so denke er dabei nicht etwa an bloßes Entlehnen und Abborgen, sondern vielmehr daran, wie die zersplitterten deutschen Stämme sich auf dem neutralen Gebiete der Volkspoesie von jeher

begegnen, und wie eine im Grunde der Seelen liegende Einheit und Einmüthigkeit des Gesammtvolkes schon in diesen unbeachteten Sprüchen noch ahnungslos sich ausdrückt. Welches hohe Alter aber muß erst diesen Sprüchen selbst zukommen, wenn schon ein Sprüchlein unserer Kinderwelt ebenso im Jura und im Alpengelände lautet, wie es in Brabant und Westfalen wieder erscheint; oder wenn es dorten einen Gedankengang hat, der bis nach England und Wales hinein reicht, so daß es auch dorten vom Kinde bei seinen unbeachteten Spielen heute noch fortgesungen wird.

Bringt unsere kleine Sammlung dies dem Leser in etwas frischere Erinnerung, so erfüllt sich an ihr diejenige hübsche Bezeichnung, welche A. v. Humboldt solchen Unscheinbarkeiten unserer Volkspoesie gegeben hat: „Eine kleine Zahl sinniger Bilder der Phantasie, welche, wie vom Dufte der Urzeit umflossen, auf uns gekommen sind, gewinnen bestimmte Umrisse und eine erneuerte Gestalt.“ Kosmos 1, 5. Ebendasselbe suchen auch die Anmerkungen nachzuweisen, die in Kürze den einzelnen Nummern hier beigegeben sind; sie sollen das Räthsel nach seinem Alter, seiner Verbreitung und Anwendung erklären, zugleich zeigen, wie dasselbe überhaupt zu den ursprünglichen Gattungen der Poesie gehöre, wie so manche heute nur als scherzhafte Redeformel umgehende Räthselfrage das poetische Eigenthum der ältesten Vorzeit sei. „Et documenta damus, qua simus origine nati.“ Diesen Nachweis mögen hier noch einige Beispiele weiter führen.

In Firdusi's epischen Dichtungen prüft im Schah-Nameh der Schah Minudschr den jungen Sal mit Räthselfragen. Der neueste Uebersetzer dieser Quellen, A. F. v. Schack macht uns dabei aufmerksam, wie eben diese altepischen Räthselthemen in der freien Nachbildung des Engländers Champion unserm Schiller bekannt wurden und von ihm zu den in seiner Turandot stehenden Räthselaufgaben verwendet worden sind; ja ferner, wie diese Turandotsage selber vom persischen Dichter Nisami bereits in dessen Chamsze erzählt ist. Allein die Beweiskraft solcher von der untersuchenden Wissenschaft gewonnenen Thatsachen reicht hier auf unserem Gebiete, trotz dem, daß es ein so schmales ist, sogar noch weiter. Das Erscheinen derjenigen Räthselthemen, die unserer Kinderwelt von jeher die geläufigsten sind, in der persischen Heldensage — verstärkt nur jenen von J. Grimm in Mythologie und Sprachgeschichte festgehaltenen, von A. v. Humboldt im Kosmos besprochenen Satz unserer

Abkunft von dem hochgebildeten Stamme der Arier. Denn wir finden dabei eine Ideenrichtung vor, die, zu einem gemeinsamen Brauche verkörpert, durch die altasiatische wie durch die altdeutsche läuft, als Gewohnheit iranischer wie germanischer Götter gilt, im Schah-Nameh wie in unserer Edda gilt; eine Sitte, die nach morgenländischer wie nach deutscher Sage dem Helden vorzugsweise zugehört, der in solchen poetischen Spielen nicht minder geübt und gewandt sein soll, als im Waffenspiele; er, dessen Ehre es ist, mit der Schärfe des Schwertes und mit der Schärfe des Geistes unlösbare Knoten zu trennen. Wie schnell erinnert uns dies an den Wettkampf unserer einheimischen Dichter, da sie sich im Sängerkrieg auf der Wartburg gegenseitig mit schwierigen Räthseln überboten; wir werden gemahnt, an das Kranzsingen in unserm Mittelalter zu denken, eine Sitte, die einst durch alle Stände gieng, bis sie heute bei unserer Kinderwelt stehen geblieben ist, da dann für ein bestes Räthsel oder für dessen gewandteste Lösung der Ehrenkranz gegeben worden ist. So dringt in diesen Volkssprüchen ein Nachklang der ältesten Zeit bis in unsere Gegenwart herein, und wir haben dabei die Freude, oft den tausendjährigen Volksgeist selber mit uns reden zu hören und in derselben Form sogar noch, deren er sich schon vor undenklichen Tagen bedient hatte. Der Inhalt des Räthsels gieng nicht zu Grunde trotz den alles verändernden Schicksalen des Volkes; und sogar seine poetische Form hat sich mit über den Abgrund der Zeiten herübergerettet, sie war die Schale und das Gefäß für den Wein, der sonst leicht verschüttet worden wäre. In gleicher Weise erzählt die Sage von untergegangenen Schlössern mit versunkenen Kellern; schon lange ist da das Holz der Weinfässer zusammengefault, aber der Edelwein hat sich innerhalb der Dauben schon sein neues Faß gebildet und liegt nun wohlerhalten in seiner eignen Haut.

Verfault ist längst das Holz der Dauben,
Der Weinstein schuf dem Wein ein Faß.

Göthes Faust II, 20.

Es wird sich dieser Zusammenhang alsdann einmal noch viel frischer und überraschender einsehen lassen, wenn wir fortfahren werden, die Schätze unserer Vorzeit rüstig aus dem Zauberschlafe zu wecken, in welchen wir sie die letzten Jahrhunderte haben versinken lassen. Alkuin hat für die Prinzen des Karolinger Hofes derlei Räthsel geschrieben und sie sind uns erhalten; Karl d. Gr. hat seinem Freunde Paulus Diaconus, dieser dem Petrus von Pisa Räthsel gesammelt und aufgegeben; eine ähnliche

Sammlung angelsächsischer Räthsel hat Aldhelm, der Abt von Malmesbury († 709) hinterlassen, ja sogar Bonifacius, der große Apostel der Deutschen. Vgl. Th. Wright, Biogr. Brit. 1842. Anglosaxon Periode. p. 332. *)

Bekannt ist es, daß das Heidenthum seine religiösen Lehren und Sittengesetze in Räthselformeln vortrug und wie damit die Orakel überall zusammenhiengen. Wo daher im Alterthum ein Charakter an das Heroische streift, da sieht man ihn häufig auch damit beschäftigt, das Orakel zu erfüllen, dessen dunkle Aussprüche ihres räthselhaften Gewandes zu entkleiden, alte Räthsel zu lösen, neue selber zu stellen. Für uns moderne Menschen, die wir am lebhaftesten an unseren Tagesbegebenheiten herumdenken, hat alsdann die Wahrnehmung etwas reizendes, wie so manche dieser alten Orakelworte und Stichreden, die wir bei Hebräern, Griechen und andern verschollenen Völkern vorfinden, auch unserem Volke ebenfalls eigen gewesen, sogar oft eigen verblieben seien. Betrachte man eine solche Erfahrung an einem biblischen Beispiele. Unter den Räthselsprüchen, die das A. Testament enthält (3. B. Richter XIV, 14. — 1, Könige 10, 1. — Sprüche Salom. 1, 6) wollen wir das erstgenannte Beispiel auswählen und dasselbe in den Wendungen und Zielen betrachten, die es in der Auffassungsweise unseres Volkes bekommen hat. Der vorlutherische Mund des Predigers Geiler von Keisersberg (Predigt von dem Lewen, Bl. 49. Druck vom J. 1525) übersetzt jene erstgenannte Bibelstelle also: „Sampson gab ein Retterschen vff und sprach: von dem, der geßen hat, ist vßgangen die Speiß, vnd von dem Starken die Süßigkeit. Sie kundten es nit erraten. Die Frawe lag an ym, ze nönnen, bis daz si jn überredet, daz er jr es saget vnd sprach: was ist stercker dann der Lew, was ist süßer dann Honnig?"

Dasselbe Thema hat sich in dreierlei deutsche Räthselmärchen verwandelt, die bei Simrock, Deutsch. Räthselb. 463—465 zu finden sind; so frei und neu an Erfindung und Vortrag: daß, wenn dabei auch an eine Entlehnung gedacht werden sollte, der Preis der Eigenthümlichkeit doch nur auf Seite der Entlehnenden, also bei uns wäre. Da wird z. B. ein armer Sünder zum Galgen geführt, und als man ihn hinauf zieht, erhält er die Vergünstigung, noch einmal sprechen zu dürfen. Er legt seinen unten stehenden Richtern sogleich folgende Fragen vor:

*) Grimm, Myth. 227, vergleicht auch die angelsächsischen Gesprächsspiele zwischen Saturn und Salomon unserm altdeutschen Gedichte von Salomon und Marculf, und zugleich den Räthselreden, welche die Götter der Edda unter einander wechseln.

Hoch hieng ich, sieben Lebendige fieng ich;
Einen Todten sah ich dabei:
Ihr Herren, rathet, was das sei.
Und könnt ihr es nicht erdenken,
So wollet mir das Leben schenken.

Die Richter wußten's allerdings nicht heraus zu bringen und beschlossen, seine Bitte solle gewährt sein, wenn er sein Räthsel selber zu ihrer Befriedigung auflöse. Da sprach er: als ich hinauf gezogen ward, sah ich auf dem Galgen ein Nest mit sieben jungen Raben, welche von den Alten mit dem Fleische desjenigen armen Sünders gespeist worden sind, der vor mir hingeführt worden ist. Das sind die sieben Lebendigen, die ich fieng, und der Todte dabei ist der arme Sünder. Also schenket mir mein Leben. — Eine Spielart dieses Histörchens siehe in den Räthselmärchen Müllenhoffs, Schlesw.-Holst. Sag. pag. 504, no. 2, wo ein Nest mit sieben Vögeln in einem Pferdegerippe aufgefunden wird.*)

Ebenderselbe hat neuerlich in Wolfs Ztschr. 3, 6 den Umfang und das Alter dieses Märchenspruchs noch um ein Bedeutendes aufgeklärt. In der Getspeki (Räthselweisheit) Heidhreks, Str. 43 fragt Odhinn in des blinden Gestr Gestalt den König Heidhrekr um den Sinn folgender Verse:

Genug war längst die Schnabelgans gewachsen,
Kinderlustig trug sie Bauholz zusammen;
Es schirmte sie der bissige Halmschеerer,
Doch lag des Trankes Rauschestrom darüber.

Der räthsellösende König Heidhrekr erwidert, Gestr habe eine Ente in einem Ochsenschädel, der mit den Hörnern daran im Wasser oder Regen lag, nisten und brüten sehen. König Heidhrekr vermag nicht die dreißig Räthsel alle aufzulösen, die ihm Gott Odhinn in Gestis Gestalt vorlegt; und dem gegebenen Eide gemäß muß er deßhalb nun dem todeswürdigen Gesti das Leben schenken. Ebenso rettet der zum Tode verurtheilte arme Sünder sein Leben, da die Richter seinen Spruch nicht zu errathen vermögen; und nur eine umgekehrte Folge ist es, wenn beim Räthselkampfe im Wartburgkriege um den Kopf gewettet wird. Myth. 862.

*) Woeste, in Wolfs Ztschr. 3, 193 no. 79, theilt mit, daß die westfälische Lösung dieses Räthsels ein Vogelnest in einem aufgesteckten Pferdekopfe sei, daß aber dieses heidnische Aufstecken von Pferde- und Rindshäuptern im Bergischen bis ins laufende Jahrhundert reiche. Dieselbe fortdauernde Sitte: Aargau. Sag. 2, no. 249. 427.

Halten wir aber obiges Räthsel von der Schnabelgans zu unserm unter no. 279 erwähnten Fragemärchen „Was trägt die Gans auf ihrem Schnabel? die Messer und die Gabeln. Was trägt die Gans auf ihrem Halse? eine Kuh mitsammt dem Kalbe. Was trägt die Gans auf ihrem Halse? einen Brauer mitsammt dem Malze. Was trägt die Gans auf ihren Seiten? einen Gerber mitsammt den Häuten. Was trägt die Gans auf ihrem Herzen? einen Wachszieher mitsammt der Kerze. Was trägt die Gans in ihrem Kragen? einen Scheffel gedroschenen Hafer. Was trägt die Gans auf ihren Füßen? den Nußbaum mitsammt den Nüssen.“ (Hoffmann, schles. Volksl. pag. 80—82). Diese sonst unüberschaulichen Behauptungen bewahrheiten sich erst durch die Voraussetzungen obigen Räthsels, daß die Schnabelgans im Schädel des todten Ochsen genistet habe; dadurch gelangt sie voraussetzlich zu allen jenen Geräthschaften, Waaren und Früchten, zu denen der lebende und der todte Stier führen kann; zu Messer und Gabel: weil Zahn und Horn bildlich gedacht ist; zu Kerze und Nußbaum: weil Bienen in seinem Gerippe bauen, Waldbäume daraus aufkeimen werden. Ist somit die bauende Gans als dasjenige Thier gedacht, das vom reichlichsten Besitz aus ein Hauswesen und Familienleben anfängt, so erklärt sich daraus der Brauch in Frankreich, eine jede Märchenerzählung von der Mutter Gans aus zu beginnen, und zugleich sieht man auch ein, wie die vielerlei wechselnden Volksreime über der Mutter Hausbestand (no. 278 unserer Samml.) damit in altem Zusammenhange stehen.

Unser Räthselspruch no. 420, der von den vier Elementen handelt, ist mit verschiedenen Spielarten in allen Theilen Deutschlands bekannt; auch bei ihm ist die Wahrnehmung überraschend, daß er zwar aus dem A. Testamente stammt, gleichwohl aber ganz auf deutschen Füßen steht. Drei Dinge, sagt Salomo, Sprichw. 30, 15. sind nicht zu sättigen, und das vierte spricht nicht, es ist genug: die Hölle und das Weib; die Erde wird nicht Wassers satt und das Feuer spricht nicht, es ist genug. Fridank behandelt dieses Proverbium für das deutsche Mittelalter (ed. W. Grimm 69, 5); ihm nach schreibt Seb. Brant im Narrenschiff (ed. Zarncke p. 63, Vers 63), und auch der Klostervers versucht sich daran:

Quae mala sint hominum tria maxima scire
quaeris? habe paucis: foemina, flamma, fretum.

Alle diese Fassungen lassen uns kalt und widerstreben sogar direkt unserem sittlichen Gefühle, denn sie halten sich nach der Weise der Ge-

lehrsamkeit streng an ein ererbtes, unerklärtes Original. Lesen wir dagegen unsern Spruch über denselben Gegenstand, so erhält er trotz der vulgären Derbheit, bei uns sogleich den Vorzug, nicht weil er uns allein angehört, sondern weil er das uns Einleuchtende in unserer Art auszusprechen weiß.

Oedipus wird dadurch der Retter des aussterbenden Theben und dann dessen König, daß er das Räthsel der Sphinx löst: was hat eine Stimme, geht Morgens auf vier Beinen, Mittags auf zweien, Abends auf dreien? Für uns bekommt diese abgeblaßte Frage ihre frische Farbe, wenn wir sie in unserer einheimischen Formel stellen hören: wer trägt den Fuß in der Hand, den Zahn im Sack, das Auge im Beutel? denn es tritt uns dabei der Greis mit Stab, Taschenmesser und Brille frisch zu Sinnen.

Von seines Volkes Ursprungsgeschichte erzählt der Langobarde Paul, Warnefriedis Sohn, ein Räthselmärchen, das er bereits im heimischen Gesetzbuche des Rotharis vorgefunden hatte. Da schwebt das Langobardenvolk in Gefahr, vom stärkeren Feinde vertilgt zu werden, wenn der Gott nicht noch helfen wird. Allein wie soll derselbe auf dies noch ganz namen- und ruhmlose Völklein so plötzlich achten? Es stellt sich nun, auf der Göttin hilfreichen Rath, frühmorgens vor dem Lager auf, aber in solcher Geste und Bewegung, daß der Himmelsvater, sobald er dieses Tages den ersten Blick auf die Erde hinunter wirft, diesen unbekannten Leuten und zwar mit einem treffenden Spitznamen nachfragt, weil sie da drunten in so wunderlicher Geberde eben versammelt stehen. Unwillkürlich nöthigt dabei die Neugier dem Gotte den neuen Volksnamen ab. Aber ein Namen ist auch ein Schicksalsrahmen, jeder Namen hat und bringt sein Amen mit. Der Gott hat jene Leute wegen ihrer über das Gesicht herabhangenden Haare Langobarden genannt, er ist damit ihr Pathe geworden. Die Folge dieses ersten Pathengeschenkes, des neuen Volksnamens, ist, daß ihnen der Gott nun auch das dazu gehörende Eingebinde bescheere, und dies kann für heute nur darin bestehen, daß er ihnen den Sieg verleihe über den Feind, der sie in der nächsten Stunde zu vertilgen droht. Die Langobarden haben also ihrem Gotte Gwodan durch die stumme Geste, mit der sie sich ihm vor Augen stellten, ein Räthsel aufgegeben. Er löste es nach ihrem geheimen Wunsche und zwar um so behender, je größer die sinnliche Genauigkeit war, mit der sie es ersonnen und mimisch ausgeführt hatten. Gerade so pflegt es heute noch ein bekanntes Gesellschaftsspiel zu machen, wenn ein Theil die Beschäftigungen eines Handwerks durch alle technischen Verrichtungen hindurch

pantomimisch vorzubringen, der andere Theil der Gesellschaft aber den Sinn dieser verstellten Geste zu errathen hat.

Derjenige Leser, welcher den eben gemachten Nachweis zwar zugeben, die Sache selbst aber kindisch nennen möchte, weil ein solches Verfahren eines Volksstammes seinem höchsten Gotte gegenüber nicht edel und angemessen genug erscheine, darf nur auf das A. Testament verwiesen werden, wo man denselben geschichtlichen Vorgang längst gelesen und durchaus unbeanstandet gelassen hat. Während Jakob von Esau erschlagen zu werden befürchten muß, hat er mit dem Engel des Herrn die Nacht hindurch bis zur Morgenröthe um den Segen gerungen. Und da die Sonne aufgieng, rührte der Engel Jakobs Hüfte, und dieser sprach: ich lasse dich nicht, du segnest mich denn! Darauf der Engel: du sollst nicht mehr Jakob heißen, sondern Israel. Da gieng ihm die Sonne auf und er hinkte an seiner Hüfte. Daher essen die Kinder Israel keine Spannader auf dem Gelenke der Hüfte, weil sie an Jakobs Hüfte gerührt ward. Moses 1, 32. — Hier also das gleiche wie in des Paul Diaconus Langobardengeschichte; die Namengebung geschieht durch Gott um Sonnenaufgang; der neue Name wird dem Gotte abgenöthigt und abgerungen, bald durch List, bald durch einen Wettkampf körperlicher Stärke, anstatt geistiger; das Hinken des von Gott bewältigten Ringers wird diesem von nun an zum Inhalt seines neuen Namens Israel, und das Taufgebinde, das ihm in nothwendiger Folge dazu geschenkt wird, ist der Sieg gegen den feindlich drohenden Esau.

Ein solches Verfahren aber des deutschen Volkes ist noch viel angemessener einem Gotte gegenüber, von dem wir wissen, daß er zugleich selber der Dichtkunst Gott ist und gerne in der Räthselkunst sich versucht. So tödtet Odhinn die im Räthselwettkampfe von ihm besiegten Thursen; der geistesträge täppische Riese soll nicht länger leben, wenn er in seiner Blödheit sich sogar an Gott gewagt, wie Marsyas geschunden wird, wenn er sich im Flötenspiele unglücklich mit Apollo gemessen hat. So geht ferner Odhinn in eine schwierige Katechese ein mit dem Riesen Vafthrudnir, dem Vielwissenden; eine gleiche erhebt sich zwischen Svipdagr und Fiölsvinn, zwischen Thôrr und dem Zwergen Alwis; so theilen sich die Germanengötter wechselweise Räthsel zu, und auch dabei soll der hauptverlustig sein, der die Auflösung schuldig bleibt.

Wie überraschend ausdauernd solche Räthselsprüche des germanischen Heidenthums bis heute geblieben sind, verräth sich tagtäglich immer

mehr. Ein neugewonnenes Beispiel (Wolfs Ztschr. 3, 125. 2.) soll es bewähren.

Nach der Hervararsaga hat Heidhrekr seinen königlichen Bruder erschlagen und muß deßhalb landflüchtig werden. Gebessert und gereift kehrt er in späteren Jahren zurück, um den Thron der Väter zu besteigen. Einst am Julabend thut er auf den Sühneber das Gelübde, jeden Frevel gegen seine Person Jedem zu verzeihen, der ihm unlösbare Räthsel und Fragen würde vorlegen können. Allein so weise war Heidhrekr, daß er sie alle löste. Als einst Gesti, der blinde, ein reicher und mächtiger Mann im Lande, der sich gegen ihn vielfach vergangen hatte, vor Gericht gefordert wurde und sein Verderben fürchtete, opferte derselbe hilfeflehend dem Odhinn. Da gieng der Gott in Gestis Gestalt zu Hof, erinnerte Heidhrekr an seinen Eid und legte ihm 30 Räthsel vor. Auf den Faröer hat sich nun eine poetische Erzählung dieses Vorgangs jüngsthin im Volksmunde noch auffinden lassen und ist von der Kopenhagner antiquar. Ztschr. 1852 mitgetheilt worden; dieses Lied Gátu Ríma stimmt mit der Getspeki Heidhreks Konungs im Wesentlichen überein und besitzt im Einzelnen sogar den Vorzug größerer volksmäßiger Einfachheit. Das vorletzte Räthsel, das in der Hervararsaga Odhinn dem König Heidhrekr aufgiebt, lautet:

Wer sind die zwei, die zum Thing fahren? Drei Augen haben sie zusammen, zehn Füße und einen Schweif, so reisen sie über Land. — Die Antwort ist: der einäugige Odhinn auf dem achtfüßigen Sleipnir. Noch einfacher und mithin ursprünglicher ist die Fassung desselben Räthsels vom Reiter in Müllenhoffs Schlesw.-Holst. Sag. 805, no. 22:

Keem en deert ut norden, — harr veer oren, — harr söß föt, — harr en langen steert. — In Meiers schwäb. Kinderr. no. 343: zwei Köpfe, zwei Arme, — vier Augen, sechs Füße. — Ehstnisch: unten eine Seel', oben eine Seel', und in der Mitte ein Leder. — In schweizerischer Fassung zeigen es unsere no. 502—505.

Ein anderes Räthsel aus der Getspeki Heidhreks ist das von der Kuh: Vier gehen, vier hangen — zwei den Weg weisen, zwei Hunden wehren, — einer schleppt hinten nach alle Tage, — der ist allezeit schmutzig. — Das eben erwähnte neu gefundene Volkslied aus den Faröer besitzt unter seinen verschiedenen Räthseln auch dieses; es lautet (Wolfs Ztschr. 3, 129):

Fyra hanga,
fyra ganga,
twey visa vegin
eitt darlar aftast.

Nicht bloß verräth sich nun dieses Faröer-Räthsel als ganz übereinstimmend mit der Fassung, die sich hiefür in no. 358—361 unserer Sammlung vorfindet, sondern Müllenhoff (in Wolfs Ztschr. 3, 4) ist im Stande, es auch in den entsprechenden deutschen, englischen und norwegischen Varianten nachzuweisen.

Nun mag es uns heute zwar befremden, unsterbliche Götter in Geistesspielen ums eigne Haupt wetten und auf den Tod spielen zu sehen; doch läßt sich auch darin noch immer eine uns verwandte Natur erkennen. Auch uns steht Ehre höher als das Leben. Neben dem tieferen Rechte, das in solcher Spielsatzung liegt und wovon sogleich die Rede sein soll, ist es ja auch ein fortdauernder Brauch unseres harmlosen Kinderspieles, nach Strafe und Lohn noch auf denselben gestrengen Forderungen zu bestehen. Bei den Räthseln der thebaischen Sphinx bereits geht es um den Kopf, nicht anders ists im Turandotmärchen, und in unserem Liede vom Sängerkrieg auf der Wartburg wird von den ersten Dichtern Deutschlands ein Liederwettkampf und ein Räthselsingen abgehalten, bei welchem gleichfalls „ohne Friede" bis auf den Tod gesungen werden soll. Ein gleicher handgreiflicher Ernst macht daher auch gewöhnlich den Schluß der meisten unserer Kinderspiele. Dasjenige Kind, welches das aufgegebene Wort nicht errathen, die Formel nicht richtig finden kann, „ist des Henkers, muß sich zum Henker scheeren, kommt in die Hölle, ist todt", und wie die vielen Redensarten bei solchen Scherzen alle heißen, mit denen man sich spieltodt zu machen pflegt; es wird aus dem Kreise hinausgeplumpsackt und muß, wenn es in ihn wieder zurück will, durch Arbeit, Lauf, Kunststück oder Pfandgeben sich erst vom Todtsein wieder ausgelöset haben. Gerade so rücken im Wartburger Sängerkriege der Henker Stämpfel und der Teufel Nasion mit auf; „ja, Meister, löse uns baz den Haft!" ruft dann in solchem Spieleifer Klinsor dem rathenden Wolfram zu, und anderwärts triumphirt der Räthsellösende, als ob er sich frisch aus Fesseln und Banden befreit habe: „So kan ich hoher Meister Haft ûfbinden!" v. d. Hagen, Minnes. 3, 432 b. Wenn daher die Götter den Menschen, oder umgekehrt diese sogar ihren eignen Göttern verfänglich dunkle Fragen vorlegen, so geschieht

dies, um sich gegenseitig die Ebenbürtigkeit des Geistes erfreulich zu bewähren. Den Arischen Völkerstämmen ist Geist und Wissenschaft zu pflegen zum weltgeschichtlichen Berufe gemacht. Schon die Inder theilten die Menschen nach dem Prinzipe des Wissens ein, die wissenden, die Brahmanen, waren die herrschende Kaste, rein und vollkommen bleibend durch Unvermischtheit; nach altindischem Rechte dürfen nur die Arier die heiligen Schriften, die Wedas, selber lesen, weil sie allein die Kraft des Verständnisses haben. So entwickelt Bluntschli in seinem Vortrage über arische Völker und arisches Recht (München 1856). Die Räthsel aber boten unsern Ahnen besonders Gelegenheit, das Wissen der altreligiösen Sagen und Lieder zu beweisen und diesen traditionellen Stoff neu verarbeitet in kleinen plastischen Bildern an das Licht zu bringen.

Das deutsche Volksräthsel birgt die innerliche Anschauung und Empfindung über irgend etwas in ein Gleichniß, welches die Thatsache und die Meinung davon zugleich ausdrückt. Weinhold, Deutsche Frauen, 349. Es war also der kürzeste Weg, das rascheste Beweismittel, um zu zeigen, wes Geistes Kind man sei. Denn also erklärt es sich über seine Bestimmung: „Ich sage dir nicht, was ich dir sage; sondern was ich dir sage, sage ich dir, damit du mir sagest, was ich dir nicht sage." Nach Fr. Haug. Für seine hergeschenkten Prädikate verlangt es also die Angabe des noch ungenannten Subjekts.

Das Aufgeben und Lösen des echten Räthsels kennzeichnet sich im bekannten Fabelspruche, ars eluditur arte. Man weiß als Lösender erst hinterher, was Schalkheit heißt, man hat am Gegner das Maß der Geistesbehendigkeit durch die eigne erkennen und schätzen gelernt, sich mit ihm auf menschenwürdige Weise gemessen, man ist dadurch Erfinder und Entdecker zugleich geworden, zweimal weise hat man Witz erkannt und Witz erzeugt. Der Geist lernt in solcher Thätigkeit sich unterscheiden von der vorhandenen Masse der Geistlosen, denn weil er denkt, ist er Erfinder von Wort und Form, von Gedanke und Bild. Der Nichtdenkende aber wird für eben diesen Mangel an Gedankenbeweglichkeit bestraft, vom Alterthum bürgerlich todt gemacht, von unserer Spielregel gesellschaftlich todt. Der Faule soll bestraft werden, weil ihm das Verständniß der besseren Seele fehlt und er dennoch sich roh an sie hinandrängt; weil er über die Behendigkeit des Andern verdrießlich zu maulen beginnt und zu tadeln, weil er unter den Lustigen den Lästigen spielt, weil er mit seinem unbeholfenen Wesen nicht weiter kommt, als höchstens ein Ver-

kümmerer oder ein Feind echter Spielfreude zu werden: ars non habet osorem, nisi ignorantem; weil er im Rathe der Könige den scheltenden Thersites macht, und seine eigne Mißgestalt gegenüber den Heldenseelen nicht einmal sieht. Das besingt der Kluge, sagt ein finnisches Sprichwort, was der Dumme nicht einmal bemerkt: Bertram, Finn. Volksmärch. 1854. Und warum soll denn nicht auch schon das Spiel auf diesen ewigen Unterschied und Zwiespalt zwischen dumm und gescheit, zwischen gut und böse aufmerksam machen, auf diese zwei Richtungen, nach denen alle Lebenswege und alle Himmelsbahnen auseinander laufen. Auch das mit Myriaden-Sternen durchleuchtete Himmelsgewölbe sogar hat seine zwei „Kohlensäcke", jene zwei lichtlosen Nachträume der Milchstraße, welche Laplace und Arago vergebens durchforschten. Auch der spielende Mensch soll diese Unterschiede bemerken lernen, und daß dies mittelst der Räthseldichtung frühe geschah, hat dieser Nachweis bisher wohl gezeigt; er glaubt, mit Thatsachen der Sittengeschichte ausgesprochen zu haben, was Schiller in den Künstlern als einschlägigen Lehrsatz hinstellt:

Im Fleiß kann dich die Biene meistern,
In der Geschicklichkeit ein Wurm dein Lehrer sein,
Dein Wissen theilest du mit vorgezognen Geistern,
Die Kunst, o Mensch, hast du allein.

Wie man sieht, ist dabei nicht von einer alle andern ausschließenden Weisheit die Rede, welche nur den Mächtigen und Glücklichen zukäme, sondern von jenem bescheidenen allverbreiteten Natursinne, in welchem sich Hausverstand und Kinderphantasie die Wage halten, den wir den volksthümlichen nennen. Und von dieser Art und Beschaffenheit ist das Räthsel selbst. Ein Beispiel beweist für diese doppelte Behauptung zugleich. Wenn Böhmens Urgeschichte mit einem Räthsel über den Pflug beginnt, so dreht sich dabei die Sage eben so gut um die Ehre der Landwirthschaft, als um die Ehre dessen, der den Pflug führt, des Bauern, mithin um den gesunden Menschenverstand. Die Heldentochter Libussa will auf Bitten ihres Volkes sich endlich vermählen, damit ihr Geschlecht im Lande nicht aussterbe; jedoch will sie nur demjenigen zu Theil werden, den man finden würde speisend auf einem eisernen Tische. Da treffen die ausgesendeten Boten den Bauer Przemysl im Acker, er verzehrt auf der Pflugschar ruhend eben sein Mittagsbrod; also ist dieser der erwählte Bräutigam, er wird der Czechen König und der Gründer

Prags. In einer ganzen Reihe von Volksmärchen und alten Anekdoten wird dem gemeinen Manne die gleiche Ehre und aus gleichem Grunde zu Theil.

Es ist hier nicht an der Zeit, auf die Lieder von Tragemunt und Vonved einzugehen; auch in ihnen zeigt deutsche und scandinavische Dichtung, wie der Mann nach Namen, nach Recht und Ehre erst dadurch sich geltend macht, daß er, am Gasttische sitzend oder Herberge suchend bei Fremden, die ihm vorgelegten schwierigen Fragen bündig und scharfsinnig zu beantworten vermag. Näher als dies liegen unserer heutigen Erinnerung allerlei landschaftliche Reime und Sagen, in denen Alles auf drei bis sieben Fragen hinausläuft, nach deren Erledigung erst das Glück sein Füllhorn auszuschütten pflegt. Daraus soll hier ein einzelnes Thema ausgehoben und dasselbe in seinen naiven Spielarten aufgewiesen werden, mit denen es bei uns heute noch gilt.

Im mhd. Gedichte des Stricker wird der Pfaffe Amis von seinem Bischof einmal ins Examen genommen. Man befragt ihn 1) wie viel des Meeres? ein Fuder, antwortet der trunksüchtige Amis, denn wenn ihr alles Wasser, so ins Meer fließt, erst stille stehen heißet, so will ich's messen und euch beweisen. Der Bischof fragt dann 2) wie viel Tage seit Adam? siebene, sagt Amis, und wenn diese zu Ende sind, fangen sie wieder von vorne an. 3) Wo die Mitte der Welt? in meiner Kirche; lasset dorten mit einem Seil nachmessen, so wird's nicht halmsbreit an einem Ende vorreichen. 4) Wie weit von der Erden zum Himmel? so weit als man schreien kann; steiget nur hinauf und horchet, wenn ich drunten rufe. 5) Wie breit der Himmel? 1000 Klafter und 1000 Ellen; nur müßt ihr beim Nachmessen Sonne, Mond und Sterne vom Fleck nehmen und den Himmel dorten wieder hübsch zusammenrücken. — Diese Fragen und ihre Beantwortungen sind uralt. Die vierte derselben weiset J. W. Wolf schon aus Thomas Cantipratensis, dann aus Seb. Brants Leben der Heiligen nach, endlich noch lebend aus dem Munde eines hessischen Veteranen. (Hess. Sag. no. 262 nebst Anmerkung pag. 215). W. Wackernagel in Haupts Ztschr. 3, no. 45 zeigt uns ebendieselben Fragen in einer Formel aus dem 17. Jahrh., Müllenhoff Schlesw.-Holst. Sag. pag. 153 dieselben in Ditmarschen fortlebend, und so wird dieselbe Sache bei weiterem Nachsehen ihr Alter und Dasein auch noch ferner ausdehnen. Dasselbe Märchen aber, nur schwankend zwischen drei bis sieben Fragen, wird in Percy's Relicks dem Bischof

von Canterbury, in Joh. Paulis Schimpf und Ernst dem Abte von St. Gallen nacherzählt, gleichfalls diesem in G. A. Bürgers bekannter Romanze, und so betitelt auch Burcard Waldis eine seiner Fabeln nach diesem Thema, Esopus 3, 92: wie ein sewhirt zum apte wird. In allen Fällen bleibt es immer der vergessene Schäferknecht, ein gemeiner Hansbendix, welcher den verlangten Aufschluß statt des Großwürdenträgers pfiffig zu ertheilen weiß. Ein bloßer Krieger ist es in Gesta Romanor. (ed. Gräße 1, pag. 129), aber als er diese Fragen löst, gewinnt er zugleich die Königstochter zum Weibe; über ebendieselben Sätze disputiert Eulenspiegel siegreich an der Prager Universität, und das Märchen drüber lebt noch im Munde bayrischer und schwäbischer Kinder fort, denen es Grimm, KM. no. 152, und E. Meier schwäb. Volksm. no. 28. wieder nacherzählt hat. Spanische und italienische Redaktionen dieser Geschichte sind nachgewiesen: Fastnachtspiele aus dem 15. Jh. 3, 1490. Nach einer Mittheilung von C. F. Meyer findet sich die Sage sogar tibetanisch. Selbst der Türkenkaiser verlangt einmal, daß ihm Kaiser Leopold ebenfalls darauf schleunig Bescheid gebe und droht im Unterlassungsfalle, ihm einen abermaligen Janitscharenbesuch in Wien abstatten zu wollen. Da alle einberufenen Räthe diesmal keinen Rath wissen, reitet Leopolds Hofnarr nach Constantinopel und giebt dorten frischweg solche nachdrucksame Auskunft, daß das Reich seither von der Türkengefahr völlig frei geblieben ist. (Wolf, Hess. Sag. no. 262). Was der weise Bias dem König Amasis von Aegypten war, was der Schalk Aesop dem Philosophen Xanthus, was im altd. Volksbuche die gesunde Vernunft Markolfs gegenüber dem Salomo ist, oder des Pfaffen Amis grobe List gegenüber dem groben Geize seiner Prälaten, — was ferner mit Eulenspiegels Mutterwitz gegen die Haarspalterei der Nominalisten und Realisten disputiert, mit der Hofnarren Grobheit und mit der Schäfer Schalkheit sich gegen fürstliche und fürstäbtische Launen auflehnt: ebendasselbe drückt sich auch schon im altdän. Heldenliede Bonved aus, wo „der Hirte mit güldenem Haar" allein seinem Verstande folgt und das Geheimniß herausbringt; oder es klingt nach in dem englischen Gassenhauer von den drei Schwestern, wo es nur der Jüngsten gelingt, die Preisfragen zu lösen und dafür den harrenden Freier zum Mann zu bekommen. Allenthalben giebt eben das noch unbestochene Naturkind, dessen rüstiger Verstand siegreich über einer schiefen Kultur steht, jene Weisheit und jenen besten Gedanken, von dem das Sprichwort sagt, daß ihn eines

armen Mannes Strohhut oft bedecke, während der Esel schon im Mutterleib ergraue.

Noch eine fernere Volkssitte, gleichfalls enge mit dem Räthsel verknüpft, ist hier in den Kreis dieser Besprechung zu ziehen, das bei unsern Kindern jetzt noch übliche Kranzsingen. Wie dieses zum Räthsel sich stellt, zeigt no. 526 dieser Sammlung. Sonst noch pflegten an Feiertagen die städtischen Geschlechter sich auf den Zunftlauben, oder vor dem Thore unter den Lindenbäumen des Brühls zu versammeln, um da in Tanz und Spiel sich zu vergnügen, wobei man sich besonders mit Liedern, Gelegenheitssprüchen und Stegreifreden wechselseitig zu überbieten suchte. Hier galt es die neuesten Sprüche zu bringen, sie in glattester Reihe an einander zu ketten, in künstliche Knoten zu verschürzen und damit den Ehrenkranz zu ersingen. Man hieß einen solchen künstlich gegliederten, in seinen innern Gegensätzen hübsch ausgeebneten Spruch Bîspelbant und Räthselbund, und die Gewandtheit „vremder meister bunt ûf ze lôsen" hatte schon den deutschen Minnesängern als ein besonderer Ruhm gegolten. Vgl. v. d. Hagen Minnes. 3, 432 a. Mone Anzeig. 1838. 164. Cyriac. Spangenberg, im Ehespiegel, Straßburg 1578, pag. 250 b,, erinnert sich noch mit Behaglichkeit an diese Sitte aus dem reichsstädtischen Leben: „wann die alten zusammen kamen, gab eyner dem andern fragen auff; wer die meisten aufflösete, verdienete eynen crantz. vnd in summa, wer noch heutiges tages im fechten, schießen, rennen, lauffen, singen, ringen vnd springen das beste thuet, hat neben dem andern gewinnet eynen crantz zu lohn. vnd wa die leute frölich seynd in wolleben, auff die hohen feste oder sonst, da pranget man mit cräntzen." Bei solchen Gelegenheiten waren die Räthselscherze und Vexierfragen oben an, die bei den Schriftstellern des 16. und 17. Jahrhunderts noch immer ihre gelegentliche Erwähnung finden: Wo laufen die Säck selber hinaus; was geht auf dem Kopf in Bach; ein Ei, zweihalb und ein halb Ei, wie viel finds? (Fischart Gargant.) — Auch Paul Fleming bezeugt für seine Zeit die Fortdauer dieser Sitte in den norddeutschen Landstrichen:

Der giebet räthsel auff, worein wol alles geht?
was lieget, wenn wir stehn, und, wenn wir liegen, steht?
warümm man käse schabt, was eine bunte ziege
wol habe für ein fell, vor was die elster fliege;
was doch wol dieses sey, das nicht hat haut und haar

und wenn es kömmt zur welt, so brummt es wie ein bahr.
warümm der fuchs nicht fleugt, was zwischen beinen wächset,
und was der schnacken mehr.

Poet. Wälder, 4. Buch. (W. Wackernagel, in Haupts Ztschr. 3, 27). Selbst Gelehrte und Bücherschreiber zogen es damals vor, anstatt mit ihrem Autorsnamen heraus zu prunken, denselben als ein zierliches Anagramm in den Anfangs- oder Schlußzeilen ihres Werkes zu verstecken; eine Sitte, welche schon früher deutscher Dichterbrauch gewesen war. Wenn da z. B. Konrad von Ammenhausen i. J. 1337 sein Gedicht über das Schachspiel schreibt, wovon Wackernagel einen Auszug gegeben hat in den Aargau. Beiträgen 1846, so sagt er in seiner künstlich gewählten Anonymität dem neugierigen Leser: wer die räterschen reht gemerken kan, erkennet minen namen wol.

Neben dem abgerissenen Inhalte, wie ihn der einzelne Kinderspruch ausdrückt, giebt das Volkslied älterer Art noch am nächsten Aufschluß darüber, wie es beim Kranzsingen gehalten zu werden pflegte. Texte solcher Art finden sich verzeichnet im Wunderhorn, in Simrocks Räthsb. no. 472, die Singweise dazu in Kretzschmers und Zucalmaglios Volksl. 2, no. 316. 317. Ferner Texte aus dem 15. Jahrh. in Uhlands Volksl. no. 2. 3. Man erfährt daraus folgenderlei Bräuche:

Das Anrecht, in guter Gesellschaft sein zu dürfen, mußte der Fremde durch eine Geistesprobe erkaufen. Entweder wendet er sich selbst an die um ihn versammelten Jungfrauen und fordert durch schlau gestellte Fragen ihren Scharfsinn heraus, oder die einzelne Jungfrau, die der Gast zum Tanze auffordert, stellt ihm diese Ehre frei, wenn er ihr zuvor das Reihenkränzlein dadurch abgewonnen haben werde, daß er ihre Fragen löst.

Könnet ihr mir das sagen,
So sollt ihr mein Rosenkränzlein von hinnen tragen!

Sobald hierauf der Jüngling so glücklich geantwortet hat, daß sich kein Widerspruch mehr dagegen erheben kann, wendet er sich also zum erdreisteten Mädchen:

Ich hör' ein großes Schweigen —
Das Kränzlein will mir bleiben!
Jungfrau, hebt auf die schneeweiße Hand,
Und gebt dem Kränzlein einen Schwank
Und setzt mir's auf mein gelbes Haar,
Daß ich es nicht verliere,

Wohin ich auch spaziere;
Daß ich es nicht verzette,
Eh ich komm zu meinem Bette;
So steh ich auf einem Lilienblatt
Und wünsch euch eine gute Nacht.

Hier ist also der erworbene Kranz zugleich die Verheißung kommenden Lebensglückes; ein jedes Blättchen aus solchem Kranze, heißt es, bahne und bezeichne dem Liebhaber die Wege sittiger Zucht bis zum Brautbette; und alle diese Wege wandelt er als ein von Frauenhand gekrönter Sänger. Wie nämlich das Sprichwort sagt, wer das Glück hat, der führt die Braut heim, so wurde bei einem solchen Anlasse demjenigen fremden Gesellen, der hier sein Bestes that, neben dem Preiskränzlein oft die Jungfrau selber zu Theil, die ihm jenes geflochten hatte. Es ist dies ein Zug, von welchem die ganze Geschichte des Räthsels zu erzählen weiß. Der räthsellösende Oedipus erhält Jokastens Hand, der fremde Abenteurer aus gleichem Grunde die Prinzessin Turandot, der Krieger in Gesta Romanor. die Königstochter, der Bauer die Böhmenfürstin Libussa. Dies ist eine mit einbedungene Folge, daher beginnen einzelne solche Reime gleich mit einer Beziehung auf Brautwerbung und Ehebündniß:

Ei Jungfrau, ich will ihr was aufzurathen geben,
Und wenn sie's erräth, so heirath ich sie!

Das englische Räthsellied, das durch Göthes und Herders Uebersetzung unter uns allbekannt geworden ist, ist geradezu ein Werbspruch, und als da die jüngste der drei Schwestern die ihnen zusammen vorgelegten drei Fragen dem Fremden am ehesten erklärt hat, wird sie deßwegen von ihm bevorzugt:

Kaum hat sie die Fragen beantwortet so,
Der Ritter, er eilt und wählt sie froh.
Die erste, die zweite, sie sannen noch nach,
Indeß ihnen jetzt ein Freier gebrach.

In Erks Deutsch. Liederhort, no. 153, wird das Mädchen, welches dem fragenden Reiter alle Räthsel beantwortet, sogleich aufs Roß hinaufgenommen:

Ewige Liebe sei dein Lohn!
Und hop-hop giengs mit ihr davon.

Fernere Lieder vom Kranzsingen stehen ebenda verzeichnet no. 139. 153 a, b. Auch der Dietmarschen Lied zum Langen-Tanz klingt an das Kranzsingen (Müllenhoff Schlesw. Sag. pag. 473), sogar ein Räthsel über die Bohne dient dorten (pag. 505) zugleich als Tanzlied zum Ringelreihen.

Noch knüpft sich das Verständniß einer anderen Sitte an dieses Kranzsingen und Räthselspiel.

Kränze zu tragen und bekränzten Hauptes einherzugehen, war bei uns das Kennzeichen geistiger Obmacht, der Lohn, der einer feinen Seele und ihren Erfolgen zu Theil ward. Unsere Priester und Dichter galten uns als Seher, Beide giengen daher bekränzt. Um sich den Sängerkranz aufsetzen zu lassen, steigt grave Kraft von Toggenburg eine Leiter hinan zum Fenster, wo die Geliebte steht. Abgebildet im Pariser Lieder-Codex, darnach in den Abhandl. der Berlin. Akademie 1848. Walther v. d. Vogelw. überreicht der Geliebten den Kranz: „nehmt, Fraue, diesen Kranz, so zieret ihr den Tanz". Lachmann 74. Nicht nachgeahmt, nicht erst abgeborgt der altrömischen Sitte ist es also (wie dies Niebuhr gemeint hat: Grimm Myth. 862), wenn wir im Mittelalter die geistig Bevorzugten bekränzen; ein Brauch, der so allgemein statt hatte und längst durch alle Schichten der Bevölkerung gieng, wie die aus C. Spangenberg vorhin beigebrachte Stelle beweiset, ist unmöglich schon damals gelehrtphilologischer Abkunft gewesen. Auch wenn wir nachmals unsere Dichter so überschüssig oft als poetae laureati betiteln und mit fingirten Kronen beehren, ist dies ebenfalls nicht durch jene Krönungen herbeigeführt worden, welche der Pabst auf dem Capitol an den Dichtern romanischer Zunge und lateinischer Bildung vollzog, so wenig als es sich vom Kaiser Nero herleitet (wie dies Alt, Theater und Kirche, pag. 296. meint), daß es bei uns „kaiserlichgekrönte Poeten" gab; sondern aus der allgemein üblich gewesenen Sitte, um den Kranz als einen Ehrenpreis zu fechten, zu werben und zu singen, ist bei uns späterhin auch die höfische und die gelehrt-poetische Anwendung hervorgegangen, unsere Dichter durch den Kaiser oder dessen Stellvertreter krönen zu lassen. Diese Ehre wurde jedoch nur einem solchen deutschen Dichter gewöhnlich zu Theil, der zugleich ein Poete, d. h. ein Gelehrter war, wie z. B. Ul. v. Hutten. Dieselbe Krönungsart unterblieb aber immer, und der Kranz aus bürgerlicher Hand oder aus der einer bescheidenen Landgräfin mußte demjenigen Dichter genügen, dessen wahre Muse nur die einheimische, dessen Empfindungs-

weise schlechtweg die deutsche war. Ein Kranz aus solcher Hand schien darum den Dichtern noch kein geringerer Preis zu sein; jenen Frauen, die ihn so belohnten, ließ Walther v. der Vogelw. „Lilien und Rosen auf den Wangen schimmern."

Auch mancherlei Märchen leben heute noch im Volke fort, bei denen das Räthsel oder eine aufgegebene dreifache Frage gleichfalls den Kern der Erzählung auszumachen hat. Es sei auf ein solches hier hingewiesen, das am Vierwaldstättersee spielt und als Lokalsage bei Gersau am Fuße des Rigi haftet, da wo die sogenannte Kapelle zum Kindlismord steht. Ein empfindungsloser Stiefvater, heißt es, läßt sein Kindlein hungern und da es Brot begehrt, legt er ihm erst drei Fragen vor, nach deren richtiger Beantwortung es zu essen bekommen soll. Aber der vom bösen Gewissen geplagte Mensch thut nur solche Fragen, mit denen er sein und des Kindes Denken verschleiern möchte; das arglose Kind dagegen, das dabei allein an die Liebe der verstorbenen Mutter gedenkt, enthüllt in seiner Antwort gerade das Geheimniß und erwidert:

Was linder ist als Vogelfläum?
Der Mutterschoß.
Was süßer ist als Honigseim?
Die Mutterbrust.
Was härter ist als Kieselstein?
Dein Vaterherz.

Da beginnt der Mann dieses zum Bewußtsein erwachende Kinderdenken zu fürchten und in der Gewissensangst zerschmettert er das hungernde Töchterlein an den Uferfelsen. Wo man die Leiche fand, hat man unten die Kapelle gebaut; wo an der Hochfluh das eine Schühlein hängen blieb, heißt's zum Rothenschuh. Aus der anfänglich nur kleinen Kapelle machte man i. J. 1814 eine größere und weihte sie zu Ehren Mariens. Sie liegt auf dem Wege nach Fiznau, umgeben von einigen Häusern, welche gleich den benachbarten Felsen zum Rothenschuh genannt werden, und trägt ein Gemälde mit folgender Inschrift:

„In dieser einsammen Gegend hat nach uralter Sage ein Spilman seine kleine unschuldige Tochter aus teuflischer Bosheit gemordet.

„Von der Treib her (einer Landspitze) fuhr er mit dem Kind über den See. Es bath ihn um Brot. Er landet an, nimmt es bei den Füßen, und schlagt es so lang um die Felsen, bis sein zartes Haupt erschmettert ist. Gottes Rache führte den Mörder auf die Henkerbühne."

Vgl. Meyer-Knonau, Kanton Schwyz, pag. 272. — Lusser, Kant. Uri pag. 124. Auch am Brienzersee im Bernerlande lebt ein Theil dieser Sage localisiert fort, und als sich der, welcher dieses Blatt schreibt, vor nun 20 Jahren dorten zum Bergschlosse Ringgenberg hinüber rudern ließ, erzählte ihm der Fährmann mit sichtlichem Ernste dieses alte Schiffermärchen. — Eine Variante hiezu in Schambach-Müllers ndsächs. Sag. no. 14, in Müllenhoffs Schlesw.-Holstein. Sag. no. 331.

Gestatte man am Ende hier noch ein Wort über die nachfolgenden Räthsel selbst. Es geht diesen Sprüchen wie der Sprache überhaupt, die wir zwar stündlich gebrauchen und doch zahllose Male öfter mißbrauchen und mißverstehen, als im selber gewollten Sinne anwenden. Selbst beim Volke ist es nicht anders, das doch der alleinige Eigenthümer dieser hier mitgetheilten Räthsel ist, es verdreht und mißdeutet sie. So ist unsere no. 110 (Wasserbütte) nur noch als Auszähl- und Tanzspruch der Kinder üblich; weder groß noch klein denkt dabei, daß man ein Räthsel tanze. No. 64 (der Gott Mueth) und no. 69 (der kirchenbauende Wuotan) werden vom Volke nicht anders mehr als nur nach moralisirender Beziehung gelöst. No. 16 (die Heilschnecke von Montpellier) hält man nur für eine Albernheit der stammelnden Gedankenlosigkeit. Wie das Alterthümliche im Inhalte des Volksräthsels bereits allenthalben in eine ähnliche Sinnverdrehung hineingerathen ist, läßt sich an einem andern Beispiel dieser Sammlung zeigen. Wie wichtig und bedeutsam für unsere deutsche Mythologie sind nicht die beiden Sprüche über den Wetterhahn, no. 22. 23. Die drei Anfangsverse dieser Sprüche finden sich auch in Simrocks Räthselb. II., no. 230; allein was uns als der mythische Wetterhahn gilt, wird dorten in den Spielwürfel umgedeutet, und im friesischen Kinderreim, welchen Mechlenburg mittheilt, scheint nicht einmal mehr das Räthsel selbst, geschweige dessen Bedeutung empfunden zu werden. Wie lange ist also dem gegenwärtigen Sammler manches oft selber unbegreiflich gewesen und hat ihm unglaublich gelautet, was jetzt theilweise hübsch und glatt vorliegt; er hat aber wirklich manchen Spruch gleichsam erst zurückentdecken müssen, um ihn zu verstehen und am gebührenden Platz unterbringen zu können. Solcherlei Mißverhältnisse liegen hier nothwendig in der Sache selbst und fordern zur Behutsamkeit und Vorsicht auf, wenn wir uns anschicken wollen, ein Urtheil über diese Erbsprüche ältester Zeiten zu fällen. Denn was wir von den stets sich ändernden Zeiten und Meinungen zu

sagen pflegen, das gilt doch um vieles noch mehr von unsern schon in Voraus veränderten Anschauungen. Nun stützt sich aber das Volksräthsel durchaus auf scharfe Sinnesthätigkeit, auf seine gleichsam naturbeschreibende Beobachtungsgabe. Unsere heutigen Sinne sind wohl empfindlicher, weil sie gereizt werden; daß sie aber in jenem sachgetreuen Zusammenhange die empfangenen Eindrücke uns wieder erklären, wie sie es den Jäger-, Schiffer- und Hirtenvölkern thun, dessen werden wir uns wohl nicht berühmen wollen. Wie sollen wir also dasjenige am alten Volksräthsel sogleich richtig verstehen, was es selber mit feinstem Ohr und Auge in einer Zeit aufgefaßt hat, da die Lebensbedingungen für einen Theil der Menschen noch ganz andere waren, da die Menschensinne noch mit jenem wunderbaren, nur selten zu täuschenden Instinkt der Thierwelt verglichen werden durften. Daher kommt es, daß unser verfeinerter Verstand manchmal nicht zureichen will, die gründliche Vernunft der alten auf Anschauung beruhenden Volksrede einzusehen; wie wenig erst wird unser Wortwitz dem descriptiven Sachenwitz des Volksräthsels gleich gewachsen sein. Und so geschieht es denn schon lange, daß man das sinnlich gesunde Bild des Räthsels in eine obscöne Sinnlichkeit hinüber verdreht, daß den Sammlern bereits allenthalben die Unzahl schmutziger Räthselformeln aufgefallen ist, die sich höchst unerwartet im heutigen Volksmunde vorfindet. Es ist unerlaubt, daraus einen Schluß auf den moralischen Werth der jeweiligen Bevölkerung zu ziehen, nur auf die unzulängliche Sinnesanschauung in diesem Geschlechte läßt es sicher schließen. Jede verschobene und verschrobene Bildung handelt und denkt ebenso, sie stellt alles unbegreiflich Scheinende auf einen Gemeinplatz ab und glaubt dann eine Weile, durch solche Geistlosigkeit die Frage erklärt und gelöst zu haben. In beiden Fällen gehorchen die Sinne nicht mehr, in beiden Fällen hat darüber dann auch der Verstand sein natürliches Schamgefühl verloren. Das Räthsel liebt es vor Allem, sich selbst zu verhüllen, sein Licht unter den Scheffel zu stellen; schon sein ältester Name Tunchal (Otfried I. 1, cap. 1, Vers 15) weiset sein wesentliches Geschäft nach, den Gegenstand mit einer reichen Sinnbildlichkeit zu umgeben und diese bis zum Schein einer fremdartigen Vorstellung zu verdichten; erst aus diesem Zweikampfe kühner Gegensätze tritt die wahre Naturbeschaffenheit, der wahre Werth der Dinge überraschend und neu überzeugend hervor. So erscheint uns der Mond noch einmal so rein und freundlich, wenn er eben durch die schwärzeste Wolkenschichte gegangen

ist; an allen Rändern hell abgegrenzt wirkt dann das gewohnte Gestirn mit frischem Reiz. So schickt auch das Räthsel seine altgekannten Gefühle und Sachen in den Krieg von Widersprüchen und zieht sie mit dem Gewinn einer zwiefach überzeugenden Wahrheit, einer doppelt gewonnenen Einsicht wieder daraus zurück. Wem aber gehören dann solche Gewinnste an und auf wen wirken sie am lebhaftesten? Sie sind das Eigenthum des scharfsinnigen Naturmenschen, und werden das Ergötzen des liebevoll anschauenden Kindes. Der Beweis für das Gesagte liegt in der einfachen Thatsache, daß, weil die Naturvölker verkommen sind, das Volksräthsel nur noch im Munde der Kinderwelt fortlebt. Erscheint dann der wahre Dichter wieder, in dessen Geist neben aller Bildung des Zeitalters auch die ganze Natur seines Volkes und die ganze Kindlichkeit der Volksseele sich behauptet, so fehlt auch dem Volksräthsel sein Freund und Bewunderer nicht, und sein vielvermögendes Wort giebt uns den Anlaß, der verkannten Gattung neuerdings eine nationelle Aufmerksamkeit zuzuwenden. Alsdann erst lernen wir auch richtig unterscheiden zwischen dem gelehrten blos witzigen Räthsel der Scribenten, und zwischen dem des Volksmundes. Sobald das blos witzige Räthsel errathen ist, hat es aufgehört zu sein, abgebranntes Schießpulver hat es einer genannt. Der Werth des Volksräthsels aber besteht in einem homerischen Nie-veralten, es wird je älter, nur um so hübscher, es wird doppelt wahr; denn es enthält jene „entzückten Anschauungen des Gegenstandes", wie sie Göthe an Schillers Räthseln erkannte. Die beste Bekräftigung des eben Gesagten und zugleich ein Schmuck dieses Aufsatzes ist es, mit dem zustimmenden Worte Göthes hier enden zu können:

Jeden freuet die seltne, der zierlichen Bilder Verknüpfung,
Aber noch fehlet das Wort, das die Bedeutung verwahrt.
Ist es endlich entdeckt, dann heitert sich jedes Gemüth auf
Und erblickt im Gedicht doppelt erfreulichen Sinn.

---

2) Die Thierwelt.

Die Kuh.

358) 1. Vieri trampe,
vieri lampe,
vieri luege
gegge Himmel,
lueget se in Himmel ue,
chunt gäng einer hinden zue.

Bedeutung: Vier Füße, vier Strichen des Euters, Horn und Ohr, bald Peitsche, bald Schwanz. — Spielart in E. Meier's schwäb. Kindr. no. 296. Nach Hervararsaga giebt Odhinn die Frage auf: vier wandeln, vier hangen, zwei den Weg weisen, zwei Hunden wehren, einer schleppt nach, ein Leben lang, der ist allzeit schmutzig. Müllenhoff pag. XII. Ebenderselbe in Wolf's Ztschr. 3, 4 giebt hierzu noch die deutschen, englischen und norwegischen Varianten. Ich verweise auf den in vorstehender Einleitung, pag. 207, bereits erwähnten Zusammenhang dieses Spruches mit dem Faröer-Räthsel.

359) 2. Vier Stämperli,
vier Plämperli,
zweu Horcherli,
zweu Stupferli,
zweu Gugguggerli,
es Heuropferli,
es Grasmuffeli
und es Fleugewädeli.

Vgl. Simrock Räthselb. no. 438. Spielart in Wöste's westfäl. Volksüberlief. pag. 14.

360) 3. Vier G'stampete,
vier Glampete,
e Grasrupfer,
e Boddegugger.
en Fleuge-stöiker.

Ein Fliegenstöberer, Schwanz. — Spielart aus der Wertheimer Gegend im Badischen: Mone, Anzeig. 1838. pag. 263 sq. — Bei Appolodor 3. 3, 1 muß Polyidos seine Weisheit damit erproben, daß er die beste Vergleichung zwischen einer drei-

farbigen Kuh und sonst irgend einem Gegenstand heraus findet; er wählt dafür die dreimal ihre Farbe ändernde Brombeere.

361) 4. Vor es Nägeli, hind' es Büseli,
z'mitt'st es Trumbe-chübeli.

Fischart Gargant. cap. 25: vornen wie ein Gabel, in der Mitten wie ein Faß, das hinterst wie ein Besem. Bei Wöste, westfäl. Volksüberlief. pag. 13, ist es auf die Schwalbe bezogen. Vergl. Simrock, Räthselb. no. 413. — Nägeli ist Blesse des Thieres, Büseli der flaumige Schwanz.

362) 5. S' goht durhe Wald durh-ab
und leit gäng Teller ab.

Kuhschelle.

363) 6. Es goht zum Brunne mit
und trinkt, und trinkt doch nit.

Simrock, Räthselb. II. no. 27. 180. —

Roß.

364) 7. Berg ûf trib mi nid,
Berg ab rît mi nid,
ebne Wegs schon mi nid
und im Stal vergiß mi nid.

Schafschur.

365) 8. Chûm erwachse-n-ich wieder,
mäjt der Schnitter mich nieder,
macht er's aber nit guet,
so vergießt der Acher sîs Bluet.

Schwein mit der Eichel.

366) 9. Rügeli-chügeli höch-obe,
Rügeli-chügeli fallt abe,
Vierbei treit's hei.

Chogele-moggele höch obe,
Chogele-moggele fallt abe,

Chogele-moggele bricht's Bei,
fallt mit Vierbei wiedrum hei.

Hutzeputz, Eichelname in Simrocks Räthselb. II. no. 101. — In hessischer Spielart: Wolf Ztschr. 1, 399. 3, 181 (12) — Schmitz, Eifler-Sag. 209, no. 106.

Floh.

367) 10. Es chömmet zwee Manne,
sie führet eine g'fange
vo Ribelegg ûf Nagelegg,
vo Nagelegg ûf's G'richt.

Aehnlich bei Mone Anzeig. 1838. pag. 263. Meier, schwäb. Kinderr. no. 335.

368) 11. Es ist es Thierli arm und chlei,
vo Todesnoth umgebe,
es sûgt mir s' Bluet ûs Arm und Bei,
drum nimm ig ihm sis Lebe,
s' giltet ke Bruederschaft und Brueder:
stirb, du schwarzbrûn Chaibelueder!

Mit mundartlicher Färbung von der Berner-Sprachgrenze. Eine Jugenderinnerung aus bayerisch Franken lautet:

Es kamen zwei gegangen,
die nahmen mich gefangen,
die brachten mich zur Würgelstatt,
von der Würgelstatt zur Nagelstatt,
da ließen sie mich hangen.

Fränkisch würgeln ist schweizerisch ribeln, zwischen den Fingern zerreiben.

369) 12. S' isch öppis ûf em Stöckli
und gumpet wie nes Böckli.

Die sogen. Gestalt oder Brust am Hemde ist der Stock desselben. In Odilo Schreger's Studios. jovial. Monachii 1751, de pediculis: Quod captum est, periit, sed quae non cepimus, adsunt.

Katze.

370) 13. S' goht öppis um eusers Stübli
und hät en Besem im Füdli.
es goht ums Hûs um b'lange,
im Füdli e g'höörige Stange.

es branderdschwarzis Manndli,
im Füdle hät's es Tannli.

Stübli, Nebenhäuschen.

371) 14. Vor' wie ne Cheigelkugle,
z'mitt's wie ne Wîfaß,
hinde wie ne Hêrestecke.

Hêrestecke, des Pfarrers Stock, also schwarz mit weißem Beinknopf.

Katze auf die Speckseite lauernd.

372) 15. Der Limpelampe hanget,
der Hurihööri b'langet.
der Hurihööri wött gar gere,
aß der Limpelampe abe wäre,
wîl der Hurihööri ebbe wött,
aß er de Limpelampe in em inne hätt.

Der Hurihööri ist der Duckmauser mit seinem Strubelbalg. huren, locare. Graff, Diut. 2, 222 a. Bei E. Meier Kinderr. no. 307 ist es der Hire-Haare. Bei Simrock Räthselb. no. 454 ist der Spruch nur halbwegs.

Schnecke.

373) 16. Es chunt es Thier
vo Mumpelier,
vo Eggedorn,
und hät vier Horn
und es Bibeli-Hüetli ûf.

Anstatt Mumpelier spricht man auch Rumpelier (Rumpel- und Zeugkammer), statt Bibeli-Hüetli, d. i. Wärzchenhütchen, bringt die kindliche Scherzrede auch ein biblisches Hütlein vor. Aus der Blankenheimer Handschrift des Tristan, jetzt in Berlin, giebt Mone, Anzeig. 1838, pag. 238 folgende werthvolle Fassung dieses bedeutsamen Spruches:

Id vragede eyn clerc van Mumpaleir
sînen meister umbe eyn deir,
des de werilt meist intseit:
do cunde he is in berichten neyt.

Die Lösung dieser hier vom Clericus zu Montpellier dem Magister gestellten Frage liegt in dem Kinderspruche über die in ihrem Häuschen

klösterlich abgeschlossene Schnecke. Das Kind ruft nämlich in der Rolle des Beichtvaters das Thier an, seine Zelle zu verlassen:

Chlosterfrau im Schneggehûs,
sie meint, sie sig verborge,
do chunt der Pater Bîchtiger
und weûscht ehr guete Morge.
Schnegge, Schnegg im Hüsli,
zeig mir dîni Düsli,
zeig mir dine Vierihorn,
oder i steck dich an e Dorn.
Schnegge, Schnegg im Hüsli,
zeig mer dîni Büsli,
oder i nagle dich an en Baum,
oder an es Strüßli (Risli).

Demnach muß die Schnecke als Wetterprophete auf diesen Spruch die Fühler ausstrecken und damit gute Witterung ankünden. Daher der engl. Spruch bei Chalmers 43., mit dem unsrigen zusammen stimmend:

Snail, snail shoot out your horns,
and tell us if it will be a bonnie day the morn.

Es ist aber die vom Heidenthum diesem Thiere beigelegte Heilkraft zugleich mit gemeint, wie sie noch in allerlei Bräuchen beim Volke sich verräth; so betupft man z. B. Warzen mit dem Saft der sogenannten Judenschnecke und steckt diese an einen Weißdorn. Dieser ist der Eggedorn unseres Spruches, der scharfe genannt, vgl. altnord. eggja, acuere; und der Schnecke Heilsaft ist jenes allgenannte Schneckenblut, nach dem man die Kinder jetzt noch zur Apotheke in den April schickt. Noch deutlicher wird diese Lösung durch die Erwähnung der Stadt Montpellier; denn diese nebst Salerno hat der medicinischen Gelehrsamkeit des Mittelalters ihr System gegeben, dessen Ueberrest die Lateinhexameter der sogen. schola Salernitana sind. Hartmanns Armer Heinrich muß daher, um vom Aussatz geheilt zu werden, reisen „nach der arzâte rate gegen Munpasiliere“; eben deßhalb muß von daher die Schnecke unseres Räthsels angezogen kommen, eben deßhalb auch um dieses Thier der Clerc an jener Arztschule seinen Magister befragen. Montpellier war sonst so sprichwörtlich bei uns, wie jetzt Paris. Fuore ein narr gen Monpolier, kompt er wider, er blybt ein stier. Seb. Franck Sprichw. 1, 32. — Das ich genas harte schire, das beschach ze Mumpaliere, da ich ze einem

male sich was .... semlich wachen ich gesehen han ze Mumpaliere vnd ze Paris. Konrad von Ammenhusen, Schachzabelbuch. Aargau. Beiträge pag. 334. 181. — In Willems Reineke Fuchs, pag. 289 spricht der Fuchs: cher et honoré Seigneur, ne vous rappellez-vous point, dans quel état était votre père, lorsque vous étiez encore bien jeune n'ayant guère plus de deux ans, et que mon père arriva à la cour de l'école de Montpellier, ou il avait étudié la médecine pendant quatre années. (Les leçons en médecine y commencèrent en 1180. D'aprés Robert et Hesselin. Dict. univ. de la France.)

374) 17. Es ist es ganz apartigs Hûs,
wo weder Thür no Feister hät;
goht der Biwohner hübschlich ûs,
se zieht das ganze Hüsli met,
und wenn ihrer tûsig bisämme stehnd,
men überchunt keis Städtli z' gsehn.

Biene, Eule und Fledermaus.

375) 18. S' ist e Vogel, de hät keis Bluet,
en anderer ist, de hät kei Mueth,
en dritter sügt sîs eige Bluet.

Im Traugemundeslied steht die Lösung: „die Queckolter birt âne Bluot, der Stork ist âne Junge, die Fledermûs söiget ire Jungen, der Swarbe hat keinen Magen." In größerer Vollständigkeit und alterthümlich wird bei Sutor, Chaos latin. Kaufbeuren 1716 pag. 784 die Reihe der mythologischen Vögel also aufgezählt: „rath zehn Vögel, merk und faß es gut. Der erst hat nach des G'sellen Tod nicht Muth: (Turteltaube). Der ander hat keinen Magen: (Habicht. Das Tragemundlied nennt oben dafür den Swarben, Mehlkäfer). Dem dritten mangelt der Kragen: (Reiher, richtiger die Biene). Der vierte hat keine Jungen: (Storch, weil er nur klappern kann). Der fünfte säugt seine Jungen: (Speckmaus). Dem sechsten gebricht die Galle: (Eule, sonst Taube). Der siebente übersingt sie alle: (Nachtigall). Der achte verkündigt die Zeit: (Hahn). Der neunte überfliegt sie weit: (Schwalbe). Der zehnt ist alt und weiß, weil er ißt dreijährige Speis: (der Krammetsvogel, der von überwinternden Waldbeeren lebt.) Vgl. Mone, Anz. 1838 pag. 260. Haupt Ztschr. für Alterth. 3, 30. no. 19. A. Keller, altd. Erzählungen, 484. — Auch in ältere Formeln von Besegnungen

sind derlei Beziehungen und Reime übergegangen und haben dorten abermals räthselhaft lautende Beziehungen veranlaßt. Ein Exorcismus in Wolfs Beiträg. 1, 255 besagt: „ich hab getragen zwei Lungen, zwei Herzen.“ Damit besegnet also ein Weib sich, das schon zweimal geboren hat; oder es betet (ebenda pag. 258 no. 24) einer, um vor Gericht Recht zu behalten:

Ich trete vor des Richters Haus,
Da schauen drei todte Männer zum Fenster heraus.
Der eine hat keine Zung, der ander keine Lung,
Der dritt' ist taub und blind und stumm.

Mücke.

376) 19. Es tritt e Schnepf i's Schiff
und git dem Speck e Spick.
und isch es nit e Schick,
aß der Schnepf i's Schiff tritt
und dem Speck en Spick git?

Mücke und Schiff sind hier Symbole der beginnenden Mai- und Sommerzeit. Heute noch versinnlicht es der Kalenderspruch ziemlich gleichlautend:

Matthe oder Barthlime
bringt es Schiff voll Fleügen und Flöh.

Ueber dieses Götterschiff der Germanen, des Tacitus liburna, vgl. Grimm Mythol. 236 flg. Noch jetzt begeht die Jugend des Glarnerlandes das Fridolinsfest, zu Ehren des Landespatrons, damit, daß sie kleine Schiffchen und Holztröge theert, bewimpelt, Nachts mit brennenden Kerzen besteckt und die nach und nach ganz entzündeten in Brunnquellen und Dorfbächen davon schwimmen läßt. Da wo diese Art der alten Frühlingsfeier verkommen ist, lassen die Kinder ihre Papierschiffchen zwar auch noch, aber zwecklos und außer der Zeit, das Wasser hinab. Das Brunnenspringen der Metzger in München und der Tanz der dortigen Schefflerzunft, wobei Nüsse und Aepfel aus dem Stadtbrunnen geschöpft und unter die Jugend ausgeworfen werden, sind gleichfalls Frühlingsfeste solcher Art, nur kommen Schiffe dabei nicht mehr vor. Vgl. ihre Beschreibung: Panzer Beiträge Bd. 1, 226. In den bayrischen Donaugegenden jedoch wurden noch vor etlichen Jahrzehnten alljährlich in der Fastnacht große Kähne auf Rollen gestellt und mit allerlei bacchantischer

Bemannung durch die Ortschaften gezogen. Die Maste hiengen voll Eßwaare („Spickspeck" des Räthsels) und im eisernen Mastkorb loderte Nachts Feuer. Auch in Ulm galt diese Sitte, vgl. E. Meier schwäb. Sag. Abthl. „Bräuche" pag. 374.

Hahn.

377) 20. Vorne wie ne Chamm,
z' mitt's wie nes Lamm,
hinde wie ne Sichel:
rôth's, mi liebe Michel!

Vgl. Mone, Anzeig. 1838 pag. 261. — Angewendet in der Wetterau auf die Elster: Wolf Ztschr. 2, 434.

378) 21. S' ist e Wächter ûf der Wart,
hät en Chambe und e fleischige Bart,
er hät e Bart
vo Schölmenart,
er chunt die Wiber
alli über,
er springt und lauft
und ist zwürig g'tauft,
isch zwürig gibore,
und het' er e Seel, so wär er verlore.

In schottischer Fassung weist es nach Müllenhoff, in Wolfs Ztschr. 3, 17. Dazu Meier schwäb. Kinderr. no. 325.

Stückweise verneudeutscht bei Simrock Räthselb. no. 130. In witziger Fassung aus der badischen Gegend von Wertheim, in Mone's Anz. 38. pg. 263 ff. Ein Räthsel vom Nürnberger Barbierer Hans Folz, in Haupts Ztschr. 8, 541 erklärt unsern zweimal (zwürig) getauften Hahn; denn einmal brüht ihn der Koch, und zum zweiten begießt ihn der Gast, welchem nach verzehrtem Kapaun „ist zu Wasser oder Bier begêr, besunder nach dem Wein vil mer." Sein „zwüriges" Geborensein zielt auf das Ei und dessen Bebrütung; seine „verlorene Seele" erklärt sich aus den vielerlei Sagen, in denen der betrogene Teufel statt der verhofften Menschenseele nur eine Hahnenseele zu holen bekommt, z. B. auf der Regensburger Brücke, Panzer Sag. 1, no. 144. Vgl. Grimm Mythol. 962 „diabolo gallo litare".

379) 22. S' ist e Vogel vo Helpfebei,
er frißt die Mülli mit sammt em Stei,
frißt de Bû'r mit sammt em Pflueg:
do het der Vogel no-nig gnueg.
frißt de Rüter mit sammt em Roß:
no hebt der Vogel de Schnabel off.
sûft die Stande mit sammt dem Wî —
was mag das für e Vogel si?

Im schleswiger Volksräthsel, bei Müllenhoff pag. 506. no. 13 frißt dieser Vogel 99 Ochsen. In E. Meiers schwäb. Kinderr. no. 347 frißt er sieben Auerochsen und trinkt sieben Eimer Wasser. Bei Simrock Räthselb. 1, no. 50 sind ihm die Flügel in der Hitze gewachsen. Im friesischen Kinderr., mitgetheilt von Mechlenburg, Haupt Ztschr. 8, no. 347. erklärt sich das wichtigste:

Es flog ein Vogel Stark
Ueber Dänemark.
Was hatte er in seinem Kropfe?
Sieben Pfund Hopfen.
Was hatt' er in seinem linken Bein?
Einen Hammer und einen Schleifstein.

In demselben Spruche bei Müllenhoff pag. 507, 14 trägt der Vogel in seiner Krone noch zwölf Jungfern und ein Faß Wein. (Deßhalb heißt dorten die Auflösung Schiff.) Hiemit endigen die falschen Erklärungen alle, die man bisher diesem Räthsel gab. Es haben sich die hessischen Bauern dieses „elfenbeinerne Vögelchen" als den Spielwürfel gedeutet, welcher dem Müller den Malstein, dem Bauern das Roß, dem Edelmann das Schloß, dem Schneider die Scheere fresse: Wolf Ztschr. 1, 398. Ebenso hat auch Simrock, Räthselb. II, no. 230 erklärt. Unser schweizer Landvolk hilft sich auf anderem Wege; bald meint es den Vogel Greif, bald den Wetterhahn auf dem Schaffhauser Münster, bald legt es den Wortnachdruck auf das „wenn" der Räthselzeile und folgert: falls er einmal hungrig werden würde, so würde er Bauer und Pflug, Schneider und Scheere fressen; nun aber wird der metallene Hahn niemals hungrig, also frißt er auch das alles nie. In Schmitz' Eiflersitten 1, pag. 211 dieselbe Voraussetzung: „Wenn ich herab komme, so fresse ich sechs Ochsen auf." — Nach solcher Beziehung lautet dann das Räthsel also:

380) 23. Es isch e Vogel, der in de Lüfte schwebt,
und keine, der ûf der Erde lebt.
sini Fäckde sind mit Fü'r ûsgosse,
wenn er Hunger het, frißt er siebe Ochse;
und het er alsdenn no-nig gnueg,
so frißt er de Bûr mit sammt em Pflueg;
den Ritter und si Roß, de Junker und si Schloß,
und het er no de Schnabel leer,
so nimmt er de Schnider mit sammt der Scheer.

Dies ist der Vogel der Fruchtbarkeit und des Aerntesegens, zum Zeichen seiner Göttlichkeit trägt er die Eddischen Attribute Thôrrs, Hammer und Schleifstein (Mülli mit sammt em Stei). Wenn der Hahn kräht, rührt sich der schwere Stein zu Bischofsheim. Simrock RB. 2, no. 196. Zum Zeichen seines ersprießlichen Einflusses auf die Witterung ist er auf Thürmen, Häusern und Fahnen aufgepflanzt worden. Riechwetter ist des Hahnes Namen im Froschmeuseler Rollenhagens. Warum das Hähndchen auf dem Kirchthurme stehe? fragt das Märchen in Simrocks Kinderb. no. 515; und die Antwort lautet: es wartet droben auf gut Wetter, und daß drunten der Sumpf austrockne, in welchem sein eignes Wägelchen versunken liegt. Dieser Vogel besitzt also, gleich den einzelnen Germanengöttern, auch einen eignen Wagen, und so beschreibt ihn Woltmann Gesch. des westfäl. Friedens, wie er beim Einzuge der Gesandten zu Münster auf dem Bagagewagen sitzen mußte, und die Deliciae urbis Bernae p. 477 melden, wie es noch im Jahre 1732 zu Bern Brauch gewesen, bei öffentlichen Aufzügen und Regierungsfeierlichkeiten einen Hahn nebst einem Streithammer auf eignem Bagagepferd im Umzuge mit zu führen. Schwäbischen Pferdehirten erscheint ein unbekannter „Wasservogel" und heißt sie, ihn auf den stärksten und besten Rossen bei seinem Umzuge unter den Menschen zu begleiten. Panzer, bayr. Sag. 2, pag. 446. — „Ein Knaben, ein Hund vnd ein Han, so bistu gerüst wie ein Kriegßmann." Mittler, Volkslieder 1855, no. 1397. Die Finnländer hielten in ihren letzten Kriegen mit Rußland regimenterweise einen Waffenhahn im Felde, einen gleichen führen noch englische Kriegsschiffe herkömmlich mit, wie Chateaubriand bemerkt hat. Und so ist die Hahnenfeder ein Liebesmittel, ein Streitzeichen des Soldaten und zugleich des Teufels Hutzier. Betrachten wir nun dieses Thieres Beziehungen zur Landwirthschaft; denn so ist

Donar auch Gott des Ehe-, des Aerntesegens und zugleich ein Riesenbekämpfer. Will man lange gut Wetter haben, so bringt man es durch Einmauerung eines Hahns zu Wege (Rockenphilosophie 6, 88) und dem entsprechend nennt der Schweizerbauer jeden Barometer den Wettervogel. Es wird daher nach jeder einzelnen Fruchtärnte der Hahn gefeiert, oder auch selber verspeist und verschmaust. Um Weihnachten opferten Dänen und Normannen alljährlich 99 Hunde und Hähne, Thietmar v. Merseburg lib. 1, cap. 9. Nach ihm wird die leise vorwärts schreitende Zeit gemessen: Geister dürfen sich alle Jahre um einen Hahnenschritt ihrer vormaligen Wohnstätte wieder nähern; um Dreikönigtag, sagt die Bauernregel, wächst der Tag um einen Hahnenschritt. Der Heuhahne, Krähhahne ist im Zürcher Gebiete der Name desjenigen Mahles, welches der Gutsherr nach dem Schlusse der Heu- und Kornärnte seinen Werkleuten giebt. Jetzt zwar redet man nur noch vom „Suppenhahn"; weil statt des alten Schmauses die sparsamere Hausfrau wirklich nur noch einen Hahn „überthut", in die Suppe kocht. Allein Merians Todtentanz (Basel bei Mieg, 1621) bildet einen solchen aus der Aernte kommenden Schweizerbauern ab, wie derselbe auf der Schulter den Dreschflegel, am Arme aber den Korb heimträgt, in welchem schon der Krähhahne für die Sichellöse (Aerntefest) und für die Pflegelrecki (Dreschermahl) bereit liegt. Um Minden befestigt man über dem Aerntekranz einen hölzernen Hahn, und ein Spiel der Schnitter um die letzte Garbe heißt dorten das Hahnengreifen. Kuhn, nordd. Sag. 398. Die neun letzten Aehren, die nach beendigtem Kornschnitt auf dem Acker stehen gelassen werden, im Aargau das Glückskorn genannt, heißen in Norddeutschland redender „Vaogeltêjen", der Vogelzehent. Kuhn, märk. Sag. pag, 337. Ist der Hanf gebrochen, so legt man im Aargau die Hanf-Agmen (stupa) um einen hölzernen Dreifuß und entzündet den Haufen, dann wird darum getanzt und dies nennt man den „Rätschvogel" den Hanfbrecherhahn; das Arbeitermahl am gleichen Abend heißt der Raitlerhirs, von hirzen (schmausen, zechen), der Raiter ist der Hanfbrecher. (Stalder 2, 45). Um Ostern und Pfingsten hält man in etlichen Kantonen noch das Hahnenschlagen ab, und dazu tragen die Dorfbursche vorher einen Hahn im Korbe herum, um sich die Eier zu ihrem Festkuchen daraufhin an den Häusern spenden zu lassen. Gleicher Weise thun die Kinder am deutschen Rheine in Fastnacht und Pfingsten. Daher rühren ihre Reimsprüche: Havele, Havele, Hane: Fastennacht

geht ane! oder auch: Auf, gebet uns das Pfingstei! — Ueber den Breihahn der Hannoveraner Bauern findet sich in Joh. Prätorius Blocksberg 1668. pag. 553 folgender Wortscherz:

Ad Galli ripas coquitur puls optima Galli.

Zu Hahn-ufer wird der beste Brei-hahn gebraut. Es ist ein gewürztes Weizenbier, im Koburgischen Brühhahn, Bräuhahn geheißen. Ein ähnliches Festgetränke hieß in München der Sathahn, eine alte, von Schmeller, Wb. 3, 288 dokumentirte Benennung, mit welcher man jetzt das letzte, also älteste Bier vom einjährigen Vorrath bezeichnet, das der Brauer seinen Hauptkunden zum festlichen Vertrinken mit Wintersbeginn frei giebt. Panzer, bayr. Sag. 2, 504. Deßwegen also, weil so das Thier als Vogel der Fruchtbarkeit gilt, giebt es in Sage und Volksrede noch einen Weizen-, Korn-, Gerstendrachen, nemlich einen Geistervogel, der den Wohlstand durch Dach und Schlot hereinschüttet; aber er zündet auch das Haus mit an, der rothe Hahn wird aufs Dach gepflanzt, wenn man versäumt, ihn zu pflegen und zu füttern. So verwandelt er sich in ein Feuerthier, welches dem rothhaarigen Donnergott geweiht ist (S. Firmenich 2, 309), und von dieser Seite her erwächst ihm nun auch seine andere Erscheinungsweise im Volksglauben, die schädigende, furchtbare. Vorher ein Allesbescheerer, wird er nun ebenso ein Allesverzehrer, ein gewaltthätiger Riese. In unserem Räthsel hat er Elephantenstärke (ist von Helpfebei). Die Wortverwandtschaft zwischen κύκλωψ und Güggel, Goggel, ist auffallend; der eine ist einäugig, der andere schließt beim Krähen die Augen; daher die Räthselfrage: wer macht beim Singen die Augen zu, weil er sein Lied auswendig kann? Gott Donar verzehrt nach der Edda einmal einen ganzen Ochsen, acht Lachse und trinkt dazu drei Kufen Meth. Gleich cyklopenhaft bleibt auch unseres Vogels ungesättigter Hunger, wenn er in no. 23 sieben Ochsen gefressen hat und noch den Mühlstein dazu. Dies hängt zusammen mit folgendem Aberglaubenssatze aus einem alten Receptirbuche, handschriftl. aus dem Städtchen Brugg an der Aare: „jeder Güggel legt nach 7 oder 9 Jahren einmal ein Ei; läßt man dieses ausgehen (zum Ausschlupfen) und unter Roßmist bebrüten, so kommt ein Drache hervor, der alles durch seinen Blick tödtet. Darum nehme man dem Hahn das Ei vorher weg und lasse einen Zentnerstein drauf fallen. Eine mythische Hinrichtungsweise. Vgl. Grimm RechtsA. 695, 13. Kindm. 1, 240. Das Gericht der Freiknaben (der Unehrlichen) zu Basel

auf dem Kohlenberge verbrannte 1474 einen solchen Hahn sammt dem Ei, das er gelegt hatte. Kohlrusch, Schweiz. Sagenb. pag. 346. Legt man aber einen dreijährigen Hahn verschlossen in einen Wallhengstenhaufen (Ameisen), so findet sich nach dem neunten Tage ein weißer Stein in seinem Kopfe, welcher, bei sich getragen, unwiderstehlich in Liebe und Liebesbegehr macht. Diese verderbliche Natur des altwerdenden Thieres ist in folgendem Kinderspielspruche ausgedrückt:

Katheri, thue d' Hüehndli ie
und loh de Güggel loh laufe!
mer wänt ehm hüt no z'fresse gä
und wänt ne morn verchaufe;
und wenn er wieder umme chunt,
so wänt mer'ne legge-n-ûf de Tisch
und wänt ne chnuetsche wie ne Fisch.

Hier also wird gedroht, ihn wie einen Fisch zu zerlegen, zu zerchnuetschen, in Theile zerschneiden. Dies ist ein unheiliges Opferverfahren, das sich auf den Teufel beziehen mag, von dem die vita Guiberti 1, 24 meldet, daß man ihm Hähne „geschlachtet" habe; Donnerstags im März mußte dasjenige Ei gelegt sein, aus welchem der dem Teufel zu opfernde Hahn ausschlüpfen sollte. Kuhn, nordd. Sag. pag. 517. Merkwürdig sind zwei Thurmhähne an der bayrischen Donau, die vom Teufel mit einem Pfeil geschossen sind. Dem zu Aggsbach steckt der Pfeil im Auge, dem zu Oberarnsdorf im Bürzel. Menzel, Odin 21. Und an einen Teufelshahn streift schon jener schwarze Hahn, der nach der Völuspâ, unter der Erde wohnhaft ist, während zwei andre, Fialarr, und mit glanzrothem Kamme Gullincambi bei den Asen einst den Weltbrand ankrähen werden. Dieser bei den Unterirdischen wohnende Schwarzhahn hütet versunkene Glocken, verwünschte Schätze, und man erhebt, sagt der Aberglaube, solches nur mittels dreier schwarzen Hähne. Einer schnitzte sich dazu auch einen kleinen Pflug und vollführte die Hebung: Reusch, Samland. pag. 29. Vindication eines Gutes wird so weit gerichtlich angetreten, als ein Hahn zu fliegen vermag. Grimm RA. 105; daher ist er auch ein nothwendiges Rechtssymbol bei Klageerhebung und Eidleistung: Joh. v. Müller Schweiz. Gesch. 3, 258. Als Feuergott prangt er schon beim Einbruche der Ungarn auf dem Glockenthurme des Sangaller Klosters, wie der Mönch Ekkehard im X. Jh. es schildert, Grimm, Myth. 636, (wo freilich die Stelle ganz anders be-

zogen wird), und heute steht er noch auf dem Titelblatte der Kinderfibel, mit Hund ja und Hahn fängt „die Kinderpredigt" an. Die Beziehung des Huhns zu Donar als dem Ehegotte bespricht Wolf Ztschr. 2, 327. 28.

Ei.

381) 24. Z' Wisseburg im G'schlößli z'mitts
blüht es herlichs Blüemli itz,
wîß und roth, rund und schmal
gügglet's vüre über's Thal.
söll sell Blüemli öpprem g'höre,
mueß me ganz Wîßeburg verstöre.

382) 25. S' ist e chlis Chlösterli,
s' goht ekei Thürli drî
und ekeis Feisterli,
was mag es si?

Vgl. Simrock, Räthselb. no. 17.

383) 26. Ne Ständeli ohne Bändeli
und zweierlei Gumpis drinn.

Stande, Bottich. Gumpis, das Schwappeln des eingemachten Gumpst oder Compost, Sauerkraut. — Müllenhoff, Schlesw. Sag. pag. 506, 9. Meier no. 299. Mone Anz. 1838, 262 no. 188.

384) 27. Anna Mareili heiß i,
ke Vatter und Mueter weiß i.
mi Mueter wott e Jumpfere si,
drum spert's mich in es Druckli ie.

Druckli, Truhe, Schächtelein. Die Eltern des Schwaneneies werden vom altn. Räthsel der Hervararsaga (Müllenhoff in Wolfs Ztschr. 3, 7) besonders hervorgehoben: weißgekleidete Weiber trugen Bier zur Kammer, es war nicht mit Händen gerührt, noch mit Hämmern geschlagen; der war draußen bei den Inseln thätig, der es machte.

3) Baum und Pflanze.

Kirsche.

385) 28. Wiß wie Schnee,
grüen wie Chlee,
roth wie Bluet,
cholschwarz wie ne Filzhuet.

Im Tragemundl. Strophe 5. erscheint dieselbe Farbenreihe, und abermals im Held Bonved, Altdän. Heldenl. von Grimm pag. 235. Das schneeweiße ist jedoch dorten das Rad der Sonne, das grasgrüne ist die grünaugige Elster, blutroth und verblichen ist der Heerschild des gefallenen Kämpfers, schwärzer als Nacht und Kerkerriegel ist die Schlehe. — Versionen hievon bei Mone Anzeig. 1838 pag. 263. Simrock, Räthselb. no. 21.

386) 29. P'frau Riggere, P'frau Roggere
mit ihre grüene Bagge
müend sech s' Füedli roth lache.

Riggelen, mit dem Kopfe wackeln. Schorniggeli ist der erste Fruchtansatz nach beendigter Kirschenblüthe, das Kind hat darüber den Scherzruf: „Schorniggeli, Dübedickeli" d. i. aus der täubchenweißen Blüthenfülle kommt die grünrothe Kirsche hervor.

387) 30. Es sitzt es Jümpferli ûf em Baum,
es hät am Röckli en rothe Saum,
am Herze häts en Härtestei:
säg, was es für nes Jümpferli seig.

Härtenstein, eine zerfallene Ritterburg auf dem Lägerenberge bei der Stadt Baden, zugleich ein Luzerner Patriziergeschlecht. Vgl. Müllenhoff Schlesw.-Holst. Sag. pag. 506, 8. In Halliwells Nursery rhymes, no. 35 ist die Kirsche genannt Dick Redcap, Richard Rothkäppchen.

Tanne.

388) Es hät gigen und gage,
grüene Läubli trage,
Eierli wiß und gel:
iez treit's Lip und Seel.

Das Wiegenlied des Gotfrit von Nifen spielt mit demselben Refrain: Wigen wâgen, gûgen gâgen, wenne wil ez tagen? minne minne, trûte minne, swîk, ich will dich wâgen. Das Gigen ist an dem Wiegenseil ziehen. So bei Hoffmann schles. Volksl. no. 191:

Abends, wenn ich geh zur Ruh,
Giebt sie mir die Wiegenschnur,
An dem Bändel muß ich geigen,
Damit das Kindlein möchte schweigen.

Vgl. Redende Thiere, no. 152. Räthsel von der Tanne, no. 130. „Juckelijack hat Mai getragen", bei Schmitz, Eiflersitten 1, pag. 210.

Hiefe, Dornbeere.

389) 31. S' ist öppis am-ene Rainli,
streckt alle sîne Beindli,
mit Angst und Noth
gfrür't sis Chöpfli roth.

390) 32. Ich stoh ûf mis Beindli,
han es Büchli voll Steindli,
es roths Camisöli,
es schwarzes Schupfhüetli,
bi roth wie nes Glüethli
und brandschwarz wie nes Chöli.

Aeltere Version in Grimms altd. Wäld. Vgl. Simrock Räthselb. no. 22. 80.

Walnuß.

391) 33. Im Früilig chum ig als Büseli,
im Summer legg i zweü Röckline a,
s' erst chanst mir abrîße,
s' zweüt muesch mir abbiße,
wenn d'mi, wenn d'mi witt hâ.

Büseli, das Fruchtkätzchen an Weide und Hasel.

392) 34. Höch wie nes Hûs,
nieder wie ne Mûs,
härt wie nes Bei,
chli wie ne Stei,
bitter wie ne Galle,

süeß wie ne Ankeballe,
und s' essets all-alle.

Mone Anzeig. 1835 pag. 75 giebt es in lübischer Mundart. Ferner erscheints bei Haupt Ztschr. III, 31, no. 28. Simrock Räthselb. no. 422. II, no. 221. Müllenhoff Schlesw. Sag. pag. 505, 6.

393) 35. Sind vier Brüeder in eim Hûs,
und keine cha zum andern ûs.
sind vier Brüeder i der Chammer,
und sind niemole bi-nenander.

394) 36. Grüen wie Chlee,
brûn wie s' Gaffé,
süeß wie Hung,
s' mag's Alt und Jung.

Hung, Honig.

Wurmfräßige Haselnuß.

395) 37. Wenn me's gsieht,
so nimmt me's ned;
gsieht me's ned,
so nimmt me's doch.

Als Lateinräthsel aus dem X. Jh.: video et tollo; si vidissem, non tulissem. Nux fatua. Mone Anzeig. 1838. pag. 40.

396) 38. S' isch e Frau ûf em Stöckli
und bschauet ihrs Jüppe-Löchli.

Stöckli, sowohl Nebenhaus, wie auch Baumstamm. Jüppe, franz. jupe, der Weiberrock. — Verwandt lautend: Fastnachtspiele aus dem 15. Jh. 3, 1458.

Erdbeere.

397) 39. S' hockt öppis ûf em Hübeli
und hät es rothes Füdeli,
s' hocket ûf em Rainli
und g'schauet sis dünns Beinli.

Pappel.

398) 40. Ein langer Narr, ein dürrer Mann
hat hunderttausend Schellen an.

Die modische Pappel erscheint hier treffend als Schellennarr, gegenüber der edeln tüchtigen Art des einheimischen Baumes. K. R. Tanner von Aarau, heimathl. Bilder (Zürich 1846 pag. 113):

Als noch des Königs Banne trafen
Im Lindenschatten, kühl und dicht:
Den Finkenschlag zum Spruch des Grafen,
Den, Pappel, den vernahmst du nicht;
Die Elster wählte dich zum Sitz,
Und Dir genügt der Elsternwitz.

Speiskastanie.

399) 41. Es ist e Küng und hochgebôrn,
vo Stamm und Namen ûserkôrn,
er trait en Pelz und ist gar rûch
vo Chopf bis ûf die Niederbruch,
er zieht sech ab im Winter chalt
und sitzt im Hömmli, wo's ehm gfallt,
de Blutten loht er sich verehre
und chan im Volch den Hunger wehre.

Küng, rex. Bruch, femoralia „Deeproh" (Niederbruch, Unterhose) Casseler-Glossen: Haupt Ztschr. 7, 400. Blutt, bloß. Die Kastanie ist namentlich im Kant. Wallis noch ein Ersatzmittel der Kartoffel und in den Urkantonen tägliche Kost.

Weinrebe.

400) 42. Hau se nid und stich se nit,
leg se ab und brich se nit,
mach ehr' es und' und obe guet,
aß sie's hüer wieder thuet.

Aenigma de vite, aus einem Mſ. der Klosterbibliothek Muri, nun Aarauer Biblioth., 48:

nolo thoro jungi, quamvis placet esse maritam.
nolo virum thalamo per me mea nata propago est:
nolo sepulchra pati, scio me submergere terrae.

Weintraube.

401) 43. Es goht e Jumpfere über Rhi,
sie hät e Hampfle rothe Wi,
ohne Gschir und ohne Glas:
sind so guet und rôthet das!

Hampfle, Assimilation aus handvoll. Vgl. Simrock Räthselb. no. 74.

Dünger, Weinrebe, Aehre, Biene.

402) 44. De best Schmutz chöch't me nit,
das best Holz spalt't me nit,
das best Bluest schmöckt me nit,
de best Vogel rupft me nit.

Schmutz, Schmalz. Bluest, Blüthe; schmöcken, riechen; rupfen, federlesen, pflücken. Vgl. Simrock Räthselb. no. 83.

Laub.

403) 45. Höch umme dreijt,
nieder abe g'weijt
und in Sack ie g'näit.

Laubsack gilt fast durchgängig statt Strohsack; alles Sennenvolk schläft auf Laub.

Heu.

404) 46. Hochgebore,
niederg'schore,
wit verbreit't,
nôch z'sämme g'leit.

Hanf.

405) 47. Der Ma trait,
P'frau goht gust.

Gust gehen, unträchtig in der Heerde, milchlos. Osnabrückisch auch von Eheleuten geltend: Just. Möser, Patriot. Phantasien, 4, 35. Von Pflanzen: Viehoff Archiv 1850, pag. 279. Von Thieren: Wöste, westfäl. Volksüberlief. pag. 99. Stalder, Idiotikon s. h. v.

406) 48. Es isch e lange magere Stûd,
hät weder Fleisch no Bluet,
doch isch si Hût elleige guet.

elleige, alleinig.

Mohn.

407) 49. Wit gedehnt,
höch gekrönt,
mit em lange Ode,
chäst mir's öppe rôthe?

Mit em lange ôde (Odem), langhalsig. — Ms. der Klosterbibl. zu Muri, nun Aarauer Biblioth. 48, aenigma de papavere:

grande mihi caput est, intus sunt membra minuta,
pes unus solus, sed pes longissimus unus,
et me somnus amat, proprio nec dormio somno.

Man schreibt diese Zeilen gewöhnlich dem Lactantius zu. Deutsch übersetzt lauten sie:

Ich leb auf großem Fuß, doch hab ich nur den einen.
In einem großen Kopf verberg ich meine Kleinen.
Mein Kind ist auch der Schlaf, doch müßt ihr ja nicht meinen,
ich sei in ihn vernarrt; ich selber habe keinen.

Roggen und Gerste.

408) 50. O du chlîne chlîne Zwerg,
witt du nonig ûs em Herd?
„o du großer G'hür
bi vor dir i der Schü'r!"

G'hür, das Heurige, die Frühfrucht; G'hürlig, Buttkind, Nestquak. Herd, Erdboden.

409) 51. Du chlîne Bitzelmûs,
chunst erst zum Bodden ûs?
„du langes Stogelbei,
chum doch noch vor dir hei!"

Ackerrübe.

410) 52. Ri=Ra=Rüpfel:
gel isch der Zipfel,
schwarz isch das Loch,
wo me de Rüpfel het ûße broch,
wo der Rüpfel ist dinne g'hockt,
und wo me de Rirarüpfel chocht.

Rüpfel, Rupfrübe. In der Mundart von Kleve: Firmenich 1, 381 a. In der Mundart der Magdeburger=Börde, ebenda 1, 163 a. In Brabantischer um Lier, Mone Anzeig. 1838, pag. 268. Neudeutsch: Simrock Räthselb. no. 28.

Erdäpfel.

411) 53. Du châst mich stüpfe, wie de witt,
se chum ech vor de Brachet nit.

Brachot, Juni. Stüpfen, den Ackerboden lockern, jemand anspornen.

412) 54. Z' Morge fû'r,
z' Mittag in der Montur,
z' Obig gschwellt ane gstellt.

Obig, Abeed. Schwellen, sieden. — Vgl. Kirchhofer, Sprichw. 307.

Erbsenfeld und Tauben.

413) 55. Chömet se, so chömet sie net,
chömet sie net, so chömet se.

Vgl. Woeste, westfäl. Volksüberlief. pag. 14, 21. Der Scherz liegt in der mundartlichen Verwendung des pronom. person. und demonstrat. se und sie.

Zwiebel.

414) 56. S' chunt e Hêr vo Rüvenach,
hät es Chleidli siebefach,
er hät a de Burgermeister gschriebe,
er heig scho zweü Pfund Salz drî griebe,
und s' Bîße wöll ehm nit vergoh,
iez heig er der Choli drüber gloh.

Rüvenach, Ortsname, hier in dem Doppelsinne von rothfarbig, rufus, und krätzig robiginosus, scabiosus. Aargauisch: Rüfebart, der Blaubart. scabies hruf: Vocab. S. Galli. — Ms. aus Muri, auf der Aarauer Biblioth. 48, aenigma de cepe:

mordeo mordentes, ultro non mordeo quemquam,
sed sunt mordentem multi morde reparati;
nemo timet morsum, dentes quia non habeo ullos.

415) 57. Runggunggele, Dickpumpele,
und an der Runggunggel en Bart.

Runggkungkel, von runggken, verschrumpfen, Diut. 2, 209 und Gungkel, Spinnrocken; also runzlichtes Spinnmütterlein. Dickpumpele, aufgebauschte und angefüllte Rocktasche. „Schau da dort kompt mein Herr von Runckel, pringt am Arm ein Kunckel." Fischart Garg. pag. 91.

Blühender Löwenzahn.

416) 58. Hübsch gel isch,
hübsch buseliert isch,
selig isch der Ma,
der's Buseliere cha.

„Hübsch aufgeputzt ist es und derjenige selig, der Scherz dabei versteht''; denn die Blüthe (Büseli) der Blume mit einem Hauch abzublasen, gilt der Liebe als glückverkündend. Das Wortspiel deutet darauf hin im Verbum buselieren, franz. baiser, schwed. pussa, altbair. bussen, küssen. Schmeller Wb. 1, 211. Dazu steht aber hier noch das nur ähnlich lautende Verbum bosen und boussen, die Hanfpflanze abstreifen, abriffeln; denn Aehnliches geschieht im Kinderspiele mit Taraxacum pratense. Man vgl. hier Abtheilung II. die Blumenorakel, no. 288.

Nessel.

417) 59. Röth mer i und röth mer â,
's brönnt ums Hûs und zündt's net â.

Aehnliches am Oberrhein über den Pflaumenbaum: Mone, Anzeig. 1838, pag. 261.

Kohlkopf.

418) S' stoht öppis am Rai,
hät nummen ei's Bei,
e verdreite Zopf
und sis Herz im Chopf.

4) Jahr und Jahreszeit.

Das Jahr.

419) 60. E lange, lange Baum
mit zweuefeufzig Näst,
ûf jede Nast es Nest,
i jede sieben Eier,
i jedem Ei es Gêl's
mit vierezwänzig Dottre.

Dem Cleobulus von Lindus, den man zu den sieben Weisen rechnet, schrieb Griechenland das Räthsel über das Jahr mit den 12 Monaten zu: Ein Vater hat 12 Kinder, jedes bekommt 30 Töchter, deren

ein Theil weiß, der andere schwarz ist, die alle hinsterben und dennoch alle am Leben bleiben. Jacobs, griech. Anthol. 1, 52. Unser Räthsel scheint dagegen theologischer Abkunft zu sein. Der hl. Epiphanius hat eine Stelle aus dem verlorenen Evangelium Evä der Vergessenheit entzogen, die uns belehrt, daß der Baum des Lebens (Apokal. Johannis 22, 2) alljährlich 12 Früchte trug. Nork, Festkalender, pag. 741. Darüber scheint sich das mittellatein. Räthsel gebildet zu haben, welches mitgetheilt ist bei Haupt Ztschr. III. 33. no. 47. Aehnliche Zählungen bringen dann mhd. Dichter in ihren Räthselsprüchen. Bei Reinmar von Zweter ist das Jahr ein zwölfrädriger Wagen mit 52 Frauen besetzt, von 14 halbschwarzen, halbweißen Rossen gezogen. Vgl. auch Wackernagel Leseb. 1, 1062, wo obiger Spruch aus Steinhöwels Aesop steht. In Wolfs Ztschr. 3, 129 steht in altdän. Fassung das Räthsel vom Baum mit 13 Aesten, vier Zweigen auf jedem Aste, auf jedem Zweig 6 Vögel und der siebente trägt goldene Federn. Vgl. Simrock Räthselb. 1, 376. In Seb. Brant's Epigrammen (Narrenschiff, ed. Zarncke pag. 154) heißt es vom Reste der 62 Vögel, das der Tod erklettert:

disz nagt eyn wisz vnd swartzer ratz,
boum, näst, ey, vogel frisszt die katz.
o gott, wie sorglich ist disz wesen,
wer mag vor diser katzen genesen.

Die vier Elemente.

420) 61) Es seit de groß Alexander,
es laufit vieri mit enander:
d' erst lauft und wird nit matt,
der zweüt frißt und wird nit satt,
de dritt sûft und wird nit voll,
de viert blos't und d' tönt nit wol.

Vgl. Sprichw. Salomonis 30, 15. Darnach hat Fridank 69, 5 seinen Sittenspruch fürs Mittelalter gedichtet, ihm nach Sebast. Brant, Narrenschiff, ed. Zarncke, pag. 63. Vers 63. Der Klostervers unseres Muri-MS. besagt:

Quae mala sint hominum tria maxima scire
quaeris? habe paucis: fömina, flamma, fretum.

Mond und Sonne.

421) 62. S' goht durh's Wasser gmach
und rûschet nit im Bach.

422) 63. Zweü gönd,
zweü stönd,
zweü müent mir ha,
zweü chömet sust dahar.

Sonne und Mond — Himmel und Erde — Holz und Wasser — Tag und Nacht. Vgl. Simrock Räthselb. II. no. 38.

Sternenhimmel.

423) 64. De Muet
mit dem Breithuet
hät meh Gäst,
wedder der Wald Tannäst.

Dieser Muet ist ein landschaftlicher Name des breithutigen Gottes Wuotan, und das zahllose Heer seiner Gäste heißt aargauisch das Muetisheer. Beide besitzen einen weitreichenden eigenthümlichen Sagenkreis. Aargau. Sag. pag. 122. 155.

Schnee.

424) 65. Oeppis ist ûf's Dach ûfg'leit,
châst es mit der Hand vermache;
wenn's der Wind denn abe weij't,
nit mit hundert Lilâche.

Schnee am Strohdache.

425) 66. Am Dach isch 's wiß und hel,
wann's abefallt, isch's gel.

Der Spruch führt durch den Wechsel seines Subjekts irre; drum heißt seine gewöhnlichere Auflösung auch das Ei, z. B. bei Woeste, westfäl. Volksüberlief. pag. 13.

Fallender Eiszapfen.

426) 67. S' wachst öppis i der Höchi
und lueget gäng nid-si,
es b'hebt de Chopf nid-si
und chert d' Würzen ob-si.

Neu entdeckte Volkslieder aus den Faröer, aus der Kopenhager antiquar. Zeitschrift von 1852 mitgetheilt in Wolfs Zeitschrift 3, 125, singen von dem in der Hervararsaga als Löser aller Räthsel berühmten König Heidhrekr, und wie demselben Gott Odhinn in Gestalt eines alten und erblindeten Mannes, Namens Gest, Hofbesuche gemacht und 30 Räthsel vorgelegt habe. Eines derselben lautet über den Eiszapfen:

Höre Heidhreck, König mein, wo erwächst die Holzung,
deren Wurzeln himmelwärts schießt, der Stamm zur Erde?

427) 68. Annebabadeli lit ûf em Bank,
Annebabadeli fallt ab em Bank,
s'ist ekei Dokter im Schwizerland,
der 's Annebabadeli bümbümberlen cha.

Annebabadeli, ein scheinbarer Frauenname, erinnert in seiner Zusammensetzung an amma, nutrix, — baba, mater — tatta, nutritius und ano avus, aargauisch Tädel, adpater. Aus Großvaters-, Vaters- und Mutternamen macht das Compositum den Namen des ihnen gehörenden Kindes, das ein Eßkind ist. Vergl. unsere Einleitung: Inhalt und Form der Kindersprache, wo die Benennung für Verwandtschaft und Speise aus gleicher Wortwurzel entwickelt ist. Dieses Räthsel schwankt zwischen seinen verwandten Beziehungen. Bald erklärt es sich als das vom Dache fallende Ei, dessen Fäßlein dann kein Küfer mehr binden (kein Doktor bümbümberlen) kann; bald meint es Durchsichtigkeit und Zerbrechlichkeit des fallenden Eiszapfens, bald die diesem ähnliche Gestalt und Beschaffenheit des Kinder-Saug-Glases („Ludihorn, Ludel"), aus dem man Säuglingen die Milch zu trinken giebt. Auch dies, wenn es von Bank oder Tisch gefallen, läßt sich durch keinen Faßreifen mehr binden. Die Spielarten des Spruches sind zahlreich. Bei Wöste, Volksüberlf. ist es das Ei Hüppelpüppelken, Humpel- und Stolperfuß, pag. 14, no. 16. Daher der gleiche Name bei Firmenich 1, 360, während es ebenda 1271 nach Lippe'scher Mundart Runtzel-Puntzelken heißt, also gerade so wie in unserer no. 56 die Zwiebel. In Haliwells Nursery-rhymes heißt es Humpty-Dumpty; bei E. Meier schwäb. Kinderr. no. 310 Wirgelewargele, von seinem runden Dahinrollen. Eine eigenthümliche Fassung aus Neu-Vorpommern findet sich im Jahrb. der Berlin. Sprachgesellsch. 1843. Bd. 5, pag. 252 no. 18:

Ente-Potente sat up de Benk,
Ente-Potente fel von de Benk,
do kemen de Herren von Akel dör Schäkel
wulln Ente-Potenten wedder hêle mâken.

Jener Herausgeber meinte, der Spruch spiele sprachlich mit Aente, Puthennchen, Gockel und drei Schock (Eier), welche alle zusammen in jedem zerbrechenden Ei umkommen müssen. Allein es liegt nur ein Abzählspruch der Kinder hier vor über das zerbrechende Pottchen (Töpfchen), der die Reihe und Form seines Zahlwortes nach derjenigen des Abc bildet. Solche Formeln sind gezeigt und erklärt von no. 270 an, sie drücken die Lautreihe vom A zum B aus mit der unterlegten Bedeutung des Zahlwortes ambo.

Schmelzender Hagel.

428) 69. S' goht e Mâ de Chrachen zue,
wott es wîßes Chilleli boue,
lütet s' Glöckli wît und breit.
wo ner d' Steindli z'sämme treit,
chunt es Wib zum Glöckli ûe,
hät s' ehm wieder abe g'heit.

Chrachen Gebirgsschlucht, Chilleli Kirchlein, ûe hinauf, g'heien werfen.

Hymir, der Dämmerer, ist der eddische Name des Frostriesen und seine Mutter ist neunhunderthäuptig, weil sie Hagel und Schneeflocken ausschüttet: „Er gieng in den Saal, die Gletscher dröhnten, ihm war, als er kam, der Kienwald gefroren." Hiermit redet isländische und schweizerische Volksanschauung gleiches über den vergletschernden Gebirgswinter. Allein das Wip unseres Räthsels bändiget den winterlichen Riesen, es erklettert seinen Glockenstuhl und bricht seinen Kirchenbau. Dies ist jene Frau mit der Leiter, wovon die Mutter dem Kinde vorsingt, um es zu schweigen (Abtheil. IV. c.) Jene hat ein Büblein bei sich, das ein Krüglein trägt. Beide sind zur Maria mit dem Christkindlein geworden. Auch das Christkind erscheint Eisbrücken bauend und zertrümmernd; daher lautet die Bauernregel:

findet s' Wihnächtchindli Brugge:
bricht's es z' Stucke;
findet s' ekeine:
baut sech's eine.

Auch St. Michael baut dem Teufel zum Trotze eine Kirche aus

Eis. Myth. 981. — Zu diesem Eisbrücken bauenden Kindlein gehört die überall verehrte Maria Zumschnee. Ihr nach ist die Wallfahrt zum Klösterlein am Rigiberge benannt, ihr nach Hildesheim, das früher Hildeschnee geheißen. Grimm D. S. no. 456. Zu ihrem Gedächtniß erbaut Prinz Eugen nach dem Siege bei Peterwardein 1716 die Kapelle Maria zum Schnee. Kaltenbäck, Mariensagen pag. 284. Die flämische Bevölkerung der Dünkirchener Gegend (Wolf Ztschr. 3, 137) und Rivelles bei Namur betet gleichfalls zur „notre Dame aux neiges“. Diese Schnee-Marien stammen von der deutschen Frau Holle ab, welche ihr Bett schüttelt, damit es bei uns schneie (Grimm Myth. 246), von ihr ist auch die Rede Abtheil. II, 7 no. 342. Sie spinnt den Schnee als Winterwolle. „Wer spinnet uns die Winterwoll, den Schnee, so rein geschoren?“ Spee, Trutznachtigall. „Ist echt do obe Bauwolle feil?“ Winterlied von Hebel. Daher auch die Stücke Leinwand, die man als von Marien gesponnen, noch in manchen Kirchen aufzeigt. Weil so die Sonne zum wintervertilgenden Wesen wird und zur lieben Frau, so verspricht der Riese Windundwetter dem König Olaf eine Kirche zu bauen, wenn dieser ihm Sonne und Mond dafür gebe. Alles ist fertig, nur die Thurmspitze soll noch aufgesetzt werden; da ruft Olaf „Vind och Veder, du har satt spiran sneder!“ du hast die Spitze schief gesetzt. Darüber stürzte der Riese vom Kamm des Baues und zerbrach in Stücke, die lauter Feuersteine waren. Grimm Myth. 515. 597. Dieser Sturmriese heißt auch sonst Blästr und Aucholf (Mythol. 721) und von einem solchen Verwüster, Namens Woldan, der wie ein „brennender Sturmwind“ aus Ungarn bis Wien vielmals hervorbricht, erzählt Seifried Helbling XV. 750 und 774 (Haupt, Ztschr. 4, 238). Dies ist wohl ebenderselbe Woldan im Titurel Albrechts, von dem es heißt: „ir wisset wol wie er hacket, swâ der woldan sin kirchenporten houwet“ — eine Stelle, welche J. Grimm besprochen hat: Haupt Ztschr. 5, 496. Allenthalben also ist der strenge Wintergott in einem Kirchenbau begriffen, den die Göttin wieder zertrümmert, damit der Frühling hervorkommen könne. Wie der Gott Wuotan, der Segensreiche, hier schon in einen verwüstenden riesenhaften Woldan verkehrt ist, so schlägt dann auch noch die schirmende holde Frau in eine hexenhafte Frau Holle um, und die ihr dienenden Weiber zaubern dann den Hagel herbei. Ueber diese Hagelfrau von Dossenbach (ein aus diezen fingirter Ortsname) redet der nachfolgende Spruch.

429) 70. s' chunt es Maidli vo Dossenbach,
s' het es Hämpfeli Stei im Sack,
s' het sech bi Lîp und Lebe verschwore,
s' heig es Hämpfeli Stei verlore.

Stürmender See.

430) 71. E graue Chatze rennt
über ûe d' Wänd.

Die Katze, das sturm- und windkündende Thier, wird hier hübsch als aufsprützende Uferwelle des stürmenden Gebirgssees personificirt. — Thorr soll in seinen Wettkämpfen bei den Riesen auch eine schwarze Katze vom Boden wegheben; allein er kann ihr nur ein Hinterbein lüpfen. Da erbebten die Riesen, denn sie war das verzauberte Weltmeer, das dabei bereits über die Erde herein zu fluthen drohte.

Die Aare und die Wiese.

431) 72. Längi, Chrumbi, wo witt hi?
B'schorni, Mutzi, was g'heit das di!

Die gemähte Wiese heißt hier feminin. Mutzi, Stumpfschwanz. — G'heit, bekümmert. Vgl. Meier, schwäb. Kindr. no. 282. — Bei Schmitz, Eiflersitten 1, pag. 209: Mein Kopf ist mir nicht mehr geschoren, als dir der Hintere zugefroren. In westfäl. Fassung zeigt es Woeste in Wolf's Ztschr. 3, 179 (1. 2).

Frühlingsquell.

432) 73. Es lit en toller Bueb im Hag
und schlôft und briegget was er vermag.

Toll: stark und schön; brieggen, weinen.

Thau.

433) 74. S' ist e ganzi Matte voll,
s' gäb doche kei Chratte voll.

Matte, Wiese. Chratte, kleiner Korb.

5) Menschengestalt.

434) 75. Es sind zwo Stöd,
ûf dene zwo Stöd e Höhli,
ûf der Höhli e Mülli,
oben am Dach zwee Sterne.

435) 76. Es sind zwo Aspe,
sind beed glich gwachse,
ob dene Aspen e Rölli,
ob der Rölli zweü Nachtliechtli,
ob dene Liechtlene der Wald,
dinne gumpet Jung und Alt.

Asp, Espe und Esche. Stöd, Plural. von Stud, Hauptbalken des Hauses. Rölli, die Aufzugsrolle unterm Dachgiebel; ferner die Kornrolle, in welcher die Frucht aus der Hülse gequetscht wird. Nach skandinavischer Mythe sind die ersten Menschen aus Eschenholz, und Askr ist daher Name des ersten Mannes.

436) 77. S' ist e ghöörige Stampfi,
undehar zweü Pfeister,
dunten e Runggedigump=Faß,
dunte zwöü Räbstickel,
under daine zäach Soldate.

Pfeister, Fenster. Runggedigump=faß, die Mühltrommel. Räbstickel, Rebpfähle. Daine, diesen (denjenigen). Zäach Soldate, die zehn Zehen. Vgl. Meier, schwäb. Kindr. no. 328. — In Strelitzer Mundart: Firmenich 3, 74. 160.

437) 78. Unte zwee Stöck, drûf zwo Stange,
uf dene e Cheller und e Chuchi,
dinn e Gaffé= und e Pfeffermülli,
es Zitli und e Chömihutte.
obe dra zwöü Chrützstöckli,
drüber e Wald und z' letz en Alp.

Zitli, die Wanduhr; hier das schlagende Herz. Chömihutte, das Dachgewölbe des Küchenherdes. Alp, Viehweide im Wald.

438) 79. Hans Jakob Zopf
hät siebe Löcher im Chopf,

hät Rolle dra wie Cheigelkugle,
es giltet e iede siebe Double.
o du Großmûl du,
mach dîs Großmûl wieder zu.

Der Spruch wird gegen alberne Prahler angewendet. Rolle heißt sowohl Haarlocke, als auch Plaudermaul. Double, Doublone, Louis-d'or. Von dem siebenfachen Loch im Kopfe redet der Renner (Bamberger Ausg.) Vers 80008 und 23152:

Got here! wie mange wunne schein
durch zwei vil cleiniu vensterlein.
neun venster ein iglich mensch hat.
nase vnd ouge, oren vnd munt
haben siben venster, zwei sint vns kunt,
die die deuvnge weisent abe.

439) 80. Zwee Stamme,
dra e Brame,
dra e Mehlsack,
dra e Mülli
mit zweu Rauchlöchere,
um zweu Feister e Wald,
und dört spazieret Jung und Alt.

Brame, Rußfleck, zugleich Augenbraue. Als Oldenburger Räthsel „aus dem Kinderleben, 1851" pag. 76. — Als Bremer Räthsel „Kinder- und Ammenr. 1836" pag. 38. no. 14. Plattdeutsch bei Müllenhoff, pag. 508, 24 und in Simrocks Räthselb. no. 434. — Aus dem Badischen: Mone Anzeig. 1838 pag. 263 ff. Die ahd. Bearbeitung des 1. Buch Mosis, die dem 12. Jh. angehört, in Graffs Diutisca 3, 44: bedichtet den Körper ebenfalls als ein Gebäude mit siebenerlei Fenstern:

er tet an dem antlutze siben locher nutze:
zuei an den oren, daz er muge horen,
ioch zuei ougen, daz er sehe die getougen,
zuei an der nase, daz er stinchen muge (rieche),
in dem munde einez, so nutze ist neheinez.
in dem munde hiez er hangen eine zungen lange,
fure die îlte er machen einen chinnenbachen,

zane zuei geuerte, peinin uile herte,
daz si daz ezzen prechen unt daz diu zunge spreche.
unter dem houbet iouch der ahsilun tet er ime ein suegelen,
durch diu habe ganch beidiu maz ioch tranch.
swaz slindet der chrage, daz nimet der mage,
niderhalb des magen geit ein wazzersaga.

In allen diesen Sprüchen gilt der Körper für das Haus der Seele. Schon auf altgriech. Grabsteinen erscheint deshalb das Haus als Sinnbild. Wortverwandt ist Haus und Häs (Kleidung); Kammer, Camisia und Camisol; Hütte, Haut (Mantel) und Hut. Der Körper ist ihm auf die Seele gemacht, gilt sprichwörtlich in Hippels Lebensläufen von einer tüchtigen Mannsgestalt. „Der Lichami ist der Seli Chamerwib", Diemer, Ged. des XI. Jh. (Abtheil. 5, 93). Das Haus knackt, der Ofen will einfallen, heißt es aus gleichem Grunde euphemistisch von einer nahe bevorstehenden Niederkunft. Vgl. Wackernagels Aufsatz in Haupts Ztschr. 6, 297. Daß unsern Voreltern der Leib als ein Gefäß, als Krug und Tonne (e Runggedigump-Faß, no. 436) erschien, zeigt Mannhardt in Wolfs Ztschr. 3, 86 aus Volks- und Minneliedern. Die grobsinnliche Wendung, welche unsere Sprache frühzeitig in dieses bildliche Verhältniß übertragen hat, und die altübliche Verwendung desselben in unserm Nationalepos (da Beovulf, Sceaf als Säuglinge in einer Methflasche an die fremde Meeresküste angeschwommen kommen, und bei ihrem Tode im steuerlosen Fahrzeug eben so wieder „als ein zerschellendes Gefäß" auf den Wellen ausgesetzt werden) lassen erkennen, daß man hierin an eine aus unserm eignen Volks- und Sprachgeist stammende Produktion zu denken hat, nicht aber an eine bloße Entlehnung aus dem biblischen Sprachgebrauche, bei dem der Leib das Töpfergebilde und zerbrechlich wie ein Hafen ist. Belege für diese ureigne deutsche Anschauung bieten sich dar loc. cit. pag. 93 aus Räthsel, Märchen und Sage. Ich verweise auf no. 368. 359 der Aargau. Sagen und die dorten gegebenen Erklärungen.

440) 81. Zwo Stelze, e Bütti,
e Ribi (Magen), e Chamere,
e Mühli, zweü See'li,
zwüschen inne es Bergli,

obedra es Wäldli
und im Wäldli hät's Wölf.

Die Varianten über das Räthsel, dem die Menschengestalt als Wurzel eines Baumes beginnt und als Laubdach „Wald" desselben endet, sammelt Mannhardt in Wolfs Ztschr. 3, 94.

Der Auszählspruch no. 228 (Abtheil. I. 9.) zupft an den einzelnen Theilen des Kopfes aufwärts zählend und spricht mit dem Haarrupf schließend: „elfi — zwölf: git es Chrateli volle Wölf". Dies ist ein Euphemismus des Zählspruches und des Räthsels. Die Haarscheitel wird schlesisch der Lauspfad genannt, die Laus im Sanskrit Haargänger, kêçata. Pott, Etym. Forsch. 2, 471. Darauf deutet auch unsere no. 78 und 80. — Die Theile des Hauptes als Kirche gedacht, ergeben Altar und Leuchter (Stirn und Auge), ein Löschhorn (Nase) zwei Kissen (Wangen), dann kommt aus der Sakristei (Mund) der Pipater (Zunge) heraus. Simrock Räthselb. no. 11.

Mund.

441) 82. Ich weiß e chlises Ställeli
mit viele wiße Wälleli,
es schneit nit drî, es ist keis Faß,
und doch ist's alle Wile naß.

Wölleli, Reiswellen. — Vgl. Stöber Elsäss. Volksb. 1842 no. 70. Simrock Räthselb. 1, no. 4. Meier, schwäb. Kinderr. no. 280. Müllenhoff in Wolfs Zeitschrift 3, 13.

442) 83. S' hät einer e Stal
voll wiße Chüe.
wie meh as ne fröut,
wie nässer as s' hänt:
wie meh as er 'ne streut.

Hauch.

443) 84. Mit eime Gwalt
machts warm und chalt.

Auge.

444) 85. Rundum Hoor drum,
Gott biwahr,
aß ekeis drî fahr.

445) S' Dimmerli-Dämmerli
tanzet im Chämmerli,
schlüfzt ûf und zue,
loht Niemer ûe.

Ags. dim, obscurus. Der Dimmerföhn ist der nebelbringende Föhnwind. Heer, Kant. Glarus pag. 97. Die Germanier konsecriren etliche timmere Wälder und Förste. Tschudi, Gallia comata. pag. 392.

Augenlied.

446) 86. Hippe-Hoppe-Hömmerli:
d' Stegen ûf is Chämmerli.
sell Chämmerli hät es Bett,
wo's zweu Liebi z'sämme hät.

Die Ablautformel des ersten Verses schildert das hemdeinig ins Bett springen; Hömmerli ist Diminutiv statt Hömmli, indusiae. Der zweite Vers dient dazu, dem ins Bett gebrachten Kinde unter dem Hersagen des Spruches mit der Hand über die Nase hinauf zu tupfen, damit es mit den Augenwimpern zwinkere und so das Auge zum Einschlafen schließe.

Kind in der Wiege.

447) 87. Es schreit öppis im Holz
und ist doch deheim,
es leit öppis im Holz
und schreit doch deheim.

Holz, synonym für Wiege und Wald.

Mutterbrust.

448) 88. Hanget zweu Fläschline a der Wand,
die hänt weder Reist no Band.

Die Auflösung nennt auch die Eier im Schwalbenneste. Aehnlich in Mone's Anzeiger.

Stillende Mutter.

449) 89. Loch gege Loch,
Zapfen vors Loch,
und Hand vor's Loch.

Kind trocknen.

450) **90. Thuet me's, eso g'schehťs.**
thuet me's net, so gschehťs.

Aehnlich bei Sutor, Chaos latin. Augsburg 1716. 2, p. 402.

---

6) Haus und Hausgeräthe.

Strohdach.

451) 91. Hundert-tûsig Stängeli
gänt enander Mämmeli.

Mämmeli, Mutterbrust, Saugglas.

452) 92. Wie meh Löchli as het,
wie besser aß es verhebt.

As, als. Aß, daß.

Strohdach mit Eiszapfen.

453) 93. S' isch hingerm Hûs und vor em Hûs,
s' lueget mängis hungert Züngli drûs
und streckt mäng's tûsig Hörndli ûs.

454) 94. Vorem Hûs und hingerm Hûs
hangit viereviezgi d' Lälle ûs.

Hingerm, hungert, örtliche Assimilationsweise des nt. und nd. in ng. Lälle, Zunge.

Dachziegel.

455) 95. Sind me as hundert Gschwüsterli,
de eint, de schenkt em andren î,
sie sürflent all und alle,
der letzte loht's loh falle.

Sürflen, sorbere. Sorpf, ein Schluck. Tobler Sprachschatz 426.

Dachtraufe.

456) 96. Wenn's regnet, goht's ums Hûs umme
und macht gnippgnapp, gnippgnapp!

Im holsteiner Räthsel geht der Schubkarren ums Haus „jirkjark!" Mone Anzeig. 1835, 75. — Im Elsaß macht's bitschibatschi. Stöber Elsaß. Volksb. no. 76.

Ofen.

457) 97. ûße grüen und inne schwarz,
Summers chalt und Winters warm.

458) 98. E Krieger ist ke Poß,
e Chlîner ist nit groß.
e Großer ist nit chlî:
ietz rôth, wo bin ech gsî?
bin öppe gsî, nit ûf der Wält,
nit ûf der Wält ist ab der Wält,
und wo der Tüfel rüeft,
do han i mi verschlüft.

Der Anfangsvers ist erklärt Abtheil. IV. 2 c. Pamphil Gengenbach's Gedicht vom Bettlerorden (ed. K. Goedeke, pag. 343—370) enthält aus dem Rothwelschen das Wort Boß in der Bedeutung von Haus. Schöcherboß ist Wirthshaus, Dallingerboß das Henkershaus, Sonnenboß das Frauenhaus, Galgenboß das Pfaffenhaus, Rotboß die Bettlerherberge, Sefelboß der Abort. Man will es als aus Bazar entstanden erklären. — Die Schlußverse beziehen sich auf den Brauch, an Herd und Ofen allerlei Zauber und Besegnung vorzunehmen.

Ofen, Zechtisch und Fenster.

459) 99. De Wolwäber,
de Winwäber und de Guggûs
sind alle drei i eim Hûs.

Wabern, ausdünsten.

Fensterscheibe.

460) 100. Stîf und stolz
lît's im Holz
mit offeme Mûl
und wird nit fûl.

Holz, mehrdeutig für Wald, Wiege und Rahme. Fûl, sowohl Fäulniß als Trägheit und Schlechtigkeit.

Diele, Boden, Ofen, Tisch, Fenster.

461) 101. Oberdecki, Unterdecki,
Hitzchäber, Wol-lêber,
Guggûs, Springûs.

Pfanne, Ofen, Floh, Fliege, Uhr.

462) 102. Die schwarz Frau i der Chuchi,
de Großhans i der Stube,
im Sprüerbett der Gumper,
de Chlebber a der Dieli,
de Chlöpfer a der Wand.

Gumpen, springen. Chlebber, von kleiben.

Brodteig.

463) 103. Es goht im Ofe, stoht im Ofe,
und stoßt doch nienen a.

Schinken, Köchin, Topf, Katze.

464) 104. Zweübei nimmt's Eibei
und thuets is Drübei îe,
do chunt und thuet es Vierbei
s' Eibei zum Drübei ûße.

465) 105. Es Zweibei hät es Eibei gnô
und häts is Drübei ie tho.
s' Vierbei hät s' Eibei ûße gnô,
s' Zweibei springt dem Vierbei nô.

466) 106. S' Zweibei nimmt s' Eibei
und thuet's is Drübei îe;
denn gseht's aber s' Vierbei,
und nimmt s' Eibei zum Dreibei ûße.

Wil s' Zweibei sell Eibei is Drübei het îe tho,
hät s' Vierbei sell Eibei zum Drübei ûße gnô.
es Vierbei springt ehm waidli nô,
bis daß es s' Eibei hät falle lô.

Der Spruch geht durch alle Räthsel-Literatur. Sein hohes Alter bespricht E. Meier schwäb. Kinderr. Seite X. Auch Fischart Gargant.

cap. 25 führt im Verzeichniß der Kinderspiele „Vierbein und Zweibein" mit an. In altdänischer Fassung: Wolf, Ztschr. 3, 129.

Schuhmacher, Stuhl, Hund.

467) 107. Zweübei sitzt ûf em Dreibei
und naget am ene Saûbei.
do chunt s' Vierbei
und nimmt dem Zweübei sis Saûbei.
do schlôht's Zweübei sis Dreibei dem Vierbei nôh
aß s' Vierbei sis Saûbei het lo falle lô.

J. Steiner in seinem Geschichtsbüchlein „Spartier, d. i. Schweizerland, Glarus 1684", copiert aus des Luzerner-Stadtschreiber Leop. Cysat's Handschriftensammlung folgendes Zahlenräthsel, die Inschrift eines Hirschgeweihes, welches 1628 aus dem Soppensee im Luzernerlande gezogen worden war:

Durch Zweifuß ward ich aufgesucht (Jäger),
Vierfuß mich zum Tod verflucht't (Hund),
Sechsfüß trieben mich gar vom Land (Reiter),
Achtfüß im Harnisch mich g'fangen hant (Seekrebse),
bei Ohnfuß bin ich viel Jahr blieben (Fische),
ohn Fuß bin ich aus dem G'fängnuß g'stiegen (Netz),
werd nun von Tausendfuß getreten (Mücken)
und dien dem Kratzfuß ungebeten (als Huthenke).

Herdrauch durchs Strohdach ziehend.

468) 108. Räuckigs, rüechigs Rüebli,
gang zum böse Büebli,
stig durh d'Stege ûf und ab,
biße der Mor es Büppi ab.

Der sich aufkräuselnde („sich rübelende") Herdrauch soll zuerst dem Büblein in die Augen beißen, weil es quälerisch immer der Mittagssuppe nachfragt, und dann die im Kamin hängende Speckseite bis auf die Zitzen (Büppe der Mor) schnell dörren. Dem Cornelius a Lapide (vielleicht Johannes Heynlin a Lapide, der Verfechter des Realismus zu Basel) schreibt ein Ms. der Aarau. Bibliothek folgenden Spruch zu. De fumo:

Sunt mihi, sunt lachrimae, sed non est causa doloris.
est iter ad coelum, sed me gravis impedit aër,
et qui me genuit, sine me non nascitur ipse.

Dieser Spruch soll auch in des Symposius Räthselb. Basil. 1563 stehen: Mannhardt in Wolfs Ztschr. 3, 130.

Kupferhafen mit Stolle und Griff.

469) **109.** Drei Brüederli,
es hohl Müeterli
und es buckligs Mandli.

Brabantisch aus der Gegend von Antwerpen, bei Mone Anzeig. 1838, pag. 268: Eisentopf und Rührlöffel.

Holle Muier (Mutter), fromme Vuier (Vater),
houten Machiel (hölzerner Michel),
dry Kinderen zonder Ziel.

(Vergl. damit unsere no. 113.) In Fassungen der Danziger- und der Fareer-Mundart bedeutets den Kochgraven und steht bei Wolf Ztschr. 3, 130.

Wasserbütte.

470) **110.** Bim-bam-Poland,
geht e Frau i's Holand,
hät e hölzige Jüppen a,
d' Frau isch Meister nit de Ma.

Poland, ein den Landeschroniken geläufiger Name für Polen. Holland, eine Wortanspielung aufs Wasserholen. Zugleich läßt die Onomatopöie den Hammerschlag des Küfers in den drei Ablautstufen erklingen. Moscherosch, im Philander von Sittenwald 2, 330, bezieht sich auf unsern Reim: „als die Weiber Meister waren, trug man krumme Hörner an den Schuen, dessen uns das liebliche Kuchelliedchen noch jährlichen erinnert:

spitze schu vnd knöpfflein dran,
die fraw ist meister, vnd nicht der man."

Faß.

471) **111.** I han es tusigs Schätzli gha,
es ist mit Ise g'bunde,
het en eichigs Röckli a
und wird vom Chüefer g'schunde.

Eine Variante aus dem bekannten Volksliede: Uhland, no. 214. Die geistl. Contrafactur desselben: Phil. Wackernagel, Deutsch. Kirchenl. — Mone Anzeig. 1838, p. 261 giebt eine Fassung, dessen Object das Ei ist. — Satirische Contrafactur, bei Meier, Schwäb. Volksl. p. 36, no. 193.

Giessfaß.

472) 112. S' Sünneli schînt,
sis Büchli grînt.
es hocket ûf em Gäbeli
und briegget wie nes Chnäbeli,
und hangets a der Wand,
so brünnlets eim i d' Hand.

Der Anfang reimt wie „Läuschen und Flöhchen", Grimm KM. no. 30 Eine Formel davon im Wunderhorn 3, 430. Das hier etwa anstößige Verbum wird in der Mundart durchaus und arglos angewendet.

Butterfaß, Stämpfel, Butter.

473) 113. Ne heli Mueter, en düren Aetti,
es feisches Chind: sell säg mer g'schwind.

Spielart in Meiers Schwäb. Kindr. no. 316.

Mehlbürste.

474) 114. E chline Ma, e große Bart,
e hölzige Rugge, e ghöörige Büch,
der mit em über de Tisch fahrt.

Nach älterer Fassung: Mone Anzeig. 1839, pag. 319.

Blasbalg.

475) 115. Rôthet hi und rothet här:
bin i voll und bin i lär,
isch mi Büch voll Winde gsî,
han i doch keis Büchweh nie.

Licht.

476) 116. S' ist öppis chlîner as e Mûs
und füllt doch alle Stuben ûs.

Dieselbe Formel, den Stern behandelnd, zeigt Müllenhoff in Wolfs Ztschr. 3, 13 in englischer, norweg. und holsteinischer Fassung.

Lichtscheere.

477) 117. Zwei Ringeli,
zwei Stängeli,
es Gänterli,
e Spieß.

Gänterli, Wandkästchen. Vergl. E. Meier, Schwäb. Kindr. no. 340.

Messerklinge.

478) 118. Zwüsche zwei Beine bin i deheime,
im ene Spalt han i mis G'halt.

Gehalt, Gelaß. Transit in se ipsum, sagt das Klosterlatein vom Schnappmesser.

Bohrer und Hobel.

479) 119. Leer göhnts ie, voll göhnts üße,
ei's frißt obsi, s' ander nidsi,
ei's gits obsi, s' ander nidsi.

Kaffebohne.

480) 120. Der Herr von Bohnika
chunt ûs Amerika,
geht denn nô Brandenburg,
dört chunt er erst ûfs Wasser,
denn ritet er mit Extrapost
vo do und do go Leipzig.

Die Ortsnamen sind hier nach ihrem sinnlich redenden Wortlaute verwendet. Vergl. Simrock, Räthselb. no. 70.

Zuckerhut.

481) 121. Es ist e wißes Stöckli
z' mitts im=ene blaue Röckli.
Weiß an Leib und blau an Kleid,
durch und durch voll Süßigkeit.

Stock und Stöckli, kegel= und pflockförmige Speisen.

482) 122. Obe dünn und unte breit,
ganz durh=ab voll Süeßigkeit.

Spinnrocken.

483) 123. Me thuet mit mir so mänge Tritt,
und glichlig mach i keine Schritt
und glichlig mueß i waidli laufe,
und mueß mir loh mis Chöpfli raufe.

Lyra, plattd. Briefe 1847, pag. 191: ick satt up minen Klößken — und läsede min Bößken; — wo länger as ick läsede, — wo kahler dat he wöörd. — Oldenburg. Kindr. pag. 76: daar gungen tein Tatern um enen Busch snatern.

Kunkelstock.

484) 124. G'schunden und g'schabe
und lampet Hoor drüber abe.

485) 125. E lange Ma, Hoor dra,
rupfet ihre Zächni dra.

Stäbe des Garnwendels.

486) 126. Springet vier enander nô
ekeine cha den andre fôh.

Quatuor aequales currunt ex arte sorores,
sic quasi certantes, cum sit labor omnibus unus:
et prope sunt pariter, nec se contingere possunt.

Kloster-Muri, MS.

Garnknäuel.

487) 127. Ziehet hundert Roß
am-ene Fade,
ziehet ûf und a,
chönnet's nie erlade.

Schnürnestel.

488) 128. Am Tag isch es e Leitere
und z' Nacht isch es e Stange.

Schmitz, Eifler-Sitten 1, 209. no. 121.

Fingerhut.

489) 129. Chliner as ne Mûs,
meh Pfeisterli as es Rôthhûs.

Brabäntische Fassung, bei Mone Anzeig. 1838, pag. 268.

Schuh.

490) 130. S' isch öppis tot und lebig,
trait Lip und Seel i d' Predig.

Haar und Kamm.

491) 131. S' goht durch de Wald düße
und schleickt öppis Läbigs üße.

Schleicken, frequentativ von schleichen, transitiver Anwendung, heimlich wegschleppen. In latein. Fassung des zehnten Jahrh. aus Reichenau, bei Mone Anzeig. 1838, 40: portat animam et non habet animam; non ambulat super terram neque in coelo.

Wanduhr.

492) 132. Es gnippet und gnappet
in ere hölzige Chappe

en iserne Drôth,
aß en Riemer verrod!

Roden, verrücken. Meier, Schwäb. Kinderr. no. 275, wendet's auf die Stricknadel, in no. 293 auf die Oelmühle.

493) 133. Es goht im Holz,
es lauft im Holz,
und chunt doch niene hi.

Hausglocke.

494) 134. S' ist öppis zwüsche vier Mûre
und b'rüeft alle Nôchbûre.

Mehl in der Mühle.

495) 135. Es schneielet, es baihelet
durch e hohli Tanne,
wenn der Bûreb'schißer malt,
was die Bûre g'wanne.

Wanne, Kornworfel. Baihelen, bähen, gelinder Windzug. — Vom Oberrhein bei Mone Anzeig. 1838, p. 263. Dieb und Müller gilt synonym, vergl. Abtheil. II., no. 351. — Woran erkennt man am Kirchhof das Grab eines Müllers? an den meisten Mauslöchern.

Aufzugseil.

496) 136. S' ist so lang, wie nes Hûs,
und so dünn, wie ne Mûs.

Schinnruthe, Obststange.

497) 137. S' cha stoh, wo nes Ei,
und nit ligge, wo ne Chue.

Letzteres, weil die Obststange weder der Quere, noch der Länge nach in einen Stand des Stalles hineingeht.

Heugabel.

498) 138. E hölzige Mueter,
drü isige Chind:
rôth mir's gschwind.

499) 139. Drei isige Brüeder
und e hölziger Aetti.

Rechen.

500) 140. Es Heuropferli,
es Grasropferli
und es Stümplisstopferli.

Stümpli, der kleine Heuhaufen, den man mit dem Rechenhaupt auf der Matte zusammen schiebt.

Holzart.

501) 141. Goht men in Wald,
se luegt's zum Wald ûs.
goht men ûßem Wald,
se luegt's zum Wald ie.

Vergl. Woeste, westfäl. Volksüberlf. p. 15, no. 27.

Pflug.

502) 142. Zwei runde
und vier g'sunde,
vorane allemôl e Ma
und allwäg einer hintedra.

Vorne Fleisch, hinten Fleisch, in der Mitte ein Pflug. Schmitz, Eiflersitten 1, p. 206, no. 37.

Viergespann.

503) 143. Vier Räddeditänz,
vier g'höörige Schwänz,
es Hobbermaendeli
und es Rôhwaedeli.

Vier Wagenräder, ein Klopfmännchen mit dem Nachwedler, der Peitsche. Bei Mone, Anzeig. 1838, p. 263: vier Ritscheratsche, zwei haarige Patsche, der Pudelhund (Fuhrmann in der Pelzkappe) lauft nebenher. Aehnlich bei Müllenhoff, Schlesw. Sag. p. 505, 23. Letztgenannter vergleicht in Wolfs Ztschr. 3, 2, damit das Räthsel aus der Hervararsaga, das den einäugigen Odhinn auf dem achtfüßigen Sleipnir zum Inhalt hat und als der Spruch von Roß und Reiter bis heute ausgehalten hat. Z. B. im Esthnischen: Oben eine Seele, unten eine Seele, und in der Mitte ein Leder. Bei Meier Schwäb. Kindr. no. 343: zwei Köpfe, zwei Arme, vier Augen, sechs Füße. Schmitz, Eifler-Sitten pag. 211, no. 152.

Pfluggespann und Ackersmann.

504) 144. Zweu Rädli-rumbe,
vier g'hôörige Trumbe,

Basilimâ
gumpt hinde dra.

Rumbe, Rundung, ist Onomatopöie gegenüber Trumbe, Trommel. Basilimâ ist Name des Schmeichlers, der hier den Ackerrossen schön zu thun hat, damit sie anziehen. Man erklärt diese Benennung aus franz. baiser la main, Baselmann; wie Baseltang, Zeitvertreib, entstand aus passer le temps. Vgl. J. P. Hebel, Alemann. Gedichte, das Herlein: Und wo-ni uffem Schnidstuhl sitz für Basseltanz.

Sattel.

505) 145. Er druckt Bluet und treit Bluet
und schmöckt ehm kes Bluet guet.

Vergl. Simrock, Räthselb. II., no. 60.

Leiterwagen.

506) 146. S' goht öppis über d'Brugge,
het zwo Site und kei Rugge.

7) Vermischtes.

Metzger und Schinder.

507) 147. Der einte fragt, wo steit's,
der ander fragt, wo leit's?

Lauser und Floher.

508) 148. S' goht einer in es G'jaid,
was er findt, het er ewegg g'heit,
was er nit findt, het er hei trait.

Gejaid, Gejägde; geheien, werfen.

Lüge.

509) 149. Es fahrt e Müllistei de Rhi abe,
es rite druf drei g'späßige Chnabe,
der eint ist blind,
der ander blutt, der dritte g'nappt.
der Blind schießt en Gulagg,
der Gnappet het ne wegg gschnappt,
der Blutt stoßt ne i si Sack.

Gulagg, Kohlrabe; gnappet, lahm, hinkend.

Wagengleis.

510) 150. S' ist e nie g'hauene Stange,
mag durh die ganze Welt g'lange.

Loch.

511) 151. Je meh me devô nimmt,
deste größer wird's.
je meh me dezue thuet,
deste chliner wird's.

Pfarrer auf der Kanzel.

512) 152. Es stoht im Holz und rüeft im Holz,
keis git ehm Red' und Antwort.

Vergl. Woeste, pag. 15, no. 29.

Gang zum Galgen.

513) 153. Poppe-popper-Hämmerli,
Stegen ab i's Chämmerli,
Stegen ûf i's Tûbehûs,
flüget alle Tûben ûs,
Stegen ûf i's G'richt.

Vergl. Simrock, Räthselb. 463—465.

Umgekehrtes Hemde.

514) 154. S' ist öppis vor der Welt nit recht
und eusem Herrgott doch net z'schlecht.

Jonas.

515) 155. Es ist e Mâ i gar keim Ort,
g'seht ken Stich und g'hört kes Wort,
im Himmel und ûf Erden niene,
und cha doch Gott dem Here diene.

Jungfräulichkeit, Wasser, Hostie.

516) 156. Nes Chränzli ohne Bändli,
ne Spiegel ohne Glas,
ne Brödli ohne Brosme:
rôthet, was isch das?

Das ABC.

517) 157. Zwänzgi und vier
trinket wedder Wi noch Bier,

hänt wedder G'richt noch Recht,
und g'regieret doch all's Gschlecht.

518) 158. Buchstabier mit drei Buechstabe:
Chriesipappe in Anke bache.

Die Schlußzeile meint Kirschenbrei mit Butter gekocht. Die drei Anlaute der Hauptbegriffe ergeben abc.

Buchstab L.

519) 159. Der Himmel hets, und d' Erde nit,
d' Maidli händ's, und Wibere nit,
der Tüfel hets, und Gott nit,
der Lorenz z'erst, der Michel z'letzt,
d' Angelore händ's i der Mitt
und d' alte Wiber im Pelz.

Il est au ciel, mais pas en terre,
Luc le port par devant, et Daniel par derrière.

Mone, Anzeig. 1838, pag. 383. In Bayrisch-Franken sagt man vom R:

London, diese große Stadt, die es aber doch nicht hat.
In Paris da kannst du's finden, alte Weiber haben's hinten.

Otto.

520) 160. Vorne rund und hinten rund
und i der Mitt es Baselpfund.

Das tt als das Pfundzeichen gedacht.

Schreibfeder.

521) 161. Ich bin von Fleisch und Bluet gebore,
han aber wedder Nasen noch Ohre,
und het me mich i's Chöpfli g'schnitte
und i die rechte Schwemmi g'ritte
und loht mi denn spaziere goh,
denn chan i vor Heren und Fraue b'stoh.

Schmitz, Eiflersitten 1, pg. 203 no. 19.

522) 162. Es chunt vom Läbe, 's het keis Läbe,
und cha doch Red und Antwort gäbe.

Schrift.

523) 163. Ne wiße Acher achert me,
ne schwarze Sôme saijet me,

s' lauft mänge drüber, stolpret net
und weißt nit, was es isch.

Tabakdose.

524) Drûf g'schloh,
ûfg'deckt,
ûße g'nô,
dra gschmöckt
und denn wiederum versteckt.

Geige.

525) E Wunderdrucke
mit leere Rucke
und g'sattlete Bûch
hät gäng de Brûch,
chrumbhalset z'singe,
bis d' Manne springe.

8) Räthselfragen.

526) **164.** Guter Gesell, ich frage dich!
guter Gesell, was fragst du mich?
ich frage dich das erste,
was ist einmal eins und das mehrste?

Einmal eins ist Gott der Herr,
der da lebt und schwebt über Land und Meer.

Ich frage dich das zweite,
was die Tafeln Moises bedeuten?

Zwei sind die Tafeln Moises,
einig ist Gott der Herr,
der da lebt und schwebt über Land und Meer.

Ich will das dritte fragen,
was drei Patriarchen besagen?

Drei sind die Patriarchen,
zwei sind die Tafeln Moises,
einig ist Gott der Herr, ꝛc.

Ich frage dich das vierte,
was sind vier Evangelisten?

Vieri sind Evangeliste,
feufi sind Wunden Christi,
sechs Krüg sind mit rothe Wi,
Sacrament sind siebeniü,
acht Stuck Seligkeite,
nün Chör der Engle,
zähtûsig Ritter,
ölftûsig Jungfraue.

Guter Gesell, ich frage dich!
guter Gesell, was fragst du mich?
wie viel sind's Himmelspfoste?
so viel as zwölf Apostle,
drîzäche Jünger,
vierzäh Nôthelfer,
füfzäch G'heimnusse.
wedder Gott der Her ist ei's, mî liebe G'sell,
und dä bihüt ü's vor der Höll!

Der Spruch steht hier nach theilweiser Fassung der Freienämter Mundart. Er ist zwar nur katholischer Färbung, doch hat ihn auch die Kinderwelt des strengreformirten Zürichs früher schon zum Spieltext gebraucht, wie dies Ulrich, Gesch. der Juden in der Schweiz, Basel 1768, pag. 138 nachweist. Dorten ist der Zusammenhang dieses Reimes mit einem jüdischen Osterliede gezeigt, das nach der Liturgie Sepher Haggadah also beginnt:

Eins weiß ich: einig und das ist unser Gott, der da lebt und der da schwebt im Himmel und auf der Erd. Zwei, und das ist aber mehr und dasselbe weiß ich: zwei Tafeln Mosis, einig und das ist unser Gott, der da ꝛc. Drei, und das ist aber mehr und dasselbe weiß ich: drei sind

die Väter (Abraham, Isaak und Jakob), zwei Tafeln Mosis, ꝛc. — Vier und das ist aber mehr und dasselbe weiß ich, vier sind die Mütter (Sara, Rebecca, Rachel, Lea). Fünf sind die Bücher Mosis, sechs die Theile des Talmud, u. s. w.

Der fleißige Forscher Ulrich bemerkt dazu, es werde dieses Lied durch die artige Melodie, die es besitze, aus dem Munde jüdischer Kinder auf die Züricher Kinder bei ihren gemeinsamen Gassenspielen übergegangen sein; dieses müsse aber in der Stadt Zürich schon vor der Reformation geschehen sein, weil sonst die katholischen Beziehungen des Textes, wie die darin erwähnten acht Seligkeiten, neun Engelschöre, eilftausend Martyrer, in dem reformistisch gesinnten Zürich nicht begreiflich wären. Den neudeutschen Liedtext giebt Simrock, deutsch. Volksl. no. 335, unter Verweisung auf Ziska, Oesterreich. Volksm. 1822, pag. 95, und auf L. Erk, Volksl. 1841, 1, 48. Noch singen es die rheinischen Bauern unter dem Namen der Vesper in fröhlicher Gesellschaft. Eine niedliche Parodie davon findet sich in E. Meier's schwäb. Märch. no. 83. Auf die Räthselfrage, was ein ehrliches Fräulein alle Morgen zu frühstücken pflege, heißt es dorten anfänglich, nur ein Hanfkörnchen; am zweiten Morgen schon zwei Hänflinge, am dritten Morgen drei Täubchen, am vierten dann vier Hennen sammt dem Gockel, am fünften fünf Hasen und einen Hasenpfeffer, am sechsten sechs paar Ochsen, eine Kuh und alle ebengenannten Mundportionen dazu. Lied und Weise nebst weiteren kritischen Erläuterungen dazu bietet L. Erk, Deutsch. Liederhort 1856, no. 198.

527) **165.** Witt lieber Chämi-Tüfel oder Sonne-Brötis?
Schinken, oder Kuhfladen.

528) **166.** Witt lieber e Chleimännlisdreck oder hochboppeti Eier?
Honig, oder Roßkugeln.

529) **167.** Was für en Unterscheid ist zwüsche Sûerchabis und $2 \times 2 = 4$?
der einte isch i-g'macht, das ander ûs-g'macht.

530) **168.** Was für en Unterscheid ist zwüsche den Lieben- und den Armen-Seelen?
den Lieben- löscht man die Lichter aus, den Armen-Seelen steckt man eine Seelenkerze an. Eine Kiltfrage.

531) **169.** Was macht der Sigrist, wenn er lütet?
chrumbe Finger.

532) 170. Was isch s' größt Wunder bi der Himmelfahrt Elias?
aß er sini Hösline nit verbrönnt hät.
533) 171. Was hend's z' Rom i de Häfe?
de Bodde. Was ûße? Rôm (Ruß).
534) 172. Welhis isch s' größt Buech? s' Entlebuch (Luzernerlandschaft) wôrum au? wil d' Chüe dört d' Blätter dezue machit. (Blatt, Fimus.)
535) 173. Welhis isch der größt Bock?
der Ankebock (Butterballen).
536) 174. Was isch s' beßt am Salôt?
aß me ne i's Mûl stoße (schieben) cha.
537) I welhem Monat esset d' Aarauer am wenigste?
im Hornung.
538) 175. Was isch z' mitt's i Basel?
das S.
539) 176. Wie sind d' Stei i der Rüß (Reußfluß)?
naß.
540) 177. Was isch schwärzer as ne Gulagg?
sini Federä.
541) 178. Wie göhnd d' Wibere is Bad?
ase blutt.
Was machet die zwölf Apostle im Himmel?
es Dotzet.
542) 179. Wo flüget die zwölfjöhrige Gulagge ane?
is drüzähet.
543) 180. Welhe Rappe isch mêh werth as ne Säckel Geld?
de Choli. — Rappen, Heller; Choli, Rappe.
544) 181. Welhe Heilig het scho im Mueterlip d' Hose â-g'ha?
Jonas im Wallfisch.
545) 182. Welhe Wandersma isch der lüstigst?
der juchzet, wenn er in d'Frömbdi goht. Simrock, Räthselb. II., 224: ausgelassene, zergangene Butter.
546) 183. Was heißt J. N. R. J.?
junge Nare regiere iez.
547) 184. Welli Zit chunt der Dachdeck vo Winterthur?
alli Winter. Der dächerbedeckende Schnee.

548) 185. Was wär echt besser, wenn alli Wibre oder alli Chatze sturbe?
alle Weiber; weil sich alle Mädchen wieder zu Weibern machen lassen.

549) 186. Wie wöttisch's mache, wenn du d' Hêre all durh ein Hals wöttist g'höre singe?
sie unter den Kellerhals hinab schicken.

550) 187. Wo händ d' Nare ihre Nester?
wo sie hinnächt glegge händ.

551) 188. Was isch de läbig Mönsch, wenn Lib und Seel von ehm gfahren isch?
e Chindbetteri.

552) 189. Welhis isch s' Unnöthigst i der Chile?
das Kanzeldach.

553) 190. Worum hat de Pfarer den Kragen â?
um den Hals.

554) 191. Wer macht em Kaiser Quartier?
d' Schueh und d' Hinterstuck a de Schuene, sust wäre se Schlarpe (Quartier, das Steifleder am Fersentheil).

555) 192. Wann säget y' Fraue die größti Lug?
wenn se d' Hüenere grîfet. Wil se säget, sie heiget s' Ei zvorderist, und grifet's doch z'hinterist. (Vergl. Simrock, Räthselb. II., 195.)

556) 193. Wôrum gönd d' Hüener über die Chare-Gleuse?
wil se z'wit hättit, wenn s'eue nôchspringe müßte.

557) 194. Weißt, wie viel as das git: zweu-feufi-zächni und zweu-zwölfi und drü-füfzächni?

558) 195. Wie seit me mit eim Wort dem alte Huet vom Vatter?
Pappedeckel.

559) 196. S' goht wiß go Bade und chunt brûn hei.
die Milch, die man in den Kaffee gießt; der Teig, den man in die heiße Butter thut.

560) 197. Es isch nit dûße und nit d' inne.
s' Pfeister.

561) 198. E grüene Hoselade und e rothe Lälli.
grüner Kachelofen gefeuert. Der Ofenlöhli ist der Ofenschieber; Aargau. Sag. 1, pag. 208.

562) 199. E läbige Müsfalle mit 3 Buchstabe z'schribe.
Caz.

563) 200. S' goht durh en Wald und schleickt öppis Läbigs ûße.
Kamm.

564) 201. S' goht voll g'gessen i Bach und loht de Bûch deheime.
Bettüberzug.

565) 202. S' goht is Wasser und netzt se nit.
Schatten.

566) 203. Inne hóörig, ûße hóörig, und schlüft es ghóörigs dri.
Wollhut.

567) 204. Härt ie, lind ûße:
lô se noddisnôh verpfuse.

geschwellte Kartoffel. — noddisnôh, nach und nach; pfuse, (pfuchzen) mit Geräusch verdampfen.

568) 205. Tenn' nenn i's, tenn säg i's,
denn du nit weißt, was tenn' is,
denn du en groſse Nar bis. (Tenne.)

Im Reterbüchlein, durch Nic. Basse u. S. Feyrabend, Frankf. 1562: „tenn nenn is, tenn säg is. wann man es euch schon nennt, daß ihr es doch nicht kennt." Aehnliches bei Mone, Anz. 1835, 57. 1838, 268.

569) 206. Wôrum grîft me d' Hüenere?
wenn se Feisterli hättet, so thät me go gê luege.
Wôrum sind Güggel ûf de Thurm?
wärits Hüener, se müeßt ehne de Sigrist chô grîfe.

570) 207. Wôrum lauft der Fuchs gäng übere Berg?
wil er nit unde durhe cha.

571) 208. Worum macht der Mürer de Ofe i d' Stube?
um de Lohn.

572) 209. Mit was ist d' Chile deckt?
mit nüt, sust g'säch me sie nit.

573) 210. Wer chunt zum ersten i d' Chile?
der ander.

574) 211. Wie mängs Ei het der Goliath nüechter möge verlide?
ei's, und denn s'ander nümme nüechter.

575) 212. Wo ist de zwölfjöhrig Salomo sell môl hi gange?
is drüzäh't.

576) 213. Wie hät me n'am Moses g'seit, wo ner no chli gsi ist?
Möseli (ein Mäßlein).

577) 214. Was schmöckt besser as es Becki voll Nidle?
zweü. (Nidle, Rahm.)

578) 215. Wo chöme die mehrste Mehlsäck z'sämme?
bî der Noht. (Vgl. Fasnachtspiele aus d. 15. Jh. 3, 1458.)

579) 216. Was ist ungrad und doch grad?
5 Finger an der Hand, wenn man sie streckt.

580) 217. Was ist s' beßt a de Flöh'ne?
aß se nit b'schlage si wie d' Roß und nit Hüfe mache wie d' Chüe.

581) 218. Wenn chönt me ne Chue um ne Batze chaufe?
wenn 25 en alte Bernchrone choste. (25 alte Batzen giengen darauf).

582) 219. Was ist besser as e Schoppe Sechser?
e Halbi Achter.

583) 220. Wenn isch es am gföhrlichste spaziere?
wenn d' Bohne schieße, d' Bäum ûsschlöhnd und d' Härdmüs stoße.

584) 221. Was ist zwüschet Himmel und Erde?
s' Wörtli Und.

585) 222. Worum g'hört me de Gugger nie Vormittag schreie?
er schreit Guggu, und nit Vormittag.

586) 223. Was glicht am beste ame ne Heüstüffel?
en Aemdstüffel.

Heustüffel, cicada, von stüffeln, stoffeln (stapfen), langbeinig einhergehen. Oemd, aus uomat, zweimähdig; wie Uowachs, der andere Nachwuchs einträchtiger Pflanzen. Vgl. Meyer, Zürcher Ortsnamen (1849) no 1637 „Uewiesen."

587) 224. Wenn ist für ne Bû'r s' best Zeiche im Kolander (Kalender) zum Feld-b'schütte?
wenn's Gülleloch voll ist.

588) 225. Welher Gumpûf im Gade wird nie schlöfrig?
der Floh.

589) 226. S' isch öppis zwüschen Lei (Lehm) und hät es wißis Hüble ûf.
Milch.

590) 227. Es chochet e Fisch im Ankehafe,
der Plodderi i der Chuchipfanne,
und das stoht im Psalmebuech.
und das steht drinnen. — Blotter, Kuhmist. Vergl. „Blütz", Abtheil. I., no. 162.

591) 228. D'Herre steckets i d' Fräck,
d' Büre schlöhnd's ewegg.

592) 229. Die von Bern sitzen mitten im Holz, die von Luzern mitten im Wasser, jenen muß man Holz, diesen Wasser zutragen.
Die Berner verbrannten so viele Heren, daß ihnen der Spott nachsagte, es werde ihnen einst noch an Brennholz fehlen. Luzern, sonst fast ganz aus Holz gebaut und deshalb das hölzerne Storchennestli geheißen, konnte wohl einer so großen Feuersbrunst entgegen sehen, daß ihm dabei das Wasser des Vierwaldstättersees nicht mehr ausreichte. Vgl. Kirchhofer, Sprichw. pag. 126.

593) 230. Wie heißt Malchus der größere?
Melchior.

594) 231. Was ist das: Vallisthal und Frag- um Erdbeer?
beides die Uebersetzung des einen ins andere.
Wer ist der größte Esel im Haus?
die Milchrichte, das Gute läßt sie durch und das Schlechte behält sie für sich. — Aehnlich lautende, oft gleiche Räthselfragen finden sich: Fasnachtspiele aus dem 15. Jahrh. 3, 1458—1461.

9) Mittellateinisches.

Folgende Nachträge aus der älteren Räthseldichtung gehören verschiedenen Zeiten und Quellen an. Die Reihe der epigrammatischen findet sich in einer Papierhs. der Aargauer Bibliothek: „MS. Bibl. Murens. 48." Aus einer Anzahl mehrerer Hunderte sind darunter nur die

hier nachfolgenden ausgehoben worden, weil sie noch unbekannt zu sein und auf dem älteren Räthsel zu stehen scheinen. Möglich wäre es, da dem Verfasser die übrigen für solche Arbeiten nöthigen Sammelwerke nicht zu gleicher Zeit vorlagen, daß etwa ein Spruch hier wiedergedruckt wäre, der in neueren Drucken, z. B. bei Mone bereits stände. Ein abermaliges Vergleichen der bereits genugsam benutzten Literatur schien dem Verf. für diese letzten Kleinigkeiten eine Zeitverschwendung. Die dann weiter folgenden Räthselfragen sind zusammen, wo keine andere Angabe beigesetzt ist, den beiden Curiositäten entnommen: Studios. jovial. von Odilo Schreger. Monachii 1751. 2 Bde. — Sutor, Chaos latin. Kaufbeuern 1716. 2 Bde. (Bd. 2, pag. 781.)

595) 232. De nebula.

Nox ego sum facie, sed non sum nigra colore
inque die media tenebras tamen affero mecum.
nec mihi dant stellae lucem, nec Cynthia lumen.

(Cornel. a Lapide, in Ecclesiast. 2, 5.)

596) 233. De tinnea.

Littera me pavet, nec quid sit littera novi.
in libris vixi, nec sum studiosior inde.
exedi Musas, nec adhuc tamen ipsa profeci.

597) 234. De verbo mus.

Cornua ventre gero, numeros in vertice multos:
in pede serpentem; dic mihi, sum quis ego.

Est vocabulum mus, cujus littera media refert tauri cornua, prima numerum millenarium indicat, ultima figuram exhibet serpentis.

598) 235. De verbo nix et cornix.

Candidior cygno, si sum sine corde, nitebo,
prae pice nigrabor, si mihi corda dabis.

Est nix, cui si adjicias cor, fit cornix, avis pice nigrior.

599) 236. Navis et ave, salutem et metulas.

Mitto tibi navem, prorâ puppique carentem.
mitto tibi metulas, si vis cognoscere, vertas!

In navi prora et puppis sunt principium et finis eiusdem.

Si tollas ex voce Navem n et m, superest Ave. Si retrograde legas vocem Metulas habes Salutem, quam apprecaris amico.

600) 237. De flumine et pisce.

Est domus in terris, clara quae voce resultat,
ipsa domus resonat, tacitus sed non sonat hospes.
ambo tamen currunt hospes simul et domus una.

601) 238. De serra.

Dentibus innumeris sum toto corpore plena,
frondicomam sobolem morsu depascor acuto:
mando tamen frustra, quia respuo praemia dentis.

602) 239. De lyra.

Viva fui in sylvis, tum durâ occisa securi.
dum vixi tacui: mortua dulce cano.

603) 240. Cur Veneri porcus sacer est? fortasse requiris;
quot facit illa suos, tot facit illa sues.

604) 241. Si tuus ad solem statuatur nasus, hiante
ore, tuis disces dentibus hora quota est.

605) 242. Dic, quibus in terris, et eris mihi magnus Apollo,
tres pateat caeli spatium non amplius ulnas?

Solet haec quaestio interpretari de puteo, in cujus latice perinde ac in pellucido speculo caeli imago resplendet, et putei aqua tantum ab inspiciente in eadem caelum ulnas distabat.

606) 243. Cur mors pingatur cum falce.

Scis, cur mors valido non utitur ense, nec hasta?
omnis cum foenum sit caro, falce opus est.

607) 244. De capillo.

Findere me nulli possunt, praecidere multi.

608) 245. Mus, (h) ûs.

Est animal parvum, quod totum circumit arvum:
quo nomen pejus, si dematur caput ejus.

(Naumann, Serapeum 1845. pag. 189.)

609) 246. Cantat ovis, recubans sylvis, titubante cavallo.

Das Lamm, über das geschwinde
das Roß springt, singt auf der Linde.

(Bei Mone im Anzeiger angeführt.)

610) 247. In scheris et caudis mande geharnist fisch. J. L. Cysat, Vierwaldstättersee 1659. 104 (Vorschrift, wie der Flußkrebs zu essen).

611) 248. Räthselfragen aus dem Küchenlatein.

Was heißt Coloniensis	ein Bauerndegen.
Virgilius	ein Besenbinder.
Vilhelmus	ein Strohsack.
Pharisaeus	ein Seefahrer.
spectrum	ein Schinken.
mysterium	ein Mausloch.
tranquillus	trunksüchtig.
aliusmodi	allamodisch.
calefactor	ein Schimmel.
ante aedes	ein Bettler.
prope fenestram	ein Schneidergeselle.
prope macellum	ein Metzgerhund.
appendix	ein Kuhschwanz.
ingeniosus	von schweinischer Art.
sacrilegus	der Gebetbücher liest.
jus in armis	Faustrecht.
tempus edax rerum	Essenszeit.
vir exhaustus	„trank nie einen Tropfen mehr." der König von Thule.
vir magnae continentiae	ein Dickbauch.
accidens	noch eine Ohrfeige.
trahe me post te	ein Tornister.
transit in se ipsum	ein Schnappmesser.
peto veniam exeundi	das Geld im Beutel.

612) 249. Pertz, Archiv 7, 504 theilt neben zwei andern altd. Sprüchen folgenden Reim mit, der unter den deutschen Glossen der Stuttgarter Hs. des Ekkehardus Uraugiensis steht. Der mit Haar gefüllte Schlagball kann dann damit gemeint sein, wenn beim Ballspiele des Mittelalters der mit Luft gefüllte nicht ausschließlich in Anwendung war; das ausführliche Reimräthsel, welches Rabelais, Gargantua und Pantagruel l. 1, cap. 58 über den Rakettenball bringt, giebt hier

keinerlei Aufschluß. Vielleicht daß die unten folgende Uebersetzung ausreicht.

Ine bin slincfâsh
noh in hân ûfgebunden minen fash,
hâres ich doch genuog hân,
unde wirt des nieman innan.
mennischen hande
dike mich firsanten,
von mennischen handen
wird ich dike impfangen,
unde cum aber danne
wider zen menneschen handen.

Es kommt kein Netz auf meinen Kopf,
es flicht mir Niemand einen Zopf,
doch hab ich nichts als Haar
und keiner nimmt es wahr.
ich werde fortgesandt
und geh von Hand zu Hand,
und wenn ich fortgegangen,
verlangt man mich zu fangen.

Slincfâsh ist eine scheinbare Tautologie aus schlingen und fäschen (fascia), binden. Allein das Wort könnte auch Schlinggras heißen, wie das Wildheu beim Aelpler noch fax heißt (Stalder 1, 353), und dieses wird auf dem Kopfe, ins Grasnetz gefäschet, von der Alpe heimgetragen.

Vierte Abtheilung.

Ammenbrauch und Zuchtspruch.

Gewinn beim Weib den Mut
Und spar den Kindern die Rut.
Fischart, Gödekes deutsch. Dicht. 1, 216 b.



1) Das Windelkind.

a) Das Neugeborene wird auf den Boden gelegt.
(humi positio infantum.)

613) Wenn das Kind geboren ist, muß man es sogleich unter die Stubenbank legen, damit es seiner Lebtag nie den Geistern verfalle.

Correspondenzsätze. J. Merz, Poet. Appenzeller, St. Gallen 1836. pag. 150:

Will me, s' Chend sell schamhaft see,
so legg me's ondren Bank gschwind hee.

Vergl. dasselbe: Appenzell. Monats-Blatt 1823. 71.

614) Ein um Weihnachten und Fronfasten zur Welt kommendes Kind ist geistersichtig; wickelt man es aber sogleich in Windeln und legt's unter die Stubenbank, so wird alles verhütet.

Correspondenzsatz. Es ist bey etlichen Christen noch ein Mißbrauch und Aberglaub daß, wann ein Kind geboren, das zugroßen Kopff oder sonsten etwas seltzams an jhme hat, man dasselbig sobald es von der Mutter kombt, soll am ersten auf die bloß Erden vnder ein Banck legen. Puerperium Marianum, Unser Lieben Frawen Kindelbeth, durch Christ. Marianum. Costantz bei Nic. Kalt 1599. p. 38.

Das Neugeborene liegt auf dem Boden, bis sich der Vater erklärt, ob er es leben lassen will oder nicht, dies ist die humi positio infantum. In jenem Fall hebt es der Vater oder läßt es aufheben, wovon die Hebamme ihren Namen hat, die aus gleichem Grunde auch Erdmutter hieß. Grimm, Rechtsalterth. 455.

615) Das Kind stirbt bald wieder, dessen Stirne beim Küssen salzig schmeckt.

Neben den Aussetzling pflegten arme Mütter Salz zu legen zum Zeichen, daß der Fündling noch ungetauft sei. In Frankreich war dies noch 1408 in Brauch. Grimm, Rechtsalterth. 457.

b) Glückshäublein.

616) Das Kind, das mit einem Glückshäublein auf die Welt kommt, wird ein berühmter Mann.

Heb des Kindes Nabelgertlein wohl auf; bekommt es einmal Anmal oder Flecken, so leg selbiges Näbeli in Feldwickenwasser und leg's täglich dreimal zum Trocknen aufs Anmal alsolange, als es war, da das neugeborene Kind die Flecken empfangen hatte.

Zu gleichem Zwecke nimmt die Hebamme die erste Secundinen, doch unberufen und selber schweigend, überfährt damit in den drei höchsten Namen das Mal oder auch die Hasenscharte und vergräbt die Secundine im Keller. Brugger-Receptier-Handſ. Dygbi, Heimlichkeiten der Natur. Leipz. 1723.

617) Bewahrt man einem Kinde die Nabelschnur bis in sein siebentes Jahr und giebt sie ihm dann zum Zerschneiden, so bekommt es eine große Fertigkeit in Handarbeiten und wird sonst gescheid.

Correspondenzsätze. Wir bringen allesamen ein rot wammesch vff erden, Pellem secundinam, das muoß darnach der man vnder die stegen vergraben. Geiler v. Keisersb. Predigt vom Wannenkremer, in Joh.

Pauli Brösamlin. Straßb. 1517. Bl. 109. — So würt der mensch auch nackent geboren, doch so bringt er ein seidin dammastin wammest mit jm, aber dasselbig vergrebt man in den stall. Geiler, Evangelibuch, Bl. 90 b.

Merckt jhrs, jhr Eyerbrütling, warumb jhr im Helm geboren werdt vnd warumb jhr weint, wann man euch dieselb sturmhaub abzeucht! Fischart, Gargantua cap. 28. Ebenda cap. 39 heißt's von Soldaten, welche feldflüchtig ihr Leben zu retten suchen: etlich zogen jhre Kinderbälglin herfür: meinten also dem Teuffel zu entfliehen.

Der Ire sagt vom Glücklichen, „der ist mit einem Caul, mit einem Westerhäubchen auf die Welt gekommen.“ In England wird von Seite der Hebammen ein eigner Handel mit dem Glückshäubchen getrieben, sogar in öffentlichen Anzeigen der Times werden solche zu kaufen gesucht. Erin 6, Abth. 2, p. 448. —

Mit einem rothen Faden muß das Glückshäubchen des Neugebornen umwunden und aufbewahrt werden. Ansbacher Glaube. Journ. v. u. f. Deutschl. 1788 p. 577. —

Die Nachgeburt heißt auch Nachfreude, denn ein Neugeborenes ist die Freude der Mutter. Grimm, GDSpr. 1, 24. Ihr seid erfreut worden, sagt der aargauer Gratulierende den Eltern, denen ein neues Kind bescheert worden ist. Frödelin war und ist ein gangbarer Vorname schweizerischer Judenmädchen. Ulrich, Gesch. der Schweiz. Juden. Basel 1768. pag. 25.

618) Ist das erstgeborene Kind ein Knäblein, so bringts Glück ins Haus; ists ein Mädchen, so deutets auf späten Zank.

In Schaffhausen schickt man die Nachricht von der Geburt durch „das Freudmaidli“ von Haus zu Haus, das einen gewaltigen Blumenstrauß auf der Brust trägt, und ist das Neugeborene ein Knabe, noch einen zweiten umfangreicheren in der Hand. Dies heißt in Zürich der Freudenmaien. Meyer-Knonau, Der Kant. Zürich 2, 184. Die Rechtsoffnung von Ossingen verfügt darüber: ob im (dem Ehemann) von sinem êweib wurd' ein kind (Mädchen), so sol man im geben ûßer dem êgenannten holtz ein fuoder holtz. wirt im aber ein knab, so sol im werden zwei fuoder holtz. Bluntschli, Zürich. Rechts-Geschichte 1, 260. Der Grieche umwand die Thürpfosten mit Oelzweigen oder mit Wollenbinden, um damit den Nachbarn das Geschlecht des ihm neugebornen Kindes zu erkennen zu geben. Hermann, Griech. Alterth. 3, 156.

619) Ein Neugeborenes, das man beim ersten Fäschen (Einwickeln) auf einer Hausbibel fäschet, wird gelehrt oder fromm.

J. Merz, Poet. Appenzeller, St. Gallen 1836, p. 150:

Ond wotst aß s' Chindli glehrig wer
ond werd em s' Lerne gar nüd schwer,
se gits defór zwä Mittel a:
e Buoch muoß 's ondrem Chöpfli ha,
oder es cha's au däweg gee:
im Chäppli muoß e Briefli see.

620) Es wird etwas Geistliches draus, wenn's gerade unter dem Zusammenläuten zur Welt kommt.

621) Je nachdem ihm beim ersten Fäschen die rechte oder linke Hand mit ins Tuch hinab gebunden wird, wird das Kindlein linkisch.

622) Bilden die Wolken am Himmel gerade in des Kindes Geburtsstunde Schäfchen, so wird dasselbe recht glücklich.

623) Ist's nach Mitternacht geboren, so wirds ein Frühaufsteher.

c) Kindsfäftlein.

624) Will man beim Neugebornen das Kindstränkli nicht mehr anwenden, so muß man ihm doch Syrup, auch Eiergelb, Nidel, oder Traubenmuß sogleich zwischen die Lippen streichen.

Correspondenzsätze. Bei uns nimmt man zum ersten Bad Milch und Wasser, hernach säubert man das Kind allenthalben mit Butter. In Oesterreich, auch in unserer Schweitz, giebt man den Pfersichblüthsafft, oder ein wenig Holdermuß zur Reinigung des pechschwarzen Unrahts; doch dienet nichts bessers als die erste Milch oder Biemst. J. Muralt, Kindsbüchlein, Basel 1697. p. 243—45.

625) Die Hebamme muß dem Neugebornen die Zunge lösen; dabei fährt sie ihm mit dem Finger unter der Zunge durch, um das Häutchen wegzubringen, mit dem die Zunge angewachsen sein soll. Hierauf giebt sie ihm das Kindsfäftli, um damit das Kindspech abzuführen.

Aus dem Leben des heil. Liudger, des Apostels und Bekehrers der Friesen, erfährt man, was die Germanensitte bedeuten wollte, Neuge-

borenen Honig in den Mund zu streichen. Als Liudgers Mutter Liafburg geboren wurde, war eine noch heidnische Schwiegermutter im Hause, die der schon bekehrten Wöchnerin vorwarf, wie sie nur Töchter, aber keine männlichen Erben geboren habe. Sie nahm das Neugeborne sogleich weg, das sie heidnischer Sitte gemäß tödten durfte, so lang es noch keine Nahrung genossen hatte, und ließ es von einer Dienerin in eine Wasserwanne werfen. Aber ein mitleidiges Weib trat dazu, flößte ihm schnell noch Honig ein und brach damit die Macht der heidnischen Sitte. Dann erzog man das Kleine außerhalb des Hauses, bis die böse Schwieger gestorben war. Noch unter Karl d. Gr. gieng dieses Recht, Neugeborene sogleich zu tödten, in das friesische Gesetz über tit. 5, § 1: infans ab utero sublatus et enecatus a matre, gehört zu jenen hominibus, qui sine compositione occidi possunt. Rettberg, Kirchgesch. 2, 523. Die ganze Originalstelle findet sich in Grimms Rechts-Alterth. 458. Milch und Honig galt für eine heilige Speise und wurde in der ältesten christl. Kirche unmittelbar nach der Taufe angewendet. Zeus aber, der seinen Sohn, den ihm Leto gebar, zuerst in der Götterversammlung empfängt, reicht ihm aus goldner Schale Nectar; er erkannte ihn dadurch als sein Kind an. Im Serb. Liede streicht man dem neugebackenen Bruder Honig und Zucker in den Mund: Iß das und sprich nun! Myth. 295. 535.

Unter die zweite Reihe alter Taufmißbräuche rechnet Berthold (Predigten, ed. Kling), daß man das Kind taufe in Wein, Bier oder Milch.

626) Des Kindes erstes Bad muß abgekocht werden aus grüner Rinde des Weidenstocks; es schützt dann vor dem Freisam (Epilepsie) und vor dem Etiken (appetitus caninus) Brugger-Recept. Hds.

627) Sobald die Hebamme das Kind auff der Schoß hat, betrachtet sies allenthalben, ob es recht gestaltet seye, dann giebt sie seinem Häuptlein die runde Gestalt und verwahret ihms mit einem Scharlachbletz und Käpplein. J. Muralt, Hebammbüchlein. Basel 1697. pag. 39.

Wie nun das Kind gewäschen, gesübert vnd yngewunden wirt, ee man jm wäder ze ässen noch ze trinken gäbe, sol man es zuo der muoter legen an jres bett zuo jrer lingken syten gegen dem hertzen; dann, als etlich meinend, sy alle kranckheit von dem kind ansich nimpt vnd zücht,

das dann one schaden durch den fluß von jren getriben vnd widerrumb vßgefürt wirt vnd dann das kind sin läbtag vergonnt vnd behüet vor der kindenwee. Man sol jm ouch an sin hälßlin vnd ärmlin hencken Benignenkörner vnd rot Corallen. Das macht es frölich vnd trüeyhafft (dick). Jac. Rueff, Trostbüchle von empfengknußen. Zürich, Froschauer 1554. Bl. 41.

d) Geburtsbaum.

628) Das Neugeborene gedeiht oder serbt, wie jenes Bäumchen selbst, das man in seiner Geburtsstunde zu setzen pflegt. Für Knaben setzt man Apfelbäume, für Mädchen Birnbäume und Nußbäume.

Die Bhagavad-Gita handelt in ihrem 19. Gesang ausführlich von dem hl. Weltbaum, welcher der göttliche Baum des Lebens und der allverbreiteten Zeugungskraft ist. W. v. Humboldt Gesamm. Werk. 1, 90. Versetzt doch auch unser alljährlicher Weihnachtsbrauch den lichterloh brennenden Weihnachtsbaum und des Heilands Geburt noch in Ein Fest zusammen. Der Herr ist König vom Holze herab, beginnen Davids Psalmen 93. 97. 98. Gregor von Tours Fränk. Gesch. 5, c. 43 redet vom Glauben, welchen Abraham an der Eiche, Moses am Dornbusch erkannte. Eine Reihe Predigten Geilers v. Keisersberg sind betitelt de arbore humana. Das erste Menschenpaar, Meschia und Meschiane, geht in der persischen Sage aus dem Reibabaume hervor. Der ficus ruminalis war für den römischen Staat der Säugebaum des Ahnherrn, unter ihm waren Romulus und Remus von der Wölfin aufgenährt worden. Auch das Germanengeschlecht sieht im Baum den Ursprung, im Walde also den Sitz von Volk und Familie; seine Götter lieben mehr in Bäumen und Wäldern zu wohnen als in Tempeln: vgl. die vielerlei christl. Kirchen, welche darnach benannt sind, der Gnadenwald mit seinen dreierlei Kirchen, und Mariä Waldrast im tiroler Wippthale. Wolf Ztschr. 1, 324. Auf den hl. Hain der Semnonen führt Tacitus Germ. c. 39 den Ursprung des Volkes und seiner Religion zurück. Die ersten Menschen der skandinav. Mythe sind aus Eschenholz, der erste Mann ist Askr. Havamal redet gleichfalls von trêmönnum, „hominibus ligneis.“ Nach Hesiod stammt ebenso das dritte Menschenge-

schlecht (Theogonie 187) aus Eschen. Die Schwaben hat ein Vogel vom Baum fallen lassen (Schmeller Wb. 3, 524), die Sachsenmädchen sind auf den Bäumen gewachsen, wie ihr erster König Askanes auf der Esche. Die bekannte Redensart über ein vollbusiges Weib, sie habe Holz vorm Hause (Tobler, Appenzell. Sprachsch. 272), weist nicht willkürlich, sondern in altsinnlicher Sprachweise auf ihre Geburtskraft. Laß deinen Sohn getrost studieren, schreibt Luther, Sermon die Kinder zur Schul zu halten, so giebst du unserm Herrn Gott ein feins Hölzlein, da er dir einen Herrn ausschnitzen kann. Männer wie Bäume, gilt von einem kräftigen Volksschlage. Ich sehe Männer gehen, als sähe ich Bäume, sagt der Blindgewesene bei Marc. 8, 24. Im Traume bedeutet hoher Baum großes Glück. Das Wappen der Hohenzollern und der Glarner-Tschudi wird von Wilden Männern gehalten, die entwurzelte Baumstämme tragen. Der heimgekehrte Odysseus sucht sein altes Ehebette auf dem Oelbaum wieder 23, 201. Griechische und latein. Sprache haben die Bäume, oft ihrer masculinen Endung zum Trotz, als Weiber und Mütter aufgefaßt, ihre Frucht als Kinder gedacht. Pott, Indogerman. Sprach. 1, 49. Die griechischen Bäume sind deshalb Nymphen; die Bäume der Hindu werden deshalb vermählt, der Mangobaum wird gewöhnlich mit der Tamarinde verheirathet; die Vermählungskosten sind für den Gläubigen nicht gering, oft erscheinen dabei bis zu 150 Braminen. Dies geschah noch 1834. A. Grube. So oft man ein Bäumchen auf dem Stamme driebt, daß der Bast losspringt, muß ein Waldweibchen sterben. Mythol. 452.

Der Instinct der Sprache nennt den Prozeß der Individuenvermehrung nicht Fortthierung, sondern Fortpflanzung. Schleiden. Stammbaum, Abstammung, Volksstamm, Stammbuch, Fortpflanzung, Zweig oder Nebenzweig sind Begriffe der Sprache und des Rechtes, die alle auf den Baum zurückweisen. Menschen und Bäumen wird von den Göttern das Leben eingehaucht, jenen das Blut, den Pflanzen das Wasser gegeben, und von denselben beides auf die Kinder wieder übertragen. Auf diesem einen Satze beruht allein die germanische Rechts-Idee von der Ebenbürtigkeit. Philipps Rechts-Gesch. p. 100.

In den französ. coutumes wird die älteste Eiche Großvater, die alte aber Vater genannt. Grimm RA. 506. Am Po, in der Gegend von Turin, sagt Abbe Coyer in seiner Italien. Reise, stehen viele Pappeln, womit die Väter ihre Töchter aussteuern. Bei der Geburt eines

Kindes pflanzt daselbst mancher Vater 1000 Pappeln; ist das Mädchen 16 Jahre geworden, so ist es mannbar, auch der Pappelbaum ist zugleich zu seiner vollkommnen Größe aufgewachsen, und ergiebt in seinem Werthe von 16 Lire der Tochter die Aussteuer. Sammler für Bünden Chur 1806, 2. Jahrg. Heft 1, 156. Da Virgilius Maro geboren worden, haben seine Eltern eine Pappel gepflanzt, die alle Bäume überwuchs, woraus sie geschlossen, ihr Sohn werde groß werden. Männling, Curiositäten und Albertäten. Frankf. 1713. Der Aelpler im Algäu und im Bregenzerwald hat einen Familienbaum, den man heilig hält und unter welchem man oft das Abendgebet verrichtet. Wanderer im Algäu. Kempten 1847. pg. 102. Von Kinderbäumen, unter denen man die Neugeborenen hervorholt, ist allenthalben in deutschen Landstrichen die Rede; westfälische verzeichnet Wöste in Wolfs Ztschr. 2, 92., schweizerische verzeichnet Aarg. Sag. 1, 87—90.

Jetzt steig' ich auf den Feigenbaum
Und schüttel Buben runter,
Es fallen etlich tausend 'rab,
Es ist kein schöner drunter.

Meier. Schwäb. Kindr. no. 243.

Der Städter in Aarau mußte noch im vorigen Jahrzehent für jedes ihm geborene Kind einen Obstbaum auf die Almende setzen lassen; nun ists zu einer bloßen Polizeisteuer geworden.

Noch in der letzten Generation kam der Brauch vor, daß ein aargauer Vater im Zorne über einen mißrathenden Sohn, der eben in der Fremde und also der väterlichen Züchtigung unerreichbar war, aufs Feld gieng und den dorten gepflanzten Geburtsbaum wieder umhieb. Rudolf von Hohenems in seinem Barlaam und Josaphat:

Daz bavmlin ist vnser leben,
daz vns allen ist gegeben.

Als der Chalife Motewekkil die hl. Cypresse zu Kischmer umhauen und sich herbei bringen ließ, um ihre Größe zu bewundern, starb er selbst, und so gieng der größte Baum des chorasanischen Reiches nur mit des Chalifen Leiche zu Grabe. Humboldt, Kosmos 2, 132. Fr. Rückert, Morgenländ. Erzählungen „Cypresse zu Keschem." Die Meleagersage knüpft des Helden Leben an das Nichtverbrennen eines Holzscheites. Mythol. 386. — Chrysopelea, die Hamadryade, schwebt in Lebensgefahr, da ein Bach die Wurzeln des Baumes, an dem ihr Leben hieng, entblößte. Als

Arkas den Bach ableitete und die Wurzeln wieder mit Erde deckte, heiratete ihn die Göttin. Auf dem Umhauen gewisser Grenzarven im Urserenthale stand Todesstrafe. Als Eberhard der Gütige von Schwaben sechzig Jahre alt das Göppingerbad gebrauchen wollte und der Arzt meinte, dieses rette ihn nicht mehr aus seinem tödlichen Siechthum, bezeichnete der Herzog einen Waldbaum, unter dessen Schatten er gestern noch geruht habe und der, so lange er noch stehe, ihm selber sein eignes Leben verbürge. So ist auch dies schon erfüllt, sprach der Arzt, denn der Baum ist eben vom Blitzschlag gefallen. Der Herzog bereitete sich zum Tode und verschied nach sechs Stunden. Rothacker, Schwäb. Sag. Reutlingen 1837. Die Stadt Zürich schien ehemals ihren Bestand an das Leben jener Lindenbäume geknüpft zu haben, die von jeher auf der dortigen Pfalz an der Limmat, jetzt Lindenhof genannt, stehen. Als man dieselben 1571 eines Neubaues wegen von ihrem Standorte um einige 30 Schuh weiter entfernt verpflanzen mußte und sie so an Stricken, Ketten und Stützbalken vorwärts bewegte, setzte man, um die Arbeiter zur äußersten Behutsamkeit anzueifern, drei Knaben zugleich in die Wipfel der wegwandernden Bäume. „adhuc virent vigentque ambae tiliae hoc ipso anno 1679, quo haec scribo“, setzt Wagner, hist. natur. helvet. p. 269, dieser Erzählung bei. Von einer Cypresse bei Somma am Lago maggiore behauptet man, sie habe schon zu Jul. Cäsars Zeiten gestanden, und ihr zu Liebe soll Napoleon bei Erbauung der Simplonstraße es gestattet haben, hier etwas von der geraden Richtung abzuweichen. Escher's Schweiz 1851. p. 430. Im Marinequartier zu Kopenhagen hat jedes noch so kleine Matrosenhaus seinen eignen heilig gehaltenen Hollunderbaum. Wer ein Laub davon bricht, muß dabei die Baummutter, die Hyldemôer anrufen.

Göthe heftete an jenen Baum im Pfarrhofe zu Sesenheim, der zu Ehren seiner geliebten Friederike Brion gepflanzt war, unter die dort eingeschnittenen Namen folgenden Vers:

Dem Himmel wachs' entgegen,
Du Baum, der Erde Stolz,
Ihr Wetter, Stürm' und Regen,
Verschont das heilige Holz;
Und soll ein Name verderben,
So nehmt die obern in acht
Und laßt den Dichter sterben,
Der diesen Reim gemacht.

Die Geschlechtssage der Schweizerischen und Schwarzwälder Dolder leitet diesen Familiennamen aus einer Ueberschwemmung her, bei der alles bis auf ein einziges Knäblein ertrank, welches mit seiner Wiege in den Wipfel (Dolder) eines Baumes gespült wurde. „Aus diesem Namen des Fündlings Dold, ahd. Toldo, Wipfelgeborener, verstehe ich nun, was es im Volksmund heißt, auf dem Eichbaum oder Nußbaum geboren sein; wie genau die Mythen von Sinflut und Schöpfung sich zusammenfügen ist unzweifelhaft.“ Grimm, Myth. 935.

e) Windel und Wiege.

629) Das Kind, dessen Mutter schon vor seiner Geburt die ihm bestimmten Windeln sehen läßt, stirbt leicht wieder.

630) Vor der Taufe dürfen des Kindes Windeln nie in der Sonne getrocknet werden, sonst möchte es behert werden.

631) Um es vor allem Bösen zu bewahren, wäscht man seine Windeln nur im laufenden Wasser.

632) Trocknet man dem Kinde, ehe es sechs Wochen alt ist, die Windeln auf dem Hag, so verdaut es die Milch nicht mehr.

633) Wer vom leinenen Unterkleide des Muttergottesbildes zu Einsiedeln ein Stücklein abschneidet, dem wächst es daheim bis zur Kindswindel aus. (Wird doppelsinnig zugleich gegen das sittenlose Treiben auf Einsiedler-Wallfahrten angewendet.)

Rom bediente sich gegen die heidnisch oder zu selbstherrlich gesinnten Karolinger unter den mancherlei Mitteln der Rührung vor allem solcher, welche Familienverhältnisse, für die ja jedes Gemüth am zugänglichsten ist, betrafen. Papst Paul bietet sich dringend bei Pipins neugebornem Sohne zum Pathen und hängt das Tuch, worein Pipins Tochter nach der Taufe gewickelt war, vor dem Altare der Petronella auf. Rettberg, Kirchgesch. 2, 594. Aus Elisii Diario europaeo, Frkft. 1659. 1, 1133 führt Scheible, das Kloster 6, 39 an: So war man derzeit am päbstlichen Hofe auch geschäftig, dem königl. Prinzen in Spanien die gesegneten Windeln, bestehend in drei Wiegendecken und einer Windel mit Goldblumen, nebenst vieler köstlichen Leinwand, so sich auf 10,000 Kronen betragen, zu überbringen.

634) Bindet man das Tüchlein, womit man das Kind im ersten Bad abgetrocknet hat, nach sechs Monaten auf den Gartenbaum, so wird der Knabe ein guter Kletterer und Steiger.

635) B'hüt di Gott! muß jedes fremde Weib sprechen, das zu Besuch ins Zimmer der Wöchnerin tritt und das Neugeborene sehen will. So ist man überzeugt, daß dabei das Kind nicht behert werde.

636) Soll das Kindlein recht früh und gut reden lernen, so tränke man es fleißig mit seinem eignen Badewasser, das löset die Zunge. Appenzell. Monatsblatt 1825, 71.

Wiege.

637) Ein Bierschild (Drutenfuß, Pentagramm) auf die Wiege mit der Kreide gemacht, läßt das Kind nicht magern.

Pythagoricis Hygieia (figura habens implicitas figuras triquetras quinque) pingitur etiamnum in vasis, libris et instrumentis, tamquam non tantum sanitatis sed et omnis incolumitatis symbolum. Dahero noch heutiges tages die Schreiner solche Drutenfüß an die Wiegen vnd Kindbetslädlein zu machen pflegen zum zeichen alles glücks vnd heilß. Chorion, Teutscher Sprach Ehrenkrantz. Straßb. 1644. p. 59.

Die Juden machen einen Kreidenring um Kindbetterin und Wiege und schreiben an Wand und Thüre: Gott lasse das Weib einen Sohn gebären und diesem ein Weib werden, die der Eva, und nicht der Lilith gleiche. Lilith, das Nachtgespenst, bei Esaj. 34, 14 erwürgt nach der Rabinensage 8 Knäblein und 20 Töchterlein. Philo, Magiologia, Baselaugst 1675. p. 795.

638) Das Kind bekommt Leibweh, so oft man die Wiege tritt, ohne daß es drinnen liegt.

639) Man darf es in keine Wiege legen, die im Neumond geschreinert worden, denn eine solche zieht Wanzen.

640) Wendet man ihm, ehe es sechs Wochen alt ist, die Wiege und stellt sie anders, so lernt es schielen.

641) Glaubt man es aber behert, so kehrt man Mitternachts dreimal stillschweigend sein Bettchen um.

Das von der Taufe wieder heimgebrachte Kind wird (wohl aus ähnlichen Gründen) erst unter die Bank (vgl. humi positio infantum, im Beginne dieses Abschnittes) und dann in die Wiege gelegt, hier aber mehrmals um und um gedreht. Kuhn, Märk. Sag. pag. 364—367. Nordd. Sag. pag. 430.

642) Will man das Schrätteli und Doggeli vom Kinde abhalten, so mache man sogleich einen Zwîselstrich (Kreuz) an die Wiege.

643) Hat es aber das Schrätteli schon, was man an den Brüsten des Kleinen bemerkt, welche alsdann aufgesogen und roth aussehen, so stecke man in die Wiege ein Messer, mit der Schneide nach oben gekehrt, dann bleibt das Schrätteli weg.

644) Wird das Kind vom Alp gedrückt, so vertreibt ihn die Ruthe, in die man Gabel und Messer gekreuzt steckt und so unters Kissen in die Wiege legt.

645) Sobald ein Kind in der Wiegen viel über sich siehet, bekommt es rothe Augen, inversio palpebrarum. J. Muralt, Hippocrat. helvet. Basel 1692. p. 92. — Es ist auch nit gut, wan man den Kindlein in der Wiegen zu Kopffen stehet, dann sie werden darvon vberscheinig oder schieg. Puerperium Marianum, d. i. Unser L. Frawen Kindelbeth durch Christ. Marianum. Costantz 1599. p. 124.

Wiegenseil, Deiselseil.

In der Schweiz ward ehmals Wöchnerinnen von Seite ihrer Verwandtschaft ein Band ins Kindsbett geschenkt, Wagleseil, Wiegenseil und Deiselseil (ahd. dinsan, trahere) genannt, welches auch Eingebinde genannt worden ist, weil es dazu diente, durch die Schnürlöcher der beiden Wiegenwände über das Kindsbettchen kreuzweis gezogen zu werden und so das Kleine vor dem Herausfallen zu schützen.

Die drei Schicksalsschwestern breiten dem neugebornen Helgi das goldene Wiegenseil gullinsîmo aus „und unter dem Mondsaal mitten festigten sie es.“ Helgaquida, 3. Die drei Schwestern spinnen noch ihr Seil: Panzer Bayr. Sag. 1, pag. 278. Vergl. die drei Mareien, no. 273. dieser vorliegenden Schrift.

ß) Kindsbrei.

646) Die Bappe, Kindsbrei, die man kleinen Kindern kocht, ist besser als irgend einer, weil Gott drei Tropfen selber hinein fallen läßt.

647) Der Arme braucht den Kindsbrei weder zu salzen, noch zu schmalzen, denn der liebe Gott läßt schon sonst ein Tröpflein Segen drein fallen.

Zu Hagano, der im Zweikampfe ein Auge eingebüßt hat, sagt sein Besieger Walthari, sobald du heimkehrst, laß dir gespickten Brei von Milch und Mehl kochen, der dient beides zur Heilung und Kost. Waltharius, V. 1440, ed. J. Grimm.

648) Wenn man dem Kinde Bappen gegeben hat, muß man jedesmal auch der Hauskatze davon übrig lassen; stellt man aber das Pfännchen ganz geleert vor die Thüre, und es schnäugget eine hungrige Katze noch dran herum, so bekommt das Kind den Pfnüsel, Schnupfen.

So hüete sich alliu diu werlt vor den kazen. so gêt si hin und leket ein kroten, swa si die vindet: so wirt diu kaze von dem eiter indurstig; und swâ si danne zuo dem wazer kumpt, daz die liute ezen oder trinken süln, daz trinkt si und unreint die liute alsô, daz ettelichem menschen dâvon widervert daz ez ein halbez jâr siechet oder ein ganzez oder unze an sînen tôt, oder den tôt dâvon gâhens nimpt. Ettewanne trinket si sô vaste, daz ir ein zâher ûz den ougen vellet in daz wazer, oder daz si drin niuset. Oder si niuset an ein schüzzeln da man ûz ezen oder trinken sol, daz ein mensche grozen schaden und siechtuom dâ von gewinnet. Heizent sie ûz der küchen trîben. Berthold's Predigten. Wackernagel LB. 1, 676.

649) Das Kind lernt gut singen, wann man ihm seinen ersten Brei anbrennt. (Volkshumor über das unvermeidliche Kindergeschrei.)

In diesem humoristischen Denken des Vaterherzens glossirt Luther die Stelle Genes. 47: nos senes fruimur omnibus bonis, propter pueros — Wir alten Narren essen mit den Kindern, nicht sie mit uns, ipsi domini, nos procuratores. Berthold's Predigt. ed. Kling, schildert sogar die übertriebene Zärtlichkeit, mit der dem Kleinen der Brei eingenöthet wird: so macht im die swester ein müseln und stricht im

eht in; so ist sin hevelin klein, sin megelin, und ez ist vil schiere vol worden; so päpelt ez im herwieder ûz; so strichet eht sie dar. So kümpt denne die müme, die dut im dazselbe denne die amme und sprichet: o we mins kindes, daz enbeiz hüte nihts! die strîchet ime danne als ie von erste in, so weinet ez, so zabbelt ez.

650) Das Kind bekommt nie Zahnweh, rührt man ihm den ersten Brei mit Lindensprossen an, am Charfreitag beim Zwölfeschlagen geschnitten.

651) Spuckt eine fremde Frau dem Kinde in den Brei, so ist es behert.

652) Wenn ein Kind mit offnem Munde schläft, muß man ihn schließen, sonst möchte die Seele in Gestalt einer weißen Maus durch den Mund entwischen.

g) Namengebung.

653) Hat der Bauer ein Söhnlein Hans, und zugleich im Stall ein Füllen, so nennt er letzteres nach dem Büblein und es gehört nun diesem zur Aufsicht und Pflege. Darum heißen Bauern-Rosse und Schafe häufig auch Fritze, Riggel, Mani, Benzi.

654) Hat der Bauer eine Zuchtstute im Stall oder eine junge Kuh und zugleich ein neugetauftes Töchterlein, so bekommen von des Kindes Namen diese Thiere erst den ihrigen.

Die Stute heißt dann Mädi (Magdalena), Stini, Stüdi (Christine), Singgi (Rosine), und die Kuh z. B. Meili, Meie, Miggi, Mitschi (Maria Magdala), Toni, Lise, Rosi, Idi, Zusi (Susanna). Die lebhafte Erinnerung an solchen Brauch, des Kindes Namen auf das Hausthier zu übertragen, redet aus den Kindersprüchen no. 200 und 263:

Wie soll unser Kindlein heißen,
Böcklein oder Geißen?

In so ferne einzelne Thiere gottgeheiligte waren, wurde des Thieres Namen als heilbringender auf den Menschen übertragen, und so aus gleichem Grunde umgekehrt des Menschen Namen auf das Thier zum heilsamen Schutz des Letzteren. „Des Namens sol he geneiten, Wulf sol he heiten,“ sprach der Ahnherr deren von Wulf, als sein unreif geborenes

Söhnlein in dem Leib frischgeschlachteter Thiere reif wurde und lebenskräftig. Woeste in Wolf's Ztschr. 2, pag. 86. — Wolt ich darumb nit wöllen Herman heißen, weil man dem bock Hermann-stoß nicht, sagt oder weil man die gäuch Herman-gut Schaff nennt? wolt ich darumb nicht Hanß-in allen gassen sein, weil man im Niderland den Graffmuckenkönig Jan schilt? Fischart Gargant. cap. 10.

Der spielende Witz der Eltern giebt dem Kindsnamen den Charakter der Verkleinerung mittelst einer tändelnd angehängten Derivation: Heinzelmann, Heinimann, Hanselmann, Petermann, anstatt Heinrich, Johannes u. s. w.; nicht aber duldet man es, den gewählten Namen als Kalendernamen und so in seiner mehr besagenden, gleichsam vergrößernden Form auf das Kind anzuwenden. Ein Bernerbauer meldete sein neugebornes Söhnlein beim Pfarrer zur Taufe an und ließ dafür den Taufnamen Hans im Kirchenbuch vormerken. Am nächsten Sonntag wird die Handlung vollzogen und der Pfarrer giebt dabei dem Kinde den Namen Johannes. Da beginnt darauf der ärgerliche Bauer: „I ha-n-e Hans welle für i Stal, und d' Ihr machit mer do ä Johannes drûs, dä chan-i gar nüt brûche!" Dies erinnert an Chlodovigs Rede, da ihm sein Söhnlein Ingomer stirbt, nachdem es getauft worden: Si in nomine deorum meorum puer fuisset dicatus, vixisset utique; nunc autem quia in nomine dei vestri baptizatus est, vivere omnino non potuit. Gregor. Tur. 2, 9. Bei einer gleichen Gelegenheit hatte der Vater, ein Zürcher-Bauer, den in seiner Landschaft üblichsten Namen Heiri für sein Söhnlein voraus angegeben und demgemäß erhielt dasselbe in der Taufe den Namen Heinrich. Dagegen protestirte der Bauer standhaft, und da ihm der Pfarrer zu erklären suchte, daß eben Heiri auf gut deutsch blos Heinrich heiße, erwiederte er mit Republikaner-Ereiferung: „Mer sind iez i der Schwiz und rede schwizerdütsch! wenn i denn widder loh lo taufe, mueß der Chätzer heiße wie-n-i will." Hiebei ist nicht zu übersehen, daß heirech, heiri und heini zugleich der das Haus behütende und kinderbringende Storch ist, no. 172, daß hans ein Roßname ist und beides also durchaus nichts zu schaffen hat mit der Bedeutung eines Johannes und Henricus. Aendert man am Namen, so mindert man nothwendig auch jenen mit seiner Ertheilung verbunden geglaubten Segen. Die Namensfestigung dachten unsere Vorfahren als von den Göttern ausgegangen. Als die Langobarden vom Gotte Gwodan ihren Namen bekommen haben, sagt seine Gemahlin Frea zu

ihm: Sicut dedisti nomen, da illis et victoriam! Haupt, Ztschr. 5, 2. Vergl. Seite 205, Einleitung zum Räthsel. Wie der Gott hierauf diesem Volke den Sieg über die Feinde verleiht, so beschenken wir das neu benannte Kind zugleich, um einen Theil des Segens voraus zu erfüllen, der in dem gegebenen Namen liegt. Auch Jakob erhält, im Traume ringend mit dem Engel, von diesem seinen neuen Namen Israel und zugleich damit den Sieg gegen Esau, von dem er vorher gefürchtet hat, erschlagen zu werden. Mos. 1, 32. Noch heute läßt der westfälische Bauer seinem jungen Hunde vom ersten fremden Bettler, der an sein Haus kommt, den Namen geben; dies erinnert an den Glauben, wornach die Götter noch unter den Menschen umherwandelnd gedacht wurden, und der fremde Bittling kann ein verborgener Gott sein, der dem Hausthiere mit dem Namen auch einen Segen ertheilt. Woeste in Wolf's Ztschr. 2, 98. — Selbst unsere Hauskatze führt bei uns häufig den Menschennamen Michll (sprich Michu).

655) Man darf einem Kinde nicht den Namen des schon verstorbenen Geschwisters geben, jenes müßte sonst gar bald nachfolgen. — Diesen Glauben hat die sogen. Zweikinder-Ehe schon längst zu einem theoretischen Satz erhoben und ihn in ein sehr unsittlich gedachtes Schutzmittel umgebildet.

Der von Tacitus Germ. 19 der Germanenfamilie nachgerühmte Natursinn: numerum liberorum finire flagitium habetur, gilt nicht mehr, sondern das Gegentheil. Bei Joh. Merz, Poet. Appenzeller. St. Gall. 1836, p. 150 heißt es in diesem Sinne:

Ond aß d' Hûshab nüd z' räß nemm zuo,
do ist denn e chli böser thue.
s' muoß halt ä Chind scho gstorbe see,
und dem de gliche Name gee,
wo grad drôf wieder nôhe chonnt:
werst mit'm Awachs g'wöß verschont.

Vergl. ebendasselbe: Appenzell. Monatsblatt 1825, 72.

656) Die Kindstrossel (Pathengeschenk) eines verstorbenen tödtet auch dasjenige Kind, dem man sie anzieht.

h) Kindstaufe.

657) Wenn die Gotte das Kind aufnimmt, um es zur Taufe fort zu tragen, muß sie es küssen, dann bekommt es jene Grübchen beim Lachen, welche die Alten so gerne gesehen.

658) Trägt man das Taufkind nicht auf dem geraden Wege zur Kirche, so verirrt es einst auf allen Reisen.

659) Die Gotte darf auf dem Taufwege nicht fragen, wie soll unser Kind heißen, sonst wird es vorlaut, wunderfitzig.

660) Ein Kind, von einer Schwangeren zur Taufe getragen, wird nicht alt.

661) Wenn man auf dem Taufwege mit dem Kinde leujet (ausruht), so bekommt es einen schweren Tritt.

662) Man muß es tief überdeckt zur Kirche tragen; Sonne und Luft fressen es sonst.

663) Sein Taufkleidchen „der Göttichittel", nebst dem aus künstlichen Blumen gemachten Tauf-Tschäppeli, wird ihm acht Tage nach der Taufe noch einmal angezogen, wenn die Gotten zum Tanze fahren.

Zieht man dem Kinde sein Westerhembde drei Sonntage nach einander an, werden ihm alle Kleider wohl stehen. Männling, Pastor zu Stargart, Albertäten. Frankf. 1713. Die Winterthur. Kindbetter-Ordnung v. J. 1626 bestimmt den Betrag eines Tauf-Eingebindes für den Gottenkittel auf 2 Fl., für die Beite-Hembdlenen auf 1 Fl. „sie sollen ohne Häubli und Schappertli gegeben werden." Winterthur. Neuj. Bl. 1850, 238. „Was bedeutet das Weiße Kleid, Häublein oder Tüchlein, warum wird dem Getauften eine brennende Kerze in die Hand gegeben oder seinem Pathen?" fragt Goffine, Sonntäg. Episteln. Augsb. 1826. 2, 171. Die Antwort lautet auf sinnbildliche Reinigkeit und Unschuld.

664) Je höher man das Kind über den Taufstein hebt, um so größer wirds.

Aber dieß geht euch Gevattern an: secht, daß ihrs Kindlein hoch genug auffhebt, daß es auch hoch wachß; ziehet Händschuch an, daß es kein Copronymischer Taufsch— werd. Hebts, ihr lieben Paten, wie die frommen Cheyben, die Eydgnossen, ihren lieben Pfattermann König

Heinrich, welcher wol hat ein grosser Haine müssen werden, weil ein gantz Land an jhm gehebt hat, ja ein land von grossen hohen bergen vnd langen schmalen leuten. Fischart, Gargantua cap. 10.

665) Gotte und Götti geben ihrem Taufkinde zur Fäschen (ins Wickelband), oder auch zur Hälsen genannt, zum Angebinde, einen großen Brabanterthaler und einen kleinen Angster, dann wirds später für Groß und Klein sorgen.

666) Sieht die Taufpathin sich auf dem Wege um, so lernt das Kind schielen; geht sie schnell, so wird's flink. Gleiches in Zürich. Meyer-Knonau, Der Kant. Zürich 2, 184.

667) Schreit der Täufling viel während der Taufhandlung, so giebt es nichts rechtes aus ihm.

668) Das Kind, das über der Taufe eingeschlafen ist, muß von der Hebamme schweigend aus der Kirche heimgebracht und vor die Füße der Mutter gelegt werden, um da ganz auszuschlafen; dann lernt es hübsch singen. Ins Kinderhäubchen legt man ein beschriebenes Blatt Papier, um es dadurch gelehrig zu machen. Appenzell. Monatsblatt 1825, 71.

669) Die Pathin muß dem Pathen ein paar Taufhandschuhe kaufen.

Das Wergeld eines Appenzeller Knechtes bestand in zwei Zwilchhandschuhen und einer Mistgabel. Zellweger, Appenz. Gesch. 1, 237. — Oettingisch-Spielbergische Verordnung v. J. 1785 verbietet bei den Kindstaufen Handschuhgeld, Dothenlöffel, Dothenbrezen und Eierringe zu verabreichen. Bibra, Journ. v. u. f. Deutschl. 1785. pag. 534. Das Maximum des Werthes von Pathengeschenken war in St. Gallen schon vor der Reformation durch Gesetze beschränkt, im J. 1699 wurden sie gänzlich verboten. Hanhart Schweiz. Gesch. 4, 356. —

670) Pathe und Pathin werden vom Vater des Täuflings in eigner Person zum Gevatterstehen ersucht und nachher dazu in die Kirche abgeholt.

Aber es ist eyn feiner Brauch, wenn man Gevattern bittet, das man spricht: Gott hat mir eynen Heyden beschert, bitte, wöllet jhm zur Christenheit helffen. Cyriac. Spangenberg, Ehespiegel, Straßb. 1578. pag. 395.

671) Die Pathin heftet vor dem Kirchgange dem Pathen einen Maien an den Rock, nachher legt man den Blumenstraus dem Kinde oder der Wöchnerin ins Bett und einen Eierring dazu.

„Die hebeamme leget die bluomen in die wiegen oder in das bette, da daz kint liget.“ Pfälz. Hds. Mone Anz. 1838. pag. 429. — Vatter vnd muotter, die ein kind hond, das jnen lieb ist, sprechend: wir wollen vnßerem kind das gold in den buoßen legen. Geiler v. Keisersb., Seelenparadies, Bl. 128.

672) Die übrigen Begleiter des Taufzuges werden auch mit zum Taufmahl geladen, das die Schlotterten heißt; daher heißen sie selbst, je Mann oder Weib, Schlotter-Göttänä, oder -Gottä. Snotra, altn. nom. pr., bezeichnet jede kluge verständige Hausfrau und bedeutet eigentl. emunctae naris, callidus, prudens. Auch gilt gleicher Weise Trämpelgötti, Trämpelgotte (Stellvertreter der zwei Pathen) und Gäler Götti (in Unterwalden). Stalder 1, 296. 415. Nach diesem Mahle beschenkt die Pathin den Pathen noch mit einem Taschen- oder Halstuche. (Der Steifpfenning, im Kant. Zürich.)

673) Kommen mehrere Täuflinge zugleich in die Kirche, so werden darunter die Knäbchen zuerst getauft; in Zürich meint man, diese möchten sonst mit der Zeit keine Bärte kriegen. Meyer-Knonau, der Kant. Zürich 2, 184.

674) Das Mahl bei der Kindstaufe nennt man auch die Kindsvertrinkete; Schlirpete heißt der Besuch und Schmaus der Freundinnen bei der Sechswöchnerin. Stalder 2, 102. 329.

675) Die Suppe einer Kindsbetterin muß, wenn sie ihre Wirkung thun soll, von einem ganz schwarzen Huhn sein; ein einziges Fläumlein anderer Farbe verderbt das ganze Gericht. Appenzellisches Monatsblatt 1825, 71.

i) Kind-stillen und entwöhnen.

676) Schlägt man einer armen Frau die Milch ab, die sie für ihr kleines Kind heischt, so giebt die Milchkuh im Stalle Blut und der Knecht Milch.

Die Floamanna Saga erzählt, wie Thorgil sich in die Brustwarzen schneiden ließ, um sein neugebornes Kind zu nähren, dessen Mutter ermordet war. Zuerst kam Blut, dann Molken, zuletzt Milch. Von einem Manne, der sein Kind selbst säugte, vgl. Humboldt relation hi-

storique 3, c. 4. Grimm KM. 3, 163. Wie der Landgraf unter Verfolgung der nachreitenden Feinde die Rosse anhalten läßt, damit sein schreiendes Töchterlein auf der Stelle an der Amme zu trinken bekomme: Grimm DS. und Bechstein DSagb. no. 469.

677) Eine Wöchnerin darf und soll ihren letzten Rock verkaufen, um für ihr Kind Wein trinken zu können.

Margaretha Schuler, Wilh. Kollers Ehefrau zu Winterthur, gebar 1605 zwei Söhne und eine Tochter. Und haben MGHerren solcher glücklichen Geburt willen ihr einen Eimer Wein in d' Kindbetti geschenkt. Troll, Gesch. v. Winterth. 7, 2. Bis heute erhält jede Winterthurer Wöchnerin, die mit Zwillingen niederkommt, zwei Eimer Kindbetterwein. Winterth. Neujbl. 1839, 62. Das dortige Stadtspital hat i. J. 1854 den dortigen Wöchnerinnen 100 Pfd. Spendbrod vertheilt. Mündlich. Das Laufenburger-Stadtrecht (Archiv-Hds. Fol. 7, no. 25, Bl. 98) befreit jedes Haus, worin eine Kindbetterin liegt, vor Gericht und Klage, vor Stadtwache, Tagwan und Steuer sechs Wochen lang. Und wann sich der Tag erlaufft, besagt das dortige Zins- und Vogtrecht vom Jahre 1460, erneuert 1503, daß man das Geding halten will, so soll der Meier (der Aebtissin von Seckingen) mit seinen Hunden und Federspiel in des Kellers (zu Laufenburg) Haus kommen, und so er in den Hof einreitet, soll sein Schilde also schön sein, daß er ihn soll vmbkehren, darumb, ob der Kellner kleine kindt hätt, daß sie darob nit erschröckhen. Laufenb. Archiv, Stadtbuch no. 4. pag. 118.

678) Das Kind wird nie Zahnweh bekommen, das während dem Charfreitagsläuten unter einem Nußbaum zum letztenmal gestillt worden ist.

679) Kinder, die man in den kurzen Tagen entwöhnt, bekommen einen kurzen Athem.

680) Man muß dem Kinde auf einem Scheidewege und auf einem Marksteine sitzend, die Brust reichen, dann ist es mit einemmale entwöhnt.

Es hat sein zeit vnd ordnung, wy lang man kind seigen sol. wann sie kument vnd bringen ein schemel vnd sprechen, muoter, gib mirs dütlin: den kinden sol man ein ruoten geben. Geiler v. Keisersb. Evangelb. Bl. 107.

2) Das Wiegen- und Schoosskind.

a) Singen an der Wiege.

681) Das Kind wird nicht heiter, nicht musikalisch, kann nicht den Schlaf finden, dem man nicht an der Wiege singt.

Der Mensch ist nur da ganz Mensch, wo er spielt. Schiller, 15. Brief über ästhet. Erziehung. Den Griechen war es so gewöhnlich, wie uns, die Kinder, die schlafen sollten, schaukelnd umherzutragen und sie einzusingen. Solche Liedchen nennt Athenäus XIV. 10. pag. 618 Baukalemata. Hat Alkmene ihre Zwillinge ins Bett gelegt, so streichelt sie ihnen noch ums Haar und singt ihnen das Wiegenliedchen, das der berühmte Theokritos nicht vergessen hat, Id. 24, 6:

Schlafet nun ein und erwachet mir wieder,
Friedlich schlaft bis zum kommenden Morgen,
Herzensseelchen, Brüderpärchen, meine kleinen Kinderlein!

Lactantius (adversus Valentinianos) gedenkt mitten in kirchlichen Kämpfen auch seiner frühesten Kindermärchen über die Jungfrau, welche von der Hexe im Thurme gefangen gehalten wird, ihre goldenen Haare herunterhängen und von der Sonne strählen läßt: jam etsi in totam fabulam initietur, nonne tale aliquid dabitur te in infantia inter somni difficultates a nutricula audisse, „Lamiae turres et pectines solis.“ Grimm KM. 3, 264. Nigellus Wirekere i. J. 1200 schreibt über ein von ihm vorgebrachtes Bauernmärchen (Grimm, Mythol. 381):

Haec mea multotiens genitrix narrare solebat,
Cujus me certe non meminisse pudet.

Wenn der gelehrte Notker bei seinen Uebersetzerarbeiten auf solche Erinnerungspunkte geräth, wird seine Rede fühlbar lebhaft und warm: Singent uns iúuueriû liêd hêimenân! singent uns in iúuuera uuîs! Psalm 136. Hattemer Denkm. 1, 423. — hier bechenno ih mih, hier bin ih heime, hinnan bin ih purtig, hier sol ih kestaton. Boethius, ed. Graff, p. 90. So redet er von Kindheit und Heimat; das Wort pietas heißt ihm da héim-minna unde mâgminna: Vaterlands- und Elternliebe. Man sagte dem Kaiser Friedrich II. nach, er habe einige Kinder erziehen, aber nie in ihrer Gegenwart sprechen lassen, um zu erfahren, ob und welche Sprache sie von selbst reden würden; sie mußten sterben,

fügt der Erzähler hinzu, da man sie nicht mit Liedern einschläferte und eine solche unmenschliche Stille unerträglich ist. Raumer, Hohenstauf. 3, 491. Die Reformatoren zogen den Gesang in Familie und Gemeinde wieder zu Ehren; ein Schulmeister, sagte Luther, muß singen können, sonst schau ich ihn nicht an (Tischreden). Darüber wurden sie von den Gegnern viel verhöhnt, Lautenschläger und evangelische Pfeifer genannt. Als Dr. Joh. Faber, der Generalvikar des Constanzer-Bischofs, dem Zwingli bei den Religionsdisputationen ebenfalls dessen Beschäftigung mit Musik zum Vorwurf machte, schrieb Zwingli dagegen: Vff der luthen vnd gygen ouch anderen instrumenten lernet ich ettwan, das kumpt mir ietz wol, die kind zu schweigen. Bullinger, Reformationsgesch. 1, 31. Fischart im Philosoph. Ehezuchtsbüchlein, Straßb. 1578 dehnt die Beweisführung für diesen Punkt der Erziehung noch weiter aus: „Sehen sie nicht, wie den Geysen, so sie im April oder Hirtenmonat junge tragen, so wol bekomme, wann jnen die Geyshirten ein süß vnd im thal widerhallendes gutes Feldlidlin oder Weydgethön aufpfeiffen? Das nicht allein von solchem pfeiffen die tragende Geysen jr werffen leichter ankommet: sondern auch die junge Gitzlin schön gestalter vnd wolgerhatener fallen. Und im Podagrammisch Trostbüchlein, 1577 spricht er das hübsche Motto über alles Ammenlied aus:

wo Honig ist, da samlen sich die fligen,
wa kinder sind, da singt man vm die wigen.

Im Gargantua (Trunkene Litanei) fehlen unter zahlreichen Liedertexten auch ein paar Verse eines alten Wiegenliedchens nicht:

Nun singt jhm drein,
So trinckt er fein,
Dann er war allzeit ein böses Kind,
Schlieff nimmer vngesungen.

Wie hübsch ist es, diesen alten Text aus dem Liede unseres fruchtbarsten Lyrikers der Neuzeit wieder gewonnen zu haben. Rückert, Gesamm. Ged. Bd. 5, 188 äußert über seine eigne Jugend und den hier besprochenen deutschen Hausbrauch:

Ich war ein böses Kind und schlief nie ungesungen;
Doch schlief ich ein geschwind, sobald ein Lied erklungen,
Das meine Mutter sang gelind.

Und also bin ich noch, ein Schlaflied muß mir klingen;
Nur dieses lernt' ich doch, es selber mir zu singen,
Seit ich der Mutter wuchs zu hoch.

Und was mir tief und hoch nun mancherlei entklungen,
Ist nur ein Nachhall doch von dem was sie gesungen;
Die Mutter singt in Schlaf mich noch.

So erfüllt sich an einem unserer Dichter, was ein anderer, Opitz, voraus versprochen hat:

Was das liebe Kindelein
Wird mit halbem Munde machen,
Was es kürmeln wird und lachen:
Werden lauter Verse seyn.

Es ließe sich noch mancher ähnliche Zug hiefür aus dem Leben merkwürdiger Männer nachweisen, so z. B. was A. Ryff in seinen Greises- und Krankheitstagen über die von Kindheit an gewohnte sänftigende Kraft des Liedes äußert, ein Staatsmann, der in der Genfer-Escalade und in andern schweizerischen Kriegen Muth und Geist bewiesen; man lese dies aber in seiner Autobiographie selbst: Basler-Taschenbuch 1851, p. 32.

Sprichwörtlich ist, der Kinder Weinen lehrt die Frau singen, viel Kinder, viel Vaterunser. Kei Muetter isch so arm, s' git au es bitzli warm. Kindlein tragen ist nicht Hühnerbeinlein nagen. Gram zu mindern, kindeln Männer oft mit Kindern. Göthe.

b) Wiegenlieder.

682) Schlof no, mis Ditti, no bisch du im Ei,
wachset dir d' Flügel, so flattresch du frei.

683) Es fahrt e Wind durh d' Linde
und d' Muetter singt de Chinde
vo zweü liebi Schofe,
bis daß si alli schlofe.
es Lämmli und es Böckli
bringet dem Büebi es Röckli,
es Böckli und es Lämmeli

bringet dem Maidschi Milchmämmeli.
zwei schwarze und zwei wiße,
sie went das Büebli biße.
zwei wiße und zwei schwarze,
sie chömmet's cho gê chratze.
wehr, wehr, Hirteli, wehr,
aß sie s' Büebli nit verzere!
s' Böckeli und Lämmeli
bißet s' Büebi is Hömmeli.
s' Lämmli und es Widderli
stoßet s' Büebi is Füdeli.
bißet's doch au nit so härt,
s' lit jo nummen im Fedrebett,
bißet's doch au nit so stark,
s' lit jo nummen am Spruersack.

684) Soli-soli will i der singe,
Oepfel und Birli will der bringe,
Oepfeli, Birli, Nespeli taig,
aß mis Maideli z' esse heig.
Oepfeli, Birli Chraspeleteig,
schlof mis Maidli, wie me de leit.

Nespeli, griech. mespilon, ahd. nespila, Mispel. Taig ist überreifes, gährendes Obst. Chraspeleteig, mürbgebackenes Brod; Chrospeln, riemenförmige, fingerdicke Fladen in Butter gebacken. Landolt, Schweiz. Kochb. pag. 320. Soli ist diminuirtes So.

685) Buttiheie, Wiegli, stoß,
übers Johr ist s' Büebli groß,
übers Johr cha s' Büebli laufe,
ûf dem Märt go Hüpli chaufe.

Holhippen, gerollte Oblatkuchen, vorzugsweise ein Zürcher Gebäcke. „Die Wannenkremer haben vil Narrenwercks feil, etwann Rörlin, Hüppen, Oflaten, Lebkuochen. Hüppenrölin, das ist ein arme war, ein wenig mel vnd ein wenig honnig. Es schreiet etwann einer hüp, hüp! vff der gassen, so spricht dann ein anderer: das fallent übel auf die ripp, ripp! Geiler v. Keisersb. Brösamlin. Straßb. 1517. Bl. 104.

686) Es regelet, es schneielet,
es goht e chüele Wind,

es frûren alle Stûbeli
und alle arme Chind.

So iz regenot, so naſzent te bouma, so iz uuath, so uuagent te bouma. Aus dem 9. Jahrh. Hattemer, Denkm. 1, 410.

687) S' macht euser Muetter Chumber,
aß eusere so viel sind.
mer went au flîßig bete
und chlîni Mümpfeli esse,
denn gent mer brave Chind.

688) I will di, denk i, zum Fegfü'r hole,
wil di d' Lüt doch niene dole.
helf der Gott in Himmel ue!

(Wunderhorn 3, 419. dolen, dulden, ertragen, leiden können. Nib. 976.)

689) Nuni-nuni-soli:
daß dich der Liebgott hole!
ûf em goldige Schlitte
wem-mer z' Himmel rite.
sitzt es Mueterli vorne zue,
sitzt es Vaterli hinten ûe;
briegt es liebe Mütterli,
fahre mer im Schlitteli,
fahre mer in Reihe,
butti-butti-heie.

Nunnen (Appenzell) ohne Worte singen. Bibra, Journal v. u. f. Deutschl. 1788. 1, 334. nunen (Bern. Oberland) durch die Zähne sumsen. Alpenros. 1827. 376. Heie puppeia, die nunna, ho ich e Michele funna (fränkisch). Firmenich 2, 403. ninne, ninney, schlesisch die Wiege; Bibra. l. c. — soli, spielendes Diminutiv, soso, lala; bei G. A. Bürger, im Grafen Walter: Su su, lu lu.

Schlesische Formel ist: sause, ninne, sause! mnl. susa ninna susa. „Jetzt gehts, belachts nur mit, auf Susasinnen aus." Chr. Günther's Gedichte. Nunne ist hier Bettchen. Weinhold in Kuhn-Aufrechts Ztschr. f. Sprachforsch. 1, 248.

690) Säme-säme-pumperlipum,
eusi Chuchifrau goht um,
sie wieget's Chind und wicklet's Chind,

sie haut ehm ei's a Bohligrind.
flügt es Vögeli übers Dach,
jetzen isch mis Liedli gmacht.
flügt e Vögeli übers Hûs,
jetzen isch mis Liedli ûs.
Vögeli grînt,
Sterneli schînt,
s' Bäumeli chracht, s' Eickerli lacht:
i weüsch der guet Nacht.
s' Liedli ist gsunge,
der Chrützer ist g'gunne,
und gist mer du zwee,
so sing' der no meh.

Bolligrind, Kopf des Kindes. Boll, Gipfel, figürlich der Kopf: Lyra, plattd. Verse 1845. pag. 29.

e) Zum Geschweigen.

691) Mareili, was denkst,
aß d s' Chöpfli so henkst,
aß d s' Näsli so streckst,
kes Wörtli meh redst?

692) En Chlinen und e Große hänt mit enandre Gspaß,
do hät de Chline brieget, do werdet em d' Aeugle naß.

693) Susanneli mag net lustig si,
Susanneli mag nüt mache,
es Mößli Wi und Zucker dri,
denn mag s' Susanneli lache.

694) De Quiggeli chunt, de Quäggeli chunt,
er quäggelet ûf de Steine,
i kenne ne, i weiß ne wol,
es quäggelet sust ekeine.

695) S' Briegeli und s' Lächeli
goht alls in eis Bächeli.

Statt Bächeli hört man oft Beckeli, Häfelein: kleine Häfelein laufen gern über.

696) O du mis tûsigs Büebeli,
so sûber, wie nes Tübeli,
so nett as wie nes Wiseli,
so rund as wie nes Chüngeli,
was machst mer au mängs Chümberli,
und bist mer doch so lieb!

(Chüngeli, Kaninchen.)

697) Tûsigs Theresli, bist hundertmol mî,
jo frîli, jo währli, wem wöttist sust sî.

698) Fiderir und Fiderar, und en Fink ist ke Spatz,
und e rothhörigs Maidli mag i nit zue mîm Schatz.

699) Anne Mareili, Duppet-Eieli, gang is Gîgers Gärtli,
günn ehm sîne Rösli ab und bring mer au nes Mai'li.

700) Anneli Marianneli, nimm du der Zimberma.
i will ne nit, i mag ne nit, er hät verrißne Hosen a.

701) Mi Schatz ist im Wallis, und ich im Tirol,
er handlet mit Chabis und ich mit Salot.

702) Annemarei hat d' Rebe âbrönnt,
ist mit der Choch-chelle durh d' Stegen abgrennt.

703) Als ich einst reiste im Savoyerland,
war ich der allerkleinste im ganzen Murmelthierland.

704) Dört oben ûf em Bergli, do stoht en wiße Schimmel:
und die braven Büebli chömet all in Himmel.
do chömet die Büebli nit eleigge dri,
und die brave Maitli müend au derbî sî.

705) Dört oben ûf em Bergli, do stoht en schwarze Ma,
er het mi wölle fresse, het's Tennthor ûf tha.
dört unten am Bergli, do stoht en Franzos,
het es schöns Maidli und tanzet drûf los.

706) Dört oben ûf em Bergli, wo der Guggich so schreit,
dört tanzt e Waldbrueder, bis em d' Chutte verheit.
Waldbrueder im Hüttli hets Bêtli ûfghenkt
und s' Bätte vergesse und de Maidlene nôdenkt.

Waldbrueder im Hüttli het d' Stübeli g'wüscht,
het d' Besli lo falle und d' Jumpferli g'schmützt.

Betli = Rosenkranz, Gebetschnur. Vgl. Wunderhorn 3, 25. Wolff, Hausschatz der Volkspoesie 1848. pag. 137.

707) Chum zu mir i Schatte, chum zu mir is Gras,
chum, chlag me din Chumber, es wird der viel bas.
es giget en Giger, es tanzet en Jud,
spring umme, zmitt's umme, du chline Hundsfued.

708) Det unde drei Hase, det obe drei Für,
de Jäger wott schieße und het ekei Bür.
sis Flintli, sis Büchsli ist alles verheit,
do ist er vor Chibe durh d' Stegen ab g'heit.

709) Mi Vater und mi Muetter sind beedi gut' Lüt,
de Vater het ke Ruethe und sie thuet mir nüt.
wem-mirs mi Vatter no ne mol e so macht,
nimm i mis Chappli und säg ehm Guetnacht.

710) I sitzen ûf der Muetter Schooß und sitze niene lieber,
der Aetti seit mir Meisterlos, i lache numme drüber.

711) Mi Vater seit, i sig es Vögeli;
und wenn i echterst größer bi,
was bin i, bin i dä?
i denk, es wird en Vogel ûs mir gäh.

712) I bin e Jöhrli Landamme gsi,
und möcht's au no nes Jöhrli si.
i han deheim au siebe Chend,
und d' chlinist hät de härtist Grend. (Appenzell.)

713) Bernerbasler-Leckerli
reicht me geng bim Beckerli,
Zuckerkandel, Mandelkern
ißt die liebe Mama gern.

Baslerleckerli unterscheiden sich von denen zu Bern durch Würze und Härte.

714) Wer ist deheime? Niemer sogar:
d' Muetter, der Atte, der Peter und Chatte,
d' Elsle und d' Trine und diese vier Chline,

Hansel und Abraham, Uli und Heine,
Sämi und Chasperle und Zusaleine.
und der Vetter Michel mit em Vetter Franz
händ z'sämmen ûf der Heubrüggi tanzt,
der Vetter Franz mit em Chapuziner
und der Chapuziner mit em Hanswurst.

715) Gloria patri et fideri:
eusi Muetter ist e Schwizeri.
si goht ge Sant Urben i d' Väsper,
det chauft sie e Zeine voll Nesple.
do springit ihre die Buebe nô:
ah Frau, wo hänt ehr die Nesple gnoh?
„det unte i selle hole Eie,
wenn er wend, so chönnet er go reihe!"

St. Urban, aufgehobene Luzernerabtei an der Aargauer Grenze. Nesple, Mispeln. Eie, die Eibe; hier die Eiche. Fideri, Euphemismus anstatt filii.

716) S' chunt go regne —, er will üs bsegne.
es chunt e Schnee, er will üs gseh.
es chunt e Ma, er will üs ha.
es chunt e Frau, sie will üs au.
es chunt e Chind, es will üs gschwind.
es chunt e Büebli mit em Chrüegli,
es chunt e Maideli mit sim Leiterli.

(Sonne und Regen, die Frau mit der Leiter und das Büblein mit dem Kruge, erscheinen hier in mythologisch neuer Ausstattung. Vergl. Räthsel no. 69 Schmelzender Hagel.)

717) Eis zwei drü, alt ist nit nü,
nü ist nit alt, warm ist nit chalt,
chalt ist nit warm, rich ist nit arm,
arm ist nit rich, ungrad nit glich,
glich nit ungrad, Wagen kes Rad,
Rad ist ken Wagen, Ritere ke Sage,
Sagen ke Riter, süeß ist nit bitter,
bitter ist nit süeß, Händ sind nit Füeß,
Füeß sind nit Händ, Nasen nit Zähnd,
Zähnd sind nit Nasen, Füchs sind nit Hasen,

Hasen sind nit Füchs, Holzschlägel ist ke Büchs,
Büchs ist ken Holzschlägel, bist doch en grobe Pflegel.

Riter, das Sieb. Büchs, an Pflug und Wagen die eiserne Ausfütterung der Nabenmündung.

718) S' thüent zwee Hase bin enander grase,
s' thüent zwô Frösche bin enander wösche.
s' nimmt mi Wunder über Wunder,
wie die Hase chönnet grase,
wie die Frösche chönnet wösche,
wie die Chraije chönnet maije.

Vergl. Wackernagel, Lesb. 2, IX: do sach ich zwô kreigen eine matte meigen. (14. Jahrh.)

719) In der Jude-Chinderlehr
stoht en Engel vor der Thür.
hangt es Engeli a der Wand,
hät en Oepfel i der Hand,
möcht en gern esse,
hät do keis Messer,
möcht en gern brôte,
will ehm d' Sunne nit grothe;
s' chunt e Chue
und lit vor zue.
chunt e Mûs
und bißt ehm drûs.
chunt en Iggel
und bringt ehm's wieder.
fallt es Messer oben abe,
haut dem Titti Knöden abe.
d' Muetter springt zum Dokters Hûs,
d' Chatz luegt zum Pfeister ûs:
holla hoh,
ist denn au gar niemer do?
Fleisch ûf dem Teller,
chüele Wî im Cheller,
Brod ûf der Bähre:
liri-liri-läre.

Knöden, Gelenk, Knöchel. Pfeister, Fenster.

720) O heie popeie, im Summer flüge Chraije.
Chraije flügen im Summer, der Stier ist en Brummer,
de Brummer ist e Stier, es sind ihre vier.
viere sinds ihre, Bäum träget Bire,
Bire träget Bäum, d' Roß hänt Zäum,
Zäum hänt Roß, de Krieger ist e Poß,
en Poß ist de Krieger, Chinde mueß me wiege,
wiege mueß me Chinde, Füeß stoßt me=n=a d' Finke,
Finke stoßt men a d' Füeß, s' Hung ist gar süeß,
zuckersüeß ist's Hung, en Beller ist de Hund,
de Hund ist en Beller, fege thuet me Teller,
Teller thuet me fege, d' Manne träget Dege,
e Dege träget d' Manne, me chüechlet i der Pfanne,
i der Pfanne chüechlet me, alti Wiber düechlet me,
düechle thuet me d' Chinder, z' Bern sind's Chatzeschinder,
Chatzeschinder sind viel z' Bern:
Buebe esset alle lind's Brod gern=gern.

Aehnliche Kinderpredigt in Kettenreimen bei Müllenhoff, Schlesw.=Holst. Sag. pag. 477. Poß steht zu „pusio nondum nominatur infans, pusilin.“ Ahd. Glosse, 9. Jahrh. Hattemer, Denkm. 1, 277. — Ich armer boß bin gantz verirrt. Ambras. Ldb. pag. 15. — Boßle, ein kleines Knäblein. Appenzellisch. Bibra Journal v. u. f. Deutschl. 1788. pag. 333. — Walbos, der Soldat. Anton, die Gaunersprache, Magdeburg 1843. pag. 69. Schöchelboß, Wirthshaus. Seb. Brant Narrenschiff, ed. Strobel, pag. 182 ff. Ist dies entstellt aus Wal=burs, Schacher=burs? Denn Pooz ist in Kölner Mundart Thor und Pforte. Weyden, p. 221. Wackernagel Litt. Handb. 1, 466 weist auf Bossed, Boussed, den Namen des Schalksnarren in der engl. Comödie, woraus unser Name Possenspiel geworden ist. — Finken sind Schuhe aus farbigen Tuch=Enden. — Hung, Honig. — düechlen, adverb. düch, unterthänig machen. — Chatzenküsser war ein Spitzname, den die reformirten Berner bei den katholischen Nachbarn trugen. Den daraus entstandenen Zwist zwischen Unterwalden und Bern beschreibt der Chronist H. Bullinger. —

721) I bring dir e silbernigs Rieneli=gschirr,
es guldigs Beiteli=lang und Wärteli=Wil,

e herzguldengueti Gwunderlisuppe
und süeßbachene Fröglinne dinn.

Nieneli, nirgendnichts, ningulus nullus, span. ninguno, keiner. beiten sieht zu warten. Gwunderli, Neugier. — Hochdeutsch eine verwandte Formel in der Liederfibel, pag. 16.

722) 10, 20, 30:
Mädchen, du bist fleißig.
40, 50, 60:
Mädchen, du bist herzig.
70, 80, 90:
Mädchen, du bist einzig.
100, Million:
Mädchen, du hast die Kron.
(Frankfurter-Formel.)

d) Beim Waschen und Kämmen.

723) I bin e chleine Pumpernickel,
i bin e chleine Bär,
und wie mi Gott erschaffe hät,
so wagglen ich derher.

724). Wenn i schon es schwarzes Bränteli bin,
so chan i nit derfür;
d' Schuld ist a der Chindemagd,
aß si mi nit gwäsche hat,
d' Schuld ist nit a mir.

Vergl. Wunderhorn 3, Abtheil. Kinderlieder. Bränteli, das schwarzscheckige junge Thier, Kälbchen, Amsel, Fuchs.

725) Mine, mine ist e fine, aber dine nit so gar,
mine hät e subers Chine, aber dine Stroffelhaar.

726) Babi, mach und zöpf di,
oder i chumm und chlöpf di.

727) I wött, i wär im Himmel und du im Paradies,
i wött, i hätt en Schimmel und du de Chopf vol Lüs.

728) Wenn i scho, wenn i scho kei Distelvogel bi,
bin i doch, bin i doch kei Spatz;

wenn i scho, wenn i scho keis Bernermeitschi ha,
han i doch, han i doch en Schatz.

729) Putz di Büebli gottvergesse,
du häsch es Bernermeitschi gfresse;
d' Züpfe sind der zur Nas' ûsgschlosse,
putz di Büebli, du muest in Ofe.

730) I han en Schatz im Gättibuch,
hinterm Ofen im Aeschetuch,
s' Aeschetuch, das hat es Loch,
und min Schatz ist nonig troch.

(Gättibuch, Bauernhöfe in der Gemeinde Schinznach.)

731) S' ist mir eigeli nit dra glege,
wenn d' mi du scho nümme witt,
sind no viel so Schnuderchräge,
grad wie du au eine bist.

732) Hoppedewopp, mis Geld ist fort,
zu Basel leit mi Ranzen,
gang, du wüeste Zottelbock,
wer wird echt mit dir tanze.

(In der Mundart der Mittel-Saar, bei Firmenich: 2, 556.)

733) S' Guggeleies Michel hät Lederhosen a,
mit Schnuder überstriche und Charesalbe dra.

(Charesalbe, Wagenschmier. —)

734) Jo jo, das glaub i,
d' Müller sind staubig,
staubig si d' Müller,
brûn ist d' Mistgülle,
Mistgüllen ist brûn.
groß Stiere heig's z' Thun,
z' Thun heig's groß Stiere.
wenn d' Manne spaziere
und d' Baueli gehnt au,
so chunt denn e Frau,
jo wärli, d' Frau Geüß,

seit alt's und seit neu's,
und isch d' Chatz ûßem Hûs,
so tanzet die Mûs.

e) Beim Ankleiden.

735) Meideli, streck dis Bei,
mach d' Windle los,
s' Aermeli au ne chlei,
sust wirsch nid groß.

736) Im Himmel all Engeli
hänt Ueberstrümpf a,
und ich und mis Schätzeli
wend 's au ne so ha.

(Ueberstrümpf, Gamaschen, auch Ueberfüeßle genannt.)

737) Titti, heie, butte,
es goht e Frau dört ûse
hät wiß und schwarze Stiefeli feil:
„chaufet em Büebli au ne zweü!“
Frau, wie thüer büt't er's?
„es paar um zäche Chrüzer.“
o jere, die Stiefeli sind au thü'r,
s' Büebli cha no warte hü'r,
hü'r und fern und alli alli Johr
mueß mis Büebli warte gar,
bis denn cha der Büebli laufe,
denn wem-mer 'm rothe Stiefeli chaufe.

„Maidlin, sind dir die Schuh recht.“ Fischart Gargantua, Spielverzeichniß, cap. 25.

738) Giggis gäggis Eiermues,
Geiß goht barfueß,
barfis goht si, blutt stoht si,
hät sie Schue, so leit sie's a:
d' Frau ist Meister, nit der Ma,
wil sie de Bese brûche cha.

denn schlôt die Mûs die Trumme
und s' Eseli gumpet umme.

Der Kinder naives Mitleid mit den barfuß laufenden Thieren ist schon lange bei uns sprichwörtlich:

Wer sorget, ob die gänsz gent blosz,
und fägen will all gasz und strosz
und eben machen berg vnd tal,
der hat keyn fryd, rů̊w, vberal.

Seb. Brant, Narrsch. c. 24. von zu vil sorg.

739) Fin hübsch und nett, fin hübsch und nett
ist eusi chline Lisebeth,
si hät es Gorse wie nes Brett
und hät de Rock verschränzelet.

(Gorse, franz. corset, der Brustlatz. Man hört singen „verchränzelet", d. i. Fetzen mit Plunder und Tand verziert.)

740) Euse Hans hat Hosen a und die sind blau,
blau sind die Hösli, weder voller Mösli.

(Mösli, Mose: macula.)

741) Adolf heiß ich, die Hosen zerreiß ich,
die Nüß zerbeiß ich und sonst nichts weiß ich.

742) Wälderbüebli, Wälderbüebli, gim-mer dîni Hösli.
i gib der mine Chleidlene nit, de machst mer's volle Mösli!

743) Annele, Babele-Gumpisbire,
scheer di hinterm Ofe füre;
hinterm Ofen ist e Chatz,
i der Gutsche ist e Platz,
i der Chile ist e Tritt,
wo me d' Liebe z'sämme git. (Wunderhorn 3, 119.)
gelt Mama, jetz han-i e Ma,
jetz han i keine Schueh,
jetz leggi s' Pape's Schlirpen a
und tanze wacker zue.
(die Mutter setzt hinzu über sich selbst):
und siter aß i gmannet ha,

han i langi Zite g'ha,
s' Bett ist voll und d' Wiegen voll,
wil i nümmen i d' Wite cha.

Gumpisbire — Obstcompot, Kraut- und Mostbirnen. Gutsche, ein Wandgelaß hinterm Ofen, Ruhebett. Schlirpe, Schlappschuhe, Pantoffel.

744) Wibe-webe-wupp,
s' Webers Chind sind blutt.
sie hocken ûf der Lehne
und brüelen alle Zechni.
sie hocken ûf en Oefeli
und pletzen ihri Höseli,
sie hocken ûf em Stüehli
und pletzen ihre Schüehli.
es chunt es wißes Chätzli
nimmt ene ihre Pletzli,
springt mit de Baum ûf,
ennet abe-n is Wirthshûs,
Schüßle brochen, d' Suppen ûs!

745) Alti Wiber und Aente
schwaderet übere See,
und wenn me's will vertränke,
so rüefet si, Jüppen i d' Höh!

Kirchhofer, Sprichw. bezieht dies sehr erzwungen auf die Wasserproben und Schwemmungen, die man noch im 16. Jahrh. mit den Hexen anzustellen pflegte. — alte weyber vnd ennten, die gehorn auf einen See: dann nyemant schnattert mer. Fasnachtspiele des XV. Jh. 3, 1457.

746) S' ist nit alls an eim paar Hose,
s' ist nit alls an eim paar Schueh,
s' ist nit alls an der Hübschi glege,
s' ist au viel am ordelig-thue.

f) Reiterlieder.

747) Rite-rite, Besemâ,
morn weimer Hochset ha.
rite-rite, heie,

d' Maidle göhnt i d' Maie.
rite-rite-rari,
rit i nit, so fahr i.
rite-rite hät mi gfreut,
ist scho mänger abe g'heit.

748) Hoppe, hoperli-ho,
die Büebli riten e so.
ûf eme hölznige Rößli,
si ritete gern is G'schlößli,
do het es Roß ke g'lenkigs Bei,
do ritet sie wiedrum hübsch durhei.

749) So ritet die Here is Gäu
und gent dene Rößlene Heu
und de Hüehnere der Haber, der Haber,
drum sind au die Rößli so mager.
han es schön Rößli,
gieb em brav Gras und Heu,
macht es e Tänzli
wie ne Laggeu.

750) So rite die chline Oheie-Chind,
wenn sie noch chliwunzig sind;
und wenn sie größer wachse,
so rite si nach Sachse,
wem-me sie go will holen,
so rite sie nach Polen.
und wenn sie wieder chumme,
so schlôt men-ûf die Trumbe,
denn macht das Rößli gnipp und gnapp
und rührt das Büebli drüber ab.
die Stroß ist dreckig,
die Schof sind scheckig,
drum hock ûf!

751) Mer went das Rößli b'schlô loh,
go Bade wem-mer's goh loh.
was wem-mer ehm ûflegge?

es Chäsli und en Wegge,
Spanischbrod und Ziger,
denn chunt das Rößli widder
uf sine chline Stämperli,
widi=widi=wämperli.

Vgl. Wunderhorn 3, 415. Spanischbrod, altherkömmliches Backwerk in den Bädern zu aargauisch Baden. Fischart Gargant. c. 25: „Gäulchen, laß dich bschlagen."

752) Chlis Maidli, holle ho,
s' Gümperle wird de vergoh,
s' Gümperlen ist dir wol vergange,
d' hanget d' Windlen=a der Stange.

Gümperlen, von Gump, der Sprung.

3) Sich versinnendes Kind.

a) Hauszucht.

753) Eine Wöchnerin, die spinnt, spinnt ihrem Kindlein Garn zum Strang.

754) Geht man ohne neue Schuhe aus dem Kindbette, so muß einst das Kind gefährlich fallen.

755) Wünscht die Braut einem Wiegenkinde Böses, so stirbt sie im ersten Kindbette.

756) Macht sie dem Kleinen ein unfreundlich Gesicht, so bekommt sie selbst böse Kinder.

757) Mit demjenigen ist's nicht richtig, den die kleinen Kinder fliehen.

758) Man soll das Kind nicht bei der Katze allein lassen, es möchte behert werden.

759) Man darf das Kind nicht rückwärts gehen lassen, sonst trägt's dem Teufel das Weihwasserkesselein nach.

760) Läßt man ein Unmündiges in den Spiegel schauen, so wird's ein Narr.

761) Rühmt man es wegen seiner Schönheit, so bekommt's Mitesser.

762) Läßt man es allein am Abtritt sitzen, so nimmt's der Hoggemann. Aargau. Sag. 2, no. 419.

763) Läßt man's vor seinem siebenten Jahre auf einem Esel reiten, so wird's nicht gescheidt.

764) Es lernt hübsch singen, wenn man ihm die erste Laus auf einer Scheere tödtet.

765) Wenn es Käse ohne Brod zu essen bekommt, kommt's einmal in den Thurm oder gar an den Galgen.

766) Wenn der Knabe Saueramfer ißt, oder Mohnsamen (den Chrusi), so bekommt er Läuse.

Die Mädchen werden davon zornmüthig: Hämpflesu'r macht d' Maidli füer: Amferfutter macht sie räß und verbittert.

767) Es kommt niemals mehr zu seinen vollen Kräften, wenn man ihm vor dem siebenten Jahre die Haare schneidet.

768) Wenn man des Kindes erstgeschnittene Haare verbrennt, versengt man ihm das Gedächtniß mit.

769) Das einjährige Kind wächst nicht mehr, das man auf einen Markstein setzt.

770) Das Kind, über das man wegschreitet, wächst nicht mehr, es sei denn, daß man alsbald wieder darüber zurückschreite.

Min bruder schreit ouch mit eim fuß über mich und sprach, ho, Tomillin, nun wirst nit mer waren. Thomas Platter, ed. Fechter in Basel, 1840. pag. 6.

771) Das Kind lernt stehlen, wenn man es zum Fenster herein oder hinaus hebt.

Wenn man ein noch nicht Dreijähriges zum Guckfenster hinein schiebt, so wächst es nicht mehr. Schwäb. Volksgl., vgl. auch Tettau-Temme's Preuß. Sag. pag. 282.

772) Im Zeichen des Widders zum erstenmal geschoren, wird's krauslockig; aber im Zeichen des Löwen, wird's bald grauhaarig.

773) Im Zeichen des Schützen geboren, wird's nie „schützig werden", nie den Kopf anrennen.

774) Im Zeichen der Jungfrau geboren, bekommt's gern Läuse.

775) Wenn das Kindlein anfängt mit den Backen zu blasen, so bedeutet dies Sturmwind, und die Schiffleute haben dann große Noth. Appenzeller Monatsblatt 1825, 96.

776) Es kann sich in seinem linken Händlein sehen, so lang es noch in keinen Spiegel geschaut hat.

777) Man darf den Kleinen keine schönen Blumensträuße in die Hand geben, damit sie nicht eitel werden; denn so oft sie dabei auf ihr Händchen niederschauen, beschauen sie sich selbst drinnen und lächeln mit herzlichem Wohlgefallen. Vgl. Fingerbezeichnung I. Abtheilung, 9. Kleiner Finger, pag. 106.

778) Sie staunen oft stundenlang in den Eibenbaum (taxus baccata), ohne sich an dessen Anblick ersättigen zu können.

Eibenzweig gilt als schatzhebende Wünschelruthe: Vor dem Euwe ka Zauber ko bleibe; Herrlein, Speßharts Sag. 1851. pag. 135.

779) Kinder darf man nicht kitzeln, sonst lernen sie stottern.

780) Wenn es lange nicht zu reden beginnt, so giebt man ihm öfters einen Löffel voll Costenz= (satureja offic., thymus serpillum, und origanum) oder Majoranwasser. Muralt Kinderbüchl. Basel 1697. pag. 273.

781) Das Kind, welches den Tag über zu oft fällt, hat am Morgen sein Weihwasser nicht richtig bekommen.

782) Das Kind, das Morgens nicht gekämmt wird, hat einen verworfenen Tag und ist den bösen Leuten verfallen. — In Tirol nennt man ungekämmte Kinder Berchtelen, die dem Gespenst Berchte Gehörenden. Wolf Ztschr. 2, 422.

783) Das Kind, das sich nicht kämmen läßt, wird von den Läusen in den Reußfluß gezogen.

„Also thuot die mutter dem kind, so sie im strelt, und es weinet, sie zeigt im die lüs und spricht: lossest du sie nit herab thun, so dragen sie dich in wald. und also macht sie, das es sich lidet gedültiglich." Geiler's Bilger, Bl. 68 b. — In Hessen hörte ich: wenn du dich nicht kämmen läßt, so kommt der Läuseburgermeister, dreht ein Seil und trägt dich in den Wald, da bekommst du Läusesuppe und Flohsuppe zu essen. So erzählt J. Grimm in Wolf's Ztschr. 2, 1.

784) Das Kind hat rothe Läuschen, das nicht gerne betet.

785) Das Kind, das gern an's grüne oder dürre Obst geht, wird vom Erdmännchen geholt.

786) Dasjenige, welches im Weinberg Trauben stiehlt, holt der Trübelhund, der Trübel- und der Bölimâ, der Rebhansel. Vgl. Aargau. Sag. 2, no. 424.

787) So viel Aißen bekommt das Kind, als es Aepfel am Bettage vor dem Gottesdienste ißt.

Aepfelessen gilt noch als Zauber in der Andreasnacht, wobei die schicksalsforschenden Mädchen nackt stehen müssen. Feiertag verkünden, ist daher in ganz Schwaben so viel als Blöße geben oder nackt sein. So läßt Sailer den nackten Adam klagen: O hätt i nit in Apfel bissa, so dürft i koine Feirtig verkünda! (müßte jetzt nicht nackt stehen). Daher ist Apfelessen gleich einer Aufforderung zur Liebe: minnet einer nit, man gicht, daz er nit äpfel ezzen müge. Laßberg Liedſ. — Gedenke daß du mögest Aepfel essen. Albr. v. Eib.

788) Kinder, die nach Betläuten noch auf der Gasse herum laufen, nimmt das Nachtthier, die Nachtheuel, das Gwiggst, der Dorfpudel.

Zu früh ausgeflogene Vögel frißt die Katze. — wen daz kind sein muoter im hauß behalten wil, so spricht sy: gang nit hinauß, der man ist dauß; Geiler v. Keisersb. Predigen Teutsch, Bl. 42. Augsburg bei Otmar 1508.

789) Wenn Kinder ins Feuer spucken, bekommen sie einen Grindkopf.

790) Wenn sie Nußkerne ohne Brod essen, bekommen sie Läuse.

791) Wenn sie Kletterharz vom Kirschbaum essen, werden sie starke Steiger.

792) Wenn sie Graubrod essen, werden sie gute Sänger.

793) Sie bekommen bald graue Haare, wenn sie Bienen in den Blumen tödten.

794) An demselben Gliede, an dem ein Kind Thiere martert, wird es im Alter krank und lahm.

795) Kinder, die im Frühling viel mit Kieselsteinen spielen, deuten damit schwere Gewitter des Sommers voraus. Vgl. Blumenorakel, no. 293.

796) Schwatzhaften Kindern näht die Teufelsnadel (Wasserlibelle) das Maul zu. In Bayern ist sie die Donaunadel geheißen.

797) Ein Kind mit dem Zweig einer Haselstaude gezüchtigt, wächst nicht mehr.

798) Ein Kind einjährig schon geschlagen, kann nicht mehr gezogen werden.

799) Der Vater, der sein Kind mit Füßen treten will, ziehe zuvor die Schuhe aus, sonst macht ihm der Teufel die Füße schwarz.

800) Bringt man dem Mädchen als ersten Marktkram nicht einen Fingerhut mit heim, so will es nicht nähen lernen.

801) Geschwister müssen ihrem Kleinsten die Nägel nicht abschneiden, sondern abbeißen, sonst wächst der Fingernagel schief.

802) Wenn man dem Kinde das erste paar Schuh anzieht, sagt man folgendes Sprüchlein, damit es keinen verliere:

Schüehli und Füeßli, thüend ech paare,
thüend recht mit enande fahre
und enande nie verloh,
eb s' Büebli wott is Bettli goh.

803) Kinder darf man Nachts nicht anders als mit verhülltem Kopf, größere nur nachdem sie Weihwasser genommen haben, über die Straße bringen; denn haucht sie eine Hexe an, so werden sie vom Teufel besessen.

804) Ein Kind, das viel vierblättrigen Klee findet, hat im Alter viel Ach und Weh.

805) Vor einem kleinen Kinde soll man nichts essen oder trinken, ohne ihm auch davon zu geben; es drückt ihm sonst „der Glust" das Herzlein ab.

806) Wenn kleine Kinder ein besonderes Verlangen nach erlaubten Dingen haben, so muß man sie ihnen geben; sonst gehen sie drauf. — Als Beispiel über die Heftigkeit von Kinderempfindung erzählt man sich:

Als die Wittwe des Schmiedes Leubi im Dorfe Frick starb, war ihr neunjähriges Töchterlein gar untröstlich. Da nun die Waisenpflegschaft alles dem Kinde nutzlose mütterliche Geräthe zur Versteigerung brachte und dabei auch der Mutter rother Rock ausgeboten wurde, bat das Mädchen flehentlich, man möchte ihm doch diesen alten Rock lassen. Vergebens; der Rock wurde mit verkauft, und nach acht Tagen war das Kind — bei der Mutter. Das Volk sagt, der Schmerz habe es getödtet.

807) Wenn Eltern gerade sieben Kinder haben, so ist das letzte ein Wunderkind und kann mit dem bloßen Schlag seiner Hand heilen.

808) Kinder, nach des Vaters Tode geboren, haben die Kraft und Tugend, die Blindhäutchen, so auf kranken Augen wachsen, drei Freitage nach einander abblasen zu können.

Die Könige von Frankreich heilen Kröpfe, die von Ungarn die Gelbsucht, die von Spanien die Besessenen, die von England den Krampf, Pyrrhus heilte Milzkranke mittelst seiner Zehe (Happelius, Akademischer Roman. — Monatl. Unterred. Mai 1692); aber die Grafen von Habsburg heilen stammelnde Kinder durch einen Kuß. Philo Magiologia 1675. pag. 830. Die Chronik Rickhenmanns (Zürch. Antiquar. Mittheil. 6, 225) erzählt letzteren Zug den Grafen von Alt-Rappe rswil nach: und so reiner leuth warend's, wenn man jhnen ein kind bracht, besorgt, daß es ein stumm oder blind werden wolte, und sy es küsten, so ward es grecht und gsund.

809) Die Würgete ist der Name des Geburtstages. Dem einjährigen Kinde wird auf einem Schiebbrette ein Kuchen gebracht, der, weil er aus alten Teigresten der Backmulde zusammengescharrt sein soll, die Muldschärete heißt. Er ist mit Ankenrufene, d. i. mit dem Fettsatze gebacken, der beim Buttersieden übrig bleibt. Ringsum sind brennende Wachskerzchen gesteckt, je nach der Zahl der Lebensjahre. Sobald der den Geburtstag Feiernde aus seinem Bette in die Wohnstube tritt, springen alle Hausbewohner auf ihn los, fallen ihm um den Hals und würgen ihn so lange, bis er jedem eine Kleinigkeit, ein Stück von seinem Kuchen zu schenken, versprochen hat. — Eine ähnliche Sitte: Kuhn Nordd. Sag. pag. 431.

Die in diesen Abtheilungen der Reihe nach eingehaltenen Fristen und Zeiten, welche dem Gedeihen der ersten Kindheit gelten, sind auch von den Gesetzen der Hindu schon geheiligte: „Wenn das Kind gekommen, folgt die Geburtshandlung, am eilften Tage die Namengebung, im vierten Monat das Ausgehen, im sechsten Monat das Essengeben; die Haarflechte nach dem Brauche der Familie." Yajnavalkya I, 11. 12., übers. v. Stenzler 1849.

810) Ein Junge muß sieben Jahre nach einander narren, und wenn er eine Stunde daran versäumt, so muß er die sieben wieder von vorne anfangen. Aehnlich in Sutor, Chaos Latin. Augsb. 1716. 2, 552.

Jeder zerreißt ein paar Narrenschuh, nur Narren lassen sie flicken. Kaiser Maximilian II. pflegte zu sagen: Jeder Junggesell muß sieben Jahre am Narrenseil ziehen, und so oft von vorne anfangen, als er eine Stunde drüber versäumt. Flögel, Gesch. der Hofnarren, pag. 2.

b) Scherzhafte Bedrohungen.

811) Eigeli jo, eigeli ja,
s' Maideli mueß denn s' Rüetheli ha.
s' Müetterli chunt, s' Aetteli chunt,
i säg em's i der erste Stund.
Näseli, spitz di,
s' Müetterli sitzt di;
Füdeli, setz di,
s' Rüetheli chretzt di.

812) Du bist en Wolf, du bist en Bär,
wenn i wieder chum, so han i di gern,
wenn i nümme chum, so han i nüt meh.

813) De Chrätzemâ isch einisch cho,
hät böse Chindli wölle.
do folge d' Chind enander-nô,
do mueß er d' Chrätze leer lo stoh
und ohne d'Chind sech dröhle.

814) Wer schwatzet und alls ume trait,
dem wird s' Mûl vernaj't.

815) Und i wött, du wärist am Bodde-Boddesee,
und i gsehet' di nümme, fällerderlelä!

816) Gang mer nit über mis Mätteli,
gang mer nit über mis Gras,

gang mer nit meh zu mim Bätteli,
oder i prügle di bas.
drümol drü sind nüni,
heig en iedere Sini und laß die andere goh!

817) S' Kätherli, Bätterli, Gvätterli-Fuß,
goht der Mutter über d' Nuß.
s' Kätherli bißt die Nüßli ûf,
s' Müetterli chunt ehm ebe drûf,
ebe drûf chunt's Müetteli,
bringt e risigs Rüetheli,
hebt em Kätherli s' Hömli ûf
und zwickt em d' Nuß am Füdeli ûf.

818) Laus tibi, Christi,
lauf, oder i friß di!

(Christi, spielender Name statt Christian und Christine.)

819) Potz tûsig tûsig Dege,
der Wind chunt vor em Rege.
potz Schock Millione Patrone,
der Dodeli chunt se flohne.

Dodoli, Hundsname. Degen, regenkündende Spitzwolke am Gebirgsscheitel.

820) Patte-Patterrone!
wenn d' mer's nümme umme heuschist,
so bist e Schölm
und chunst i d' Höll,
oder i schleick di umme,
wie d' Chatz ihre Junge.
oder i la dir d' Ohre lo stoh
und will der s' Lebe schenke.

821) Annebabeli, bet,
morn Morndris chunt der Schwed.
bet, Annebabe,
er haut dir de Chopf abe.

Morn Morndris, morgen Morgens.

822) Potz Chrüzisahn und Chriesistei,
d' Buebe füehret Maidschi hei.

823) Drei e so Buebe stoß i in Hosesack,
drei e so Buebe stoß i in Sack,
wenn se net zfridde sind, stoß i no siebe Chind
zu den drei Buebe zum Schnupftabak.

Ueber derlei scherzhafte Bedrohungsformeln ereiferten und ereifern sich allerlei Leute. Chorion, Teutscher Sprach Ehrenkrantz, Straßburg 1644, pag. 9: Unsere teutsche jünckerlein meynen nicht, daß es geschworen seye, wann sie sagen: potz tausend sack voll endten, potz sacker an der wänd, daß dich der haffen vnd der deckel!

e) Auf unnütze Fragen.

824) Wer?
der Blär,
si Frau und du au.

825) Was?
en alte Has.
Und gäng no was? e nasewîßi G'wundernas'.
es Hämpfli Gras,
wenn's di brönnt, so blas.
e versüfti Chatz,
wenn's di bißt, so chratz.

826) Was?
Züberli, Chübeli, Salzfaß,
wenn's regnet, werdet Stei naß.

827) Was isch?
meh Wasser as Fisch,
meh Sprüer as Strau,
und du demit au.

828) Warum?
wenn i pfife, so chum!

829) Wa?
hesch's am Zah,
putz d' Nase dra.

Wa?
bîn Sant Antoni von Padua,
suech mir, was i v'lore ha.

830) Was für Zit?
was unterm Zeiger lit.
der Wunderfitz
hät d' Nase gspitzt,
hät doch nüt gnützt.

831) Jo!
witt ô?
was went er,
Papier oder Kalender?
was hesch wölle?
Herdöpfel oder Bölle?

832) Was went me mache?
Chatze bache,
niederhocke und lache.

d) Gegen Unarten.

Prahler.

833) Du bist so groß wie Goliath
und dî Schatte wie ne Mûsratt.

834) Der hät es Mûl wie ne Wanne,
und du chast dîs drüber spanne.

835) Lire-läre Löffelstiel,
was e Löffel seit, bedütt net viel.

836) Wanni, Kanni, Chessibode,
was du seist, ist all's verloge. (Vgl. Tobler, pag. 25.)

837) Me mueß en große Löffel ha,
bis me derige esse cha.

838) Der schlimmst Charren
macht s' größist Knarren.

839) I bin der Oberherr,
und du der unter,
i ha kes Geld im Sack
und du de Plunder.

Langsamer.

840) Ne guete Chrumm
isch nie viel um.

841) Groß und fûl
git au en Gûl.
derglîche Thue isch nonig g'chüechlet,
sust hätt i scho mengis Chüechli gha.

842) Jo, i weiß:
isch me feiß, wie ne Geiß,
se machts eim heiß.

843) O du dummer Geil,
bist mer lang scho feil,
dere Gimper git's no viel,
sieben um e Birestiel.

844) Mühlau ist nit Schoren,
e Gott'snamen ist nit gschworen,
d' Stegen abg'heit nit z' Himmel g'fôhre.

(Mühlau und Schoren, zwei Nachbardörfer; schören = auskehren, misten. Der Spruch straft eine erfolglose Geschäftigkeit.)

845) Liebs Schätzeli, lieb Chind,
gang du in selle Himmel,
wo d' Hüehner=Sedel sind!

Die Hühnerstange, Sedel, gehört zum obersten Decken= und Dachraum, welcher Himmletzi heißt.

Mißverstehender.

846) De Hansel und Gretel
sind bêde brav Lüt,

de Hansel ist närrisch
und s' Gretli nit gschît. (Wunderhorn 3, 455.)

847) Du bist der Aenishänsli,
dîs Chätzli het es Schwänzli,
mîs Müsli het es Rigeli (Schwänzchen),
und blôs em du is Füdeli.

Fingerschnuller.

848) Gigezapf, Gîgenapf,
hanget a der Stange,
günnt die grüene Birli ab,
lôt die gele hange.

Fischart, Gargantua cap. 25 im Verzeichniß der Spiele: „Der Nickenocke.“ Hier wird des Kindchens gespottet, das vor hungrigem Geschnulle nicht zum dastehenden Essen greift. Gigen bedeutet ziehen, wie im Räthsel (Tanne) no. 388 gezeigt ist.

Grobian.

849) Gang du und putz vor dîner Thür,
ich will vor mîner wösche,
wenn d' Garben und ke Pflegel hesch,
chausch mit dir selber drösche.

850) Chline, wehr di,
Große, stell di!
nimm s' Herz i d' Händ
und de Mueth zwüsche Zähnd.

Nimmersatt.

851) Einmol gnueg isch übergnueg,
hät der Giger gîget;
leere Schüßle, leere Chrueg:
eusers Chindle brieget.

Obstdieb.

852) Gang nit a's Lunzis Oepfelbaum,
gang nit a's Lunzis Tanne,
er heig en Herespruch i Sack,
er chönnt di ane banne.

853) Was thuest mer ûf em Bäumli döt,
wott's Chriesi abezehre?
wenn numme döt es Herli wär,
sie wurd dirs scho verwehre,
Hireherli, gang is Gade,
d' Buebe fresset Biren abe!

Elternausgang.

854) Maideli, iz gohn i furt,
bhüt di Gott, bhüt di Gott.
Maidli, gang mer nit i d' Kuche,
gsehst, es Füerli brönnt di,
lueg, wie s' Nôchbers Betheli
Bibeli hät am Händli.

855) Chinde, springt mer nit dohinter,
wo d' Raubvögelnester sind,
chönnt ech z' Obig nümme finde,
bhüet ech Gott, mine liebe Chind.

856) Büebli, lue,
dört isch der Rhî,
gang nit z'nöch zue,
sust fallst no dri.

e) Tischzucht.

857) Eie popeie, der Pape-n-ist guet,
wem-me brav Zucker und Zimmet drûf thuet.

858) Potz Donnstig vorm Fritig,
Potz Chrût-Element,
do hät de Strohlhagel
sis Müli verbrönnt.

859) O du mis tûsigs Hähähä,
wie mueß i dine lache,
wenn chnuppereft wie ne Müs a Brod
und nit weißt, was mit mache.

Suppenblasen.

860) Thalemer-Geiß,
mach mer d' Suppe nit so heiß;
mach mer d' Suppe nit so sûr,
oder i gieb der e Hämpfli-Fu'r,
mach mer d' Suppe nit so räß,
oder i schlôh der d' Hand is Gfräß.

Die Geiß von Thalheim, einem Gebirgsdorfe, soll Hämpflifu'r, eine Hand voll Futter, trepisch die Hand aufs Maul bekommen. Aargau. Sag. 1, 335.

861) Chasper, Melcher, Malzer,
sind drü Suppesalzer.

862) Häst Durst, so schlüf in e Wurst.
häst Hunger, so schlüf in en Unger.
häst chalt, so schlüf in es Chalb.
häst warm, so schlüf in en Darm.
macht's der heiß, so schlüf in ne Geiß.
macht's der ebe recht,
so schlüf in en Beckeknecht.

(Unger, Schweinerace. — Der Reb und der Geiß machts nie z'heiß, ist Volksredensart. Vgl. Kirchhofer Sprichw. 316.)

863) Hansheireli, Hansheireli,
du tûsig Thalersbue,
du frissest alle Bitzeli
und häst denn nonig gnue.

864) Hans, hau de nit und stich de nit,
es ist kein Scherer hie,
s' ist e Scherer zu Altishofen,
schert die Bueben hinterm Ofen.

(„Hans, haw dich nicht", Fischart Gargant. cap. 25. Altishofen, Kant. Luzern.)

865) Hür und fern, i gseh di gern,
i lo di no nit fahre,
du issest mir mis Oepfelmues,
wo-ni ha wölle spare.

866) Hüt und morn und übermorn git e langi Wuche.
wem-mer söttit Chüechle ha, so ham-mer numme Suppe.

Fasttag.

867) Finis:
am Fritig ißt me kei Schwinis.

868) Chrût, Chrût,
füllt de Buebe d' Hût.

869) Chrût, du bist im Wasser g'chochet,
hest die hinterm Anke verschlosse,
magst de luege, se süeß as d' witt,
Chrût, i iß di glichlig nit.

Trockne Kartoffel.

870) Jez isch ûs und Ame,
Pfanne hät es Loch,
der Schmutz ist ûße gfahre,
drum hem-mer s' Bräusi troch.

(Schmutz, Fett. Bräusi, geröstete Kartoffel.)

871) Sare, liebi Sare,
Pfanne hät es Loch,
d' Chnöpfli sind verfahre,
d' Brüje hänt mer noch.

872) S' Büebli ist e Drozelmûs,
stiehlt eus s' Fleisch zum Häfeli ûs.

(Droseln, rascheln. Trotscheln, dick einherwackeln. Stalder 1, 308. 310.)

873) Frau Muetter, was chochet ehr z' Nacht?
„i chüechle, daß es chlippret und chracht."
Muetter, potz schlapprement,
d' Nudle sind all verbrönnt,
unten und obe brandschwarz,
iz frißt sie ken Hund und ke Chatz.

Münsterische Geschichten 219 verzeichnet das Volkslied: Wenn ich zum Thor hinaus geh, setz' ich mein Hütchen in die Höh. Die dritte Strophe desselben gleicht dieser hier stehenden. Vgl. Mittler, Volkslieder 1855, no. 818.

874) Lupfig ist nit wit vo Scherz, han i ghöre säge.
Anneli, mach dis G'schirr nit wüest, sust muesch es wieder fäge.

Mit Beziehung auf die redenden Ortsnamen zweier Dörfer; Lupfig wird mit lupfen verglichen, eine Last heben.

875) Euse Muetter hät g'chochet,
hät Kurreli-Murreli gmacht,
jetzt esset mer alle z' Morge,
jetzt hänt mer nüt meh z' Nacht.

Die Zürcher Murren (Murreli) sind mürbe Wecken, wohl sonst die sogen. Singbrode für die Currende (Kurreli) der Laufsänger und Armenschüler.

876) Hinterm Ofen ist süddig heiß,
hinterem Ofen ist Hitz,
und wem-mer d' Muetter kes Gäbeli git,
so iß i ken einzige Schnitz.

E. Meier Schwäb. Volksl. pag. 54, no. 300 scheint neben anderen Aargauer Liedstrophen auch diese durch dieselbe Quelle erhalten und seiner Sammlung einverleibt zu haben.

877) Bhüet ûs Gott trüli,
wie macht das Chind es Müli,
wenn's naschet wie nes Süli!

878) Das Chind, das hät e Maidschi gäh,
me hät kei fülers chönne gseh.
Herdöpfelkost, nit Zuckerbrod,
macht junge Bagge rund und roth.

Fûl, ausgelassen, übermüthig.

879) Mîner Muetter Chabismesser
haut ûf beede Sîte;
chunst mer du nit recht zum Esse,
friß der Ueberblîbsel.

880) Hü'rendbeiß,
gib dem andere au eis!

Bei allen Frühfrüchten ein üblicher Tischspruch. „hüer vnd beiß, ein seltzam speiß. hüerenbeiß, primitiae frugum." Geiler v. Keisersberg, Brösamlin 2, Bl. 10. 76.

881) I will der öppis sage,
vo de lange Tage,
vo de kurze Wuche:
mî Vater het es Säuli g'stoche.
mir es Würstli, dir es Würstli,
mir de Speck
und dir der Dreck.

Gott Lob und Dank,
bin nümme chrank unter der Freßbank!

Im Unter-Innthale sagt man ebenso: „God Lob und Dank! de Hunge leit untara Bank, is e Mannl fü 'gstöllt, daß e nit auße schnöllt!“ Frommann, Deutsche Mundart. 1856, 195. Gleichwie man das Neugeborene unter die Bank legte zur Probe, ob es da der Vater aufnehmen und als das seinige anerkennen würde, ebenso wird der Hunger, der ein Riese ist, unter die Bank geworfen und ein Wächter davor gestellt.

---

4) Erkrankendes Kind.

a) Unfall und Krankheit.

882) Gegen das Schnarchen legt man einen Eberzahn ins Bett. — Kann ein klein Kind den Schlaf nicht finden, so lege man ihm einen Schweinstallriegel unter. Panzer, Bayr. Sag. 1, p. 265.

883) Das Kindlein bekommt Bauchweh, das aus einem gespaltenen Glase trinkt.

884) Mit dem Wimperhärchen des Kindes kann man schatzgraben.

Der Zurzacher Schneidergeselle Jetzer bekennt 1509 in seinem Prozesse zu Bern: Elftens, wie er auch von eim Judenkind 19 Augbrauwenhärli gerupft hab und so vil Teufel ins Wasser beschworen. Stumpf Chronik, pag. 717.

885) Erniest sich Samstag Nachts das Jüngste noch im Bette, so kommt eine glückliche Woche ins Haus.

886) Bekommt das Kind am Abebuch Leibweh, so muß es das eben Gelesene schnell rückwärts lesen. Aargau. Sag. 2, pag. 146.

887) Wann die junge Kinder so hart verstopfft, also daß ihnen der Leib aufläufft, so gib ihnen ein wenig Mäußkoht mit der Muttermilch ein. J. Muralt Hippocrat. helvet. Basel 1692. p. 45.

Pilulen vom Hagschlüpferli (regulus) wickengroß eingenommen, macht jegliche einen Stuhlgang. ibid.

888) Wenn man Nachts schlafen geht, ohne den Tisch abgeräumt zu haben, so kann das Kleinste nicht einschlafen.

889) Legt man dem Kinde beim Schlafengehen die Hände kreuzweis über der Brust zusammen, so kann sich der Mann im rothen Röcklein nicht drauf setzen. Aargau. Sag. 1, pag. 383.

890) Alle Kinder werden von den Bienen gestochen, wenn sie grob von ihnen reden und z. B. zum Thiere sagen hock, statt sitz; friß, verreck! statt iß und stirb. Der Satz wendet sich gegen die ungebührlichen Aeußerungen der Erwachsenen.

Wie der Richter, so der Schlichter,
Wie der Herr, so der Knecht,
Wie der Vater, so der Sohn,
Wie die Arbeit, so der Lohn,
Mutter und Tochter sind ein Geschlecht.

Sutor, Chaos Latin. Kaufbeur. 1716. 2 Bde.

Wie der Acher, so die Rueben,
Wie der Vatter, so die Bueben.

891) Dem Kinde, das an Schlafloſigkeit leidet, legt man den Schlafapfel, spongia cynobasti, „Rosmies" genannt, unter das Kissen; noch häufiger nimmt man die Baummistel und braucht sie als Schlafdorn, dann heißt sie Schlafkuntz. Brugger Recept-Hdſ. pag. 144.

Man bestreicht dem Kinde, das den Schlaf nicht finden kann, die Schläfe (Dunken) mit dem Absud von Mandragorawurz.

892) Kindern, die zu viel Kornelkirschen essen, cornus mascula, Dirlitzen und Tierli genannt, droht man mit dem Dierliwurm oder dem Thierli, das in ihrem Bauche aufwachsen werde.

893) Aronechrüt, arum maculatum, heißt auch Chindle, Dittele, Dittiblak, weil seine Blumen in die Blätter gewickelt scheinen, gleich einem Kinde in die Windeln (convallaria Polyg.); man legts gegen Gespenst und Toggeli (Alpdrücken) unter Hausschwelle und Wiege. Hat das Kind verdorbenes Geblüt, so backt man ihm das Kraut in einen Kuchen, der Aronetötsch heißt.

894) Wer über Tag convolvulus sepium, die Regenblume, pflückt, hat die Nacht darauf gewiß kein trocknes Bettchen.

895) Wenn ein Kind den fressenden Rätticher hat, so hält man sich einen Kreuzvogel und läßt es aus des Vogels Geschirr trinken.

Die ettig oder schwinend sucht, franz. l'etique, span. trefedad (vgl. Tropf, der Schlaganfall). Junius Nomcl. pag. 453.

Kinderkrankheit.

896) Wenn das Kind alle Fruchtwürmer in Himbeeren, Aepfeln, Nüssen zugleich mit der Frucht ißt, so ist es von den Würmern frei.

897) Hat es den rothen Schaden, so gieb ihm den Absud des Krautes Heilallerwelt, agrimonium eupatorium, flugs zu trinken.

898) Hat es sich geschnitten und blutet stark, so verbind ihm den Herzfinger mit rothem Seidenfaden, daß er fast schwillt.

899) 77 Päonienkörner als Halsbätterli umgethan, helfen dem Kinde vom Freischlich, Kindswehe, Kindergichter.

900) Gegen das Kinderweh legt man ihm einen Hufnagel unters Kopfkissen. Vergl. Bibra Journ. v. u. f. Deutschl. 1786, 1, 180.

901) Gegen des Kindes Laubflecken, Sommersprossen, siedet man drei Gartenkröten zum Waschwasser.

902) Gegen des Kindes häutige Bräune siedet man aus einer Handvoll Hauswurz und sechs lebendigen Krebsen ein Gurgelwasser.

903) Kindern, die den Harn nicht halten können, giebt man jene Fischchen gedörrt auf zweimal nüchtern zu trinken, die man im Bauche des Hechtes finden kann.

904) Der Mutter nüchterner Speichel heilt des Kindes entzündetes Auge.

905) Hat das Kind die Mundfäule, so muß der Vater Morgens nüchtern ihm dreimal ins Mündlein chüchen (hauchen), alsdann hängt er sieben Holzwanzen zum Verdorren in den Schlot.

906) Die Mutter vergrößert nur das Kinderwehe, die darüber ihren Säugling mitleidig anblickt.

907) Kinder muß man in der Masernkrankheit mit Erbsenbrühe waschen, so werden die Stupfen flacher und die Masen verwachsen.

Erbsen sind eine dem Donar geweihte Festspeise und werden später auf den christl Teufel gedeutet; man sagt von Blatternarbigen, der Teufel habe Erbsen auf ihnen gedroschen. Aargau. Sag. 2, p. 227.

908) Mit dem Händchen einer Kinderleiche verwischt man dem Kleinen sein Muttermal.

909) Gegen des Kindleins Darmgicht muß man dem heil. Erasmus eine Strange Reistengarn opfern.

910) Die Kinder wachsen nicht mehr, denen man viel Hollunderthee zu trinken giebt.

Gegen Halsweh läßt man sie durch ein Hollunderröhrchen trinken.

911) Gegen Schwäraugen hängt man einen Meisterwurzstengel um den Hals.

912) Es wird laubfleckig, wenn man es vor seinem zweiten Jahre in den Regen trägt; dann muß man es unberufen mit Morgenthau waschen.

913) Es bekommt eine geschwollene Brust, so oft eine Hexe durchs Schlüsselloch in die Schlafkammer fährt.

914) Wenn man es, da es noch kein halb Jahr alt ist, über ein laufendes Wasser trägt, so serbt es und wird sein zweites Jahr nicht erreichen.

Weil das Volk alles Weh und Kreuz „den Bach hinabschickt." Franciscus sach zu Köln, wie die frawen kraut in den Rin wurfen mit allem irem vnglück vnd schicktend es den Rin ab. Geiler v. Keisersberg, Eigenschaft der Emeißen, Bl. 36.

Fer cineres, Amarylli, foras rivoque fluenti
Transque caput iace, ne respexeris.

Virg. Ecl. 8, 101.

915) Gegen Verunreinigung des Bettes läßt man das Kleine Gebetlein an den heil. Vitus lernen; oder es muß Charfreitag Morgens beim Zusammenläuten unbeschrieen in ein frisches Grab sich ersäubern (eine dreifach gesteigerte Unmöglichkeit).

916) Um ihm die Gichter zu vertreiben, legt man ihm das Abcbuch unter den Kopf.

917) Gegen Blasenschwäche und damit es sich nicht zu oft netze, bekommt es drei rothe Läuschen.

918) Seinem Stammeln hilft man ab, wenn man seinen Harn zu dreienmalen nacheinander jedesmal am dritten Tag Neumond unbeschrieen ins fließende Wasser trägt.

919) Kindsbrüchlein heilt man dadurch, daß man im Mai vier Maulwürfe fängt und deren Magen in Wein gesotten, dann gepulvert, alle Morgen eingiebt.

920) Ein Kind mit einem Bruche trägt man unbeschrieen in den Wald, spaltet eine Birke und zieht es nackt durch den Spalt; doch muß man einen Sperling dazwischen legen, damit es dem Kindlein nichts thut. Wenn der schnell verwachsende Baum wieder heil ist, ist auch der Leibschaden verwachsen.

Mutter oder Vater nimmt von jedem Nagel an Hand und Fuß des Kindes etwas, dazu etliche Härchen vom Wirbel, thuts in ein Zettelchen mit des Kindes Namen und schiebts in das Bohrloch einer jungen Eiche, das man wieder mit Wachs verschließt, alles unberufen. Sobald jene Rindenstelle sich wieder mit frischer Borke überwalt, verwächst auch der Kindsbruch.

Oder man berührt mit einem Sargnagel die Weiche des Leibes, stellt den Kranken barfuß vor den Eichenstamm und schlägt den Nagel dicht über seinem Kopf in den Baum. Dazu wird ein bestimmter Segen gesprochen. „Eiche heilt Verhärtung." Havamal. — Bim Eichli! eine im Kanton Schwyz geläufige Betheuerung. Firmenich, Völkerst. 2, 604. Im Frickthale soll man ganze Eichenwaldungen kennen, deren vernarbte Stämme der Reihe nach derlei Heilversuche anzeigen, welche hier vormals gemacht worden sind. Herenhammer nennt man im aargau. Kulmerthale die frische Vernarbung jedes gekuppten Weidenzweiges. Mit demselben Brauche, durch hohle Bäume zu schlüpfen, war in den dreißiger Jahren dieses Jahrhunderts in den russischen Ostseeprovinzen das Heidenthum wieder eingerissen; gemeindeweise mieden die Bauern die Kirche ihrer adeligen Gutsherren, um am Sonntage dafür durch zerklüftete Weidenbäume und Feldzäune hindurchzukriechen. Dorpater Landwirthsch. Mittheil. Heft 1. Ein finnisches Sprichw. besagt: Ich bücke mich nicht vor der Tanne, senke mein Haupt nicht vor der Fichte. Bertram, Jenseits der Scheeren. 1854. pag. 53.

921) Ein frischgelegtes Ei, warm aus dem Nest genommen, streicht man etliche Male auf den Bruch, dann lupft man die Rinde vom Lindenbaum, bohrt darunter ein so großes Loch, als das ganze Ei drinnen braucht, und überklebts mit Baumharz. Ein Monat darauf, drei Tage vor dem Neumond, bohrt man in eine Eiche bis auf den Kern und legt die Bohrspreuer in einem Säcklein drei Tage lang, bis das neue Mondviertel eintritt, auf den Leibschaden; hierauf steckt man alles in das Bohrloch

der Eiche und verklebt dieses „mit kühkath.“ Ist der Schaden im dritten Monat drauf noch nicht heil, so gehe man zum dritten Baum, etwa an die Pappel. Dies Verfahren nennt man die Krankheit transplantiren. Brugger-Receptir-Hds.

922) Der Vater heischet dem Götti des Kindes ein Stücklein Silbergeld, ohne zu sagen, wozu; und dieser giebt es ihm, ohne zu fragen, wofür. Dies schlägt der Vater alsdann in den drei höchsten Namen mit drei Streichen in einen Süßapfelbaum; sobald der Hieb am Stamme verwächst, ist auch des Kindes Bruch geheilt.

923) Leidet ein Kind am „fressenden Rätticher“ (etticho, appetitus caninus, Heißhunger und Auszehrung), so füllt man zwei Nußschalen mit ungesalzenem Mehlbrei und bindet sie vor Sonnenaufgang dem Kranken auf das „Bluttmuseli“, d. i. die bloße Herzgrube, auf der des Kindes Geiferfleckchen Musuli hängt. Brugger-Recept. Hds.

924) Roßmist von einem Füllen häng in den Rauch des Schlotes und nach neun Tagen wirfs in fließendes Wasser, so schwimmt des Kindes Gelbsucht mit den Bach hinab. Brugger-Recept. Hds.

925) Kinder, die an Verstopfung leiden, werden gescheidt.

926) Die äußersten drei Gliedlein vom Hasenschwänzlein werden gepulvert und helfen dem Kinde gegen das Freischlig (Kindswehe). Brugg. Recept. Hds.

b) Kinderzahnen.

927) Zahnende Kinder läßt man auf ein Kerzlein von Jungfernwachs beißen und reibt ihnen das Zahnfleisch mit Wolfs- und anderer wilden Thiere Zähnen. Muralt, Hippocrat. helvet. Basel 1692. p. 567. Der erstgekommene Zahn heißt in Süddeutschland Wölfle und Wolfszahn, Grimm GDSprach. 155. Wölfen ist zahnen, Stalder 2, 456.

928) Die Zähne, die gegen das siebente Jahr ausfallen, soll man behalten, weil man künftiges Zahnweh damit stillen kann.

929) Der erste Kindszahn, der ausfällt, muß gegen künftiges Zahnweh in einen hohlen Baum geworfen werden.

930) Zahnt das Kind schwer, so schneidet man den Haushahn in seinen Kamm und bestreicht mit dem ausrinnenden Blute zweimal des Kindes Bilgern (gingivula).

931) Gegen das schwere Zahnen haut man einer lebenden Kröte oder der Scheermaus die Hinter- und Vorder-Pfötchen ab und henkt sie dem Kinde um; sie heißen „Füllenzähne."

Füllizänd wird auch das aus der Pfeilwurz gemachte Pätterlein genannt, das zahnende Kinder um den Hals bekommen; es bestand früher aus Wolfs- und Roßzähnen. Volla, nord. Fulla, wird im Merseburg. Beschwörungsliede die Schwester der Freija genannt, und ihr Name steht zu dem des Phol (Balder). ûf einem hengest, der noch nie gras an fulzande enbeiz. Seifried Helbling XV, 231. Haupt Ztschr. 4, 225.

932) Der Kröte werden die Vorderfüße abgehauen, und je nach ihrem Links und Rechts reibt man die Bilgern (gingivae) des Kindes von innen und außen damit. Solche Füße heißen Bullenzähne. Vergl. darüber Grimm Mythol. 1, 624. —

933) Fällt den Kindern der erste Zahn aus, so sprechen sie:

Müsli, Müsli, nimm de Zah,
gim-mer en schöne goldige dra,
frei en schöne wîße,
aß ech's Brod cha biße.

Daß einem schlesischen Knaben darauf ein goldener Zahn gewachsen sei, dafür citirt Männling, Pastor zu Stargart, in seinen Curiositäten 1712, p. 127 mit ächt deutscher Gewissenhaftigkeit zehnerlei Autoren. Der erste Zahn wurde in Gold gefaßt und so getragen: pueri, qui primus ceciderit dens, ut terram non attingat, inclusus in armillam et assidue in brachio habitus. Plin. 28, 4. Einen solchen Ring trug Olafr an der Hand, den der König seiner Mutter at tannfê, zum Zahngeld, gegeben hatte, und woran er den Sohn wieder erkennen wollte. Grimm, GDSprach. 155. Badischer Glaube ist: ein Mauskopf, mit den Zähnen abgebissen, oder mit Gold abgeschnitten, „umrissen", hilft angehängt dem Kinde leicht zahnen. Bibra, Journ. v. u. f. Deutschl. 1787. 1, 456.

934) Wenn man den Mäusen nachißt, nämlich das schon von ihnen benagte Brod, Obst, Fleisch, so hört das Zahnweh auf.

935) Dem Kinde wächst kein Zahn mehr, dem man den ausgefallenen hinter sich wirft.

Loh mer dine Wölfle nit für! sagt man im Kinderspiel zu dem Mitspielenden, das ein Pfand geben müßte, sobald es darauf lachen würde. Es sind damit die Milchzähne gemeint, für deren glückliches Kommen und Abstoßen man sonst Wolfzähne umhieng, oder auch Bärenklauen: Etlich schwanger wyber pflägend einen bärenklawen von einem bärentapen yngefaßet am halß zuo tragen. Jac. Rueff, Von empfengknussen. Zürich 1554. Bl. 85b.

936) Chli Zähndli,
Chli G'spändli.

S' Chind hät scho-n-es Zähneli,
s' git denn glich es G'späneli,
Gspäneli zwei, Gspäneli drei,
Zähneli wißi schön und neu.

will sagen, daß, wenn das Kleinste bald sein Zähnlein bekommt, bald auch ein neues Geschwisterlein nachkommen werde; denn was sich zweiet, drittet sich auch.

Was se verdopplet, verdrittet se au,
was sich zweiet, selb drittet sich.

„Wie süß ist das Entzücken des Vaters, wenn ihm der Staub in den Busen fällt, in dem er seine spielenden Kinder zu sich hinaufhebt und sie lächelnd ihm die weißen Blüthen ihrer Zähnchen zeigen." Sakontala, übersetzt von Forster. Frankf. 1803. Act. 5.

937) Man sammelt zwanzig Mohren- oder Kelleressel multipes im Hauskeller, stampft sie im Mörser und preßt sie durch ein Tuch; ihr Saft wird mit Fleischbrühe dem zahnenden Kinde den Tag über zwischen 9 und 10 und 4 bis 5 Uhr löffelweise eingegeben. Oberrhein. Kochbuch. Mühlhaus. 1825. pag. 394.

c) Besegnungen.

Stellis atque herbis vis est, sed maxima verbis.
Tantum verba valent, quantum mens sentiat illa.

Beim Hinfallen.

938) Heie=nunne=sole:
s' Maidle goht üs z' drole.

939) A=b=c,
d' Chatz fallt in See,
der Hund fallt übere Schache:
i hätt mi möge z' Buggel lache.

940) A=b=c,
d' Chatz lauft über de See,
d' Chatz lauft über de Sack,
bringt dir e Pfund Schnupftabak.

941) A=b=c,
d' Chatz lauft über de Schnee,
und wenn sie wiedrum umme chunt,
se thuet ere s' Büchli weh.

942) A=b=c:
Chatz springt über de See,
hät 's Füdle voller Lumpe,
cha nümme=n übere gumpe.

943) Ammereili,
Zuckereili,
gang i Lade,
hol mir Fade,
chumm glî wider,
fall nit nider.

944) Hans im Obergade
fallt ins unter abe;
goht no einist uhe,
fallt no einist zue.
o du dumme Gol,
gang zum dritte Mol!

Sich anstoßen.

945) Heile-heile-Segen,
s' Chätzli unter der Stegen,
und wenn s' Müsli füre chunt,
ist mis Büebli wieder gsund.

946) Heile-heile-Segen,
s' Müsli ûf der Stegen,
s' Chätzli ûf em Tisch:
s' weiß nümme meh, wo's Büebli isch.

S' Güggeli ûf der Stege
und s' Hüehndli ûf em Mist:
es cha mer's Niemer säge,
wo mi's Schätzeli ist.

947) Heile-heile-Seg'n,
s' Füseli ûf der Steg'n,
heili-heili-Horn:
g'heilet's hüt net, gheilet's mor'n.

Heile-heile-Sege,
s' Güggeli ûf der Stege,
s' Güggeli ûf dem Mist:
bis im Büebi,
bis im Büebi sis Pipi g'heilet ist.

948) Heile-heile-Sege,
drei Tag Rege,
drei Tag Schnee:
s' thuet dem Chindli nümme weh.

949) Butte-butte-heie,
d' Büebli träge Maie,
d' Maidli träge Chränzeli
däre-dären zum Tänzeli,
Chätzli träge Riggeli,
ûf em Dach sind Ziegeli,
ûf em Dach sind Schindeli,
und bhüet mer Gott mis Chindeli.

„Dären-däre Tänzli, d' Chatz het es Schwänzli" lautet ein ähnlicher Reim.

Ahd. tëron, tieron ist tanzen. nim schöne junchfrowa un haiz die singen un springen, un tanzon, treten un tëron. diu sanch, diu sprauch, diu tanzot, diu teret. Grieshaber Predigten 133a. — do lagen epfel, ruben und pirn, und tet mich kaum zwir darinn umbtirn (umdrehen). Fasnachtsp. des 15. Jh. 1, 72. — teren, teren: tanzen und hüpfen, Mone, Anzeig. 1839, 499. das Wort Dierne leitet Schmeller Wb. 1, 397 davon ab. Tirletanz, ein schles. Kindertanz. Weinhold, deutsche Frauen, 374.

Blutstillen.

950) Lôß regne, wenn es regne will
und lo dem Bach de Lauf,
und wenn es gnue g'regnet hat,
so hörts von selber auf.

Gegen Wundwerden.

951) Heideldum,
nimm-e Strumpf,
bindene zue,
nimm-e i d' Hand,
schlag-e a d' Wand,
schau, wie s' thue.

Kindsgichter.

952) Gichter, ihr sollt nicht ins Kindelein,
ihr müßt gehen in Felsenstein.

Gelbsucht.

953) Gelbsucht, du hesch mi wölle chränke,
jetz will ich dich vertränke.

Gegen Warzen.

954) Vrêne, Vrêne,
dorra wegg!

Gegen Bezauberung.

955) Stille, Murre, Chatze surre:
s' goht en alti Frau dört durhe.

(Mürpfen, das Leibgrimmen. Stalder 2, 222.)

Gegen Gluchzen (singultus).

956) Hiri-häre, hintern Hag!
nimm mer's Hire-häre ab!

Dreimal in einem Athemzug zu sprechen. Aargauisch higgnen und hichnen, außer Athem sein; „wann das Hiren kommt und streng anhalt, ist das Erbrechen gut darfür. J. Muralt, Kinderbüchlein 1697. 261. Ahd. eisca petitio, mhd. heische exigo. iesgen: Diutisca 2, 229. das Schluckfen wird hinter Hag und Steg verwünscht: Sluckup, löp lang' de Häg = lauf längs der Häge! Müllenhoff, Schlesw. Sag. pag. 512.

957) Hundeli-Mutzeli (Stumpfschwanz),
Stumpeli, Guetseli (Kälbchen),
und en chline Plödeler.

Statt Guetseli gilt hier auch Gudscheli = Kälbchen. Ein frischgeworfenes Junges, das Laut giebt, ist sanskrit Kadsch. Pott, Indogerman. Sprach. 1, 164.

Schlücken, fahr über den Rücken,
Fahr über den Rhein:
Laß mir mein Kindelein!

Augenweh.

958) Aeugli wiß, Aeugli schwarz:
nimm mer's ûße, gib's der Chatz!

959) Nimm mer's heraus,
heiliger Niklaus!

An die Linde und die Sonne.

960) Wiße Frau, hinterm Baum,
mach mer s' Dingli us em Aug!

961) I han öppis in em Aug,
ha gmeint, es sîg e Burdi Strau:
s' ist nummen eusi Liebi Frau.

Mit der Burdi Strau ist das schadenbringende Hexenweib gemeint, das sich in Strohwelle und Gerstenbose verwandeln kann, und gegen dasselbe wird die allen Spuk verscheuchende Frau Sonne angerufen.

962) Fräueli ohne Müli,
schîn mer's Chindli nümme-n-a,
lueg em nit is Üegli — oder:
(Folgen unbekannte Drohworte.)

Dies ist wieder die aus dem altd. Räthsel bekannte Frau Mundlos und Mutter Pontio, die Sonne. Die Frau in der Sonne: Schambach-Müller ndsächs. Sag. no. 93.

d) Kindstod.

963) Wenn einem die Erstgebornen sterben, so muß man beim Hafner große Schüsseln machen lassen — für viele nachkommende.

964) Die Kinds-Trossel (trousseau) eines Verstorbenen tödtet auch das Kind, dem man sie schenkt oder anzieht.

965) Dem verstorbenen Kinde muß man nicht nur Strümpfe, sondern auch Schuhe anziehen und mitgeben, sonst würde es im Himmel stolpern.

Todtenschuh (altn. helscô) heißt im Hennebergischen jetzt noch die dem Todten erwiesene letzte Ehre. Im Leichenfelde des schwäbischen Oberflacht am Lupfen fand man in den ausgegrabenen Todtenbäumen Holzschuhe, groß und klein, mit Runen beschrieben. Menzels Bericht, und Grimm GDSpr. 499. Aargauer Redensart ist: um zu einem Sterbenden zu kommen, muß man ein Paar Eisenschuhe durchlaufen.

966) Ungetauft gestorbene Kinder muß man Nachts nach Betzeitläuten in aller Stille beerdigen, damit Hexen und Hexenmeister das Grab nicht erfahren; sonst öffnen sie es und nehmen des Kindes kleinen Finger heraus, der ihnen zum Schatzgraben wie eine Kerze leuchtet.

Weier, De praestigiis, beruft sich auf den Hexenhammer, wornach Petrus, Richter zu Boltingen bei Bern, Hexen und Zauberer verbrennen hat lassen, die aus 13 Kinderleichen ihre Zaubersalbe, „Besenschmalz", gekocht haben. Philo Magiologia, Baselaugst 1675. pag. 769 weiß, wie solche Kindsfinger den Dieben bei nächtlichen Einbrüchen leuchten müssen und zugleich den Hausbewohner in einen unerwecklichen Schlaf versenken. Das Volkslied: „Es gieng ein Müller wol übers Feld" (Simrock, Deutsch. Volksl. no. 36.) erzählt, wie die Mörder Geld bieten, damit der Müller sein schwangres Weib in den Wald schicke, dem sie das Ungeborene aus dem Leib zu schneiden gedenken.

967) Von frühverstorbenen Kindern sagt man, man habe sie allzu lieb gehabt, sie zu oft gelobt. Manche Eltern kleiden daher ihre geliebten Kleinen sogar weniger hübsch, damit sie von den Leuten weniger gerühmt würden.

e) Kinderhimmel.

968) So oft ein Kindlein stirbt, macht der liebe Gott einen neuen Stern am Himmel und giebt ihm den zum Spielen.

969) Jeder Stern hat sein besonderes Engelein, das alle Nacht Acht haben muß, daß er nicht erlischt. Vgl. Hugo v. Trimberg, Renner, V. 10984:

Die zwölfsprossige Leiter, welche zur Himmelsburg führt, bespricht Notker Psalm 118, 10: der zeuuélfto gradus der ist infantum et innocentum, die ne darf ecclesia samenon. mater gratia souget sie an iro arme. Hattemer, Denkm. Bruder Berthold, Predigten. ed. Kling: alz ein kint lebende wirt, so güsset im der engel die sele în, und alz ez nur als lang gelebt, alz ein hant mag umbgekert werden, so muoz ez iemer und iemer leben, alz lange alz got lebt. — Bruder Nicolaus von Straßburg prediget zwischen 1300—1320: dû stat, da die ungetöften kint inne sint, dû ist öch ewig. die hant weder fröde noch pîn, noch liep noch leit umb daz sie got nüt ensehent. sie hant enhein iamer darnach, wan sie wissent wol, daz sie dar zuo nüt geboren sint in dem töffe, darumb hant sie öch nüt iamers darnach. Recht als wenig ich iamer hette, stürbe der künig von frangrîch, daz ich küng würde. wan ich weis wol, daz ich darzuo nüt geborn bin, davon tete es mir ovch nüt we. Etteliche sprechent, dise kint sîn in einer vinstri. Daz en ist nüt war. sie hant so vil frovden unde wunne, unde ist in also wol in irme natürlichen liechte, daz künig noch keiser nie so wol enwart. wan sie wissent nüt daz si betruobe, davon ist in ouch nüt we. Mone, Anz. 1838. p. 277. — Geiler v. Keisersberg urtheilt beinahe mit denselben Ausdrücken dieses seines Vorgängers auf dem Straßburger Predigtstuhle: Darnach ist ein hell da seynd die vnschuldigen kindlin, die von jnen selbert noch kein sünden habent gethon, die in erbsünd hinweg faren on den tauff. du solt nit meynen, das die kind da geweer vnd waffen haben vnd einander schlahen, oder daz ein feuer da sey vnd sy brennen. Sie haben kein empfintliche straff, aber das sy gottes angesicht beraubt seind. Es thuot eim buren nit wee, daz er nit ein künig ist, wann er weiß, daz er sein nit genoß ist vnd jm nit zuostot. Also dise kindlin wissen auch das es inen nit zuostot. Evangelibuch, Bl. 78. — Vnd ob sach wer, daz ein fraw vmb dz kind kem, dz es nit zuo touff kem, so mag sie trüwen, dz es gotts angsicht nit beroubet werd, wan gott hat sein

crafft nit gebunden an die sacrament, er mag wol ein menschen behalten on die sacrament. Evangelib. Bl. 177a. — Cyriac. Spangenberg, Ehespiegel, Straßburg 1578 berichtet: Etliche sprechen, er werden kobolt drauß, die inn den heuseren jrre gehen vnd dem gesinde jhre arbeyt fürthun. das kompt von den Heyden her. 387b.

Von diesem Zeitabschnitte hinweg wird das theologische Urtheil ein schärferes und geht endlich in Grausamkeit über. Schon Spangenberg ist dafür, daß ungetauft gestorbene Kinder in die Hölle kämen, obgleich er diesen Satz ibid. 387b ein papistisches Gedicht genannt hat. Was habt Ihr Euch gegen die Verdammniß viel zu wehren, sagt er den Eltern, da doch unseres Erlösers eigner Herr Großvater, Adam, selbsten in die Hölle hat müssen? Der Pfarrer L. Meyer, Theatrum histor. Schaffhausen 1665, pag. 31, verhandelt dieselbe Frage: Was zu halten von der unmündigen Kinder Schicksal bei der Sündflut, und ob sie alle auf ewig zu Grund gegangen seien? Meyer bejaht sie strengweg. Die schwelgerischen Benedictiner der Abtei Reichenau im Bodensee giengen noch weiter. Die von ihnen bewohnte rebenreiche Insel sollte „ehrlich und heilig" gehalten werden, wie ihr Chronist Ohem im 15. Jahrhundert selbst sagt; deswegen darf hier gar kein ungetauftes Kind begraben, sondern muß an's Seeufer nach Schopfeln hinüber geführt und bei jener Kapelle bestattet werden, die jetzt noch das Chindli-Bild genannt wird. Schönhuth, Chronik von Reichenau 1838. pag. V. Gegen diese theologischen Consequenzen erklärt sich das Menschengefühl bei allen Völkern, selbst bei Wilden. Der mexikanische Indianer feiert den Tod seiner Kinder unter sieben Jahren als ein Fest; denn nach seinem christlichen Begriffe kommt die Kindesseele, ohne den transitorischen Zustand des Fegfeuers durchmachen zu müssen, gerade in den Himmel. Der kleine Leichnam wird, aufs bunteste mit Blumen und Bändern geschmückt, in eine Art Nische des Zimmers gestellt, die aus Zweigen und Blüthen geflochten und kerzenerleuchtet ist. Mit Anbruch der Nacht verkünden einige Raketen das Velorio, Musik ertönt und die Nacht wird mit Tanzen und Trinken hingebracht. Der Taufpathe hat die Zeche zu bezahlen. Am Morgen ist die Beerdigung. Die Mutter sagt: Ich hatte ihn lieb, den kleinen Engel, aber ich freue mich, daß er glücklich ist, ohne den Schmerz des Lebens erfahren zu haben. Sartorius, Bilder aus Mexiko. Allg. Augsb. Zeitg. 1852. no. 72. Der Irländer sagt, die Seelen der Ungetauften kommen in ein weites, von tiefen Nebeln

überhangenes Feld, in dessen Mitte ein Brunnen ist, wo sie spielen, aus kleinen Krügen sich besprützen, und ohne Schmerz ihre Zeit zubringen. Noch geben die Landleute der Leiche des Unmündigen ein kleines Gefäß in den Sarg mit. Erin 6, Abthl. 2, p. 450. Edler lautet darüber die Erzählung deutscher Sagen. Als im Mai 1613 ganz Thüringen an Wassernöthen litt und im Dorfe Mellingen allein an 36 Häuser weggerissen wurden, ertrank eines Hirten Weib zugleich mit ihren vier Kindern. Der Vater, der sich rettete, hörte noch, wie das Jüngste fragte: kommen wir auch in den Himmel? Und als die Mutter darauf mit Ja antwortete; hat das Kindlein gerufen, ei so will ich gern mitertrinken, gut Nacht, lieb Vater und Mutter! Bechstein, DSagb. no. 602. — Der Renner Hugo's besagt Vers 10984:

Seit ein iglich stern hat
einen engel, der in an die stat
weiset, do er hin sol gen:
wie solten wir kranken denn bestên,
vnd laiten vns die engel niht?

Nach Litthauer-Mythe spinnt eine Norne den Lebensfaden des Neugeborenen und jeder solche Faden endet in einen Stern; wenn der Tod naht, reißt der Faden und der Stern stürzt. Nieder stehende Sterne sind daher die Endpunkte von Lebensfaden junger Leute. Ausland 1839. no. 279. Schwedische Sekten unserer Gegenwart erklären sich die Seligkeit ungetauft sterbender Kinder mittelst der Erbgnade, die den in Erbsünde Geborenen mit angeboren sein müsse.

f) Kindesengel.

970) Der grimmigste Wolf und die bissigste Schlange thun keinem Kinde Leides, aber sie möchten mit ihm spielen, wenn niemand sonst da ist. — Der Wolf wird eine Kindsmagd: Laßberg Liedf. 1, 291. Die Schlange und die Milchbrocken: Grimm KM. no. 105.

Luther's Söhnlein Martinchen hatte ein Hündlein, mit dem er spielet. Da das der Vater sah, sprach er: Dieser Knab predigt Gottes Wort mit der That, da Gott spricht „Herrscher über die Fisch im Meer und Thier auf Erden." Denn der Hund leidet alles von dem Kindlein,

Tischreden, Lpzg. 1621. pag. 442 ff. Yeglicher mensch hat ein sundern engel; nit yeglichs thierlin hat ein eignen engel, aber yeglicherlei; als alle hirtzen haben einen engel, alle meißlein einen engel vnd alle hasen einen engel. Geiler v. Keisersb. Brösamlin II, Bl. 19.

971) Wenn kleine Kinder auf eine Stelle hinschauen, wo sich nichts befindet, so betrachten sie den Schutzengel.

972) Lächeln die Kleinen im Schlafe, so sagt ihnen ein Engel ein Freudelein ins Ohr.

973) Das Kind verliert seinen Schutzengel, das ungewaschen Weihwasser nimmt.

974) Bricht des Nachts ein Gewitter los, so mag alles im Hause aufstehen, nur wecke man das Jüngste nicht; so lange dieses fortschläft, hat man das Einschlagen des Blitzes nicht zu fürchten, der Blitz schlägt nicht ins Haus, in welchem ein Kind schläft.

Als zu Zürich der Blitz den Geißthurm traf und 423 Centner Pulver darin entzündete, blieb kein Fenster in der Stadt ganz. Aber zwei Kinder, die eben in der Badewanne saßen, wurden von den Trümmern der gespaltenen Werkmauern, die herabstürzten, gleichsam ummauert und ohne allen Schaden wieder aufgefunden. Bluntschli, Memorabilia Tigurina, pag. 164.

Ueber den Kinderengel, der die Kleinen vor allem Schaden hütet, erzählt Stumpf, Chron. cap. 31. lib. 10, daß bei einem Streifzuge, den die kaiserlichen Soldaten im Schwabenkriege 1499 über den Rhein in die östliche Schweiz machten, drei Kinder eben kurzweilend am Bord des Flusses saßen, da man aus einer Feldschlange das Ufer beschoß. Eine noch heiße Kanonenkugel fiel einem der Kinder in den Schooß, drehte sich drinnen und wurde durch Fügung Gottes unschädlich von den Knaben aufgenommen. Schradin's Reimchronik v. J. 1500 hat diesen Fall besungen: Schweiz. Gesch.-Freund 4, 25. Die Reimchronik von Lenz über denselben Schwabenkrieg (ed. Dießbach 1849) erzählt p. 128, wie 33 Schweizer im Thurme zu Thiengen bei Schaffhausen belagert und in die Luft gesprengt werden:

Do ward ein groß zeichen gethan.
einer hett ein kind by im fürwar
ein kneblin mit gelbem har.
do er den thurn brennen sach,

warff er das kind vffs kirchentach;
den fal es vff den kilchhoff nam,
on alles leyd es darvon kam.
Mir hat einer das thun jechen,
der das kind hatt gesechen.

Ritter Götz von Berlichingen erzählt diesen Vorfall als Augenzeuge in seiner Lebensgeschichte, ed. Pistorius; ihm selbst war dabei das Pferd unter dem Leib erschossen worden.

Die größte Lawine, von der man in Graubünden weiß, stürzte im J. 1689 vom Rhätikon im Prättigau herab. 150 Häuser und Ställe des Dorfes Saas waren auf einmal verschwunden. Ein Theil von ihr drang über die Wälder hinab und drunten über das tiefe Bett der Lanquart an das andere Ufer. Die Lawine blieb darüber als Brücke liegen. Die zu Hülfe Herbeigekommenen fanden hier unter mancherlei Trümmern unversehrt eine Wiege, darinnen schlummerte ein Säugling. Neben der Wiege lag ein Körbchen Eier, von denen kein einziges zerbrochen war. Leonhardi, Vierteljahrsschrift, Chur 1849, 66. Im Jahre 1435 um fünf Uhr Abends versank in der Stadt Zug plötzlich die ganze Niedere Gasse, 26 Häuser mit ihren Nebengebäuden, dazu die Ringmauer und ihre Stadtthürme, unter einem heftigen Knall in den Zugersee. Von den sechzig Menschen, die mit ertranken, sind heute noch vierzig mit Namen bekannt. Unter ihnen war der Landammann Kollin. Der Stadtschreiber Wickart gieng unter mit der ganzen Familie und mit dem ganzen Stadtarchive. Nach wenigen Augenblicken war von allen versenkten Häusern, Menschen und Thieren jede Spur verschwunden, der Schwall des aufgestürmten Sees verschlang alles. Nur eine Wiege trieb sich in der Nähe der St. Nicolauskapelle umher und wurde von Schiffern herausgeholt. Drinn lag ein Kindlein, an der Wiege waren die Buchstaben H. W. und das Wickartische Familienwappen eingeschnitzt. Was wird aus diesem armen Kindlein werden? mag mancher damals mit banger Besorgniß gefragt haben, dem Vater und Mutter ertrunken sind! Die Antwort liegt im Leben dieses Waisenknaben. Die Einnerung an das Schicksal, das er schon in der Geburt erfahren, und sein Taufname Huldreich Wickart sind ihm ein Antrieb geworden, dem Gedächtnisse seiner Familie zu Ehren zu leben. Er wurde von Kaiser Friedrich III. geadelt, starb reich und in einem guten Alter, seine Söhne wurden Ritter und Räthe, noch dauert sein Geschlecht in Zug fort und

zählt in seiner Mitte achtungswürdige Geistliche, Künstler und Beamtete. Zürich. Neujahrsbl. der Hülfs-Gesellsch. 1836 (aus handschriftl. Quellen und Familienchroniken).

g) Was man mit ins Grab giebt.

975) Nadle, Fadle, Fingerhuet:
stirbt e Bûr, so isch nid guet;
stirbt die Bû'rin au zuglich,
chunnt en Engel mit der Lich,
füehrt sie ab i's Himmelrîch,
kling-klang-gloriûs,
hübsches Vögelî, du bisch dûß!

976) Nadle, Fademe, Fingerhuet:
euse Hêr isch no so guet,
(e fûle Baum isch nümme guet)
mueß bî Zîten sterbe,
s' Paradies ererbe.
chömmet d' Engeli mit der Lich,
zünde-n-e i's Himmelrich.
goldne Bank, goldne Tisch:
dûße bisch!

Vergl. Meier, Schwäb. Kinderr. no. 120.

Henriette sans fleur de lys
prêtez moi vos souliers gris,
pour aller en paradis.
en paradis il fait si beau,
il y a tant des petits oiseaux,
qui chantent la rose et la violette.
pie' pomme d'or à la balance,
il n'y a qu'un Roi dans la France.
passez par ici, passez par là,
mademoiselle vous êtez en bas.

Wolf, Ztschr. f. Mythol. 1, 109. Es ist dies ein franz. Spielspruch, der zum Auszählen gehört, wie auch der aargauische no. 975 dazu dient, beim Kinderspiele den „Fuchs aus dem Loch" zu zählen, ein

Plumpsackschlagen. Der französische Spruch redet vom Grauschuh, auf dem man ins Paradies wandern muß; der deutsche Spruch redet vom Sarg (schweizerisch Todtenbaum): e füle Baum isch nümme guet. Eine Variante findet sich in Simrock's Kindb. no. 413, und bei Stöber, Elsaß. Volksb. no. 231.

Hier folgt nun eine Erklärung über den Inhalt dieser Sprüche nebst den noch üblichen dazu gehörenden Bräuchen.

Zend-Avesta, übers. v. Spiegel 1852, enthält Fargad. V, §. 161. Gesetze über die Verwendung der Kleider, die ein Verstorbener hinterläßt. Es wird geboten, von solchen Dingen, die durch Leichen unrein geworden sind, nichts übrig zu lassen, von den durch verstorbene Wöchnerinnen gebrauchten Sachen nichts zu behalten: Nicht von dem Werthe eines Fadens, nicht so viel an Werthe, als ein einzelner Haspel an Maß abwirft: sonst ist man im Leben nicht rein, nach dem Tode nimmt man nicht Theil an dem Paradiese. Vgl. Kindstod, no. 964.

Neben dieser Sorgfalt, die Ueberlebenden rein zu bewahren und gesichert gegen die Einflüsse eines sie berührenden Todesfalles, dauert die andere gleichzeitig an, den Verstorbenen wohlausgerüstet zu Grab zu bringen, nicht blos menschlichschön und geschmückt, sondern auch versehen mit allem zur großen Seelenwanderung nothwendigen Geräthe. So befiehlt die Edda (Simrock, p. 172. Strophe 34) den Leichnam zu waschen und zu kämmen: Ein Hügel hebe sich dem Heimgegangenen, gewaschen seien Haupt und Hand, zur Kiste komm er gekämmt und trocken. In Sigurdhar-quidha 3, 60—64 bittet Brynhild für die Bestattung Sigurdhs Sorge zu tragen, ihm Diener und Habichte auf den Holzstoß zu setzen: „da fallen dem Fürsten nicht an der Ferse zu die Thüren Walhalls."

Schon aus diesen Anführungen ergiebt sich, daß man der männl. Leiche vornehmlich Kamm und Schuh mit ins Grab legte, der weiblichen Faden und Schuh.

Der Schuh mußte wo möglich neu sein, damit mit ihm der weite Weg ins Seelenreich glücklich zurückgelegt werden konnte. Der englische Aberglaube (mitgetheilt v. A. Kuhn in v. d. Hagens Germania 7, 438. no. 37) besagt: einmal im Leben muß man einem Armen ein paar Schuhe schenken; denn sonst muß man nach dem Tode über einen weiten dornenbewachsenen Raum gehen. Hat man aber jenes gethan, so wird einem am Rande der Strecke ein alter Mann begegnen, welcher

den Schuh bringen wird, so daß man unverletzt darüber fortkommen kann. Jener weite dornenbewachsene Raum ist im Todtensegen aus Nierstein am Rhein erwähnt (Wolf, Ztschr. 1, 110):

Da komm' ich auf einen breiten Weg,
Da muß ich über einen schmalen Steg.

Der Schuh aber, den jener einmal im Leben beschenkte Arme seinem Wohlthäter im Todesthale wiederbringt, ist beschrieben in der visio Godeschalci, in Leibnitz Script. rer. Brunsvic; der Bauer Godschalk kommt lebendig in die Hölle und erblickt dorten eine Linde voll Schuhe für diejenigen, welche unverletzt durch eine Gegend voll Dornen und Disteln wandeln müssen. Haupt Ztschr. 9, 181. Solcherlei Schuhe sind deshalb eisenbeschlagene: no. 965. Zwei riesenmäßige Holzschuhe und eisenbeschlagen, jeder gegen 8 Pfund schwer, werden auf dem Rathhause zu Keisersberg verwahrt. Stöber, Elsaß. Sag. no. 88. Auf der Berner-Bibliothek wurden noch im J. 1768 des Ewigen Juden Schuhe verwahrt: „ungemein groß, von hundert Bletzen zusammengeflickt, ein Schustermeisterstück." Ulrich, Gesch. der schweiz. Juden. pag. 154. Es ist Vidars Schuh gemeint, Jüngere Edda 51, der aus lauter solchen Lederstückchen gemacht war, welche die Heiden gebotener Maßen sammelten und von ihren zerrissenen Schuhen aufbewahren mußten, damit des Gottes Schuh einst dem Wolfe Fenrir unzerbeißlich in den Rachen treten könne. Ein paar eiserne Schuhe legt die Wasserfrau am Rachelsee im bayrischen Walde an's Ufer heraus auf eine Felsspitze. Panzer, Bayr. Sag. 1, p. 84. Als der Verfasser dieser Blätter am Beinhause zu Macugnaga am Monterosa nach der Ursache fragte, warum unter den dort aufgeschichteten Schädeln diejenigen der da verstorbenen Ortspriester an der Glatze mit einem schwarzen Priesterkäppchen übermalt seien, erklärte ein Bauer: wir malen ihnen diese Zier an, damit ihnen unsere schwergenagelten Schuhe nicht zu tiefe Löcher in den Kopf drücken, wenn wir den mit Todtenschädeln gepflasterten Höllenweg wandeln müssen. Hölzerne Todtenschuhe fanden sich auch in den bei Oberflacht am schwäbischen Lupfen entdeckten Germanengräbern und trugen Spuren von Runenbeschreibung. Im Hennebergischen nennt man jetzt noch die dem Todten erwiesene letzte Ehre und das Leichenmahl den Todtenschuh: derselbe hieß altn. hélscô, und Snorri, Norweg. Chronik 2, 11, besteht besonders darauf, daß derselbe bei den Ausrüstungsdingen einer Leiche nicht vergessen werde. In Burgund gilt die Phrase, der Tod schmiere

dem Menschen, noch ehe er ihn abhole, die Schuhe: „quan la Mor venré graisse no bote.“ Grimm, Mythol. 795. 803¹. — Der Irische Glaube besagt: Verreist eines deiner Angehörigen, so vergiß nicht, ihm einen Pantoffel oder den Schuh vom rechten Fuß nachzuwerfen. Erin 6, Abth. 2, pag. 445. Die höchste Rohheit eines Wildlings drückt sich daher im Zechliede dahin aus, diese heilige Sitte ganz außer Acht zu lassen:

Solche Brüder wollen wir haben,
Die versaufen, was sie haben:
Strümpf und Schuh, Strümpf und Schuh,
Laufen dem Teufel barfuß zu.

Im Ansbachischen war's sonst Brauch, dem Todten seinen Kamm und sein Rasirmesser mit in den Sarg zu thun: Journal v. u. f. Deutschl. 1786, 1. 251; also dem Indianerbrauche der Nadowessier entsprechend, welchen unser Schiller nach Reisebeschreibungen in Verse gebracht hat:

Gebt ihm unter's Haupt die Beile,
Die er tapfer schwang,
Denn der Weg ist lang.

„So legen sie auch dem Todten mit in den Sarg Bürsten, Kämme, Brod, doch unter das Kinn etwas Rasen,“ sagt Männling von seinen Landsleuten zu Stargart: Curiositäten und Albertäten, Frankf. 1713. Zu Preußisch-Nauen besteht der Brauch noch: Kuhn, Nordd. Sag. pag. 435, no. 295. Aus der nach und nach abkommenden Sitte hat sich dann die entwickelt, bei Begräbnissen Handschuhe auszutheilen. Im Aargau geschieht es noch; man kauft da nicht blos dem Taufpathen Taufhandschuhe, es werden auch bei Sterbefällen die hauptsächlichen Leichenbegleiter von Seite der Leidtragenden mit Handschuhen beschenkt, und auf dem Lande theilt man statt dieser hie und da das „Todtenhemd“ aus. Die Pforzheimer Leichen- und Trauerordnung v. 1786, die Leiningische v. J. 1788 verbietet aufs ernstlichste Schullehrern, Pfarrern, Raths- und Gerichtsverwandten, die eine Leiche zu Grabe geleiten, Handschuhe auszutheilen. Journal v. u. f. Deutschl. 1788. 1, 374. 380. Im Ansbachischen wird's 1789 bei 15 Reichsgulden Strafe untersagt. ibid. 1789. pag. 287.

Am verbreitetsten ist noch der Glaube, daß verstorbene Mütter und Wöchnerinnen im Grabe keine Ruhe finden, wenn man ihnen nicht das ihnen allerüblichst Gewesene von Geräthschaft und Kleidungsstück mit in

den Sarg legt. „Den todten Weibern geben sie eine Nadel und einen Knauel Zwirn mit auf den Weg (in den Himmel), damit sie sich auf der langen Reise nach jener Welt die Kleider flicken könnten.“ Compendieuse Staatsbeschreib. Braunschw. 1719. 1, 50. Das Gleiche wird ebenda, pag. 704, von den Letten gemeldet. Von den Weibern in Nordfriesland verbürgt es Müllenhoff, pag. 183. Auf bulgarischen Gräbern stecken drei Spuhlen; man sagt, damit sich der Böse nicht aufs Grab setzen könne. Allg. Augsb. Zeitg. 1854. no. 219. Beilage. Die Wöchnerin im Badischen Flehingen, die mit ihrem todten Kind im Arme bestattet worden, erscheint den Ihrigen und bittet, ihr noch Faden, Nadel, Scheere, Fingerhut, Wachs und Seife mit ins Grab zu geben, weil sie in jener Welt für ihr Kind noch nähen und waschen müsse. Seitdem thut man diese von der Frau erbetenen Dinge den zu Flehingen sterbenden Wöchnerinnen in den Sarg. Mone, Anz. 1838. no. 52. Auf dieses Flicken und Zerrissengehen im Grabe deutet Meier's Schwäb. Kinderr. no. 120: Kommt a alts Weib: reißt dir a Stück vom Leib; kommt en alter Ma: flickt dirs wieder na. Westphälischer Glaube ist, wer ein Todtenkleid näht, muß die Nadeln daran hängen lassen, damit sie mit ins Grab kommen. Woeste, Volksüberliefr. pag. 57. Auf der Züricher Landschaft nähte man noch im vorigen Jahrhundert häufig die Leiche bis an's Gesicht ein, ließ aber die Nadel mit stecken, oder behielt sie sorgfältig auf, weil man ihr eine besondere Kraft zuschrieb. Meyer von Knonau, Der Kant. Zürich 2, 185. In Stöber's Elsaß. Sag. no. 83, sagt die verstorbene Wöchnerin, warum habt ihr mir keine Schuhe angelegt? Ich muß durch Disteln und Dornen und über spitzige Steine! Nachdem man ihr ein paar Schuhe vor die Thür gestellt hatte, kam sie noch sechs Wochen lang jede Nacht, um ihren Säugling zu stillen. Badischer Brauch ist's, der Wöchnerin Nadelbüchschen, Scheere, Fingerhut und Zwirnknäuel ins Grab zu geben, damit sie nicht komme und sich's hole. Journal v. u. f. Deutschl. 1787. 2, 344. Aargauer Glaube ist, daß jede verstorbene Sechswöchnerin (Sagen no. 47) noch andere sechs Wochen in die Kindsstube zurückkehre und da das hinterlassene Kind stille. Auch einen Riggi (Schnuller) muß man ihr mit beilegen, mit dem sie das überlebende Kind Nachts geschweigen kann; geschiehts nicht, so kann das Kind böse Milch bekommen, eine von Hexen vergiftete. Man sieht sie selbst nicht, hört aber das Kind schnullen (süggeln). Für diesen Weg braucht sie das Paar Schuhe, das man

ihr mit in den Sarg gegeben, oder neben an gestellt hat. Hat man dies unterlassen, so spukt sie so lange im Haus fort, bis es gelingt, ihr ein Paar in die Schürze zu werfen. Solcherlei erzählt Thietmar, Bischof von Merseburg, in seiner Chronik VII, 23 als eine um's Jahr 1015 vorgekommene Begebenheit. Eine Mutter starb eines plötzlichen Todes. Die Leiche, gewaschen und ordentlich besorgt, war auf der Bahre in die Kirche gebracht; da richtete sie sich empor, alle Anwesenden entflohen. Sie aber rief ihren Mann und die Verwandten herbei, trug ihnen ein besonderes Anliegen auf, tröstete sie sanft und entschlief wieder. „Graf Becilin von Schwaben erzählte diesen Vorfall aus dem Gau, der ihm selber gehörte, dem Kaiser Heinrich, und dieser — fährt Thietmar, der Chronist, fort — hat es mir in Gegenwart vieler mitgetheilt. Allerdings steht dieser Leib nicht wieder auf ..., allein, ich vermuthe, Gott hat es diesem Weibe gestattet, nachdem sie bereits den Tod geschmeckt, eine billige Sehnsucht noch zu erfüllen und dann schmerzlos wieder in den Schlaf des Friedens zu versinken." Vgl. was Grimm's Altd. Heldl. XXV von der sterbenden Wöchnerin Rührendes und Eindruckvolles erzählen. Solche Mütter nennen die Friesen Gongers, Wiedergängerinnen. Müllenhoff. Schlesw.-Holst. Sag. p. 183.

Die in neuerer Zeit so zahlreich geöffneten und durchforschten Grabhügel in helvetischen und germanischen Gauen liefern einen sprechenden Beweis, wie das Band der Liebe und Verwandtschaft die Lebenden innig verbunden hatte. Betrachtet man, äußert Ferdinand Keller in den Züricher Antiquar. Mittheil. 3 am Schlusse einer schönen Untersuchung über alte Gräber — betrachtet man die Höhe der Grabhügel, welche bisweilen zu 40 und 50 Fuß ansteigt; oder die Sorgfalt, mit der viele Grabkammern angelegt sind; erwägt man den Werth, welche die neben den Todten vorkommenden Geräthschaften zu jener Zeit haben mußten: so wird man mit Achtung für die religiösen Begriffe jenes Volkes erfüllt, bei welchem sich der Glaube an die Fortdauer nach dem Tode so bestimmt ausspricht, und das mit einer solchen Zärtlichkeit für die abgeschiedenen Freunde sorgt und ihr Andenken ehrt. Alles, was dem Lebenden lieb und theuer war, sollten die Todten auch im künftigen Zustande nicht entbehren. Der Krieger erhielt seine Waffen, der Ackerbauer seine Geräthschaften, der Jäger seine Wurfspieße und Pfeile, der Fischer seine Angeln, das weibliche Geschlecht wurde mit seinem sämmtlichen Schmucke, das Grab eines Kindes mit Spielzeug ausgestattet. Man

kann rührende Einzelheiten als Beweisstücke zu diesem Satze neu hinzufügen. In den Flachter-Germanengräbern fand sich das Gerippe eines Mannes, dessen Haupt auf dem Halse seiner Geige ruhte, nebenan der eiserne Fidelbogen. Schemelchen und Holzbänkchen lagen dorten mit in den Gräbern von Kindern, damit die Kleinen auf dem Wege zur Seligkeit drauf ausruhen sollten; sogar ein beinernes Pfeifengäulchen will man mit erkannt haben, eines von jener bekannten Nürnberger Art, die an der Stelle des Roßschweifs das Kinderpfeifchen stecken haben. Preusker, Vaterländ. Vorzeit, 1844. Kinderklappern und Kinderrasseln, schweizerisch Rölli genannt, grub man aus Heidengräbern auf im Prattelerwalde in Basellanb (Zürich. Antiquar. Mittheil. 2, 12) und bei Truchtelfingen in Würtemberg (Schwäb. Merkur, 22. Januar 1842), sie bestehen aus zwei birnenförmigen, hohlen Thonkugeln, die aneinander gebacken sind, außen mit eingedrückten kreisförmigen Verzierungen, innen Klappersteinchen enthaltend. Ein uralter Spruch, Myth. (1, Anh. CXLVI) schildert das Gottesvertrauen des Armen, der hinstirbt, ohne daß ihm ein Kind die Augen zudrückte und seine Leiche besorgen wird. Nackt, wie er aus dem Mutterleibe gekommen, wird er wieder in die Erde gehen, barfuß und barhäuptig; und doch weiß er, daß er wie der Reichste und Mächtigste gleichfalls Gottes ist. In diesem Sinne tröstet sich der Bettler, daß auch ihm Hut und Schuh im Grabe nicht mangeln werde:

Der Himmel ist mein Hut,
Die Erde ist mein Schuh.

Zweiter Theil.

Alemannisches Kinderspiel.

Einleitung.

Das Kinderspiel in alten und neuen Zeugnissen.

Haec mea multotiens genitrix narrare solebat,
Cujus me certe non meminisse pudet.

NIGELLUS WIRKERE, im Jahre 1200.

Das Mutter- und Kindesverhältniß entspringt aus der unabweisbaren Natur und ist sich also in allen Zeiten und Verhältnissen stets gleich. Denn was dem rein Menschlichen angehört, bleibt frei von dem Wechsel der Systeme und Moden; so große Dinge, wie heute der sogenannte gute Geschmack und die öffentliche Meinung, haben keinen Einfluß darauf, und kaum durch das Nationelle erleidet es einen leisen Eindruck. Die Erzählungen hierüber aus dem höchsten Alterthum machen daher noch immer eine Wirkung auf uns, als stammten sie aus unsern eignen Jugendjahren. Jene Mutter, die dem eingeschlummerten Säugling die Fliegen wehrt, ist die von Homer schon geschilderte, ist zugleich unsere eigene und wird auch den einst noch kommenden Raphaelen der Gegenstand ihrer Madonnenbilder sein. Jenes Kind, das neben der Mutter herläuft und sie an der Schürze zupft, bis sie's auf den Arm nimmt, ist das homerische Kind und sind wir selbst einmal gewesen. Jenes Söhnlein, das vor des Vaters großem Helmbusch erschrickt und sich in die Schulter der Amme verbirgt, ist Hektors Kindlein Astyanax; da nimmt der Vater den Helm noch einmal ab, obgleich er eben auf dem

Wege ist, in den Kampf zu gehen, herzt und befiehlt den Göttern das Kind; da muß die Mutter durch die Abschiedsthräne hindurch mitlächeln über des Kleinen reizende Scheu; und da beschleicht uns selber eine stille Sehnsucht und wir müssen unserer eignen lieben Eltern plötzlich gedenken. Nicht mehr das Gedicht, nicht mehr das prächtige homerische Bildwerk ist es dann, nicht mehr unser poetisches Wohlgefallen daran, sondern uns erfüllt ein höherreichendes sittliches Frohgefühl; wir haben die Genugthuung, unsere innersten und verschwiegensten Kindheitsstimmungen als die Empfindung der Welt vor Jahrtausenden schon ausgesprochen und anerkannt zu sehen, da steigen dann die so geheimen Liebesgedanken wie verschüttete alte Statuen an's Tageslicht empor und werden zu neuen Ehren gezogen. Es ist, als ob wir die Wahrheit einen Sieg begehen sähen. Und so ist es auch. Die Gleichberechtigung, die dem Menschlichen unter allen Zonen zu Theil werden muß, erfüllt unser Nachdenken stets mit einem Gefühle von Frömmigkeit und Trost. Mitten im Wechsel und Verschwinden der mächtigsten Dinge lassen diese unscheinbaren Kleinigkeiten eine Stetigkeit und Dauer erkennen, die nur etwa dem Gestirne, das ewig auf derselben Bahn wiederkehrt, vergleichbar erscheint. Sind wir doch noch immer so! sagen wir dann erfreut über das Zutreffende eines vor grauer Zeit richtig gesprochenen Dichterwortes; ja unsere eigenen Dichter rufen bei eben denselben Wahrnehmungen enthusiastisch aus: „Siehe, die Sonne Homers lächelt auch uns! In ewig wiederholter Gestalt wälzen sich die Thaten um, immer jugendlich schön ehrt die Natur das alte Gesetz. Sie bewahrt mit treuer Hand dem Manne auf, was er ihr als gaukelndes Kind oder als Jüngling anvertraut hatte, und wiegt auf gleichem Mutterschooße die nahen und die entferntesten Geschlechter.“ Schiller, „Der Spaziergang.“

Ueber der äußern wandelbaren Natur steht unwandelbar die unseres Herzens, unserer Neigung und Liebe. Daher wächst den edelsten Geistern einer Nation diese Empfindung zu der großen der Nationalität; das Andenken an die Jugendzeit, Vater-, Mutter- und Geschwisterliebe, Kameradschaft und Freundestreue ist ihnen die ursprüngliche Quelle ihres Wahrheitseifers, ihres Schönheitssinnes. Der Mutterschooß, das Kindergärtlein, der Knabenspielplatz steht noch immer lieb und freundlich vor ihrem Geiste, indeß dieser schon die öffentliche Arena betritt und zu solchen Werken sich anschickt, an denen ein ganzes Jahrhundert zehren

soll. Wie treu blieb ein Schiller dem ersten Jugendfreunde, wie aufopfernd ein Göthe gegen die aus der Frankfurter Knaben-Kameradschaft, wie kameradschaftlich fühlt sich Klopstock als Odendichter noch zu den unbedeutenden Jugendgespielen hingezogen, welch ein guter Bruder und Freundschaftsheld ist Georg Forster, ist der große Lessing. Ihr theilweise ärmliches und beschränktes Leben im Elternhause brachte ihnen doch das unschätzbare Glück, der Empfindung der Heimathlichkeit, der trauten Kindertreue recht sicher geworden zu sein, und dieser Herzenszug hielt durch ihr Leben aus.

Wir können unsre Neigung treu bewahren,
Selbst für die Puppe, die aus unsrer Kindheit
Uns ansieht wie mit über uns Erwachs'ne
Erstaunten großen Augen. Wie vielmehr
Bleibt uns die Liebe!

L. Schefer, Laienbrevier. —

Je wichtiger und geschätzter uns daher ein Mann ist, um so reizender wird für uns der Widerschein von Kindersinn, Jugendschimmer und Knaben-Erinnerung, welche wir in seiner reifen Seele nachglänzen sehen. Je befähigter ein Zeitraum uns zu sein scheint, um so öfter sehen wir ihm auch die Theilnahme an, die er dem Jugend- und Kinderwesen nicht minder achtsam gönnt, als seiner eignen neu eingeschlagenen Richtung. Weltgeschichtliche Helden, einen Ziethen und Friedrich, sehen wir in die Scherze einer spielenden Knabenschaar gemischt. Es hat ein solcher mit seinem Heroenleben als mit einem kurzdauernden Augenblick zu geizen, dann muß der neue Achill zu den Schatten hinab; gleichwohl verweilt er hier einmal bei den kegelnden Knaben und unterzieht sich freundlich ihrem eigensinnigen Spielgesetze. Es nimmt sich der Kirchenvater Tertullian Zeit, mitten im Kampfe mit den lauernden Parteien, uns an ein Märchen zu erinnern aus dem Munde seiner Amme. Zwischen Wachen und Einschlafen hatte sie ihm einst die Geschichte von der alten Hexe erzählt, in deren Thurm die Jungfrau gefangen gehalten ist so lange, bis ihr die goldnen Haare über die Mauer hinabwachsen und von der Sonne gestrählt werden (Grimm, Kindermärchen 3, 263). Selbst der große Kirchenlehrer Augustin wird uns ebenso in seinen Forschungen über Gottheit und Ewigkeit zur Folie eines hübschen Kindheitsbildchens. Am Meeresstrande nachsinnend wandelnd trifft er ein im

Sande häufelndes Kind an, das mit der Hand das Meerwasser in die Erdgrübchen schöpft. Es gleicht den spielenden Knaben bei Homer, die sich Sandhäufchen aufbauen und wieder umstoßen. Ein Engel des Himmels, setzt aber die Legende hinzu, müsse es gewesen sein, der den Grübler über die Gottheit mittelst eines Grübleins belehren wollte, in das sich der Ocean nicht schöpfen läßt. Auch der Künstler und Dichter, in dessen Seele eben ein Werk im Werden ist, das sie ganz mit erhabener Bangigkeit erfüllt, bleibt am Wiesenrain stehen, horcht dem Spielreim zu und wiederholt ihn einst in einem seiner spätesten Lieder. So thut Walther von der Vogelweide, der in seinem Gedichte das Spiel des Hälmleinziehens gläubig wiederholt, wie er einst bei Kindern gesehen hat; so steht in Göthe's Lied das Stirbt der Fuchs, so gilt der Balg; so stehen bei Rückert (Gesamm. Ged. Bd. 4) die Erinnerungen aus den Kinderjahren eines Dorfamtmannssohnes; so bekennt uns Christian Günther, starb 1723, es habe schon ein Wörtlein aus dem Texte des Weihnachts-Evangeliums hingereicht, alle Bescheerungsfreuden seiner vormaligen Kindheit wieder in ihm aufzufrischen:

Der Eindruck von derselben Lust
Erwacht mir noch in Mark und Brust,
So oft ich nur die Lehre
Des Weihnachtstextes höre.

Eine ganze Galerie läßt sich nennen von Helden und von Weisen, welche das Spiel der Kinderwelt mitbetrachtet, oder mitgemacht, oder weiter ausgedacht haben; lauter Männer, die zusammen einstehen für die Wahrheit des Schiller'schen Wortes, es liege oft hoher Sinn im kindischen Spiele. Dasselbe ist auch des großen Leibnitz Ansicht gewesen, der von der scharfen und unnachahmlichen Erfindungskraft redet, die in den althergebrachten Spielen stecke.

Heraklit ordnete am Dianentempel zu Ephesus die Knabenspiele, Sokrates machte sie zu Athen mit. Cosmus von Medicis verbesserte seinem Enkel auf öffentlichem Platze die Pfeife; Gustav Adolph spielte mit seinen Offizieren Blindekuh; Leibnitz trieb das Grillenspiel, Wallis das Ringelspiel und schrieb eine Abhandlung darüber in seiner großen Algebra (Gutsmuths, Jugendsp. 32), und sogar der sonst so empfindsame J. C. Lavater, den man gewöhnlich nur nach seiner eifernden Theologie betrachtet, erfand das Spiel der hölzernen Bausteine (Zürich. Neujahrsbl.

der Chorherrenstube 1820). Der Spartanerkönig Agesilaos ritt mit den Kindern auf dem Stecken, Heinrich IV. von Frankreich diente den seinigen selber zum Reitgaul und rutschte mit ihnen im Zimmer herum. Auch Schiller's Jenaer Hauswirthin, die Frau Griesbach, berichtete, wie oft der Dichter des Wallenstein seines Karls Lieblingsspiel, Löwe und Hund, in der Stube auf allen Vieren geduldig mitgemacht habe. Hoffmeister, Schiller's Leben 5, 321. Aehnliches gilt von Göthe. In jener Zeit, da ihn die Welt für einen thränenreichen Werther hält, kriecht er in Wetzlar unter einem Haufen wilder Jungen herum und läßt sich von ihnen zerzausen. Die Briefchen, die er nachmals denselben Knaben schreibt, voll trauter Herzlichkeit, sind zu lesen: Göthe und Werther, von A. Kestner 1854.

Nicht anders ist es auf dem Gebiete der Heiligen-Geschichte bestellt. Gerade hier, wo man wohl befürchten könnte, das Erhabene möchte Schaden leiden, wenn es aus seiner himmlischen Isolirtheit hereingezogen würde in die tumultuarische und handgreifliche Familiarität der Kindergesellschaft, erzählt uns die Legende das Leben der Heiligen am liebsten in jener Ausführlichkeit, die mit Windel und Wiege beginnt. Wir besitzen zwei deutsche Gedichte aus dem dreizehnten Jahrhundert über die Kindheit Jesu, das eine von dem Oesterreicher Konrad von Fußesbrunnen, das andere von dem Karthäuser Philipp aus Steiermark. In beiden Legenden wird erzählt, wie sich der Jesusknabe Weiherlein im Sande macht, wie er bei seinesgleichen Vögelein aus Lehm knetet. Und die Kirche fand diese Art, sich das geschlossene Leben des Heilands nach kindlicher Seite hin weiter auszudichten, durch die heil. Schrift schon angeregt und gewissermaßen erlaubt, da ja der Heiland selber von den Kinderspielen geredet habe, wenn er bei Matth. 11, 16 sage: Wem soll ich dieses Geschlecht vergleichen? es ist den Kindern gleich, die am Markte sitzen und ihren Gesellen zurufen und sagen: wir haben euch gepfiffen und ihr wollt nicht tanzen, haben euch ein Klagelied gesungen, und ihr wollt nicht trauern. Das Mittelalter sah daher im Kinderspiele oft ein Vorspiel großer Begebnisse, wie denn Cyrus und Romulus schon im Kinderspiel zum König gewählt worden und Athanasius zum Bischof, der da die Ceremonie der Kindertaufe nachmachte, nachmals aber ein wirkliches Licht der Kirche geworden ist.

Ganz dasselbe drängt sich dem Betrachter auf, der einen Blick auf Kinderzeug und Spielzeug wirft, denn auch hierin haben alle Zeiten

brüderlich mit einander getheilt, und gerade da am meisten gilt der Satz, nichts Neues unter der Sonne. Die Puppenwiegen, die wir unsern Kindern als Nürnbergertand zu schenken pflegen, galten ebenso schon den Griechen. Unter den Merkwürdigkeiten des Junotempels zu Olympia erwähnt Pausanias eines kleinen, mit Elfenbein verzierten Bettchens, das ein Spielwerk der Hippodameia gewesen sein sollte. Becker, Charikles 1, 30. In der Kirche zu Schildturn in Niederbayern steht im Boden des Schiffs in einer viereckigen übergitterten Vertiefung eine Wiege von Holz, in der Sakristei aber eine ähnliche versilbert. Vor Aufhebung der Klöster war eine gediegene silberne vorhanden. Sie gehörte den drei heil. Jungfrauen Einbet, Warbet und Wilbet, und wird von den Bäuerinnen geschaukelt, damit ihnen leichte Entbindung gewährt werde. Panzer, Bayer. Sag. 1, p. 70. 362. Die Kinderpuppen selbst waren auf dem griechischen Markte derselbe stehende Artikel wie auf dem unserigen und hatten genau, wie unsere jetzigen, bemalte Holz- und Porzellangesichter; auch ihr Spielname Korai drückt dieselbe Traulichkeit aus, mit welcher unser Kind die Puppe sein Maidli nennt. Und wie wir von dem Ende der Kinderjahre sagen, das Steckenpferdchen müsse nun in den Stall gethan, die Puppenküche nun in den Schrank gesperrt werden, so hatte auch das Alterthum bereits seine eigene Ceremonie, mit der es diesen Termin abschloß. Unser Fischart in seinem Ehezuchtsbüchlein (Straßburg, bei Caroli 1614, 79) soll darüber reden: „Die jungen Töchterlein, wann sie sieben oder acht Jahre erreichten und die Kindheit nun ablegen wollten, opferten sie der Venus Libitina ihre Puppen, Tocken vnd sonst Kinderspiel."

Die Kinderklappern und Kinderrasseln hießen bei den Griechen Platagai; sie müssen ihnen als etwas ganz Besonderes und Unentbehrliches vorgekommen sein, sonst hätten sie uns nicht den Namen dessen gemeldet, der ihr Erfinder war, den Archytas (Becker, Charikles 1, 30). In Deutschland waren sie schon vorhanden gewesen, noch ehe der einwandernde Germane hier den Boden betrat; denn man hat sie in der Neuzeit aus Heidengräbern hervorgegraben, welche dem vorgermanischen Volke der Kelten angehören; es sind zwei birnenförmig hohle, aneinander gebackene Thonkugeln, mit eingedrückten kreisförmigen Verzierungen, innen Klappersteinchen enthaltend. Zürich. Antiquar. Mittheil. 2, 12. So innig also sind die Bande der Liebe und Verwandtschaft, daß diese Zeichen der Elternzärtlichkeit noch aus den Gräbern eines Volkes heraus-

reden, das wir oft nicht einmal mit seinem wirklichen Namen kennen. Um das Wickelkind zu schweigen, geben wir ihm den süßen Schnuller (Schlotzer, Riggi); die Griechen steckten ihm einen in Honig getauchten Schwamm in den Mund. Dem Untröstlichen versprechen wir was Gutes; weine nicht, sagten die Griechen, so bekommst du auch etwas! Gieb mir das Schöne Händchen, sprechen wir, wenn das Kleine rechts zugreifen soll. Die griechischen Ammen zogen den dargereichten Bissen wieder zurück, wenn das Kleine links darnach langte; links ist unartig, sagten sie. Beck, Chronik f. d. Jugend, Augsburg 1787. Jahrg. 3. Die Kinderwiege erwähnt zuerst Plutarch (Fragmenta in Hesiod. 45. p. 800), und bei uns zuerst die Heidelberger Handschrift des Sachsenspiegels mit ihren einzelnen Abbildungen, welche vor dem J. 1220 gezeichnet sind. Eine Nachzeichnung dieses ältesten Bildes unserer deutschen Wiege giebt Scheible in seiner Sammelschrift das Kloster, Bd. 6, Figur no. 201. Das Wickelkind liegt da eingefäschet mit dem Kopfe auf einem gestickten Kissen, ruhend in seinem Wiegengestelle, dessen abgerundetes, also hin- und herbewegliches Untertheil völlig nach der Art unserer Wiegen beschaffen ist. Die Wöchnerin daneben langt zum Bette heraus und bringt die Wiege ins Schaukeln. Wie wenig vermag die Zeit an solchen einfachen Dingen zu ändern! Durch das Bedürfniß geboten sind sie bald genug in der bequemsten und für ihren Zweck am meisten geeigneten Form hergestellt gewesen. Eine zweite Abbildung einer Wiege findet sich gleichfalls unter den Kupfern vorerwähnten Buches, Figur no. 270; sie gehört zu den Bildern der Handschrift des deutschen Gedichtes, „Der Ritter von Stauffenberg" und stammt aus dem Jahre 1430. Hier zeigt die Wiegenwand bereits ihre Schnürlöcher, und kreuzweis geschnürte Binden, die oben über das Bettchen weggehen, schützen das Kind vor dem Herausfallen. Die Gunst des Zufalls hat uns außerdem einige ältere Bilderwerke vor Augen gebracht, deren hier einschlägige Geräthschaften wir kurz schildern wollen. Petrarchä Trostspiegel ist gedruckt Frankfurt 1572; allein die Holzschnitte dazu gehören schon dem Jahre 1520 an, wie in Scheibles Kloster 6, 726 aus ihnen selbst nachgewiesen ist. Auf Blatt 61 b ist die Abbildung einer Kinderstube gegeben. Hinter dem großen Ehebette sitzt ein Bube im Winkel auf dem hölzernen Nachtstühlchen; an ihm vorbei schiebt sich ein nacktes Kind im Gehkorbe oder Gängelwagen, der unten auf vier Rollen läuft und mit dem Trichter dem Kinde unter die Achseln geht. Im Vordergrunde essen zwei

Kinder mit kurzgeschnitzten Löffelchen Brei aus der Pfanne. Das Pfännchen ist mit seinem Stiel auf einen hölzernen Rechtwinkel gestützt und steht also gerade. Ein Kind auf dem Steckenpferde springt um eine verhängte Wiege herum, an dieser aber sitzt die älteste Tochter mit der Kunkel in der Hand und tritt dazu das Schaukelbrett der Wiege. Der Steckenreiter wiederholt sich Bl. 67 a noch einmal, da hält er dann als eingelegten Speer den Stab unter dem Arm, an dessen Spitze zwei bewegliche Kreuzstäbchen mit ihren vier angeklebten Papierblättern sich als Windspiel und Drehmühle am Fliederstäbchen gegen den Wind umdrehen müssen. Eine Wochenstube findet sich abgebildet bei Jac. Rueff „Schön lustig Trostbüchle von empfengknussen", Zürich, Froschauer 1554. Das Neugeborene wird da eben aus dem hölzernen Badwännchen herausgehoben und in die frisch gebettete Wiege gelegt; draußen in der Küche bläst die Magd das Feuer für den Kindsbrei an.

Daß die Germanenkinder mit Schnitzbildchen von Pferdchen, Schweinchen und Hündlein gespielt haben, wie unsere heutigen Kinder, ist unbezweifelbar. Schon der Gräberfund beweist es hinlänglich, wie dies Bd. 1, pag. 356 an dem im Heidengrabe gefundenen Pfeifengäulchen gezeigt ist. In den altnordischen Sagas wird uns von den Kindern Steinolf Arnorsson und Arngrim Thôrgrimsson erzählt, die blutsverwandt waren und sich besonders lieb hatten. Als einmal der vierjährige Steinolf den zwei Jahr älteren Arngrim bat, ihm sein Messingpferdchen zu leihen, so schenkte er ihm dasselbe edelmüthig: er sei ja ohnehin schon zu groß, um damit zu spielen. Im Anfang des vorigen Jahrhunderts hat man am Strande Islands einen ganzen Fund solcher kleiner aus Kupfer getriebenen Thiere gemacht; wahrscheinlich die Sammlung eines fremden Händlers, der hier damit strandete. Weinhold, Altnord. Leben, 292.

So sind auch die Erziehungsmittel, die bei uns im Schwange sind, keineswegs viel verschieden von denen des Alterthums. Beide stimmen zwar gleichwenig zu den übrigen Anschauungen eines gebildeten Zeitalters, sie widersprechen im Grunde ebenso dem feinen Geiste des Hellenen, wie sie mit unserer Aufklärung streiten. Allein sie erhielten sich damals und erhalten sich heute trotz aller Einreden, welche dagegen die Pädagogen erheben. Will bei Theokrit (15, 40) die ausgehende Mutter ihr Kind, das sie nicht zugleich mitnehmen kann, schnell beschwich-

tigen, so sagt sie zu ihm: du kannst nicht mit, denn der Kurreli-Murreligaul beißt dich! Geilers von Keisersberg Predigten (Augsburg, bei Hans Otmar, 1508. Bl. 24) geben dasselbe Zuchtmittel für dieselbe Gelegenheit an: Wenn daz kind sein muoter im hauß behalten wil, so spricht sy:

Gang nit hinauß,
Der man ist drauß!

Was hilfts, auf die Ungebühr hinzuweisen, die in solchen Schreckmitteln wirklich liegt? die griechische Sprache hatte ebenso ihre duzenderlei Namen von Kindergespenstern, die Akko und Alphito und Mormolükaien, wie die unserige ihren Butzenmann, Klaubauf und Böggel hat. Wir lassen die Ungeberdigen vom Wauwau holen, sie die ihrigen vom Arges Steropes und dem kohlengeschwärzten Merkur. Ja die Kinder trieben und treiben mit diesen mißbrauchten Gegenständen ihrer Angst alsbald auch ihr neues Spiel, ehedem wie jetzt; deswegen verkleiden sie sich, verstecken sie sich und suchen dabei die Fremden zu erschrecken. Das ist ihr Larven- und Butzenspiel, welches der Züricher J. H. Ammann (Richtige Kinderspiele. Zürich 1675) wohl zuerst in Kupferstichen dargestellt, aber viel früher schon der Bamberger Schulmeister Hugo von Trimberg in seinem Gedichte der Renner (Vers 12570 der Bamberg. Ausg.) beschrieben hat:

So wilent cleiniu kinder sahen
fremde levte, die begonden gahen
vn verburgen sich hinter die tor.
So lavffent sie nv peltlich hervor
vn spotten der levte in schalkes sitten.

Es ist Zeit, hier abzubrechen, obschon der Gegenstand seinen Schluß noch nicht hat; allein er ist uferlos. Vieles, das hier sich noch mittheilen ließe, wird ohnedies bei den einzelnen Spielen an einer passenderen Stelle sich besprochen finden. Nur auf einen kleinen Umstand sei noch hingewiesen, wie oft nämlich der stehende Spielbrauch mit der Sitte unserer eigenen Vorzeit zusammentrifft und also einen viel ernsteren Sinn hat, als man annimmt. So ist z. B. ein Schatten der altdeutschen Gerichtsverfassung noch allgemein übrig im Pfänderspiel. Der Richter fragt, was soll der thun, dem dies Pfand gehört? Der Grund-

zug deutscher Gerichtsverwaltung nämlich ist Trennung in zwei Geschäfte, in das richtende und urtheilende, deren jedes besonderen Leuten obliegt. Der Richter leitet und vollstreckt, der Urtheiler findet die Entscheidung. Möser, Osnabrügg. Gesch. 1, 33. Grimm, Rechts-Alterth. 750.

Erste Abtheilung.

T a n z s p i e l e.



No. 1.

Ringelreihen.

Die von Bonifacius den bekehrten Deutschen untersagten Tanz- und Mädchenlieder sind ihren altdeutschen Namen nach solcherlei Lieder gewesen, in denen Tanz, Wort und Weise unzertrennlich verbunden waren, so daß die bei ihnen Versammelten alle zugleich mitsangen und mittanzten und aus dem Rhythmus der Sprache und des Gesanges sich auch die Rhythmik ihrer Tanzbewegungen bildeten. Die geschichtlichen Beweise hierfür finden sich bei Wackernagel, Literatur-Handb. pag. 39, Note 7, pag. 40, Note 10. 11. Müllenhoff, Schleswig-Holst. Sagen, pag. XXII. Solcherlei Tänze haben bei unserm Landvolke im Norden und Süden bis nahe an den Schluß des vorigen Jahrhunderts gelebt, und als sie endlich aufhörten, giengen sie auf das Kinderspiel über und dauern nun in diesem fort. Dies scheint uns ein so weiter Sprung aus der ältesten Sitte in die neueste zu sein, daß wir dem eben gezogenen Schlusse kaum Glauben schenken wollen; gleichwohl läßt er sich einem jeden Leser augenfällig machen, und der Kindertanz selbst ist es, der, trotz seiner möglichen Entartung, uns die älteste Tanzweise versinnlicht,

welche unseren Ahnen bei ihrem Gottesdienst, bei ihrem Gelage, ihrer Schlacht-, Hochzeits- und Todtenfeier eigen gewesen ist. Ja wenn dem Germanen der Tanz überall galt, bei seinen Opfern und Schmäusen, sowie bei seiner Erziehungsweise und seinen Fehden, im Felde also wie im Tempel und im Hause, so daß er Tanz und Opfer mit verwandten Namen belegt (leich und lâc), so ist das Wunder nicht einmal ein so großes, daß von seinem Tanzbrauche noch der unserige sich herschreibt; es wäre vielmehr ein noch größeres Wunder, wenn die Volksnatur dergestalt hätte umgewandelt werden können, daß gerade von der ihr giltigsten, von der verbreitetsten Sitte ihrer Vorzeit auch gar nichts auf die unserige übergegangen wäre. Hier aber trat der allzeit conservative deutsche Bauer dem Wechsel der Sitte entgegen; und als die Weltereignisse, die mit dem Ende des letzten Jahrhunderts kamen, auch seiner Zähigkeit zu groß und übermächtig wurden, trat die unbetheiligte Natur des Kindes für ihn ein. Der Bauer gab den altdeutschen Reihentanz auf, das Kind setzt ihn heute noch fort. Das Kind kennt kein Zeitalter und keine Moden. Die Aeußerung seiner Freude bleibt bei gleichen Altersjahren sich gleich. So mußte auch alles Kinderspiel, das sich von dem älteren Kinde ewig auf das jüngere fortvererbt, in deutlichen und nothwendigen Beziehungen zu den Spielen unserer ältesten Vorzeit bleiben, ja es wird uns oft solche erst wieder erklären, von denen die älteren Autoren uns etwa den Namen, nicht aber auch die Beschaffenheit gemeldet haben.

Betrachten wir zuerst, was uns aufmerksame Forscher über die Beschaffenheit des älteren Bauerntanzes mitgetheilt haben. Dies berührt zuvörderst den Ringelreihen. Man singt und tanzt ihn bekanntlich nicht einzeln, nicht paarweise, sondern gesellschafts- und gleichsam gemeindeweise. So aber schildert uns Müllenhoff aus historischen Quellen den alten Springel- und Langtanz und den Trommeltanz der Ditmarschen. Der Vortänzer, der zugleich Vorsänger ist, nimmt seinen Nächsten an die Hand, dieser wiederum seinen Nachbar, und so ziehen Hunderte zusammen in einer Linie sich den Windungen nach, welche der Erste voraus einschlägt. Er baut mit seinem und seines Nachbars gehobenem Arm ein Thor, steht stille und läßt die Nachtanzenden hindurchziehen. Inzwischen kann der zuerst Hindurchgegangene von der Hand des einen Thorhüters bereits ebenso gefaßt worden sein, wie dann der zuletzt Hindurchziehende gleichfalls von der noch ledigen Hand des andern Thor-

hüters gefangen wird. Und so schließt sich die vorher lang dahin schwankende Linie in einen Kreis, der bald zur Rechten, bald zur Linken hin sich wendet, bis nach dem Gesatz des Reihenliedes abermals einer den Kreis bricht und verschlungener Hand mit der Reihe der Uebrigen wiederum unter den gehobenen Armen des zunächst stehenden Paares hindurch sich windet und alle Uebrigen nachzieht. Mit solcherlei Tänzen feierten mannbare Jungfrauen auf Westerlandföhr vor der Westerkirchporte das Neue Jahr, sie tanzten es singend ein; selbst jetzt noch ehrt man Frühlingsgeister, wie sonst auf Föhr den Geist Koome mit Tanz, so mit Kinderfesten, die in Blumenschmuck unter Schmaus und Tanz begangen werden. Wir haben Neßkuk, wir feiern Neßkuk, sagen dann die Schulkinder in Meldorf, und erinnern mit diesem Namen an den allgemeinen Hausgeist Nißepuck, von dem man sagt, um den Wohlstand einer Familie zu bezeichnen, da wohnt und regiert Nißepuck. Müllenhoff, 318. 319. Im Luzernerlande nannte man dies Fest das Gäuerlen, den Schling- und Ringtanz (durch das Gäu hindurch tanzen); ein ähnlich beschaffener Maienreigen ist bei den Deutschbündnern noch vor kurzem üblich gewesen, und Salis hat über ihn sein gleichbenanntes rhythmenleichtes Lied geschrieben. In der Umgegend von Bonn haben die Keßenicher und Poppelsdorfer Bauern noch in den zwanziger Jahren an Sommerabenden den großen Reigentanz aufgeführt; ihr Rosenkranzlied steht zu lesen bei Erk, Liederhort no. 139. Die Männer auf Island nennen diesen Tanz Hringbrot. Weinhold, Altnord. Leben 466, beschreibt ihn.

Im Waatlande galt dieselbe Sitte; noch vor fünfzig Jahren tanzten die Lausanner den Reigen abendlich unter den Kastanienbäumen des Münsters, während zugleich Männer, wie Gibbon und Tissot, die Zuschauer bildeten. Nous n'irons plus au bois, begann die eine Weise, die alles Volk zusammen dabei sang. Vulliemin, Kant. Waat 2, 68. Ein anderer Rundtanz jener Gegenden wird in der Volksmundart Choraula genannt, ableitend von dem noch lebenden waatländischen coreihi (χορεύω) springen*). Er wurde bei Trauungen vor den Kirchthüren aufgeführt, der Text des dabei gesungenen Liedes ist in Patois

*) Choraulas vel cantica diabolica verbietet im 7. Jahrh. der heil. Eligius den Deutschen. Burchard von Worms wiederholt dies Verbot 1024 in seinem Beichtspiegel.

und mit französischer Uebersetzung abgedruckt im Helvet. Almanach 1810, 119. Im Freiburger Lande, wo er gleichfalls noch unter demselben Namen lebt, hat er zu einer anmuthigen Sage Anlaß gegeben, welche Küenlin (Ritterburg. d. Schweiz 2, 288) erzählt. Es soll im Jahre 1346 gewesen sein, da vor dem Schlosse des Grafen Peter von Greyerz eines Abends sieben Personen einen Ringeltanz anhuben, zu dem sie ein langes Lied sangen, dessen Anfangsstrophe lautet:

Le Comte de Gruvire
se leva ou matin
il appelé son padge
et lei dit: Bon Martin,
va-t-in salla (seller) ma mula
et mon tzavo (cheval) grison
e vu alla in Sazima
yo mes vatzes (vaches) y sont.

So tanzten sie fort durch das ganze Sanenland hin, bis sich zu den anfänglichen Sieben zuletzt siebenhundert, Jünglinge und Mädchen, Männer und Weiber eingereiht hatten, und kamen am folgenden Dienstag Morgens auf dem großen Marktplatze zu Sanen an. Aber der gute Graf Rudolf von Greyerz hatte vom oberen bis zum unteren Greyerzerlande stets mitgetanzt und mitgesungen. Wenn er müde war, stieg er zu Pferde, und ein Junker oder Knappe führte mit der schönen Marguita, seiner Geliebten, den Reihen fort. Alles, was der Zug auf dem Wege antraf, selbst Kinder und Greise, riß die Choraula über Berg und Thal mit sich fort, bald sich in eine lange Kette ausstreckend, bald sich wieder zusammenwindend, bald unter den Armen der zur Rast Dastehenden sich hindurch schlingend. Dann schlug der Graf mit seinem ganzen Gefolge ein Lager auf am Arnensee. Zwei Tage und Nächte wurden alle Sennen bewirthet, da übten sie sich im Ringen und Schwingen, im Tanzen und Singen. Zwanzig Gratthiere wurden gebraten, bei hundert Haselhühner und tausend Pfund Käse verzehrt.

Dies ist der Anlaß zur Uhland'schen Romanze vom Grafen von Greiers, in der es heißt:

Der Sennerinnen jüngste, schlank wie ein Maienreis,
Erfaßt die Hand des Grafen, da muß er in den Kreis.
Sie raffen ihn von hinnen mit Sprung und Reigenlied,

Sie tanzen durch die Dörfer, wo Glied sich reiht an Glied.
Sie tanzen über Matten, sie tanzen durch den Wald,
Bis fernhin auf den Alpen der helle Klang verhallt.

No. 2.

Die goldne und die faule Brücke.

Zwei Kinder reichen sich die gehobene Hand, bilden damit eine Thorwölbung und bestimmen dabei heimlich, welche ihrer beiden Seiten die goldene und die faule Brücke, Messer oder Gabel, Himmel oder Hölle, Kaiser oder Teufel sein solle. Hierauf nehmen sich alle Uebrigen an die Hand und ziehen in einer langen Reihe gegen dies Thor galoppirend heran. Dabei beginnt folgendes Gespräch:

I möcht' über d' holländische Brugg!
sie ist verheit und broche.
lönd sie wiedrum mache
mit îsige Stachle!
um welhe Lohn?
die hinterst Geisbohn! —
I möcht' über d' silberig Sihlbrugg!
d' Brugg ist bschlosse
mit Silber übergosse
und goldige Schîbe.
der Letzte mueß do blibe!

Es springen nun alle unter den emporgehaltenen Armen der beiden, die das Thor bilden, hindurch; diese aber lassen das Fallgitter der Brücke niederfallen, sowie der Letzte des Reiterzuges herankommt. Er ist die im Spielterte genannte „letzte Bohne und wird als Lohn bezahlt." Er ist gefangen und muß sich nun entscheiden, auf welche Seite der beiden Brückenbauer er gestellt werden will. Je darnach kommt er nun zum Teufel zu stehen als die hinterst Geisbohn, oder zum Kaiser als goldige Schibe. Die übrigen beginnen ihren Ritt von Neuem durch den Thorbogen, um abermals einen andern Letzten dahinten zu lassen. Je nachdem nun alle gefangen sind und ihrem Wahlfürsten zugesagt haben, stellen sie sich in die damit bezeichneten zwei Parteien der Kaiser-

lichen und der Teuflischen, der faulen und der goldenen Brucker, und es beginnt ein Ringkampf der beiden Haufen. Es kann aber einer überbleiben, der beim Reiten durch die Brücke nicht vom Fallgitter getroffen, oder beim Ringkampfe nicht gefangen werden konnte, weder vom Heer der Teufel noch der Engel. Dieser muß dann gemessen oder gewogen werden. Er muß sich über die verschränkten Hände der zwei Brückenbauer legen, und wenn er trotz der entstehenden Bewegung ihrer Hände dabei das Gleichgewicht nicht verliert, so wird er ein Engel und kann nun einen der Teufel erlösen, um mit diesem die eigne Schaar zu vergrößern. (Dieses Spielverfahren scheint durch die Phrase in Fischart's Spielverzeichniß, Gargant. cap. 25 gemeint: „Der Himmel hat sich vmbgelegt.") An der Reihe der zu Erlösenden angekommen, beginnt zwischen diesen und dem Erlöser ein Reimspruch, mit welchem er von ihnen angenommen, oder abgewiesen wird:

Chatze, Chatze-müsli:
Es sitzt e Frau im Hüsli;
Chatze, Chatze-müggeli:
Es sitzt e Frau ûf'm Brüggeli.
Gisch mer nüd, bist e Säubengel;
Gisch mer öppis, e goldiger Engel.

Die Endworte erinnern an die im Volkslied von der Gräfin Orlamünde (Wunderhorn 2, 236. Grimm DS. 2, 377) stehenden; dorten sprechen halb zum hereindringenden Mörder gewendet, halb im Kinderspiele fortfahrend, die Kinder der Gräfin,

Die im Saal zum Spiel abzählen,
Unter sich den Engel wählen:
„Engel, Bengel, laß mich leben,
Ich will dir den Vogel geben."

Es sind diese rührenden Verse bis auf heutigen Tag eine norddeutsche Abzählformel geblieben.

Dieses Spiel hat sich überall in Deutschland erhalten und wird von allen Sammlungen von Kinderreimen mit genannt; vgl. Meier, Schwäb. Kinderr. no. 373. Fiedler, Anhalt-Dessau. Volksr. no. 107, wo dasselbe auch aus dem Englischen bei Halliwell no. 110 nachgewiesen wird. Bremische Kinderr. pag. 67. Aus Ungarisch Preßburg verzeichnet's Schröer in Wolf's Zeitschrift für Myth. 2, 190. Einem die

Brücke treten, führt noch Gottscheden's Sprachkunst, Leipzig 1752, pag. 512 als Gleichnißrede seiner Zeit an. — „Woltestu ietz der faulen Brucken springen als da du zwölff iar alt warest oder vierzehn alt, es wurd dir vbel anston; den alten stot nit an als den iungen." Geiler v. Keisersberg, Sünden des Mundes, 3. Th. Bl. 52. „Dann die auff der höchsten spitzen stehen, stehen nit satt; es wird jhnen nichts mehr, dann daß sie, wie im Spiel der faulen Brucken, einmal die händ zusammen schlagen vnd jauchtzen vnd alsdann wieder herabspringen, ritschen vnd burtzeln." Fischart, Gargant. cap. 34. und 25 führt das Spiel mit an: „Der faulen Brucken", „auf der Brucken suppern in glorie", „Ritter durch Gitter." Rabelais im Gargantua l. 1. chap. 22 giebt das entsprechende französische Spiel an: „au pontz cheuz."

Der Sinn des Spieles bezieht sich auf den Heidenglauben vom Ritt der Todten in das umgitterte Reich der Halja und über die Todtenbrücke, auf welcher die hütende Modhgudhr sitzt, die zu Hermodhr spricht: reitet nur durch, der Bruder ist schon voraus! So fehlt dann auch nicht der Streit der Teufel und Engel vor den Thoren des Paradieses um den Besitz des Seelenheeres, und davon singt unser ahd. Gedicht vom Jüngsten Gerichte, Muspilli. Merkwürdig stimmt folgender Rechtsbrauch mit dem beschriebenen Spielbrauch zusammen. Wenn es auf der Landsgemeinde der Urner zweifelhaft erscheint, welche Partei der abstimmenden Landleute das Stimmenmehr für sich habe, so werden die Stimmen also abgezählt. Man wählt für jede der beiden im Entscheid liegenden Meinungen zwei Ehrenmänner von Ansehen, diese reichen sich die Hände, halten sie über sich empor und lassen die für diese Meinung stimmenden Landleute darunter wegschlüpfen. So zählt jede Partei die durchgeschlüpften und der durch die Mehrheit vertretene Vorschlag wird alsdann durch den Landschreiber notirt, durch den Landammann verkündet und zum Beschluß erhoben. Lusser, Kant. Uri, pg. 70. Dasselbe Verfahren gilt auf der Appenzeller Landsgemeinde und heißt dorten das Schlüfa. Tobler, Sprachsch. 391. Zum septum oder ovile, dem Orte, wohin sich bei der römischen Volksversammlung die einzelnen Haufen begaben, führte ein aufgedammter Weg, pons und ponticulus genannt. Man mußte also auch dorten die Brücke beschlüpfen.

No. 3.

Der Schwarze Mann.

Eine Art des Ringelreihens wird getanzt unter Hersagung des Reimes: „Schwarzer Mâ, läng mich nit a!“ Die Spielenden stellen sich der Größe nach in eine Reihe und zählen sich ab. Der, den die Zahl 9 trifft, wird Schwarzermann. Sein Spielgebiet wird ihm mittelst eines in den Boden gesteckten Stockes mit darüber gehängter schwarzer Mütze angewiesen; zwei Steine oder Bäume bilden die Gebietsgrenze. Ein Jedes, das er zwischen diesen beiden vorausbestimmten Punkten haschen kann, ehe es das Ziel erreicht hat, muß sich zu ihm gesellen und mitfangen helfen. Förchtets üch vor 'm schwarze Ma? ruft er in den Haufen; die Verwegneren antworten mit Nein und wagen sich aus der Freiung heraus. Was machet-ehr, wenn de schwarz Ma chunt? fragt er weiter; Usflüge und flieh, schreien die Anderen. Auch Erwachsene treiben dies Spiel noch auf die Weise.

Es ist dies ein Ueberbleibsel der Pest- und Todtentänze, welche bildlich und gesellschaftlich im Mittelalter üblich gewesen sind. Merians Stiche zum Basler Todtentanz, Basel bei Mieg 1621, legen dem Tode folgenden an den Xylbepfeifer gerichteten Spruch in den Mund:

Was wölln wir für ein Tänzle haben,
den Bettler oder Schwartzen Knaben?

In den Gemälden der Todtentänze findet sich unter dem Bilde, welches darin das von der Mutter durch den Todesgott hinweggeführte Kind einnimmt, der stehende Spruch:

Owê, liebe Muoter mîn!
ein swarzer Man ziuht mich dâ hin.
wie wiltu mich alsô verlân?
muoz ich tanzen, und kan niht gan.

W. Wackernagel in Haupt's Ztschr. 9, 314. 338 hebt das hierauf bezügliche, heute noch übliche Jugendspiel als einen Nachklang jener alten Schaustellungen vom Todtentanze hervor. Der Schwarze, der sich in den versammelten Reigen mischt und einen nach dem andern wegführt, ist der seine Schaar stets vergrößernde Todesgott. Gleich dem Vortänzer, der an die hundert Tänzer in einer Reihe hinter sich herführen und regieren kann, wie Müllenhoff, Schlesw.-Holst. Sag. pag. XXIV

vom Springeltanz und Trümmekentanz (zur Trommel tanzen) der Ditmarschen erzählt, führte der Tod den Vortanz und zog die Reihen von Hunderten an hoher Hand hinter sich drein. Daß gegen große Landesseuchen, gegen den sogenannten Schwarzen Tod wirklich getanzt wurde, ist als bekannt hier vorauszusetzen. Die Geißler Sekten, die zwischen 1348—1350 zur Pestzeit die Länder durchzogen, riefen zur Buße auf und eiferten gegen den weltlichen Brauch; deswegen lautet ein Geißler Lied in seinen Anfangszeilen:

Swer sîner sêle welle pflegen,
der sol gelten unde widergeben,
so wird sîner sêle rât,
des hilf uns lieber herre got.

Maßmann, nach Twinger von Königshofen. Justinger, Bernerchronik, pag. 142, erzählt aber, wie die kriegslustigen Berner sich durch diese Bußlieder nicht beirren ließen. Sie zogen sogleich nach dem Großen Tode zu Ende des Jahres 1349, mehr denn tausend Gewappneter gegen die Schlösser Laubeck und Mannenberg im Simmenthal und brachen sie. Dann wurde gesungen und getanzt: „Also warent meh denn tusend gewappneter Mannen an einem Tanz, die sungen also und spottend der Geißler:

Der unser Buß well pflegen,
Soll Roß und Rinder nehmen,
Gäns und feißte Schwin,
Damit so gelten wir den Win."

Aehnliche Beziehung mag auch der Spottreim haben Diut. 2, 87: die pawren schrien: hartz io hartz, mein liep ist nit schwartz! Die Wertheimer tanzten um eine Waldtanne, bis der Schwarze Tod ihr Städtchen verließ. Herrlein, Speßhart-Sag. 1851, 139. Tausend Erfurter Knaben und Mädchen tanzten 1237 durch den Steigerwald nach Arnstadt, wo man sie über Nacht behielt. Bechstein, Thür. Sag. 3, p. 131. Die große Wiesenstrecke bei Prattelen in Basellaud, die gegen den Hardwald hinauf liegt, heißt Hexenmatte; hieher versetzt der Aberglaube die Walpurgistänze. Auch wurden hier, der Volks-Erinnerung nach, die Tänze abgehalten, durch welche man sich während der Großen Pest zu zerstreuen suchte. Meyer-Knonau, Schweiz. Erdkunde 1, 490. Der Münchner-Metzgersprung und der Schäfflertanz geschicht ebenfalls bewaffnet alle sieben Jahre zum Angedenken an glücklich überstandene

Pestzeiten. Panzer, Bayr. Sag. 1, 232. Der grandioseste Ueberrest solcher Pesttänze scheint die Echternacher Springprocession zu sein. Sie geht von einer an der preußischen Grenze gelegenen Brücke eine halbe Stunde weit und in das Städtchen; ebenso weit muß jeder Theilnehmer die ganze Wegstrecke so zurücklegen, daß er nach dem Takte eines alten Marsches erst einen Sprung rechts, einen links und dann einen vorwärts macht. Man sagt, dies geschehe zum Gedächtniß an eine von S. Vitus abgewendete Veitstanz-Epidemie. Im Jahre 1845 nahmen 13,000 Menschen am Zuge Antheil; im J. 1852 waren es 8100 Tänzer oder Springer, während andere Tausende betend folgten. Die Allgem. Augsb. Ztg. 1852, no. 175 Beilage, beschreibt den Zug, giebt aber folgendes darüber an. Männer, Weiber und Kinder sprangen drei Schritt vorwärts und je zwei Schritt rückwärts, ohne Pause, ohne Rast, daß ihnen der Schweiß von der Stirne rollte. Der Sprung geschah nach der Melodie „Adam hatte sieben Söhne", ein Tanzspruch, welcher in Fischart's Gargantua, Spielverzeichniß cap. 25 angeführt steht zugleich mit dem „des Todtentanzes" — und der in Simrock's Kindb. no. 219 nachzulesen ist. Die Prozession gehe, heißt es da, zum Grabe des heil. Willibrordus, um die Wiederkehr einer Viehseuche abzuwenden, welche vor fünf Jahrhunderten, 1374, in der Gegend gewüthet haben soll. Es ist bekannt, wie Karls d. Gr. Capitulare den Deutschen jene Todtentänze verbieten, welche sie zum Gedächtnisse der Verstorbenen abhielten. Allein noch im J. 1271 tanzen die Appenzeller beim Begräbnisse des St. Galler Abtes Berthold auf ihrem ganzen Heimwege. Walser, Appenz. Chron. p. 162. Aus solcher Sitte scheinen die Vorstellungen vom Tanzen der aus den Gräbern steigenden Todten (Göthe's Todtentanz) entstanden zu sein oder die angebliche Strafe des Todttanzens, die im Märchen von Schneewittchen und in einer dänischen Volkssage vorkommt. Grimm, KM. 3,93.

Die schon vergriffene Schrift: Dr. Hecker, die Tanzwuth im Mittelalter. Berlin, Enslin 1832, habe ich leider mir nicht verschaffen können.

No. 4.

Es chunnt en Hêr mit eim Pantoffel.

Die Kinder theilen sich in zwei gegen einander gestellte Reihen und marschiren nach dem Takte der unten folgenden Verszeilen gegen einander an. Wenn ihre beiderseitigen Führer, welche den Freiersmann und den Schwiegervater vorstellen, je eine Verszeile gesprochen haben, singt der Chor dreimal Ade und rückt entweder drei Schritt vor oder geht drei zurück.

Es chunnt en Hêr mit eim Pantoffel,
ade, ade, ade!
es kommt ein Herr geritten
von alten Adams Sitten,
er bitt' ums jüngste Töchterlein,
laß es dich nicht gerauwen sein.
der Vatter söll gäng z' Hûs cho.
was söll der Vatter z' Hûs tho?
er sött e chlisligs Briefli schribe?
was sött i selle Briefli stoh?
es sötten alli z'sämme cho.

Es bieten sich hierauf die beiden Führer, ebenso die zwei untersten Kinder der zwei Reihen die Hand, schließen einen Kreis, fangen an zu tanzen und singen dabei sich der Reihe nach mit Namensaufruf zur Braut aus.

Guete Tag, guete Tag,
guete Tag, Frau Ite:
es chunnt en Hêr mit zwei Pantoffel, ꝛc.
ade, ade, ade!
me chömet ûße Schwobeland,
mer möchtet gern is Schwizerland
zue der Hochsig biete.
grüeß ech Gott, Frau Zipperinne,
sind die Chindli alle dinne?
„alle bis ûf eis."
der Zûpfen ist b'bunde,
der Stecken ist g'schunde,

der Strauwisch het sech ume g'chert,
het der Chatz de Schwanz ûszert.

Bei den letzten Worten, die sich auf Hochzeitszopf, Spinnrocken und Kunkelstock des auszusteuernden Mädchens beziehen, muß sich Dasjenige, dessen Namen nach dem Worte Strauwisch genannt wird, in den Kreis stellen und rückwärts rings herum tanzen. — Fischart's Spielverzeichniß im Gargantua erwähnt, „deß Breutgams" Rathet jhr, was stund im brieff." Hoffmann's Horae Belgicae erwähnen unter Vlämischen Kinderspielen aus Brabant das Malen, Malenspel, wornach je zwei, Knabe und Mädchen sich fassen, plötzlich loslassen und andere der Reihe ebenso fassen. Dies ist das Braut- und Bräutigamspielen. — Andere Texte desselben Spieles bietet: Kretzschmer, Deutsch. Volksl. 2, no. 313, wo auch die Singweise mit angegeben und die Bemerkung steht, das Lied sei früherhin allgemein zur Maienzeit gesungen worden, wenn man die Vielliebchen oder Valentinchen auszurufen pflegt. Bei Wöste, Westfäl. Volksüberlief. pg. 12, und in Fiedler's Dessau. Volksr. pag. 69 kommen die Brautwerber aus Ronasi und Rinase; eben daher bei Firmenich, Völkerst. 1, 460. Dies erinnert an den Namen des Irrlichtes, das bei Kuhn, Nordd. Sag. 35 ebenso gerufen wird. Fernere hier einschlägige Text- und Spielvarianten sind bei Müllenhoff, Schleswig-Holst. Sag. pag. 486; Meier, Schwäb. Kindr. no. 380. 381; Oldenburger Kinderleben pag. 36, englisch bei Halliwell no. 232.

Der Pantoffel des Spielreimes hat hier den Sinn des Brautschuhes. König Rother beschuht so in Byzanz als Brautwerber die Königstochter, in gleicher Weise heißt Waltharius die Braut Hiltgund acht paar Schuhe in die Schatzsäcke füllen:

Inde quater binum mihi fac de more coturnum,
Tantundemque tibi patrans imponito.

Schmeller-Grimm, Latein. Ged. pag. 12, 268. Mit einem in den Schuh steigen, war deutsches Rechtssymbol der Annahme an Kindesstatt. Grimm RA. 155. 463. Aargau. Sag. Bd. 2, Einleitung über die Sage vom Stiefelreiter. Ebenso wird die Braut bei der Hochzeit in manchen Gegenden heute noch über der Mahlzeit theils beschuht, theils auf komische Weise entschuhet. Grimm GDS. 128. L. Schefer, Weltpriester, p. 277 nennt unter den allverehrten Reliquien auch der Mutter Jahresschuhe,

Die als ein Wunderwerk der heiligen Welt
Am frohen Hochzeitstisch auf einem Teller
Den Gästen mit umher kredenzet werden:
Die junge Frau als kleines Kind zu schauen
Und bald als Mutter, welche wiederum
So kleiner Schuhe bald bedürfen wird
Für ihre kleinen eingebornen Götter,
Die wiederum einst am Hochzeitstische sitzen
Und wieder kleiner Schuhe bald bedürfen
Für ihre kleinen eingebornen Götter.

Bis in neueste Zeit galt dieser getretene Tanz auf den Färöern beim ganzen Volke. Männer und Frauen bildeten eine einzige lange Reihe; sie bewegen sich drei Schritte nach vorn oder drei Schritte zur Seite, bleiben dann, sich hin und her biegend, eine kurze Weile stehen und thun wieder drei Schritte zurück. Die ganze Reihe singt dazu Lieder. Selbst die älteren Geistlichen haben noch im Anfang dieses Jahrhunderts in ihrer Amtstracht mitgetanzt. Nahverwandt ist die isländische Vikivaka, ein Schaukeltanz, wobei man auf dem rechten Beine stehend sich mit dem Oberleib nach dem Takte des Gesanges bald vor-, bald rückwärts neigt, ohne die Stelle zu wechseln. Weinhold, Deutsch. Frauen, p. 371. Altnord. Leben, 465.

No. 5.

Das Tschämelen.

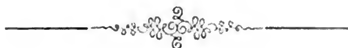
Tschämelen nennt man im Altaargau und Oberaargau einen Kindertanz, der zur Zeit der Fasnacht üblich ist. Possenhaft verkleidet kommen die Buben vor die Häuser gelaufen, sagen ihren Fasnachtsreim her und bewegen sich dazu in einem balletartigen Schritte zu zwei Reihen so lange vor und zurück, bis man ihnen ihre Küchlein zum Fenster herausgereicht hat. In unseren katholischen Landestheilen ist eine dabei mitziehende Bischofsmaske bemerkbar, und der Spruch, den die Kinder so lange absingen, bis sich ein jedes von ihnen dreimal im Kreise herumgedreht hat, lautet:

Bischof, Bischof, Schämele:
bis i drümol umme bi!
und wenn i drümol umme bi,
hock ich ûf de Boddä.

Dieser Bischof dabei ist ein Rest der ehemaligen Weihnachts- und Gregoriusfeier, bei welcher ein Knabe in hoher Papiermütze mit Mantel und Stab den Zug eröffnet. Vgl. Abth. VII, Gregoriusspiel. Ein Luzernertanz, Tschämpeler genannt, wird von den Dorfburschen beim Aufrichten des Hobelspankranzes am neu eröffneten Dorfwirthshause nicht ohne Kunst und gleichfalls in phantastischer Verkleidung aufgeführt. Darüber berichtet: Oberdeutsches Gebildbrod no. 16a. Der Name dieses Tanzes, der auch schlesisch Schampertanz genannt ist (Weinhold, Deutsche Frauen, p. 370), bezieht sich mit der Art seines trippelnden und beinverschränkenden Herumgehens auf franz. enjambement.

Zweite Abtheilung.

Ballspiele.



Zur Geschichte des Ballspieles.

Das Ballspiel gehörte der alten Welt und unserem Mittelalter an und ist erst seit Anfang des vorigen Jahrhunderts gänzlich zum bloßen Kinderspiel herabgesunken. Ehedem war es eine Kunst, ein besonderer Theil der schulgerechten Gymnastik. Wie heute noch bei unserer Kinderwelt, so war es auch beim Hellenen eine natürliche Aufforderung zu Tanz und Gesang. Die Odyssee erzählt, wie Nausikaas Mägde die Schleier weglegen, um mit dem Ball zu tanzen, und wie die blühende Fürstin selbst das Tanzlied zu singen anhebt. Noch in späterer Zeit begleiteten, wie Pausanias berichtet, die Frauen und Mädchen von Korkyra ihr Ballspiel mit Tanz und Gesang. Aber wie es die Jünglinge Laodamas und Halios am Hofe des Phäakenfürsten Alkinoos spielen vor dem zuschauenden Odysseus, dies erfahren wir deutlich wieder durch Homer:

Siehe, da schwang ihn jener empor zu den schattigen Wolken
Rücklings gebeugt, und der Gegner, im Sprung von der Erde sich hebend,
Fieng ihn behend in der Luft, eh der Fuß ihm den Boden berühret.

Jetzo, wie sie den Ball gradauf zu schwingen versuchten,
Tanzten sie leicht einher auf der nahrungsprossenden Erde
In oft wechselnder Stellung.

Das Spiel, wie es zu Argos, Sparta, Kreta, Sikyon und andern Orten üblich war, gieng in Ballchöre über; ein Tanzlied dazu giebt Lucian an:

Vorwärts, Genossen, wacker ausgeschritten,
Auf, verschlinget den Reihen schön!
Schwingt weithin die behenden Füße,
Führet den Reihen mit besserem Fleiß!

In Sparta und Kreta waren die Knaben und jungen Männer bis zu ihrem dreißigsten Jahre in Schaaren eingetheilt, welche von den Sphären, d. h. von solchen Männern zu gemeinsam körperlicher Ausbildung angeleitet wurden, die selber ihren Namen von der Sphaira, d. i. vom Ballschlagen trugen. Plutarch, Lyk. 17.

Noch kennen wir den Ballspieler Alexanders des Großen; er hieß Aristonikus, er war ein Karier, und die Athenienser gaben ihm nicht nur das Bürgerrecht, sondern setzten ihm auch eine Statue. Gutsmuths Jugendsp. 50. Der Tyrann Dionys, allen Leserklassen bekannt durch Schiller's „Bürgschaft", war längst schon in Furcht oder Menschenhaß vereinsamt, dennoch trieb er noch immer das gewohnte Ballspiel fort; da legte er dann das Oberkleid ab und übergab während dem seinem Liebling auch das Schwert. Cicero, Tusc. 20, 57. Ebenso spielten Scävola, Julius Cäsar und Octavius Ball.

Der enge Zweck, der diesem Büchlein gesteckt ist, drängt aus dem Alterthume hinweg, um schnell unsere eigne Zeit zu gewinnen. Das ganze Mittelalter gab sich indeß dem gleichen Spielvergnügen hin.

Die Araber unter dem Chalifen Harun al Raschid waren sogar leidenschaftlich dem Schlagen des Federballs ergeben. Aber reizender ist es zu wissen, wie es unsere deutschen Ahnen trieben. Dies sagt uns die tägliche Sprache. Da wir heute noch ein Tanzfest Ball nennen, so gründet sich dies auf jene ursprüngliche Vereinigung, in welcher Ballschlagen, Tanzen und Singen auch bei uns stand. Ja auch in den romanischen Sprachen heißt ballare tanzen, ballata ein Tanzlied. Solche mit Gesang und Tanz verbundene Spiele besingen unsere mittelhochdeutschen Dichter öfter, und Nithart schildert uns, wie das österrei-

chische Landvolk in den Donaugegenden mit Ballspiel und Tanz die Sommerlust begieng. Die Liederhandschrift Carmina Burana, ed. Schmeller, singt pag. 182:

Tanzen, reien, springen wir
mit frovde und ovch mit schalle,
daz zimet guoten chinden wol,
nu schimphen mit dem balle!

Bis nach Island galt diese Sitte; man veranstaltete dorten große Ballspiele, die weit und breit besucht wurden (Egilssaga, c. 40) und man hieß sie den Tanz zum Knätschball, knâttleikar.

Zur Zeit der Konstanzer Kirchenversammlung ist es der Italiener Poggio, der in einem an seinen Landsmann Nicoli gerichteten Briefe beschreibt, wie er den Badegästen im Aargauer-Städtchen Baden beim Ballspielen zugesehen. Sie spielen, sagt er, nicht wie bei uns, sondern Mann und Frau wirft sich, je nachdem man sich am liebsten hat, einen Ball voll Schellen zu. Alles rennt dann, ihn zu haschen, ein jeder wirft ihn wieder seiner eignen Geliebten zu, und wer ihn bekommt, der hat gewonnen. Als dann im J. 1438 ein anderer Italiener, Aeneas Sylvius auf die Kirchenversammlung nach Basel kommt, schildert auch er, dieser nachmals zum Papst gewählte Gelehrte, das gesellschaftliche Leben Basels seinem Freunde dem Cardinal Julian de St. Angeli folgendermaßen:

Auf den grünen Rasenplätzen der Stadt, besetzt mit Eichen und Ulmen von reichem Schatten, tummelt sich die Schaar der Jünglinge zu Erholung und Spiel. Hier üben sie Wettlauf, Kampfspiel und Pfeilschießen. Einige zeigen ihre Kraft im Steinstoßen, andere spielen Ball. Doch nicht auf italienische Weise. Sie hängen vielmehr auf dem Spielplatze einen eisernen Ring auf und wetteifern, den Ball hindurch zu werfen. Sie treiben dabei den Ball mit einem Holz an, nicht mit der Hand. Die übrige Menge singt indessen Lieder und windet Kränze den Spielenden.

Man warf also auf ebner Bahn die Kugel durch einen Eisenring. Dies hieß den Bugel schlagen (Henisch, Thesaur. v. J. 1616). Im Vlämischen gilt ebenso, durch die Kloospforte schlagen: closen, cloten. bollen, boghelen. Junius Nomenclator, 1567. In Norddeutschland ist dies die Kliese, ein Holzball, der um Ostern herkömmlich in Gesellschaft

geschlagen wird. Kuhn, Nordd. Sag. pag. 511. Es vergleicht sich dem aargauer Kesseltreiben und Morenschlagen.

Zur Reformationszeit besinnt sich der neu erwachende sittliche Eifer über die fernere Berechtigung manches bis dahin unbeanstandet gewesenen Spieles. Luther aber in seinem Schreiben an die Rathsherren aller Städte Deutschlands, vom J. 1524, vindiciert der deutschen Jugend das fernere Recht zum „Käulchen schießen, zum Laufen und Rammeln und Ballspielen." Und so verbleibt derlei sogar in dem überaus sittenstrengen Zürich der Jugend auch erlaubt. Da nämlich die um ihres Glaubens willen aus der Heimath verjagten Tessiner nach Zürich kommen und dorten Aufnahme finden, ist es der an Bildung unter ihnen hervorragende Aloysius von Orelli, der seinen italienischen Landsleuten die ihm so wohl gefallende Sittenzucht beschreibt, die er in der neuen deutschen Heimath betrifft. Er schildert unter den dort üblichen Spielen das Tuschen und das Stöckeln. Das erstere, sagt er, ist eine Art Maillespiel, und das andere besteht in der Behendigkeit, eine Kugel in einem engen Kreis von Spielenden so geschwind herum zu treiben, daß sie bei einem oder mehreren vorbei springt, ohne daß diese sie mit ihren Stöcken berühren können (vgl. Al. Orelli, Biograph. Versuch, Zürich 1797). Dies Spiel besteht allenthalben noch und ist in unserer Sammlung als Stûdum mit aufgeführt. Anderwärts gilt es im Mittelalter als Schaggun. Der Schlag- und Stoßball, welcher gleich dem Steckenpferde, das wir ebenfalls Schaggerrößlein nennen (engl. to shake), Schaggerball heißt, traf in seinem Namen mit dem franz. choquer, stoßen, zusammen, und wir entlehnten daher unser eigenes Wort romanisirt bei den Franzosen zurück. Ulrich v. Lichtenstein erwähnt in seinem Frauendienst 26, 16 den Ball Schaggun. Ebenso nennt ihn das Buch der Rügen (Haupt, Ztschr. 2, 59), weil ihn um ein Ave Maria als Spielgewinnst zu schlagen, den Mönchen erlaubt worden war:

Mit schaggûn ist in ein spil
erloubet, der ez tuon wil
umb ein âvê Marîa.
daz lât ir underwilen da
und spilt mit dem wihtelîn
ûf dem tisch umb guoten wîn.

Den Mönchen wird also vorgehalten, daß sie nicht Schaggun und nicht um ein Ave Maria, sondern Würfel um Wein spielen wollen. Gleich-

wohl ist diese den Klöstern dictirt gewesene Sitte zum Theil beim Volke befolgt worden. Um die Beichtbuße spielten Blumauer und Reinhold als Klosterschüler zu Wien Billard. Allein selbst im Sennenlande galt Aehnliches. Der Helvet. Calender v. J. 1791, p. 72 meldet: „Um zwei Vater Unser! sagte ein Appenzeller=Knabe im Weißbad, indem er die Kugel aufhob und sie vor den andern nach dem Ziele warf. Gott, mit welch elenden Begriffen haben deine vermeinten Diener die Köpfe dieses Volkes angefüllt!" Tschaugan ist übrigens das bei Persern, Arabern und Türken verbreitete Spiel mit dem Schlagball geheißen; es wird zu Pferde wie zu Fuß gespielt. Die Ritter des deutschen Hauses zu Jerusalem sollen es in die abendländischen Balleien verpflanzt haben. Karajan in Haupt's Ztschr. 2, 59. Das Maillespiel ist eben dasselbe. Seinen Namen hat es von den Kolben (malleus, franz. maille), mit welchem die Balle (franz. baille) angeschlagen wurde. Wir entlehnten daraus unsern Ausdruck palli-malli, um ein Personengewirr und Durcheinanderlaufen zu bezeichnen, der Franzose bildete ebenso für den gleichen Begriff sein pêle-mêle, Vermischung, Durcheinander. Im 17. Jahrhundert verbreitete sich dies Spiel neuerdings stark in süddeutschen Städten, so daß manche derselben, z. B. Eßlingen in Würtemberg, ihre öffentlichen Spielplätze die Maille, die Baillmaille nannten. So berichtet Pfaff, Gesch. v. Eßlingen, pag. 493, gestützt auf Gumpelzheimers Schrift: Gymnasma, seu de exercitiis academiarum. Straßburg 1621. 4.

Daß die älteren Universitätsstädte in jener Zeit ihre eignen Ballhäuser besaßen, gewaltige Gebäude ohne Stockwerke und Zimmer, ist bekannt; Fischarts Gargantua schildert sie. Das Ingolstädter von besonderer Größe steht heute noch. In diesem letzteren wünschte Gustav Adolph, der Schwedenkönig, mit seinen Offizieren Ball zu schlagen; allein die Festung ergab sich ihm nicht. Auch das Berner Ballhaus steht noch. Bern. Neujahrsbl. 1818. In solchen Ballhäusern wurde der Rakettenball geschlagen. Auf welche Weise dabei verfahren wurde, dies erzählt Rabelais Gargantua 1, cap. 58 in einem ausführlichen Räthsel. Da heißt es: Die Feinde der öffentlichen Ruhe werden aufstehen, das Volk aufwiegeln, sie (die Partieenmacher) werden zwischen Vetter und Freund, zwischen Vater und Sohn Partei und Gegenpartei bilden, ja die Fürsten durch ihre eignen Diener bekämpfen lassen. Da giebts ein Hantieren, Hin= und Widerlaufen, und wer einmal zu Bo=

den fällt, ist plötzlich des Todes (kommt aus dem Spiele). Da hat der Ehrenmann und der Ehrvergessene gleiche Ehre zu gewinnen, und der gröbste Grobian kann Großrichter werden. Dann aber brechen plötzlich allenthalben Wasserfluthen hervor (der Schweiß) und besprützen alles mitten im Handgemenge, während man noch mit Gedärmen und Sehnen verworfener Thiere (Darmschnüre der Raketten) in die leere Luft haut.

An die Stelle dieses Rakettenballes kam der sogenannte Ballon oder Luftball (Follis bei Plautus, Urania bei Pollux und Eustathius genannt). Er wird mit der Faust in die hohe Luft geschlagen und muß in seinem mannshohen Aufsprung von der Erde, sogleich abermals geradeauf weiter geschlagen werden. Napoleon's Stiefsohn, Eugen Beauharnais, hatte als ehemaliger Vicekönig Ober-Italiens dieses Spiel so liebgewonnen, daß er es in Bayern in seinem nachmaligen Fürstenthum Eichstädt in Gesellschaft seines kleinen Hofstaates fortübte. Dabei sah der Schreiber dieses mit vergnügt staunenden Knabenaugen zu.

No. 6.

Das Vigoli.

Ein durch Auszählen bestimmter Knabe schleudert den Ball aufs Hausdach und ruft nun zugleich denjenigen der Mitspieler aus, der ihn aufzufangen hat, während alle Uebrigen entspringen. Hat der Herbeigerufene den Ball gefangen, so müssen auf seinen Ruf Vigoli! alle stehen bleiben und er sucht den Nächststehenden im Wurfe zu treffen. Der Getroffene wirft wieder nach dem Nebenmanne und dieser nebst den Uebrigen ebenso fort, bis ein Fehlwurf kommt. Der Fehlende wirft die Balle stark an die Hauswand, daß sie weit hinaus pralle; wo sie auffällt, da zeigt sie den Uebrigen ihren neuen Standpunkt an, während der Fehlende sich nun bücklings an die Hauswand zu stellen hat und jeden nach sich werfen lassen muß. Ist diese Strafe überstanden, so wirft der Büßende den Ball aufs Dach und ruft zu ihrem Fange nun denjenigen mit Namen aus, der ihn so eben am härtesten zu treffen gewußt hat.

No. 7.

Das Kappenspiel, das Küngen.

Alle Knaben legen ihre Mützen hinter einander in einer Reihe auf die Erde; die Ordnung, in der dies geschieht, wird durch folgenden Auszählspruch bestimmt:

Roth, roth, Heini,
Wo ist die Balle eini?
Hüt über Zistig,
Morn über Frîtig,
Roth, roth, z'sammet roth,
De weißt doch nit, wo d' Balle stoht.
Zeig mir alleige,
Wer die Balle heige.
Zwische Berg und Teufethal,
Wer sie heig, der geb sie har.

Der ist König, dessen Mütze an der Spitze der Reihe liegt; er stellt sich vor die unterste und wirft den Ball in eine beliebige andere, worauf er mit allen Knaben, ausgenommen demjenigen, in dessen Mütze nun eben der Ball liegt, entspringt. Dieser selbst wirft den Ball, ohne seinen Platz verlassen zu dürfen, einem der Fliehenden nach. Der Getroffene kann den Ball gleich auf der Stelle, oder bei den Mützen, beliebig nach einem andern Mitspieler werfen; fehlt er, so muß er die unterste Mütze um eine Stelle hinauf, die seinige aber an deren Stelle zurücklegen. Verfehlt aber der König dreimal die Mütze, in welche er den Spielball zum Auswurfe einzuwerfen hat, oder springt der Ball wieder heraus, so kommt er um's Amt, seine Mütze zu unterst, und er muß beim Werfen selbst so lange zuwarten, bis seine Kappe wieder bis in die Mitte vorrücken wird.

Verwandt damit ist das K ü n g e n.

Je der Zehnte aus einer Schaar wird so lange ausgestoßen, bis der von dem letzten ausgezählten Paar zuletzt übrig bleibende der Küng wird. Dieser nimmt die Küngballe aus ihrer Grube und spricht zielend:

So nimmt se, so nimmt se der Küng,
So trifft er, so trifft er den N.

Alle entspringen. Wer getroffen wird, hat an der Stelle stehen zu bleiben, wo die Balle liegt, und von da aus nach dem König zu werfen. Trifft er, so wird er König.

No. 8.

Das Ballschlagen, Prelleri's.

Nach dem Loose theilen sich die Knaben in den untern und obern Haufen, welche sich gegenüber aufstellen; die eine Partei hat den Einschenker, welcher den Ball in halbe Mannshöhe wirft, und zugleich den Preller, welcher den geworfenen Ball mit dem Prellholze den Gegenüberstehenden zuschlagen muß. Diese haben ihn in seinem Wurfbogen aufzufangen, bevor er jenseits wieder den Boden berührt. Jeder, der den Ball herausgeschlagen hat, muß unmittelbar nach den ihm erlaubten drei Versuchsschlägen nach einem in des Spielplatzes Mitte stehenden Ziele oder Bott hin springen und zurückkehren, ehe von der Gegenpartei der Ball zurückgeworfen oder er selbst noch im Sprunge getroffen werden kann. Gelingt ihm dies, so darf er, wenn das nächste Mal der Ball an ihn kommt, vier Streiche thun und hat somit Gelegenheit den Ball möglichst weit über die Gegenpartei hinauszuschlagen, dadurch also jene Fänger um so mehr zu ermüden. Kann er nicht noch vor dem rückkehrenden Balle seine Partei wieder erlaufen, so muß er so lange am Ziele verbleiben, bis er das nächste Mal ungetroffen wieder zurückkehren kann. Wird der Ball vom Preller anstatt fortgeschlagen, nur geschürft, so daß er im Falle noch aufgefangen werden kann, so ist ein Bott für die Partei des Einschenkers und Prellers verloren; wird er gar nicht getroffen, und fällt hinter der Reihe auf den Boden, so ist der Schlag faul. Können aber die Gegner den Ball fangen oder ihn vor der nachsetzenden Schlagpartei zuerst vom Boden aufnehmen und damit einen der Gegner werfen, so muß dieser als Gefangener zur Fangpartei herüber. Beim nun sich wiederholenden Ballschlag trennt sich die Partei des Gefangenen in diejenige, welche dem Balle nachzusetzen, und in die, welche den Gefangenen dadurch zu erlösen hat, daß sie ihn bei der Hand berührt. Diese Befreier aus einander zu scheuchen, wird nun das Hauptvorhaben derjenigen Partei, welche den Ball zugeschlagen erhält und ihn aufzufangen hat; denn dabei kann sie zugleich einen der Befreier

treffen und ihn zum zweiten Gefangenen machen. Hat aber die Schlagpartei den Ball schon vorher gefangen, so befreit sie damit ihren Gefangenen um so leichter, je gewisser sie mit demselben Ballwurfe die übrigen verscheucht, die den Gefangengenommenen bisher bewacht haben.

Dieses Ballenkolben war noch zu Ende des 18. Jahrh. in Holland ein beliebtes Nationalspiel und hieß colfbal, slachbal.

No. 9.

Balledälsche.

Wohl das einfachste der vielen Ballspiele. Die Mädchen schlagen ihren gezwirnten Spielball mit flacher Hand auf den Boden; je länger er fortgeschlagen werden kann, ohne liegen zu bleiben, um so mehr gilt die Geschicklichkeit bei diesem Talpen und Tälpelen. Oder zwei Kinder, jedes mit einem Ball und einem Schlagbrettchen versehen, suchen sich den Ball gegenseitig zuzuwerfen und zurückzuschlagen. An der Untauglichkeit dieser den Requeten nachgeahmten Schäufelchen und Brettchen endigt gewöhnlich das Spiel. Das Sprüchlein, nach dessen Takt geworfen wird, lautet:

Bälleli ufe, Bälleli abe,
Gump mir nit in naße Grabe!
Gump mir an en trochne Fleck,
Gump mir nit in naße Dreck.
Ha Bälleli gschlage,
s' ist ufen und abe,
s' ist aben is Loch,
jetzt lueg i ehm nach troch.

In Schwaben heißt dies Spiel Auftätscherles, Tätzeles. Die Balle selbst heißt in Heidelberg Hacker, am Rhein Topfer, in Bühl Hopper, in Tübingen Schlägerin, Fangstein. Meier, Schwäb. Kinderr. S. 145. Niebuhr (Reise nach Arabien 1, 171) sah wie die Kinder am Euphrat es spielten; es heißt arabisch Lakud, d. i. fangen. Fischart, Spielverzeichniß im Gargant. cap. 25: Nu sah den Ball, eh er fall.

No. 10.

Der Lunzi chunt.

Die Spielenden bilden einen Kreis und halten die Hände auf den Rücken, um so den Ball an der Schnur heimlich zu empfangen, mit dem ein Spielender den Kreis von außen umgeht, indem er spricht:

Der Lunzi chunt, der Lunzi chunt
Mit sine lange Füeße,
Isch siebe Johr im Himmel gsi,
Hät wieder abe müeße.

So wie er den Ball in Eines Hand gelegt, springt er an dessen Stelle in den Kreis, während der jetzige Ballbesitzer mit festen Ballschlägen über seines Nachbars Rücken geräth, bis derselbe den Kreis umlaufen und seine vorige Stelle wieder gefunden hat. Jener wiederholt dann obigen Spruch und übergiebt dabei den Ball aufs neue.

Dies Spiel führt in Deutschland den bekannten Namen, Schau nicht um, der Fuchs geht um! Grimm KM. 2, no. 18. Junius, Nomencl. vergleicht es dem von Pollux verzeichneten altgriech. Spiele Schoenophilinda. In Holland heißts „Hühnchen hat gelegt!“ cop, cop heeft ghelecht; in Brabant ists das stootballen. In Holstein heißt der Reim dazu:

de goos, de goos, de lecht dat ei,
un wenn et fallt, so fallt et twei.

Schütze, Holst. Idiot. 2, 52. Im Appenzellerland läßt man das Schnupftuch (Nasafetzli) hinter dem Rücken des Mitspielenden fallen und spricht:

Fetzli gläd: Niemed gsäd!

Auch wählt man statt des Tüchleins ein Hölzchen (Tötzli) und nennt es das Steckli lehna. Tobler Sprachsch. 174. So nähert es sich jener Spielweise, die in Frankreich gilt: „il a passé par ici — le furet du bois joli!“ Regis Uebersetz. des Rabelais 2, 106. Dasselbe scheint bei Fischart Gargant. cap. 25 gemeint „Rindenpfeifflin, Weidenböglin.“ Göthe 3, 251 stimmt damit überein:

Kennst du das Spiel, wo man im lustgen Kreis
Das Pfeifchen sucht und niemals findet,

Weil man's dem Sucher, ohne daß er's weiß,
In seines Rockes hintre Falte bindet,
Das heißt an seinen Steiß?

Unter den Reichenauer Glossen in Mones Anzeig. 1839, 395, welche da dem 13. Jahrh. zugeschrieben werden, geschieht dieses Spieles ebenfalls Erwähnung: Circulatorius ludus est puerorum in circulo sedentium, post quorum tergum discurrit puer unus, portans aliquid in manu, quod ponit retro aliquem sedentium ignorantem; vulgariter dicitur: Gurtulli, trag ich dich!

No. 11.

Ball-i-leggis, Balleschobbe

ist ebensogut ein Mienenspiel.

Die Spielenden setzen sich in einen Kreis; zwei Ausgezählte, gewöhnlich Mädchen, bleiben draußen, dies sind: Die Einlegerin oder Ballenschopperin, die allen Sitzenden scheinbar den Ball oder den Kieselstein in die Hand legt, ihn aber nur bei einem einzigen wirklich birgt; — und die Nachsucherin oder Ratherin, welche erst wieder aus ihrem Verstecke hervorkommen darf, wenn folgender Spruch gerufen ist:

Hotterlei, wer het der Stei?
Wenn d'ne findst, so träg ne hei.

In Baselland ruft man:

Wetterleich, wer het der Stei?
Träg ihn ûf de Sinze hei.

Dieser Ruf bezieht sich auf den bekannten Glauben, daß die mit Kieseln spielenden Kinder die Ursache der heftigen Sommergewitter sind, und daß man deshalb die Kiesel auf die einem Kinde nicht wohl erreichbaren Fenstergesimse hinauf räumen soll. (Vgl. damit „Steinli-gä" Abthl.: Loos- und Rathspiele.) Die Ratherin kommt nun, befühlt jedes an der gefalteten Hand oder Stirne und schließt aus der Wärme der Stirne auf den gerade hier verborgenen Ball; dadurch bestärkt, ruft es: Schlag auf! Hat es sich getäuscht, und ist die vorgehaltene Hand leer, so muß sie sammt der Ballenschopperin fort, um noch einmal zu rathen; glückt es dann, so wird der Aufsucher zum Einleger und umgekehrt der

Einleger zum Aufsucher. Oder nach anderer Spielweise muß das die Balle bergende Mädchen mit dem um die verborgene Balle Rathenden so lange herum gehen, bis sie alle Spielenden zu zwei gleichen Haufen haben, die dann an einer Stange so lange gegenseitig in die Wette ziehn, bis eine Partei umgerissen und somit besiegt ist.

Der hier vorkommende Spielruf hotterlei, hopperlei ist zugleich der Name eines Kindertanzes, ein Hüpfreihen, der bereits in Neidharts Liedern als Eigenthum der Kinderwelt genannt wird (vdHagen 121, 9).

si solten hoppaldeies pflegen.
wer gab inen die wirdikeit,
daz si in der spilstuben
hovetanzen kunnen.

Der Hupfeldrei, schlesisch Hicke genannt, besteht darin, daß man auf einem Fuße über eine mit Kreide auf den Zimmerboden gezeichnete Leiter hüpft und dabei zugleich einen kleinen Wurfstein mit fortstößt. Regis, Uebersetzung des Rabelais 2, 101. Ueber den Kottelrey vgl. Grimm, Myth. 1017.

No. 12.

Schoppenballen, das Verstecken des Balls unter Tasche, Schürze oder Stuhl.

Röth mer lei, wer het der Stei?
Balle schopp mer au ne chlei!
Mini Chind, oder dini Chind,
Röthet, wer die Balle findt.

Bille, Balle ha-n-i g'schla,
Cha sie nümme finde,
Bille, Balle will i ha,
Sueche, bis i verblinde.

Dies sind Ansprüche der Ballversteckenden an die Kindergesellschaft und den Ballsucher. Damit wechselt:

Sammelreih, Sammelreih,
Röthet, wer die Balle heig.
Ueber Stöck und über Stüd,
Wer sie hät, der ist die Brût.

Der nach diesem Anruf am Spielplatze selbst verborgene Ball wird dem Suchenden durch folgende Rufe näher bestimmt: Es brünnt, s'ist warm, süddig heiß, s'isch läu, du bisch i den Isberge. Der Finder darf den Ball jedem anwerfen, der nicht gleich das Ziel findet. Da man statt des Balls oft ein Nastuch nimmt und damit plumpsackt, so heißt es auch Knüttelvergis, und der zu Bestrafende muß dann unter Hieben durch die Mütsche laufen.

Der Name Schoppenballen entspricht dem ludus scophi (Haupt, Ztschr. 2, 363. 7). Seine Bedeutung ist jetzt, stoßweise verschieben, schupfen und schüpfen, in die Höhe schütteln. Anton, Wörterb. der Gaunersprache (Magdeburg 1843) gibt pag. 63 an: schuppen rauben, Schupper Dieb, Schupperei Diebstahl. In diesem Wortsinne wird der Name auch vom Kinderspiel gefaßt.

No. 13.

Das Fâl-Ei und das Wuchigs.

Man zählt: „Ein Ei, zwei Ei! oder:
Mäntig, Zistig u. s. w.

Bei jedem Ausrufe wird der Wurfball von einem der Spielenden aufs Dach oder an eine Wand geschleudert und muß vom Werfenden wieder aufgefangen werden. So viele ausgerufene Wochentage er nun verfehlt, eben so viele Ballwürfe erhält er von den Uebrigen auf den Rücken. Wird er selbst aber dabei verfehlt, so darf er dem Fehlwerfenden den Ball anschleudern. Nach dem ersten Spielspruch heißt der Fehlwurf das faule Ei; nach dem zweiten Spielspruch ist es das Wuchigs. Uebung bedarfs, wenn man dieses Spiel mit zwei Bällen macht.

No. 14.

Moor-um, das Morenjagen, Mor-ithue, Murmelis, Bohnisloch.

Die Spielenden graben mit ihren Schlagstöcken auf einem ebenen Platze so viele Grüblein im Kreise, als Kameraden sind, und dazu in Mitte des Spielkreises noch eine Hauptgrube, welche die Tugge oder

auch der Morenkessel heißt. Darinnen liegt ein Holzklötzchen oder die Spielballe, More oder auch Bockerlis und Tugge benannt. Die Spielenden halten das Ende ihrer Stöcke in die Mittelgrube und umlaufen diese so oft als der im Kreise Stehende spricht: Rühr um! (In Fischarts Spielverzeichniß Gargant. cap. 25: „Ich rühr, ich rühr — Fudum, die Mor ist im Kessel.") Dabei heißt es:

Rocketi-bocketi, rum-bumbum,
Dreimal um die Gruben rum.

Spricht aber der im Kreise Stehende:

Murmeli, Murmeli, such is Loch!

so hört das Morenrühren auf und jeder sucht eines der Grübchen im Umkreise zu erwischen, in das er seinen Spielstock steckt. Der zu Langsame findet für sich keines mehr übrig und ist nun der Hirte und Morentreiber, im Appenzell (Tobler 100b.) der Sauätti. Er muß im Spielkreise beim Hauptloche bleiben und da die More in der Tugge hüten; dies geschieht so, daß er den in der Mittelgrube liegenden Ball mit dem Stocke in eine der übrigen Spielgruben zu treiben sucht. Jeder der Uebrigen bemüht sich aber, dies nicht nur zu verhindern, sondern den ihm nahe kommenden Ball aus dem ganzen Kreise weit hinweg zu schlagen und den Spielstock sogleich wieder in die eigne Spielgrube zurück zu stecken. Wird letzteres versäumt, so steckt der Hirte seinen Stab in das leer bleibende Loch und der es Verlierende muß ihn im Dienste ersetzen. Allein gerade die vom Ballentreiber entfernter Stehenden unterstützen den Kameraden am meisten, welcher den Ball aus dem Kreise zu schlagen versucht, und so kommt der Hirte nur schwer dazu, den Ball im Kreise zu halten und zugleich einem Andern seine Spielgrube wegzunehmen. Springt der geschlagene Ball zufällig in eine der kleineren Gruben, so darf deren Eigenthümer einen Schlag nach dem Balle thun; jagt er ihn damit nicht heraus, so muß er seinen Stock quer über das Loch legen und aus dem Spiele treten; kann es auch der Morentreiber nicht, so hat er verloren. Entfernt einer den Ball betrügerisch mit der Hand, so begrüßt ihn der Schimpfruf Morengreifer! Nur derjenige verbleibt Sieger, der dies alles am längsten fortzuspielen vermag. Diesem ruft man schließlich zu: Ich verbiet mich! Hat er die Rufer nicht vorher noch mit dem Stocke treffen und so zu seinen eignen Moren machen können, so heißt er der Ewige Morentreiber. So oft er aber einmal den Ball in

die Tuggengrube im Mittelpunkte des Kreises zurückschieben kann, müssen alle augenblicklich ihre Grübchen wechseln, und dabei kann alsdann der Hirte füglich eines für sich erwischen. Ist die Zahl der Mitspielenden groß, so giebt es bis zu vier Ballen und also dann eben so viele Morentreiber.

Anstatt des Rufes „Rührum" galt früher Fudum und Studum! (die Staude in der Grube umgekehrt!) Fudum, die Mor ist im Kessel! Fischart Garg. 325.

Uff das er nit ein zunsteck blib,
do mit man die suw in kessel trib.
[von dem kan man im sprichwort sagen,
er woll die sau in kessel jagen.]

Brant Narrenschiff cap. 2, Vers 9. Zarncke ibid. 5, Note. Ammans Uebersetzung von H. J. Catsens holländ. Kinderspielen, Zürich 1657 — beschreibt es also:

Der Studum wird also bestelt,
daß eine Grub man vorderst wählt,
in welche wird ein Kloß getriben
von einem, welcher überbliben
und keins der Grüblein hat besetzt,
alß man sich um dieselben hetzt.
Deß muß er nun so lang arbeiten,
bis er den Kloß zur Grub mag leiten.
Wann aber der im Kessel falt,
alßdann die Stimm Studum erschalt,
und fahrt der Treiber seim Gesellen,
so nächst an ihm, zu seiner Stellen.
Die andern auch all setzen drauf,
ihr Loch zu ändern in dem Lauff;
wer sich hier saumt ein Loch zu haben,
muß mit dem Kloß so lang rum traben,
bis er ihn in den Kessel bringt
und man den Studum wieder singt.

Das Spiel heißt romanisch gleichfalls dar la portgia, die Sau treiben. Der Name des geschlagenen Holzklötzchens oder Grubenballes Tugge ist mlat. doga, holländ. dugge, Faßdaube. Nüsse schälen und auskernen heißt gleicherweise austanggen, doggen. Stalder 1, 263.

No. 15.

Stecklegrüebligs, Löchliballen.

Es wird auf ähnliche Weise wie das Morentreiben gespielt: nur sind dabei die Spielgruben nicht im Kreise angelegt, sondern in einer langen Reihe. Wem dabei der Ball in seine eigne Grube geschlagen werden kann, der muß ihn seinem eilig entspringenden Nebenmann nachzuwerfen suchen. Wenn er ihn verfehlt, wird ihm zur Buße ein Steinchen in seine Grube gelegt; ebenso dem Nebenmanne, wenn dieser im Entlaufen getroffen worden ist. Der erste Stein, den man so zur Buße erhält, heißt die Frau, die übrigen weiteren heißen die Kinder. Derjenige, dessen Anzahl von Bußsteinen zuletzt die der Uebrigen überwiegt, muß erst zum Spotte sämmtliche Gruben ausputzen, nemlich alle Verlust- und Straffsteine herauslesen, und erhält währenddem eben so lange mit dem Plumpsack aufgemessen. Alsdann muß er für jeden seiner eigenen Verluststeine Spitzruthen- und Putschlaufen, die Kameraden bilden eine Gasse, jagen ihn hindurch und schlagen ihm den Rücken mit dem Plumpsack mutsch-breit.

No. 16.

Rößliballen, das Ballenreiterspiel, Ballerüterigs, Eseligs.

Man theilt sich in Paare, das Loos entscheidet, welcher von zweien der Reiter sein wird, dies thut der Auszählspruch:

Aenige bänige Doppelband
(Eine, ka Beine, Toggeband)
(Döffeldang, Türkeband)
S'ist mir wit von Engelland,
Irland ist mir zugeschlossen
Und der Schlüssel abgebrochen,
Zehe Roß an eim Wage,
Zehe Türke mueß i fertig bschlage,
Mueß i mit der Geißle schlage.
Eins, zwei, drei,
Du bist frei.

Oder ein Geldstück, oder ein Messer, das in die Luft geworfen wird und im Niederfallen das Unten und Oben angiebt, weist beiden Partieen die Plätze an. Die Reiter auf ihren Pferden bilden einen Kreis und werfen sich den Ball zu. Er muß ganz besonders geschickt und sorgfältig aufgefangen werden, denn davon hängt das Glück ab, lange reiten zu können. Natürlich sind die Pferde dabei ebenso unruhig, um ihrem Reiter das Ballfangen zu erschweren und dadurch selber zur Süßigkeit der Reiterrolle kommen zu können. Sobald nun der Ball ungeschickter Weise zu Boden fällt, so ist dies das Zeichen für alle Reiter, augenblicklich abzusitzen und sich aus dem Staube zu machen; zugleich aber auch für die Pferde, den Ball vom Boden wegzuhaschen und ihn dem Reiter nachzuwerfen. Haben sie nun einem Flüchtigen so weit nachgesetzt, daß sie den Wurf auf ihn für sicher halten, so müssen beide, Reiter und Roß auf den Ruf Halt! stehen bleiben. Glaubt das Roß bei zu großer Entfernung zu fehlen, so schickt es den Ball von Hand zu Hand jenen zu, die noch den Reitern näher sind. Treffen die Gäule den Reiter damit nicht, so sitzt ersterer wieder auf. Kann aber der Reiter den Ball, der ihn treffen soll, mit der Hand auffangen, so werden die Reiter die Verfolger ihrer Rosse, bis sie wieder ein solches getroffen oder ebenfalls einen blinden Wurf gemacht haben. Letzteren Falls werden alsdann sie die Rosse ihrer gewesenen Rosse, und das Spiel fängt von vornen an.

No. 17.

Eck und Krüpfe.

(Viereggis, Eck-, Fuhr-, Fülballen, Faulbart.)

Von zwei Knabenparteien wählet sich eine ihren Wurf-Standpunkt — das Eck, gegenüber dem Standpunkte der zu Werfenden, die in der Krüpfe sind. Ihre Stelle entscheidet das Loos also: Ein Stöcklein wird in die Höhe geworfen und mit einer Hand gefangen. Einer der andern Abtheilung setzt sodann seine Faust über die des Fängers, mit der er das Stöcklein hält, und indem Beide so die Fäuste wechselweise über einander setzen, ist derjenige der Gewinner, dessen Faust oben die Höhe des Stabes schließt. Steht aber noch eine Spitze vor, woran der andere den Stab mit zwei Fingern fassen und in die Höhe werfen

kann, so ist er der Gewinner für seine Abtheilung. Dies ganze Verfahren heißt: es geht ums G'gamp.

Die gewinnende Partei stellt sich nun an ihren Platz, läßt den Ball zweimal durch alle Hände laufen und ihn von demjenigen, von dem der Ball ausgegangen ist, auf denjenigen der Gegenpartei werfen, der innerhalb des Spielplatzes am Ziele steht, welches das Krüpfe (Krippe) heißt. Trifft er ihn, so entläuft die werfende Partei, und der Getroffene sucht nun sie zu treffen. Wirft er fehl, so ist er faul geworden und muß so lange aus dem Spiele bleiben, bis ein neues Ries (Spiel) beginnt, d. h. bis die außen Stehenden der Ecke den innern Spielplatz der Krüpfe einnehmen. Also suchen die auf dem Eck Stehenden die Gegenpartei der Krüpfe zum Spiele hinauszujagen. Sind sie aber selbst bis auf einen hinausgejagt, so muß dieser die Besiegung der Gegenpartei allein versuchen und dies nennt man Ringlen, denn er sucht die Andern damit zu täuschen, daß er behende von einem Ecke zum andern springt. Gelingt es ihm alle andern nacheinander zu treffen, und selbst nicht getroffen zu werden, so nimmt er mit seiner Partei die Plätze der Verlierer ein.

No. 18.

Fuhr-, Fül-, Kreisball.

Vier Steine auf der Gasse, vier Stäbchen auf der Wiese bezeichnen die dem Spielkreis ausgesteckte Weite. An diesen 4 Zielen, Eck geheißen, steht je ein Kind, ebenso viele stehen im Kreise, Bare genannt; erstere haben Sechs, letztere Drei voraus; d. h. sie können und dürfen je sechs- oder je dreimal während des Spieles fehlwerfen. Diese Rechte können gegenseitig übertragen und gewechselt werden. Die Küngballe wird zuerst auf den vier Zielen herum und übers Kreuz geworfen, bevor das eigentliche Spiel beginnt. Dabei sucht man die im Ziele Stehenden sich recht nahe treten zu lassen, damit kein nachheriger Wurf fehlgehen könne. Während nun einer im Ziele von denen an den Zielen mit dem Balle getroffen ist, springen die an den Zielen alle fort und wechseln, indeß ein Anderer oder der Getroffene den Ball nach einem zum Ziel Gehörenden wirft. Ist der im Ziele getroffen, oder hat der auf dem Ziele fehlgeworfen, so hätte ein jeder Eins verloren. Bei einem streitigen

Wurfe wird die Balle von denen auf dem Ziele zu denen im Ziele in die Höhe geworfen; da muß sie gefangen und nach einem derjenigen geworfen werden, die am Ziele stehen und nun gleichzeitig bis an ihre bestimmte Spielgränze entlaufen dürfen. Sobald einer mit Drei oder mit Sechs seine Rechte verloren hat, muß er aus dem Ziele heraus, d. h. er ist faul. Ist nur noch einer auf dem Ziele, so beginnt das Trüllen, wornach derselbe von einem Ziele zum andern laufen und, wo er denen im Ziele am nächsten ist, nach ihnen werfen darf. Hier beginnt erst die völlige Aufmerksamkeit und List; denn auch die Faulen dürfen nun noch den Ball ergreifen und ihn in die Weite fortwerfen, sobald einer von ihrer Partei getroffen ist; und somit kann derjenige, welcher als Letzter auf dem Ziele ist, beim Trüllen oft noch allein das Spiel gegen alle gewinnen.

Dritte Abtheilung.

Fangspiele.

No. 19.

Stecklispringen oder Geißgumpen.

Eine schiefe Ebene wird abwärts mit Ruthen, 2 bis 3 Schuh hoch, besteckt, oder man nimmt zwei gleichlange Gabelhölzer, auf die man ein Querholz legt. Dies ist die Geiß. Alle springen nun von oben her über die Ruthen oder Geißen den Platz herunter. Wer eine dabei umwirft, wird vom Aufseher gefangen und zur Spitzruthenstrafe verurtheilt. Er muß zwischen den in zwei Reihen Aufgestellten hindurch laufen und soll von jedem einen Streich mit der flachen Hand über den Rücken bekommen. Da er schnell läuft und die Spielenden dabei sich oft selbst auf die Hände treffen, so verfällt der in die gleiche Strafe, der ihn verfehlt hat.

No. 20.

Hoppen

wird gewöhnlich nur von Wenigen gespielt. Auf einem geräumigen Platze werden etwa 3 Fuß von einander neun sich gleiche Linien ge-

zogen. Hierauf wirft man eine Platte zwischen den ersten und zweiten Zwischenraum. Einer hüpft oder hoppt, wie man diese Bewegung nennt, einbeinig in denselben hinein, schiebt durch Hüpfen die Platte wieder aus demselben hinaus und hüpft dabei selbst wieder zurück. Das gleiche thun auch die übrigen. Ist dies geschehen, so kommt die Reihe wieder an den ersten, welcher nun die Platte in den zweiten Raum hinein wirft, und abermals dieselbe wie vorhin durch Hüpfen zurückschiebt. Auf diese Weise geht es nun fort, bis durch alle acht Zwischenräume hindurch die Platte geworfen und wieder zurückgeschoben ist. Wer nun zuerst damit fertig wird, der hat es gewonnen. Ist es aber der Fall, daß Jemand einen Fehler macht, so muß derselbe wieder frisch anfangen. Als Fehler, die sehr leicht gemacht werden können, werden angesehen, 1) wenn Jemand die Platte nicht in den rechten Raum wirft, 2) wenn beim Zurückschieben dieselbe auf einer Linie liegen bleibt, 3) wenn Jemand beim Hüpfen auf eine der Spiellinien tritt oder auf beide Beine zu stehen kommt.

No. 21.

Gügelstein.

Zuerst wird ein Sucher erwählt, dieser stellt sich mit geschlossenen Augen an eine Hecke oder Mauer und sagt in seiner langen Weile dreimal:

Güggelstei, het d' Chueh bim Bei,
Het d' Geiß bim Horn, tschüpp, tschüpp!
Wenn i chume mit der rothe Chappe,
Will i Jedes wohl dertappe.

Indeß haben sich alle wohl verborgen. Das von ihm zuerst Gesehene sucht in gleicher Schnelle ihm voraus auf den Spielplatz zurück zu kommen, welcher der Tschueppe heißt. Wird es aber noch außer diesem Ziele erwischt, so muß es den Aufsucher auf dem Rücken hintragen und selbst der Sucher so lange werden, bis es einen Andern erreicht und angeschlagen (abgebütscht) hat. Um jeden Betrug dabei unmöglich zu machen, hat Sucher oder Gesehener jene Wand, die er zuerst erreichen will, mit der Hand zu berühren und zu sagen: Angeschlagen für mich! — oder, angeschlagen für N.

No. 22.

Anschlagigs, Blinzimus.

Die Kindergesellschaft bildet einen Kreis und zählt sich von 1 bis 33 aus. Wen diese Zahl trifft, der muß das Gesicht gegen eine Wand, einen Baum oder sonst etwas kehren und die Augen schließen (blinzen). Die Uebrigen verstecken sich indeß, und sobald sie jenen von seinem Standorte weggehen sehen, so springen sie aus ihrem Verstecke an das Biet, das vorherbestimmte Ziel. Jeder, der es erreicht, berührt es mit der Hand, unter dem Rufe: „eis, zwei, drü für mich!“ Daher heißt das Spiel Anschlagigs. Derjenige aber, welcher geblinzt hat, sucht ihnen, bevor sie das Ziel erreichen, mit der Hand einen Schlag zu geben; wen er trifft, der muß nun wieder blinzen. Ist hingegen der Blinzer selbst vor allen andern am Ziele, so schlägt er dorten an mit den Worten: „eis, zwei, drü, für den oder den!“ wobei er irgend einen der Versteckten bezeichnet, der sodann beim neubeginnenden Spiele den Blinzer mit ihm zu Zweit machen muß.

Den Griechen heißt das Spiel nach Pollux Apodidrascinda. Belgisch schuylwinckgen, schuylhoecxken. Flandrisch duyckerken. Brabant.: coppen comt vt den hoecken! pypt, oft ick en soeck v niet! Junius Nomenclator. — borchspel, piepmuis: Hoffmann, Hor. Belg. 6, 181. Der deutsche Zählspruch dazu beginnt: Blinzwinkel, Rosenrinkel. Vgl. 1. Th. no. 216.

Bei Fischart, Spielverzeichniß, cap. 25: Schulwinkel.

No. 23.

Zickijagen oder Gilen.

Ist eine Schaar von Dorfjungen beisammen, so wird ein Kreis geschlossen und je nach der Zahl der Spielenden bis auf 10—20 rc. ausgezählt. Welchen die voraus bestimmte Schlußzahl trifft, der ist das Gili oder Zicki. Eine andere Weise des Auszählens geschieht mit Reimsprüchen, wobei auf ein jedes einzelne der Spielenden ein einzelnes Wort und das letzte davon also auf denjenigen kommt, der wieder das Zicki oder Gili wird. Solche Sprüche sind folgende:

Eins, zwei, drü,
Magd hol Wi rc.

Anna Marianne,
Guldige Tanne,
Guldige Tisch,
Divis, dävis, düsse bist.

Nödle, Fade, Fingerhuet,
Schoppe-Balle sind gar guet rc.

Ist auf diese Weise das Zicki oder Gili bestimmt, so springt die ganze Schaar auseinander. Wen nun das Zicki erwischt oder wer den bestimmten Spielplatz zur Unzeit verläßt, wird selbst das Zicki und muß die übrigen fangen.

Der Ausdruck Gile findet sich wieder im Spiele Gilagampfa (Abtheil. Turnspiel: Gigampf). Zürich schafft im J. 1552 die Probepredigten bei Bewerbungen um Pfarrstellen ab, weil dieses „ein Gyl- und Gutzelwerk aus dem Pabstthum sei." Winterthur. Neujahrsbl. 1843, 112. Schmeller, Wb. 2, 31, verzeichnet die Glosse gilon ululare. Daher der Giel, Kehle und Schrei; Lenz, der Schwabenkrieg (ed. Dießbach 1849) 56a:

Was tetten die von Hochentwiel,
Den alweg offen stat der giel,
Als weltens jederman fressen.

No. 24.

Das Zickenspiel.

Ziggi bedeutet einen leichten Schlag mit der Hand auf Kopf oder Hut. Eisenziggi spielen heißt den im Spiele schlagen, der im Wettlaufe kein Eisen aufzufinden vermag, nach dessen Berührung er außer Verfolgung wäre; er muß daher so lange herumlaufen, bis er einen Gespielen trifft, dem er wieder einen Schlag beibringen kann. Stalder 2, 474. Amman und Conr. Meyer, Sechsundzwänzig nichtige Kinderspiel, Zürich 1657, beschreiben es also:

Ein Spiel, mit dem bei uns die Kinder sich erquicken,
Nicht weiß ich, ob wo mehr, ist das genente Zicken
Und wird auf dise Weis' getriben und geführt,
Daß eins mit flacher Hand das andre blößlich rührt
Und fleucht damit davon. Das aber so getroffen,
Jagt seinem Schläger nach so lang, bis er erloffen
Denn Gegenstreiche kriegt.

No. 24a.

Vatter, i ha ke Ise meh!

Das Spiel heißt in Berlin Eisenzeck, in Breslau Eisenmändel, am Niederrhein Ihsermännchen, in England tag. Ein jeder Mitspielende wird dabei von demjenigen, „welcher dran ist", im Laufe gehascht, sobald jener nicht die Hand an etwas Eisernes oder Metallenes legen kann, wie Klinke, Gitter u. s. w. Der Dranseiende stellt dabei den heidnischen Kobold vor, der nur durch Eisen abwehrbar gedacht wurde, und weil er zugleich als ein altväterisches kleines Männlein angenommen war, das mit der Zwergengeißel und dem Hammer (Elbgeschoß) dreinschlug, so ruft man nach schlesischem und nach unserem Spielbrauch: Vaterle, ich hab kein Eisen, schlag mich! Eben dahin gehört auch der Reim beim Laufspiele:

Dreimal eiserne Stangen,
Wer nicht lauft, wird g'fangen;
Dreimal eiserne Schnitz,
Wer nicht lauft, wird g'fitzt.

Dem Eisen und Stahl wird eine besondere Fähigkeit beigelegt, den Einfluß feindlicher Geister abzuwehren: Aargau. Sag. 1, 385. Gegen Herenzauber pflegen wir einen Nagel in den Thürpfosten zu schlagen (ebenda 2, no. 376 und pag. 288, 289), der Römer hieb ebenso mit einem Beil in die Schwelle, stieß mit einem Mörserstampfel drauf. Wir legen Feuerstahl, Messer, Nähnadel, Degen und Erbschlüssel den Säuglingen gegen das Alpdrücken in die Wiege (Alemann. Kinderlied no. 643, 644). Unsere Vorzeit feite mittelst Eisens heilige Orte und Gebäude. An den Thüren des Münsters zu Thann waren eine Menge Hufeisen angenagelt, die erst

seit 1833 weggethan worden sind. Stöber, Elsäss. Sag. pag. 42. Die Thüren der St. Leonhardskirchen in Tirol sind mit Hufeisen bemalt und jeder, der auf Reisen ging, schlug da sonst ein solches ein. Wolf, Zeitschr. 2, 416. Von gleichen an der Leipziger Nikolaikirche berichtet Steinau, Volkssag. Zeitz 1838, pag. 277. Das Hufeisen galt dem Heidenthum als Zeichen des reitenden Gottes Wuotan, daher sind die auf ihn folgenden Kirchenheiligen im Glauben des Mittelalters entweder gleichfalls Reiter oder rossebeschlagende Schmiede und Roßhirten. Das Verkehrtbeschlagen der Rosse, das so häufig vorkommt in den Raubritter-Sagen, deutet darauf zurück, daß ein in solcher Weise beschlagenes Thier als Tempelroß geheiligt und dem Profangebrauche entzogen bleiben soll.

Wer ein Hufeisen findet, wird reich, am Hufeisen erprobt der Zauberer seine Kunst. Aargau. Sag. 2, no. 375. pag. 270. General Werdmüller von Zürich, der als kaiserlicher Feldmarschal 1677 starb, mußte daheim ein theologisches Verhör über seine Rechtgläubigkeit bestehen, denn das Volk meinte, er erhalte auf seinem Landgute in der Au nächtliche Besuche vom Teufel, welcher ihm da Hufeisen schmieden helfe. Helvet. Calender 1796, 61. Geldstücke wirft der Inder, Slave, Franzose und Baske opfernd in Quellen, Nägel und Nadeln ebenso der Schwede zur hemmenden Abwehr gegen den Wassergeist. Hufeisen hat man in den Ritzen jener zwei Felskegel gefunden, die aus dem Schaffhauser Rheinfall emporragen. Helvet. Calend. 1788, 57. Auch wurden sie als Zins an den Leibherrn entrichtet (Grimm, RA. 380); das Nonnenkloster St. Joseph im Muotathale, Kant. Schwyz, erhält i. J. 1322 seine Lehensbestätigung „um ein Roßysen einost in dem Jar." Alpenros. 1830, 280. Der butternde Senne legt einen Feuerstahl unter das Butterfaß, der in den Stall tretende Melkknecht hält ein offenes Sackmesser in der Hand, um den bösen Einfluß der Hexen abzuwenden. Aargau. Sag. 2, pag. 152. 395. Der Waldgeist kann den durch die Waldung fahrenden Müllerwagen erst dann umstürzen, wenn er den Achsnagel auszieht. ibid. 1, pag. 292. Reichliche Züge aus dem esthnischen, finnischen, schwedischen, schottischen und französischen Aberglauben dieser Art verzeichnet F. Liebrecht im Gervas. Tilbury, pag. 99—102. In Folge dieser abhaltenden und trennenden Gewalt des Eisens gilt der Satz, daß sich Freunde kein Messer, Brautleute keine Scheere oder Stecknadel schenken sollen, weil es sonst das Bündniß zersticht und trennt; und eben dasselbe wird der mittel-

alterlichen Sitte zu Grunde gelegen haben, wornach Personen verschiedenen Geschlechtes, die ohne nähere Berührung neben einander schlafen mußten, ein blankes Schwert zwischen sich legten. So geschah es bei fürstlichen Hochzeiten; vgl. v. d. Hagen, Tristan 2, 235a.

No. 25.

Schôf-ûs! Wolf-g'seh!

Wie beim vorigen Spiele abgezählt wird, wer das Zicki sein soll, so wird bei diesem Spiele auf die gleiche Art bestimmt, wer Wolf werden soll, worauf sich dieser sofort von den übrigen Kameraden weg begiebt, um sich zu verstecken. Hat er nun ein sicheres Versteck gefunden, so ruft er: „Rugh!" Sogleich eilt Alles nach dem Orte hin, woher der Ruf erschollen ist, um den Wolf zu finden. Wird er von Jemandem entdeckt, so muß derselbe seinen übrigen Gespielen durch den Ruf: „Wolf g'seh!" ein Zeichen hiervon geben, worauf sie sogleich nach ihrem Zielplatze zurückspringen; hier kann ihnen der Wolf nichts mehr anhaben und er muß sich von Neuem verbergen. Kann sich derselbe einmal so verstecken, daß er unvermerkt auf die Gespielen losfahren und eines von ihnen, ehe es den Platz wieder erreicht, erwischen kann, so muß dieses alsdann Wolf sein.

Fischart's Spielverzeichniß, Gargant. cap. 25: Der Wolff hat mir ein Schäfflin gstolen, weil er Käs und Brod will holen. — Wolf und Schaf, p. 487 in Müllenhoff's Schleswig. Sagen.

No. 26.

Bû'r, Bû'r, jag' dîne Schôf ûs.

In einer gewissen Entfernung von etwa 100 Schritten werden zwei Plätze für die Schafe bestimmt. Der Zwischenraum beider Plätze für die Schafe gehört dem Wolf an. Sind so die Plätze bestimmt und Wolf und Bauer gewählt, so stellt sich der erstere in die Mitte seines Raumes und ruft dem letztern, welcher sich zu den Schafen gestellt hat, zu: „Bû'r, Bû'r, jag' dîne Schôf ûs!" Sogleich springen die Schafe

durch den Zwischenraum gerade gegen den Wolf dem andern Platze zu. Der Bauer sucht nun den Wolf von den Schafen ferne zu halten; erwischt aber derselbe dennoch ein solches, so gehört dasselbe ihm an, es wird ebenfalls ein Wolf und muß ihm beim nächsten Durchzug beistehen, die übrigen Schafe zu fangen, welche nun die höchste Ehre darein setzen, erst zu allerletzt erwischt zu werden. Auf diese Weise zieht man nun so oft durch den Zwischenraum, bis endlich alle dem Wolfe angehören und so das Spiel zu Ende gebracht wird.

No. 27.

Hühnlein braten und Gyren rupfen.

Der Hühnleinbrater sitzt auf dem Boden und fährt mit einem Hölzchen umrührend in einer Grube herum. Es erscheint die Gluckhenne, an die sich alle Jungen in einer langen Reihe hinten anhalten, sie singen:

Wir gehen um das Schützenhaus,
Da schaut der Fuchs zum Fenster naus.

Alsdann beginnt folgendes Gespräch:

Was machst da?
Es Fü'rli a.
Was söll der mit dem Fü'rli gröthe?
Hüendli bröte.
Was thuest ûfs Fü'rli?
Es Pfändli.
Was i's Pfändli? Wasser.
Was lit im Wasser? es Ei.
Wo hesch s' Ei gno?
Is Here Garte.
Das säg i im Her;
I gib der es Ei.
I säg em's eineweg;
I gid-der es halbs Hüendlibei.
I säg em's doch;
I gid-der de ganz Hüendlistock!

Bei den letzten Drohungen der Gluckhenne, dennoch alles dem Herrn sagen zu wollen, beginnt der Hühnleinbrater ihr ein Hühnlein ums andere wegzufangen. Die, welche ihm entspringen, müssen sich zusammen in einen Kreis setzen, die Füße an sich ziehen und sie bis an die Schuhspitzen mit dem Kleide verdecken. Kann aber nun der Hühnleinbrater die Farbe der verdeckten Strümpfe errathen, so gehören ihm die Küchlein dennoch, und die alte Gluckerin muß jedes einzeln durch ein Pfand auslösen. — In Fischart's Spielverzeichniß wird erwähnt: „Schüchle bergen — Im Sack ein Rebhuhn, daß vbrig sol mein Knecht Heintz thun — Ich bring dir ein Vöglin." Müllenhoff, Schleswig-Holst. Sag. giebt p. 488 dasselbe Spiel und vertheilt das Reimgespräch zwischen Hahn und Hühnerhabicht.

Das Gyrenrupfen war ein altes Pfänderspiel, bei dem sich Alle gegen den Einen vereinigen, der als Geier in den Schwarm Vögel stößt, vgl. Kirchhofer, Sprichw. 79. Ammans Uebersetzung von H. J. Catsens Holländ. Kinderspielen, Zürich 1657, beschreibt es also:

Das frächest in der Bursch (burse) nimt an des Geyren amt,
Das klügst die Gluckhän ist, die übrigen gesamt
An ihrem Rugken stehn; der Geyr setzt an den Reyen
Und pflegt sich hin und her zu krümmen und zu treyen,
Die Hünlein ducken sich.

Zürichs Bürger erließen während der Reformationsstreitigkeiten gegen den bischöflichen Vicar Joh. Faber eine religiös-polemische Schrift, betitelt das Gyrenrupfen: „ein spiel das junge rellen mitt ein andren vbend, da einer in mitte sitzen muoß, einer imm hüten, die andren all herzuo louffend den sitzenden zu rouffen." Bullinger, Reformations-Geschichte 1, 108.

No. 28.

Das Thürmlein.

Ein Mädchen ist die Königstochter und verbirgt sich gegen den blutigen Mann (Henker oder Tod) in einem festen Thurm. Sie bindet zu diesem Zwecke eine große Schürze um den Leib und kauert auf den Boden; die Umstehenden heben ihr die Schürze mit beiden Händen über

den Kopf empor, daß sie wie in der Rundung eines Thurmes sitzt, ein Anderes aber umläuft den Spielkreis und sagt:

Rin-ring, St. Gallen-Ring,
Wer sitzt in diesem gele Ring?
Wer sitzt in diesem Thürmelein?
Antwort: Des Königs, Königstöchterlein.
Darf man sie auch beschauen?
Nein, der Thurm ist viel zu hoch,
Man muß einen Stein abhauen.

Im Umlaufe sucht das Kind jedem die Schürze emporhaltenden Mädchen die Hand vom Tuche loszureißen, bis es keine mehr hält; dabei rufen sie:

Bombam, blutiger Ma,
Läng mi net a!

Auf dies Wort entspringen alle, ihnen nach die Königstochter, diese aber wischt das Blut, das durch des Mannes Berührung ihr anklebt, an demjenigen ab, das sie zuerst einholen kann, und dies wird dadurch nun spielpflichtig.

Vgl. die wechselnden Reime und Bräuche: Meier, Schwäb. Kinderr. no. 371. 375. Stöber, Elsaß. Kinderb. no. 58. Bremer Kinderr. p. 64. Fiedler, Dessauer Reime no. 91. Gräter, Idun und Hermode 1814, Beilage no. 4 (mit der faden Bemerkung: es ist das beste unter allen Gesellschaftsspielen, die ich kenne). Müllenhoff, Schleswig-Holst. Sag. p. 391 giebt das entsprechende Kindermärchen dazu.

No. 29.

Fuchs aus dem Loche.

Folgender Zählspruch bestimmt, wer der Fuchs werden soll:

Wir gehen um das Schützenhaus,
Da schaut der Fuchs zum Fenster naus.

Es wird ihm hierauf ein Ziel gesteckt, in welchem er vor den Plumpsäcken seiner Gegner sicher ist. Auch die Uebrigen bekommen einen Baum oder eine Wand, wohin sie sich vor ihm flüchten können. Sie knüpfen ihre Sacktücher in Knoten und flechten ihre Bälle zum Schlagen in

Schnüre. Vom Baum aus ruft plötzlich der alte Fuchs: „Fuchs aus dem Loch!" und springt ihnen einbeinig entgegen. Auf diesen Ruf eilen alle ihrem Ziele zu und suchen sich dorten vor dem Verfolger zu verbergen. Denn dieser hält nun an und schleudert den Plumpsack durch den gehobenen Fuß gegen den zunächst Entspringenden; trifft er ihn, so schleudern auch alle Uebrigen Ball und Plumpsack gegen denselben und er muß nun der Fuchs sein; fehlt er ihn oder thut dabei einen Tritt auf den andern Fuß, so wird er von allen auf seinem Einbein in das Loch zurückgehauen. Dabei wird gerufen:

Fuchs, Fuchs, biß mi nit,
Du häsch es g'höörigs Mûl,
De häsch en guete Schuester gâ,
De häsch de Borst im Mûl.

Dieses Spiel bespricht Fischart, Gargant. cap. 25 im Spielverzeichniß: „Wolff, beiß mich nicht." Das einbeinige Springen nennt er: „Zehen Paß, fünff Sprüng auff eim Fuß, deß Fuchsstreiffens." Die Alten hießen es Askoliasmus (Pollux), Empusae ludus, weil der Spielende dabei herenhaft auf einem Beine heranhinken muß; daher der flandrische Spielname hinckepincken, op een been huppelen.

No. 30.

Biberagärtla, Pfefferkuchenspiel.

Biber, Biberli nennt man in Appenzell Pfeffer= und Honigkuchen, die in Form eines länglichen Viereckes mit rundausgezähntem Rande gebacken werden. Die Erwachsenen machen damit Hazardspiele, z. B. das Biberli=ômlegga (Gemeindesteuer, Umlage bezahlen). Man nimmt so viel kleine Pfeffernüsse, als man mit einer Hand fassen kann, und vertheilt sie der Reihe nach unter die Mitspielenden, wer das letzte bekommt, hat verloren und muß nun das ganze Stück Biberzelten dran zahlen. Beim Biberagärtla bilden die Kinder, einander die Hand bietend, einen Kreis. A befindet sich außerhalb, B innerhalb desselben. A fragt: Was thuest im Biberagärtli? B antwortet: Biberli (Pfefferküchlein) essa. A: Wenn aber die bös Chatz chond ond nehnt ersch? B: Si moß eba choh. — Nun bricht der Krieg los. Die böse Katze bemüht sich, in den

Kreis zu bringen, um den Gegner zum Gefangenen zu machen. Die Glieder der Kreiskette drängen sich gegentheils sehr zusammen, um der bösen Katze den Durchgang streitig zu machen, und wenn diese durchbrochen, so machen sie gleich dem vielverfolgten Kinde eine Oeffnung zur Ausflucht. So währt der Kampf fort, während bald in den Kreis gedrungen, bald dieser verlassen wird, bis die böse Katze ihre Beute erhascht. Wenn dies geschehen, so entfernen sich die Zwei etwas vom Kreise, um sich heimlich zu berathen, wer zu Fortsetzung des Spieles die Rolle jetzt übernehmen solle. Unter Erwachsenen hält bei dieser Berathung der Gott Amor natürlich den Vorsitz. Tobler, Appenzell. Sprachschatz, p. 50b.

No. 31.

Schölmen.

Eins ist der Hausherr, eins der Landjäger, eins der Schelm, eins der Güggel, alle übrigen Kinder sind die Hühnli. — Jeder der Spielenden bemüht sich nach Kräften seine Rolle aus eigner Erfindung zu spielen. Landjäger und Hausherr fangen zuletzt den flüchtigen Schelm, bringen ihn zu den gluchzenden Hühnern auf den Spielplatz zurück und enthaupten ihn da. Der Landjäger legt ihm dabei einen Stein auf den Kopf, zielt dreimal, stößt den Stein ab, nimmt ihn auf und wischt ihn wieder ab, als wäre er blutig. Wer dabei nicht genügt, muß die Rolle mit einer mühevolleren wechseln.

Das Schelmismachen der Appenzeller Kinder beschreibt Tobler, Sprachsch. 384b also: Zwei Kinder stellen Bleicher vor, welche eine Reihe Kinder als Bleichertuch haben. Sie halten Hunde: Kinder, die bellen. Einmal wird die ganze Reihe mit einem Stabe gemessen. Es kommen Fremde: Kinder, die ihre Mütze und Weste umkehren, um sie so anzuzieh'n, und mit einem Stocke bewaffnet sind. Sie bitten um Herberge. Diese wird gestattet, nicht ohne Murren der Hunde.

Die Fremden lassen sich neben dem Tuche nieder, um einzunicken, und die Bleichemeister, von der Arbeit müde, thun ein Gleiches. Auf einmal erheben sich die Gäste, um das Gastrecht schwer zu verletzen; sie trennen die Reihe, und was abgetrennt ist auf Seite der Diebe, geht als gestohlene Waare mit. Natürlich ergreifen dieselben eilends die Flucht. Sobald das Tuch die Diebe aus dem Auge verliert, werden

die Bleicher geweckt, und der ganze Schwarm Kinder setzt sich nun auf den Schnellfuß, um die Schelmen aufzufangen. Dieses Häschergeschäft kann aber bisweilen lange währen. Die Diebe laufen bis in die Waldschluchten hinab, oder verstecken sich auf einem Heuboden u. s. f. Sind sie erhascht, so werden sie ohne Gnade, nach dem alten Terrorismus der Kriminalrechtspflege, zum Tode hingerichtet. Zu diesem Ende fällt der Missethäter auf die Kniee, die Mütze wird ihm locker auf den Kopf gelegt, und so wird ihm dieselbe mit einem Stocke schwertstreichs vom Kopfe weggeschlagen.

Ein Fasnachtsspiel (Bibliothek des Lit. Vereins, Bd. 29, p. 893) aus dem 15. Jahrh.:

Ein sölich närrisch Haderspyl
mit bochen, hadren, schelten, fluochen:
das sölt man ee zuo Zurzach suochen
uff der Wißmat bym Henkersspil.

No. 32.

Paar, Baar abschlagen und Gügen.

Der Spielplatz wird in dreierlei Ziele abgetheilt und das im Mittelpunkte liegende Ziel ist das Güge. In diesem letzteren ist ein Spielerpaar aufgestellt, welches stabil beisammen bleibt, auf den beiden andern Zielen kann dagegen die Mannschaft wechseln, auslaufen und ins Ziel zurücklaufen einzeln und zu zweit. Allein daran soll das Güge hindern. Denn Jeder wird vom Güge zum Gefangenen gemacht, der in dem zwischen den beiden äußeren Zielen liegenden Zwischenraum von einem der Gügespieler mit der Hand berührt werden kann, vorausgesetzt, daß dabei der Gügespieler sein Ziel später verlassen hat und jener Baarläufer sein eignes Ziel früher. Da aber die zwei Endziele es nöthig machen, daß man in ihnen fast immer früher auslaufe, als die Zwei im Mittelpunkte stehenden Gügespieler es zu thun brauchen, so wird dem ersteren Ausläufer, sobald derselbe in Gefahr geräth, gefangen zu werden, ein Helfershelfer nachgeschickt. Dieser hat die Aufgabe durch seine Waghalsigkeit die zwei vereinten Fänger des Güge zu trennen und wenigstens ihre doppelte Verfolgung von dem Kameraden abzulenken. Dieses Spielmanöver nennt man in Appenzell das Püra-schicka. Tobler 88a.

So gilt also der Name dieses Spieles in doppelter Bedeutung seines Wortes. Das im Güge stehende Spielerpaar bleibt auf sich allein beschränkt und bleibt also baar, nude; das andere Läuferpaar dagegen, das aus den zwei Endzielen ausgeht, läuft paarweise, insofern es sich auf die in Bereitschaft stehenden Mitspieler stützt. Und drittens bedeutet das in der Baar laufen noch die Beschaffenheit des Spielplatzes, der eben und buschlos sein muß. Je nach dem Stand der Abendsonne kommt auch noch das Schatte-tramperligs dazu; dies besteht darin, daß sich Verfolger und Verfolgter nicht in ihren Schatten springen lassen dürfen.

No. 33.

Kriegsdingen.

Zwei ausgelooste Hauptläufer wählen sich ihre Genossen zu Reisläufern aus und stellen sich in zwei Parteien dies- und jenseits eines Grabens gegenüber. Die Einen rufen:

Z' leben in eurem Land
Isch e gottlose Schand!

Die andere Partei antwortet:

In eusem Land ist guet lebe,
d' Schölme wohne danebe!

Sie sendet ihrer einen auf das andere Gebiet, der ein guter Läufer sein muß. Hier fordert er die Königlichen heraus, indem er höhnt:

I tritt em König ûf sîn Bode
Und speu ehm ûf d' goldnig Kommode!

Wird er darüber gefangen genommen, so muß der beste Springer seiner Partei hinüber, um ihn zu erlösen; kann er ihn berühren, ohne selbst gefangen zu werden, so kann er mit ihm ungehindert zu den Seinen zurück. Hat nun die eine Reihe genugsam zugenommen in der Zahl ihrer Reisläufer, so kommt sie Arm in Arm verschränkt gegen die andere angerückt und sucht sie im Marsche zu durchbrechen; dies ist „der Stoß", den sonst die Entlebucher Bauernschaft, nach Stalder's ausführlicher Beschreibung (Entlebuch. Fragment. 2, 78—115), jährlich einmal am Schwör- und Huldigungstage aufführte, und bei dem selbst Weiber mit-

wirkten, wenn ihre Ehemänner auf einer Seite Gefahr liefen, zu unterliegen. Unser Spiel ist auch noch bei der Berner Jugend üblich. Bei Griechen kennt und nennt es Pollux.

No. 34.

Das Ritterspiel.

Es war im Appenzellerlande im 17. und 18. Jahrh. noch ein Spiel für die Erwachsenen, das nebst andern ähnlichen Ringspielen auf den sogenannten Alp- und Weidstubeten regelmäßig im Frühling und Herbst auf eigens hiefür geltenden Sennplätzen abgehalten wurde; z. B. im Almenweg und auf dem Horst bei Speicher, auf dem Kaien im Rehtobel, auf Rosenberg bei Herisau, in der Wilden bei Urnäsch, auf Botersalp und auf der Sol bei Appenzell. Solche Spiele wurden nebst allen Almenwegstubenten überhaupt durch ein obrigkeitliches Verbot vom Jahre 1725 bei zwei Pfund Pfenning untersagt; sie dauern gleichwohl an einzelnen Orten noch bis heute fort und werden im Winter wohl in jeder Gemeinde in den Häusern abgehalten.

Es bildeten im Almenweg die Leute von Trogen und Speicher einen Schlachthaufen, die von Teufen und Gais einen andern in einer Entfernung von 500 Schritten. Dann trat einer des ersten Haufens hervor und forderte einen des zweiten mit den Worten: „Ritter, Ritter, der Hauptmann kommt“ zum Wettrennen heraus. Der zweite suchte nun des erstern Ziel zu erreichen, während dem wieder andere Herausforderungen geschahen, bis sich beide Haufen in vollem Laufe befanden. Wer nun während dem Laufen vom andern erreicht, ergriffen und festgehalten wurde, der war zum Gefangenen erklärt und mußte sich am Ziel seiner Gegner auf die Erde setzen, und so ging es fort, bis Alles stehend oder sitzend bei den Zielen versammelt war. Die Mehrheit der unerreicht am Ziele angelangten entschied dann den Sieg (Rüsch, Kanton Appenzell, pag. 108). Der Appenzeller Chronist Walser, p. 740 macht über diese Volksspiele aus seiner Zeit die Notiz: anno 1725 sind auch die, aus dem Heydenthum herstammende, sogenannte Weyd- und Alpstuberten, da sich das junge Volk gleichwie in alten Olympischen Spielen im Lauffen und Ringen uebte, abgestellt und verbotten worden. —

No. 35.

Das Ringspiel.

Die sogenannten Weid- und Alpstubenten sind Hirtenfeste, die im Appenzeller Lande am Jakobstage noch jetzt unter großem Zulauf der Nachbarn auf den Alpen abgehalten werden. Geiger und Hackbrettschläger locken oft eine Schaar von 400 Tänzern an diesem Tage auf Baatersalp. Die scharf auf Sittenzucht achtende Obrigkeit des reformirten Ländchens hatte sich frühzeitig dabei eingemischt, zur Vermeidung von Unordnung mußte sogar ein Mitglied des Rathes und ein Weibel solchen Zusammenkünften beiwohnen. Die älteste Verordnung hierüber lautet folgendermaßen: „Die Waid- und Alpstubenten sollen dem jungen Volk nach der Nachmittagspredigt erlaubt sein, damit es seinen Muth in Zucht und Ehren zeigen könne, und soll deswegen ein jeder Meßmer eine Stunde früher einläuten, damit man an dieselben gehen könne.“ Die Erwachsenen beiderlei Geschlechts machten da eine Reihe von Gesellschaftspielen, die jetzt nur noch im Kinderspiele vorkommen; darunter gehörte der Ring. Es wurde dabei so verfahren: Man schloß einen Kreis, eine Person gieng um denselben herum und bezeichnete Jemand durch einen Schlag zu ihrer Verfolgung. Nun rannten beide über Stock und Stein, Weid und Wald, unermüdlich suchte der Herausgeforderte den neckenden Ausforderer gefangen auf den Ringplatz zurückzuführen. Oder es entfernten sich zwei Personen beiderlei Geschlechts vom Ringe, verabredeten sich heimlich, welches Paar sie zusammenbringen wollten und vereinigten es dann bei ihrer Zurückkunft, und so fieng man dann aufs Neue an, oder man fuhr so fort, bis Alles gepaart war. Appenz. Monatsblatt 1825, 195. Rüsch, Kant. Appenzell, p. 108.

No. 36.

Helfen und geben.

Geiler v. Keisersb. im Granatapfel (Straßb. Joh. Knoblauch 1511), fünfte Predigt: die Geistlich Spinnerin, beschreibt dies Spiel also:

Es steend etwan 20 oder 30 man in aim ring vnd steet der knab mitten vnder jnen. Sy vmbgebent den knaben, das er nit auß dem ring

komen mag, so facht ainer an vnd stoßt den buoben auf den nächsten, der bey jm steet, derselb stoßt jn denn fürbaß auf ainen andern, vnd also stoßt jn ainer dem andern dar vnd zuo wölchem er komet, so maynt er, er söl jn beschirmen, so stoßt er jn von jm. Was thuot ain sollicher knab anders, dann das er sich da mitten in den ring setzt vnd beleybt da sitzen.

In Appenzell gilt dafür der Name Päärerstoßa. Während junge Leute verschiedenen Geschlechtes handbietend einen Kreis schließen, umgeht diesen ein Jüngling und ein Mädchen zusammen, die sich darüber still verständiget haben, welches Paar dieser Gesellschaft sie kuppeln wollen. Diese Zwei werden dann als neues Paar unvermuthet aus ihrer Stellung in den Kreis hinein gestoßen und darinnen von den Uebrigen gefoppt. Tobler, Sprachsch. 31.

Vierte Abtheilung.

Loos- und Zielspiele.



No. 37.

Kreisel schlagen.

Das Kreisel schlagen ist von jeher und überall üblich gewesen, die Namen des Spieles sind daher äußerst zahlreich. Vom Strombos redet die Ilias 14, 413, vom Strobilos ebenso Platon, vom Bembix dichtet Kallimachus ein Epigramm, in welchem er den Spielruf der Knaben: „Jeder treibe den Seinen!“ auf den um ein Weib werbenden Dion anwendet:

Treib den Kreisel, Dion, den Du hast,
Und küß das Mädchen, das dir paßt.

Vom römischen Spiele mit dem Turbo redet Tibull; um ihn zu schlagen, bedurfte es der Geißel, flagellum. Diese Spielweise kennt auch unser deutsches Mittelalter. Vom Brummtopf mit der (am Niederrhein sogenannten) Schminke geschlagen, handelt Wolfram im Parzival 150:

Hier ist die Geißel, dort der Topf,
Gönn's dem Kind, ihn umzutreiben.

27*

Alberade, die Gräfin im baier. Banzgau gründete das Benedictinerstift Banz, als ihr Knäblein am gefrornen Main den Kreisel trieb und darüber ertrank. Bechstein, DSagB. no. 834. Conr. Meyers Zeichnungen zu Ammans 26 Richtigen Kinderspielen stellen das Treiben des Brummtopfes mittelst der Geißel, wie es im 17. Jahrh. zu Zürich galt, bildlich dar (Titelblatt) „Nuß auß dem Ringdopff werfen" — „Habergeiß ziehen" — „Zur Trompe". — „Vber das Kreißlen" verzeichnet Fischart, Gargant. cap. 25. Habergais ist sein Name in Straßburg: „wie ne Hawwergais schnurren und brumme" Firmenich, Völkerstimm. 2, 540. gaißen ist elsässisch klettern (ibid. 542: „wie er gaißt uf d' Bäum"), Habergais daher fränkischer Name der langfüßigen Kornspinne, Habermark schweiz. Name des Bocksgrases, tragopogon. Seinen Namen Brummtopf hat er vlämisch: dop, dol; in Löwen drijfdop; franz. la toupie sabot, trompe; ital. trottolo, pirlo; span. trompo, peonça. In der Dauphiné heißt er Mönch, moine; in Belgien nonne; in Ostflandern caterrol; ndd. küsel; bei uns Hurrlibub, Habergeiß, Schnarchhans, Pfurre (Brummerin), Rurri (sich rühren), in Thun die Torgge (torquere), Zwirbel, im Appenzell Trodel (Tobler 153), in Franken Drudelmadam.

No. 38.

Das Schusserspiel.

Unser Spicken, ital. spiccare, und Märbeln mit Thon- und Marmorkügelchen (Schussern) mit Nüssen, Mandeln, Erbsen und Schneckenhäuschen wird auch schon bei den Alten (Ovid und Philo) erwähnt. Unser Mittelalter redet häufig davon: Die Legende erzählt, es habe die heilige Elisabeth von Thüringen den ihr begegnenden Kindern geschenkt:

allerhande kinderspil
kruseln, fingerline vil,
die gemachet werden
von glase vnd ouch vz erden.

Graff, Diut. 1, 390. Darunter sind die meergrünen und azurblauen Fingerringe gemeint, wie man sie noch vor geringer Zeit im badischen Schwarzwalde tragen sah, und die noch aus den dortigen Glashütten kommenden Schusser.

In einer Stuttgart. Papier-Hds. aus dem 15. Jahrh. wird neben Farbenrecepten für die Glasmalerei auch des gelben Bleiglases erwähnt, das man den Glasschussern zusetzt, „das sint die gelben kugelin, do die schuler mit spilen vnd sint gar wolfel." Mone, Anzeig. 1838, 605. Hugo in seinem Renner ist nicht gerade gut auf die Jugend seiner Zeit zu reden, weil dieselbe sich von dem ihr gebührenden Spiele weg zum Genusse hinwende: Vers 14862,

kint sint nv tratz vnd vnuerwizzen,
die kintlicher spil sich wollent flizzen.
zölle teibkugeln vnd meizzen —
die siht man nv luders sich fleizzen
spilerlin vnd sluntherlin
vertrogner müder hüntlin.

Hugo scheint das Züllen (Schifflein machen), das Tribkugeln und Meißen, also das Kreiselschlagen, Schussern und Ballschlagen (maißen, vgl. Schmeller 2, 627) zu meinen gegenüber dem Ludern, den Spielen um Geldgewinnst. Die mit der Reformation allenthalben eingetretene Sittenstrenge warf sich auch auf das harmlose Kinderspiel. Zürcherische Sittenmandate verboten seit dem 16. Jahrh. „das Grad- und Ungradmachen, Blattenschießen, Stöckeln;" sogar das Kluckern mit steinernen Kügelchen wurde 1530 den jungen Knaben am Lande bei Strafe der Gätterei untersagt; letzteres war eine hölzerne Drehmaschine, in welcher der Sträfling bis zum Erbrechen herumgewirbelt wurde. Vgl. Hanhart, Schweiz. Gesch. 4, 362. Im Jahre 1426 wurde in dem Nördlinger Spielgesetz der Jugend zu spielen erlaubt: Paarlaufen, Kegeln, Radtreiben, Ruck oder Schneid, Hasen schlagen, Topfspiel und Schnellkügelchen. Müller, Nördling. Merkwürd. 1824, 48. Im Trachtenbuch der beiden Augsburger Patriciersöhne Schwarz heißt es v. J. 1550: So was dieß mein freud, wenn ich auß der schul kam oder hinter die schul gieng, mit vögel, triblen, kluckern, hurnaussen, raiff treiben. Scheible, Kloster 6, 560. Im Jahre 1560 wurde den Bernerknaben das Kluckern auf dem offenen Platze des sogenannten Kirchhofes durch einen Rathszettel verboten. Delic. urbis Bernae, pag. 241. Der Name des Schnellkügelchens Glucker, holländ. klikker, scheint dem Schall zu gelten, den es beim Aneinanderstoßen macht. Klippel ist sein verwandter Name an Main und Donau. Natürlich fruchtete diese Un-

natur nichts, was man den Kindern verbot, das trieben die Erwachsenen; damals war es, daß die Zürcher Weiber Kegel zu schieben anfiengen. Meyer von Knonau, Kant. Zürich 2, 162, 148. Einzelne Prediger im Lande rührten sich für den zu weit getriebenen Abbruch aller Lust, und Menschenfreunde, darunter Barthol. Anhorn, der unter dem Namen Philo als Verfasser der Magiologia (Augustae Rauracorum 1675) bekannter gewordene Autor. In diesem letzteren Werke redet er der Natur das Wort und stützt sich dabei auf das Alte Testament und auf die untadelhaften Züge aus dem klassischen Alterthum: „maßen Zach. 8, 5 es als eine herrliche Gutthat Gottes gepriesen, wann die Gassen einer Stadt voll Knäblein und Mägdlein sind, die ihre Kinderspiele treiben; deren werden nach Unterscheid der Orten unterschiedliche Gattungen gefunden; als klunkeren, dopfen oder glozen, niggeln, rebhölzelen, mit Nussen höcklen oder häuflen, krönlen, ballen u. s. f., welche Spiel auch oftmalen fürnemme Elteren selber mit ihren Kinderen treiben, als Socrates mit seinem Söhnlein Lamprode, und Agesilaus, ein Fürst der Lacedämonier, ist wohl gar mit seinen Kinderen in dem Hofe seines Hauses auf Steckenrößlin herumb geritten."

Der Zeitpunkt, wo dies Spiel durch die mildere Jahreszeit wieder im Freien möglich ist, sowie die dazu versammelte Kameradschaft heißt bei uns der Märmelleich, d. i. Tanz, Reihe. Besondere Spielarten beim Schussern benennen sich also:

Schlößlein, Zeil und Grübli.

Beim Schlößlein wird auf drei Schusser oder Nüsse eine oben aufgesetzt und so das Schloß gebildet, das Derjenige gewinnt, der es aus bestimmter Entfernung mit seinem Schusser einwirft.

Bei Zeil stellt man die Schusser oder Nüsse, oder auch die daraus gebildeten Schlößlein auf eine Linie; jeder rollt sein Kügelchen gegen diese und gewinnt deren so viele, als von den wegrückenden Kugeln seinem Schusser nachfolgen.

Beim Grübli (Fischart's Spielverzeichniß: „des Grübeleins;" im Aargau heißt es Inggis d. i. Hinein) wirft man eine Handvoll in ein Loch und gewinnt, wenn man mehr als die Anderen auf einmal zusammen hineinbringt. Letzteres wird zu Bordeaux und Nantes am Ufersande von den Matrosen gespielt. Regis, Uebersetz. des Rabelais 2, pag. 106.

Rêsligs heißt Aargauisch gegen die in Form des Rieses (Kegelries = Kegelstand) aufgestellten Schusser den Spielschusser spicken, mit dem Daumen und Zeigefinger anschnellen. Bei Fischart: Gluckern, Schnellkuglen.

No. 39.

Gevätterlen, Räppli-gä.

„Da die kind gefetterlin mit einander, da machen sie saffron vnd „das ist geferbte Wurz — das ist süßwurz — das ist ymber" — vnd ist alls uß einem ziegel geriben vnd ist ziegemel. vnd machen hüßlin, vnd kochen; vnd wenn es nacht würt, so ist es alls nüt vnd stoßen es vmb." Geiler von Keisersb. Von den 15. staffeln. Bröſamlin, vffgelesen von Joh. Paulin. Bl. 12. Setzt sich dieses Spiel weiter fort, so wird ein Rath- und Sprechspiel daraus, z. B. das aargauer Räppli-gä. Es wird dergleichen gethan, als ob man dem angeblichen Einkäufer einen Rappen (Pfennig) in die Hand drücke, und er darf nun beim Einkaufen im Kramladen auf die nöthigenden Fragen der Krämerin vorausbestimmte, aber schwer zu umgehende Antworten nicht gebrauchen. Daher der Spielspruch:

Do häsch es Hällerli,
chauf drûs, was d'witt,
Weder Wiß und Schwarz,
und Joh und Nei nit.

„Was wolstu kauffenn vmb ein pfennig?" Fasnachtspiele aus dem 15. Jh. 3, 1458.

No. 40.

Farbangeben.

Güng! güng!
Wer do?
Der Engel ab em G'schirhof.
Was will er?
E guldige Farb!
Was für eine?

Hat der fragende Engel eine der Farben errathen, welche die im Kreise sitzenden Kinder vorher sich einzeln zugetheilt haben, so führt er das Kind am Arme in sein Himmelsgebiet. Hierauf erscheint der Teufel, räth gleichfalls nach ausgemachten Farben, Häusern oder Vögeln (sein dabei üblicher Spruch steht: Todtenheer in der Mütsche) und nimmt das dafür errathene Kind mit in sein Höllengebiet. So wechseln Beide im Rathen ab, bis alle Kinder an sie vertheilt sind. Hierauf beginnt ein Kampf, die Teufel wehren sich mit Krallen, die Engel mit ihren Flügeln, indem alle eine flatternde Bewegung annehmen, und die stärkere Masse verjagt so die anderen. Eine andere Spielphrase über das Farbenerrathen lautet:

I träg der e schöns Chrüegli feil.
„Was hübsches drinn?“
E vigelante Jumpfere nach dim Sinn.
„Wie ist sie bekleidt?“

Den Griechen hieß dieses Spiel des Farbangebens (nach Pollux) Ostrakinda, oder Tag und Nacht. Eine Muschel, die auf einer Seite mit Pech geschwärzt wurde und darnach die Nacht, auf der anderen weißgelassenen der Tag hieß, wurde von zwei Knabenparteien, die sich darnach ihren einen Namen gewählt hatten, in die Luft geworfen. Je nachdem im Herabfallen der vorbestimmte Muscheltheil oben lag, mußte die eine Partei entlaufen und von der andern eingefangen werden. Gutsmuths JugendSp. 207. Belgisch lautet die Spielfrage: Hohl oder voll: (Fischart, Spielverzeichniß, Gargant. cap. 25) hol of bol! luysen oft noppen! Junius Nomencl.

No. 41.

Gerad und Ungerad.

Es ist der Alten par impar. Wird es mit Münzen gespielt, so ist das Stichwort: Schrift oder Wappen; bei den Römern caput aut navis. Ehe die in die Luft geworfene Münze niederfällt, muß sie nach jener Bildseite errathen werden, mit der sie entweder am Boden liegen, oder die sie dabei obenauf kehren wird. Die Italiener sagen fior o santo, die Spanier castillo y leon, die Engländer king-side or cross-side.

Man spielt es mit Nüssen, Bohnen, Mandeln, Knöchelchen, oder läßt einen andern die Anzahl Schusser, Hölzchen u. s. w. errathen, die man in der geschlossenen Hand hält. Das Spiel gilt bei Rabelais und bei Fischart; vgl. Regis, Uebersetz. des Rabelais 2, 102. Der Bamberger Dichter Hugo von Trimberg erwähnt es auch in seinem Spruchgedichte, Der Renner, Vers 2735:

Rite ein gra man vf vnd ab
Mit cleinen kinden vf einen stab,
Vnd spilte gerade vnd vngerade
Vnd ging mit in ze wazzer pade,
Vnd hulfe in machen hevslin
Vnd ponde zwei cleinev mevslin
An ein wegenlin mit in,
So sprechen wir, seht, wie tomnen sin
Der alte man hat!

No. 42.

Zirlin-mirlin. Vom Jahre 1507.

Wan man sitzt vnd die hend vmb einander wicklet und machet zirlin, mirlin, gassen tirlin. Geiler v. Keisersberg, Von den XV. staffeln. Brösamlin, vffgelesen von Joh. Paulin. Bl. 17. — wan die feigen weiber müssig gon, so lofen sie von eim winkel in den andern, dan under der thür vnd machen zirlin mirlin, garten thürlin. vnd stopfen dan mit dem messer in ein klimsen, vnd kumt dan ander leckerei darnach. Geiler, Ameise, Bl. 25.

Dies Spiel, dessen Anfangsworte jetzt noch in der Kinderrede bestehen (vgl. Stöber, Elsaß. Volksb. no. 38), scheint eine mit der Bewegung beider Daumen verbunden gewesene Zauberformel gewesen zu sein, mit der sich entfernte Liebende citierten: zu ihr, zu mir, zur Gartenthür. — „Zwei spielten zurlin murlin, zwei sprachen: der vlahs ist min, zwei spilten der fuln brucken, zwei begunden mit eigern klucken." — so lautet ein Spielverzeichniß einer pfälz. Hds. in Mone's Anzeig. 1833. 192; und bei Hoffmann, Horae Belg. 6, 188. Zirrlen-dirrlen (Stalder 1, 284), ein spielendes Zupfen an den Fingern. In den mhd. Sprüchen von der Hofzucht (A. v. Keller, Altd. Erzähl. p. 544)

heißt es vom sittsamen Benehmen der Jungfrau in gesellschaftlichem Kreise:

Ein iglich junckfrau sol stylle ston
mit den fußen, daz zimt wol.
kein junckfrau sol
zirlen mit den henden nicht,
ob ir zu sprechen icht beschicht.

No. 43.

Das Münzken.

Dieses Spiel kann nur von zweien gespielt werden. Jeder setzt nach vorausgegangener Bestimmung eine Anzahl Knöpfe ein. Einer nimmt nun die Knöpfe, und während er sie in den Händen schüttelt, sagt er zum Andern: „Welhere wit (von welcher Sorte willst du?), Münz oder Unmünz? Der Angesprochene nennt eine Sorte. Der andere wirft nun die Knöpfe aus der Hand, diejenigen, welche ihre rechte Seite nach oben kehren, sind Münz, die sie nach unten kehren, Unmünz; und welche von beiden Sorten voraus benannt worden, erhält der Rathende.

Münz ist Münz,
Wer's hät, der g'ünnt's.

No. 44.

Knöpfe sind in der Kinderwelt, was das Geld bei den Erwachsenen; mit ihnen wird gehandelt, bezahlt und ausgewechselt, wie mit Geld. Zwar haben sie nicht immer gleichen Werth, da sie zur Sommerszeit, wo andere Spiele gelten, beinahe gar nicht geachtet werden, dagegen gehen sie im Winter und auffallender Weise ganz besonders am Ende desselben über Alles. Wie es nun einen Geldkurs giebt, so giebt es auch einen Knöpfekurs; dabei gelten denn Knöpfe von Eisen, Messing und Horn zweimal so viel, als die von Holz, Bein und Blei. Die Spiele nun mit Knöpfen sind folgende:

Das sogenannte Stözlen, Stöckeln, Blättlen.

Ein Stöcklein oder Ziegelstein ist das Ziel, auf welches Jeder der

Mitspielenden einen Knopf legt. Mit einem Wurfholze wird nun die Entfernung bemessen, aus welcher jeder Spielende mit einem Knebel oder Stocke, eisernen Blättlein oder Ziegelstücke nach dem Ziele zu werfen hat. Wer zunächst an dasselbe trifft, schlägt es mit den darauf befindlichen Knöpfen um, und steckt die daliegenden mit aufwärtsgekehrtem Oehr in den Sack. Der zweitnächste sammelt die übrigen ein, schüttelt sie in den Händen, wirft sie in die Höhe und behält abermals diejenigen, welche die äußere Seite aufwärts kehren. Das gleiche thut nun der dritte, und so geht es fort, bis keine mehr vorhanden sind, worauf das Spiel wieder beginnt. „Plöchlin machen", „Pfenning vom blöchlin werffen", verzeichnet als Kinderspiel Fischart, Gargant. cap. 25.

No. 45.

Rübbeln, Hinunterlassen (Abeloh) und Spengeln.

Bei Ersterem wird ein Brett, welches einige Schuh lang ist, schief an eine Wand gelehnt, und jeder der Spielenden läßt seinen Rübbeliknopf darüber hinab rollen. Fällt dabei einer dem andern so nahe, daß man sie beide mit einem dafür gefertigten Maßhölzchen erreichen kann, so gewinnt derjenige, welcher zuletzt geworfen hatte, einen Knopf, muß aber nun den Vorwurf thun und seinen Knopf zuerst wieder ablaufen lassen. Ebenso geht es beim Spengeln, nur mit dem Unterschiede, daß dabei die Knöpfe gegen eine Wand oder Mauer geworfen werden und gegen ein kleines Bodengrübchen zurückprallen müssen. Der, dessen Knopf zunächst der Grube liegt, gewinnt diejenigen dazu, die er mit der Spanne seiner Hand, oder auch mit dem Maßhölzchen erlangen kann.

Vlämisch wird das Nußspiel auf gleiche Weise gemacht: rolnoten van het berdeken, tuenoten. Hoffmann, Hor. Belg. 6, 181. Das Spengeln heißt bei den Danziger Jungen penschen (Förstemann in Aufrecht-Kuhn's Ztschr. f. Sprachforsch. 1, 421); ich denke, von pantschen = anschlagen, anklatschen.

No. 46.

Höckeln, Nußspiel.

Die große Nuß, mit der man als einer Kugel die aufgestellten Nußhäufchen umwirft, ist das Bolley, die Bolderen, die Bollere (franz. boule, Kugel), das Döli, die (runde) Schießnuß.

Jedes Häufchen, aus drei zu Grunde liegenden Nüssen und einer vierten die Nußpyramide schließenden bestehend, ist ein Höck. Das gleiche Spiel vlämisch hoopkens setten (häufeln) stuiken, seeländisch cuten. Hoffmann, Hor. Belg. 6, 181.

No. 47.

Böhneln und Schnöberlen.

Der eine läßt die Zahl der Bohnen rathen, die er in der geschlossenen Hand hält und spricht:

Mis Schöfli weidet.
Der Rathende: mis au.
Der Bergende: unter wellem Baum?

Der Rathende deutet nun auf einen der verdeckenden Finger an der Hand des Anderen. Sind sie bis auf eine bestimmte Zahl errathen, so werfen Beide ihre Bohnen ums Gewinnen von einem Ziele aus in ein entfernteres Erdgrübchen, und derjenige, der vorher die versteckt gehaltenen Bohnen richtig errathen hat, kann sie nun beim Wettwurfe sogleich wieder verlieren. Diese letztere Spielart heißt Döbelen. In der Eifel Ein Schweinchen im Acker. Schmitz, Eifler Sitten 1, 82.

No. 48.

Steinli-gä.

Die Kinder setzen sich in eine Reihe nieder, mit Ausnahme von zweien. Das eine von diesen nimmt ein Kieselsteinchen in die Hand, geht vom ersten bis zum letzten und thut, als gebe es jedem das Steinchen; natürlich konn dies aber nur ein einziges Kind bekommen, nun wird das andere der beiden gefragt, welches den Stein bekommen habe:

Hoterlei, sucht de Stei,
Wenn d' ne fin'st, so träg ne hei.

Dies ist „Stein verbergen" in Fischart's Spielregister. Vergl. Balle-schoppe, Abthl. Ballspiele.

Wird das Spiel mit Schlagballen oder Plumpsack gemacht, wobei also dem Fehlrathenden Schläge bevorstehen, so heißt es:

Rôtherei, wer het de Stei?
I weiß es wohl, i han en nit,
Rôth de Schopper au dermit!

Ist zweierlei zu rathen, Stein und Gras (Motte), und bestimmt sich darnach im Spiele Seligkeit und Verdammniß, so heißt Frage und Antwort:

Was wit lieber, Stei oder Motte?
Stei!
gang zum liebe Gott hei!
Motte:
gang zum Tüfel id' Hotte.

Motte ist Rasenstück, Hotte Tragkorb. Vgl. darüber Grimm, Myth. p. 101.

Ist richtig gerathen worden, so gehört das betreffende Kind dem Rathenden, im umgekehrten Fall aber dem Fragenden. Sind auf diese Weise alle bis auf eines vertheilt, so kommt die Frage:

Wer häts, ich oder mis Chind?

Trifft die Antwort richtig ein, so gehört es ebenfalls dem Rathenden. Nun suchen beide Parteien sich an den Händen über die Spielgrenze zu ziehen, und die überwundenen müssen hierauf durch die Mütsche gehen.

Das Wetterauer Kinderspiel fragt um die in der Hand verborgen gehaltenen Steine „Binklebank, in welcher Hand?" In einer Rachel beigelegten Satire führt die geschilderte Ehefrau:

In einer Hand, gleichwie die Kinder pflegen
Zu spielen Pinkewink: Lust, Leben, Fried' und Segen;
Und in der andern Hand: Zorn, Tod, Fluch, Haß und Zank.
Ach solches Pinkewink bringt Schmerz sein Leben lang.

Haupt, Ztschr. 6, 483.

No. 49.

Federn, flüg hoch!

Bei jedem namhaft gemachten Thiere heben die im Kreise sitzenden Kinder die Hände auf; thun sie es bei einem, das nicht fliegen kann, so müssen sie ein Pfand geben. Einzulösen ist's damit, daß man zu jedem Mann, der zufällig herbeikommt, oder vor einem benachbarten Hause sitzt, hingehen und ihn verwegen befragen muß, ob es ihm hier im Schatten wohl sei, ob er schon zu Abend gegessen, ob seine Frau brav sei, wie viel er Zins zu zahlen habe, und ähnliche kleine Unverschämtheiten. Beim Fuhrwerknennen heißt es:

Bürli, Bürli, Chatzebürli:
s' goht en Frau is Hüehnerhüsli,
liest de beste Hüehner us.
de Rogge goht vora,
d' Frau mueß sie zahle,
gang du wît-wît fort, gogê diene.

Das durch diesen Zählspruch ausgeschossene Kind entfernt sich, um als Dienstbote einen Platz in der Fremde zu suchen; und nun nehmen die übrigen beliebige Namen von Fuhrwerken an: Gutsche, Benne, Herawaga (der Große Bär), Bachofen (der Fasnachtswagen), Pulverwagen u. s. w. Darnach kehrt das Ausgezählte zurück und wird von Jedem befragt, „worûf wottest hei rîte?" trifft es das von dem Einzelnen gewählte Fuhrwerk, so wird es auf dessen Schultern zum Spielziel getragen. Hierauf wieder von vorne.

No. 50.

Lachen verhalten, Gramüseli machen.

Spielende Kinder suchen sich ins Lachen zu kitzeln, zu gramüseln (griebeln), indem eins dem andern mit dem Finger trippelnd übers Gesicht leise ins Haar hinauf fährt und dabei vom Zwerglein Chrügelnägeli spricht, von dem die Aargau. Sage 1, 274 weiß.

Chrügeli-nägeli ûf em Dach,
Wer lacht?

Wer sîne wîße Zähn fürloht,
Mueß Pfand, Pfand-pfand geh!

Wa häsch gässe?
Grüne Mässer (Masholder).
Wo häsch trunke?
Grüene Lunge (Lungenkraut).
Lueg in Himmel ue und lach net!

In Fischart's Spielregister heißt es: „Seyd ihr die Braut von Schmollen, so lacht mir eins!" „Ungelacht pfetz ich dich." Regis, Uebersetzung des Rabelais 2, 103, beschreibt es also: Jeder zwickt seinen Nachbar zur rechten an Kinn oder Nase, wenn dieser lacht, ist er pfandpflichtig. Allein zwei von der Gesellschaft sind vorher schon im Einverständnisse und färben sich ihre Finger an einem verkohlten Korkstöpsel, so daß sie jedem, dessen Nase sie berühren, zugleich das Gesicht schwärzen. Diese werden nun um so lächerlicher, weil Jeder glaubt, man lache nicht über ihn, sondern über den Nachbar. Das ist das mordere clanculum, pincer sans rire. Der Auszählspruch, durch den sich die Ordnung der Fragenden und Antwortenden bestimmt, lautet:

Einerheit, zweite Theil,
Dreie minder viere Kinder,
Feufe recht Spatzeknecht.
Siebe drüber, acht betracht,
Der erst, der lacht, ist bûß.

No. 51.

Feister-müslen, die Maus im Finstern machen.

Man führt dasjenige Kind, welches die Andern errathen soll, mit verbundenen Augen mehrmals im Zimmer umher und spricht:

Blindemûs, Feistermûs,
i führ dech ûs,
i führ dech is Frau Gettie Hûs.
Wa hesch de Löffel?

Hier hat man es bei der Thüre stehen lassen und ihm die Thürklinke als Löffel in die Hand gedrückt. Es antwortet:

A der Thürefalle.
Frage: Was issest gern?
Antw.: e dürre Lebkuchen.
Frage: Ist er wiß oder schwarz?

Je nachdem das Befragte nun Farben hernennt, muß es umhertappen und die Gespielen, die ihm unter die Hand kommen, nach der entsprechenden Farbe ihrer Kleidung angeben und errathen.

Unser gewöhnlicher Spielname steht in Fischart's Spielverzeichniß cap. 25: Es laufft eine Mauß die Mauer auff — Blindenmauß, der blinden Kuh, Mirelimusle. Im Vlämischen Kinderspiel des 14. und 15. Jahrh. (Hoffmann, Horae Belg. 6, 181) heißt es blintspel, het blindeken, suikernoemken, haghercoer. Des Junius Nomencl. druckt diese Namen etwas anders. Gustav Adolph soll es im Felde mit seinen Offizieren gespielt haben. Regis, Uebers. des Rabelais 2, 108.

Bei den Griechen erscheint es als Myinda: Pollux IX, 122 ff., als blinde Mücke. Man verband einem die Augen und drehte ihn vielfach im Kreise. Wenn er rief: Ich will eine eherne Fliege jagen, erwiederten die Andern: du kannst sie jagen, aber nicht fangen! dabei ward er so lange gezupft, bis er einen der Necker zu erwischen wußte. Gutsmuths, Jugendsp. p. 193. Nach dem Namen dieser ehernen Mücke gilt das franz. und ital. Muckenspiel: mouche, alla moscola, o mosca cieca. Im Appenzell Tunklamüsla, Bremmüsla. Tobler 76 a.

No. 52.

Stopfis-Chrueg.

Es wird nicht allein von Kindern, auch von Burschen und halb erwachsenen Mädchen gespielt. Die Spielenden sitzen in einer Reihe, der Fragende fängt beim zu oberst Sitzenden an, macht die Geberde, als ob er eine Flasche zupfropfe, und spricht dabei: Stopfis Chrueg! der zu oberst Sitzende fragt ihn, was trei'st im Chrueg? und erhält die Antwort: Bueben und Maidline gnueg! wottisch au eine? Sagt der Befragte ja, so nennt man ihm den Namen eines mitspielenden Mädchens. So geht es dreimal die Reihe der Dasitzenden hindurch. Hat nun ein Jeder drei Mädchen, und jedes Mädchen drei Buben zugetheilt erhalten, so

muß man angeben, was man mit einer jeden Zugetheilten anzufangen gedenke. Je nachdem die Genannten dem Einzelnen werth oder unwerth sind, erklärt er, die eine nehme er mit zum Wein, die andere mit zu Tisch, die dritte hänge er in den Kamin zum Rauchfleisch. Es heißt daher der Spielreim auch also:

Stopfis-Chrueg! was hesch im Chrueg?
hesch mer Bueben und Maidlis gnueg?
Bueben und Maidli bi der Gnüge!
gim-mer au eine.
was für eine?
da hesch ne Hans,
hänk ne is Chämi ûf,
loh ne loh dür werde
und hau ne wieder abe.

No. 53.

Vogelfänger.

Die Kinder schließen einen Kreis und in denselben wird der Vogelfänger mit verbundenen Augen und einem Stab in der Hand geführt. Hierauf ziehen sie sich fröhlich im Kreise um den Vogelfänger herum und singen dabei:

„Willst du, daß wir schweigen;
Mußt du uns dein Stecklein zeigen."

Sobald der Vogelfänger aber zu pfeifen beginnt oder seinen Stock in die Höhe hält, wird die Ruhe wieder hergestellt. Dann betastet er dasjenige, auf welches er zuvor mit dem Stabe zeigte, und spricht: „Laß deine Stimme hören!" oder auch: „Wie kann das Vögelein pfeifen?"

Tûbeli, Tûbeli ûf'm Dach,
das wo gigset oder lacht,
mueß e Pfand geh!

Hierauf muchzt oder quickset das Befragte mit verstellter Stimme, muß aber dabei lachen und verräth sich selbst. Dann muß das Errathene Vogelfänger werden. Hat derselbe mehrmals falsch gerathen, so wird er von allen geplumpsackt.

Man sieht dieses Spiel abgebildet im Kinderbuch der beiden Patrizier Schwarz von Augsburg, welches vom J. 1496 bis 1561 reicht. Das Bild zum Jahre 1550 stellt das Söhnlein vor, Vögel bringend, daneben der Spruch: „Hui bueben, welcher kauft oder giebt einen?"

No. 54.

Fingerspiel, Fingerlein- und Ringlein-schnellen.

Einem Knaben mit verbundenen Augen springt ein anderer der Spielgesellschaft auf den Rücken und läßt ihn rathen, wie viel Finger man ausstreckt. Als ein in Deutschland übliches Spiel beschreibt es ums Jahr 1000 das Gedicht Ruodlieb, Fragment 8, Vers 60—80. Grimm-Schmeller, Latein. Gedichte. Es ist Cicero's micare digitis und findet sich bei den meisten neu europäischen Völkern, am meisten verbreitet bei den Italienern unter dem Namen Morra (fälschlich abgeleitet von giuocar a l'amore), spanisch: juegar al amorra, franz. jouer à la mourre, nori-mori; vgl. Regis, Uebersetz. des Rabelais 2, pag. 101. Die holländischen Namen verzeichnet Junius Nomencl., und Hoffmann, Hor. Belg. 6, 181 ff.: bliespel, pertjen wel bereit, pic olie ofte graef, bocken spelen, bocken setten, bockhoren spelen, bock over haghe spelen, cock oc heerken rydic wel.

Unsere Fragespiele: Will der Schmied das Roß beschlagen: wie viel Nägel muß er haben? (bei Fischart, Gargant. cap. 25: „Eselin beschlagen" — „Leuß oder Niß?") haben denselben Sinn. Ein aargauer Fragespruch solcher Art, der beim Eisenspiel seine besondere Anwendung hat, lautet:

Wo chunst her? vom Negeli.
Was treist nôh? es Nägeli.
Wie mängs für en Chrützer? Siebeni.
Worum nid achte?
Vater, schlo mi!

No. 55.

Ich sitz auf einem Tisch.

Die Kinder setzen sich der Reihe nach auf die Bank und lassen ein Ausgezähltes rückwärts auf sie herkommen, um sich einem von ihnen auf den Schoos zu setzen. Dabei sagt es:

I sitze und sitze=n ûf eme Tisch
Und ha de ganze Morge gfischt,
Und ha nüt gsah,
Büseli, Büseli, mach miau!

Das, in dessen Schoos es sich setzt, muß nun mit veränderter Stimme antworten und, wird es errathen, der Ausgezählte werden.

Auch spricht man:

Giri=giri=Ginggeli,
s' Chätzli hockt im Winkeli.

No. 56.

Herr König, ich diente gern.

Nachdem ausgezählt worden, wer König sein, wer zum Hofstaat, wer zur Dienerschaft und wer zum Scharfrichter gehören soll, beginnen für jeden die ihm auferlegten Probearbeiten; man nennt sie gewöhnlich Handwerkerligs. Geiler von Keisersberg hat im J. 1507 über dieses Spiel Predigten gehalten, die seiner Ameise beigedruckt sind. Darin sprechen die Kinder und der König:

Herr, der künig, ich diente gern!
„und was ist euwers diensts?"
das ir mir bütten, das ich wol erzügen möcht.
„daß ir dem künig ein eer anthugen."

So gat dasselbig und kusset den künig. er will auch daz du seinem hoffgesind ein eer anthügest. er gebüt auch etwan die katz ze küssen. du bedarfst der katzen daup küssen als katzenritter. Bl. 84. 89. Im Evangelibuch Bl. 179b beschreibt er weiter, wie man zu demselben Zwecke auch eine Königin erwähle. Die nun vom Könige aufgefordert werden, anstatt Arbeiten zu machen, ihm Geschenke zu liefern, bilden

eine eigene Spielgesellschaft, welche Verehren und Placieren heißt. Im Kreise sitzend sagt jeder seinem Nachbar zur Rechten ins Ohr, was er ihm schenke (verehre), und jedem zur Linken ebenso, wohin er das vom andern Nachbar Verehrte bringen (placieren) müsse. Ist dies durch den Kreis hindurch geschehen, so nennt jeder der Reihe nach das Geschenk und den dafür bestimmten Verwendungsplatz. Dabei kommen denn lauter für einen König unschicklich lautende und für die Gesellschaft ergötzliche Dinge zum Vorschein. So oft König und Königin aufstehen mit dem Rufe: „Ich mache eine Reise", muß auch die ganze Gesellschaft aufstehen und beiden durch alle Zimmer des Hauses oder alle Schneckengänge des Dorfweges hindurch paarweise nachfolgen. Während dieser Promenade wird ein Stuhl oder Platz aus dem Kreise der Gesellschaft weggenommen, so daß, wenn der König erklärt, „der König reist nach Hause", die Rückkehrenden einen Platz weniger vorfinden, als mitspielende Personen sind. Also laufen die Heimreisenden auf des Königs Ruf: „der König ist daheim!" kopfüber nach den Plätzen; wer dabei keinen bekommt, begiebt sich kniebeugend vor den König und muß ein Pfand zur Strafe übergeben. Fischart's Spielverzeichniß führt mit an: „Ich bin König, du bist Knecht. — Handwerksmann, was gibst dazu. — Daß Handwerck außschreyen." — Das Königsspiel, Basilinda, war auch in Altgriechenland üblich, Pollux verzeichnets. Vgl. Junius Nomenclator, Frankf. 1567, von Seite 319 an.

No. 57.

Die Frau Rose.

Eins tritt vor, die Andern erwiedern seine Frage:

Wo hocket d' Frau Rose? — Obe dra.
was het sie a? — wiß und schwarz.
was no dezue? — es neus paar Schueh.
i het gern es Hüendli gha.
s' ist mer i d' Aesche g'falle.
hebs ûf und wäsch's!
s' wott net loh.
gib's im Hund. s' ist net gsund.
gib's der Chatz. s' ist net g'schmack.

gib's em Chnecht: s' ist gar et recht.
se gib's der Mûs.
sie springt obe zur First ûs.
gibs im Rigel.
er springt d' Wänd ûf und ab und bringt mer's wieder.
so nimm's vorab,
und brechet ehm ekeis Füeßli ab.

Das Fragende nimmt ein Stöcklein, läßt das Ausgewählte am andern Ende anfassen und um sich herumtanzen. Wird es dabei schwindlig oder lacht's, so ist's ein Rüppel (Teufel), ein Rübel (Dummkopf); wo nicht, so ist's ein Engel.

In Meier's Schwäb. Kinderreim. no. 386 wird dabei der Teufel vorher angebunden, dann geht es zu des Teufels Hochzeit. Dasselbe Spiel bei Müllenhoff, Schleswig-Holst. Sag. p. 486, wo noch ein Wettziehen zwischen Himmel- und Höllenpartei den Schluß macht; es heißt gleichfalls Frû Rosen.

No. 58.

Tuch anmessen.

Die Kinder stellen sich der Reihe nach an einer Mauer oder Wand auf, dies ist das Tuch. Hierauf kommt der Krämer, betrachtet die Farbe des Tuches, d. h. schaut, was jedes für Strümpfe trägt, mißt es mit dem Ellenstock aus, wickelt es wieder zusammen und entfernt sich. Indeß kommt auch der Dieb herbei geschlichen und nimmt einige Stücke Tuch mit fort. Der zurückkehrende Krämer mißt sein Tuch (Kinder) abermals und findet, daß ihm davon gestohlen ist. Während er den Dieb zu suchen geht, erscheint dieser wieder und stiehlt so viel, daß der Krämer gar kein Tuch hat. Wird er aber darüber betroffen, so erklärt er dem Krämer alle Stücke zurückgeben zu wollen, deren bestimmte Farbe man ihm nennen könne. Mittlerweile haben aber die Kinder ihre Strümpfe ausgezogen und in den Sack gesteckt, es muß also der Krämer ein sehr gutes Gedächtniß haben, wenn er die Farbe jedes einzelnen Stückes angeben soll. Trägt ein mitspielendes Kind gerade nicht Strümpfe, so muß es wenigstens seine Schuhe sorgfältig unter das Röcklein verstecken. Was davon nicht errathen wird, bleibt dem Dieb. Beide

Theile ziehen sich zuletzt an den Händen in den Kramladen oder heraus. Der unterliegende Theil muß durch die Mütsche gehen.

Göthe's betagte Mutter schreibt ihren Enkeln einmal nach Weimar: „wenn ich bei euch wäre, lernte ich euch allerlei Spiele, als: Vögel verkaufen, Tuchdiebes, Potzschimper, Potzschemper, und noch viele andere." Düntzer, Frauenbilder aus Göthe's Jugendzeit, 506. Der Spielbrauch sich Kleider anzumessen, entsprang aus dem noch älteren, die Körperlänge zu messen; es geschieht heute noch bei Zauberkuren, man mißt kranke Stallthiere und Kinder. Als Kinderspiel kommt es vor im Gedicht vom Leben der heil. Elisabeth, Diut. 1, 364:

Si sprach, ei, lat vns mezzen,
welch vnser lenger muge sin?
sus mazen sich die magedin,
welche die lengest were.

No. 59.

Das Pilgram aussteuern gilt noch in Schlesien; der Pilger muß den Pförtner des heil. Grabes errathen, sonst wird er zum gelobten Lande hinaus geplumpsackt. Gust. Fritz, Gesellige Kinderwelt. Breslau 1850, 36. Fischart im Gargantua cap. 25: Deß Bilgramstewrens.

No. 60.

Das Todtenheer in der Mütsche.

Die Spielenden wählen unter sich drei Hauptpersonen, Mutter, Engel und Teufel, sie setzen sich zusammen auf eine Bank und die Mutter sagt jedem einzelnen eine beliebige Farbe ins Ohr. Hierauf erscheint der Engel mit einem Stecken, pocht (stopft) mit demselben auf den Boden und zwischen ihm und der Mutter beginnt folgender Spruch:

Holleho! wer ist do?
Der Engel mit dem guldige Stab.
Wa well er? e Farb.
Wa für eine?

Der Teufel rathet nun je nach der Farbe der Kleidungsstücke, welche die Kinder eben tragen: Elb, Lohbraun, Emmeriz u. s. w.

Erräth er die dem Befragten geltende Farbe, so bekommt er das Kind und führt es mit sich in den Himmel ab; hat er aber falsch gerathen, so kann er leer heimgehen. Sogleich erscheint der Teufel mit seiner Stopfstange, und Frage und Antwort erneut sich:

Rolloh! wer ist do?
Der Tüfel mit em Cholesack.
Was het er gern? es Has.
Was für eis? St. Bläsis.

Für seine Anfragen haben die vor ihm sitzenden Kinder sich in die Namen der benachbarten Klöster (wie oben: St. Blasien im Schwarzwald), der Kirchenpatrone u. s. w. getheilt. Kann er nun eins errathen, so marschirt es mit ihm in die Hölle. Teufel und Engel erscheinen nun wechselweise wieder, bis alle Mitspielenden an die zwei verschiedenen Orte abgeführt sind. Hierauf wird durch Ringen das Loos gezogen. Man legt eine lange Stange auf den Boden. Auf der einen Seite stellen sich die Himmelsbewohner mit Engel und Mutter auf, gegenüber die Verdammten mit dem Teufel. Hierauf geben sich die beiden Heerführer die Hände, um sich gegenseitig über die Stange zu ziehen, während jeden seine Partei festhält und mit Gewalt an sich zieht. Wird nun der eine Anführer über das Ziel gezogen, so hat sein Theil verspielt und muß durch die Mütsche gehen. Dies geschieht auf folgende Weise.

Der siegende Theil stellt sich in zwei Reihen auf, dazwischen hindurch müssen die Besiegten springen. Jedem der durchrennenden wird von den Siegern mit Plumpsack oder Ruthe eines aufgezogen, und wer hier nicht nach Vermögen mitwirkt, muß selbst die Mütsche passieren.

No. 61.

Das Höllausjagen.

Der Auszählspruch zu diesem Spiele heißt:

Was witt lieber, Stei oder Motte?
Stei! —
Gang zum liebe Gott hei! —
Motte!
Gang zum Tüfel i d' Hotte (Tragkorb).

Ein Theil der Spielenden, welche „Stei" gewählt haben, bildet ein großes Viereck, in welchem jeder seinen Standpunkt durch einen Stein bezeichnet, den er zur Stelle legt. Dieses Viereck heißt der Himmel, in welchem die Engel sind; der andere Theil muß nun in die Mitte des Steinvierecks stehen, welche Hölle genannt wird und worin die Teufel sind. Alsbald wird von den Ecken aus der Ball von Mann zu Mann geworfen. Ist er dreimal herumgegangen, so darf ihn derjenige, der ihn zuerst fängt, nach einem der in der Hölle stehenden werfen. Trifft er einen, so fliehen die an den Ecken stehenden; wird dann einer dieser Fliehenden getroffen, so können die in der Hölle entfliehen. Der im Wurf Fehlende muß vom Spiele abtreten und zuwarten, bis es zu Ende ist, d. h. die Teufel ausjagen. Sind alle Teufel ausgejagt, so stellen sich diese an die Ecken, während die dort gestandenen in die Hölle müssen.

Sonst steckt man auch einen dicken Stock in die Mitte des Himmels und legt darauf den Ball. Die Engel müssen ihn nun mit ihren Stöcken herabschlagen, aber auch zugleich verhindern, daß er nicht in den Umkreis der draußen stehenden Hölle falle. Geräth er dort hinein und der Himmel hat ihn einzulösen, so muß alsdann dieser seine Engel als Lösegeld so lange in die Hölle schicken, bis diese alle Himmelsspieler geraubt und so sich selber in den Himmel verkehrt hat. Hier mischt sich dann das sogenannte Bein-Gumpen ein; denn je nachdem man im Absprunge auf einem Beine in das Gebiet der Hölle oder in das des Himmels getrieben werden kann, folgt gleicher Weise Verdammniß oder Seligwerden.

No. 62.

Der Abt von St. Gallen.

Eins übernimmt die Rolle des Abtes, jedes der Uebrigen den Namen einer Farbe, natürlich niemals zwei die gleiche; nun schieben sie im Kreise sich heimlich den Ball zu. Dann ruft der Abt: Der Abt vo Sant Galle hät d' Nachtchappe verlore! S' händ gseit, do die Wiß heig se, — und nennt also dabei eine derjenigen Farben, welche von den Spielenden stillschweigend angenommen worden sind. Die weiße Farbe schiebt den Ball hinter dem Rücken weiter und erwiedert: Die Wiß hät sie nid, die Roth hät sie. Auch die Rothe wird unter gleichen Umstän-

den ablehnend antworten, eine andere, oder den Abt selbst nennen. Wer dabei nicht Acht giebt und nicht sogleich, nachdem seine Farbe genannt worden, den ihr zugemutheten Besitz der Nachtkappe auf eine andere Farbe schiebt, oder wer eine Farbe aufruft, welche von keinem der Spielenden angenommen worden ist, oder wer sich über dem Empfang oder dem Weitergeben des herumwandernden Balls ertappen läßt, dem wird ebenso oft mit einem angebrannten Korkpfropf eine schwarze Schmarre durchs Gesicht gezogen, oder er muß ein Pfand geben. Bei letzterem wählt man, um den Spaß zu vergrößern, bestimmte Kleidungsstücke, und so zieht man den Ungeschickten oft bis aufs Hemd aus. Soll ihm nun auch dieses noch zur weiteren Buße genommen werden, so steckt man ihm eine Querstange durch beide Hemdärmel und während die Stange an beiden Enden von zwei Kameraden festgehalten wird, muß er von einem Hügel oder Tische herab fadennackt aus dem offenen Hemde springen. Gelingt es aber dem rathenden Abt neunmal nicht, den Ball aufzufinden, so heißt's: Chum, du mueßt durch den Knüttelis-wald! alle bilden eine Gasse und treiben ihn plumpsackend hindurch.

Dies Spiel führt auch den Namen: Des Heren Nachtkappe, des Kaporal u. s. w. In Fischart's Spielverzeichniß steht „Deß Abts vnd seiner Brüder."

No. 63.

Engeliträge.

Sämmtliche Kinder setzen sich auf eine Bank, zwei davon gehen beiseite und bestimmen, welche der fünf Finger die vier Orte, Himmel und Paradies, Fegfeuer und Hölle bedeuten sollen. Sie kommen mit einem Stock zurück und fragen eins ums andere:

wellele wit, ohne de Chli? ohne de Dûme?

Alle möchten nun in den Himmel und keines in die Hölle kommen, und weh thut die Wahl. Hat man sich für einen bestimmten Finger entschieden, so wird man sofort an eines der diesmal dafür geltenden vier Bote (Spielziele) gebracht. Dann treten Teufel und Engel in die Mitte der vier Haufen und verkünden Schicksal und Namen eines Jeglichen. Die im Himmel und Paradies freuen sich nun und machen sich über das

Schicksal der Verdammten lustig. Engel und Teufel, als im vierten Winkel stehend, wechseln ihre Rolle, je nachdem diesmal ihr einzelner Seelenhaufe der größere oder geringere geworden ist.

No. 64.

Eli, Eli, tramp dir ûf dîne Schüehli!

Dasjenige Kind, welches zum Vorsitzenden ernannt wird, ist der Eli. Es setzt sich in den Kreis und die übrigen treten ihm der Reihe nach auf die Fußspitze und sprechen:

Eli, Eli, tramp dir ûf dîne Schüehli!
„Worum?"
Wil i es arms Thierli bi!
„Was für eis?"

Hierauf wird dem Vorsitzenden eins von den elendesten oder bösesten genannt: Geis, Wolf, Schlange, Frosch. Je nachdem das genannte Thier ein schnellfüßiges oder langsames ist, stellt es der Vorsitzende an einen näheren oder entfernteren Ort auf; aber je böser es zu sein vorgiebt, ein um so entfernterer Ort wird ausgesucht. Sind auf diese Art alle die Thierchen an ihre verschiedenartigen Plätze gestellt, so ruft er zur Fütterung:

Habedischopp,
d' Suppe isch g'kocht,
d' Suppe isch fertig,
d' Suppe isch g'salze und g'schmalze,
d' Suppe isch verbrönnt!

Alle Thiere stürzen nun mit der einem Jeden eigenthümlichen Stimme herbei: das zuerst ankommende wird Herr, das letzte wird Bock. Der Herr steckt das Verspätete in seinen Schoos, und mißt ihm mit flacher Hand so viel auf, als es falsche Bestimmungen angiebt auf diejenigen Fragen, die es in dieser Stellung zu beantworten hat.

Figge, feggi Fuchs,
Birebaum trait nit Buchs.
Chnippis, chnappis Holderstock,
Wie viel Hörner het der Bock?

„Vier."
Hättisch fünf errôthe,
Chöntisch unde füre schnôgge.

Oder es hebt der Vorsitzende einige Finger in die Höhe, welche nach heimlicher Verabredung je ein Stück des Tischbesteckes bedeuten:

Was witt lieber, Messer, Gable oder Löffel?

Verlangt es Messer, so schneiden alle Umstehenden mit den Fingern ihm über den Rücken; verlangt es Gabel, so wird es von allen gestupft, und verlangt es Löffel, so essen, schöpfen und scharren alle unsanft von seinem Rücken und singen:

Lire, läre, Löffelstiel, cha di nare, wi di will.

Es beginnt die weitere Frage:

Was witt lieber, Bergli ue oder abe?

Bei der Antwort Bergauf, wird es tiefer zu Boden gedrückt, bei Bergab auf den Rücken geworfen. Nun muß es entspringen, dabei wird gerufen:

Bergele ûf und Bergele a,
s' rennt e Fangemâ
Bis nach Amerika.

Oder die Stichfragen drehen sich um Haus und Hof:

Was witt lieber, Hûs oder Hof?
„Hof!" schlönd alli drûf (sie klopfen ihn).
„Hûs!" schlönd alli drûs (sie entlaufen ihm alle, und er hat sie zu fangen).

„Reiben, stoßen, stechen, bohren" verzeichnet Fischart's Spielverzeichniß, Gargant. cap. 25. Das Hörnerspiel ist verzeichnet in Amman's und C. Meier's 26 Richtigen Kinderspielen: So oft ein Thier genannt wird, das Hörner trägt, werden die Hände aufgereckt; Schläge bekommt aber, wer beim Rufe „Eselshorn" aufhebt. No. 295 der Aargau. Kinderreime zeigt wie dasselbe Spiel mittelst der Hyacinthenblume „Gläslein und Wein" gespielt wird.

No. 65.

Das Engeli ûfzücha. (Englein aufziehen.)

Es wird bei den Appenzeller Kindern so gespielt. Alle hocken sich auf die Unterschenkel, dasjenige, welches am ersten in seiner kauernden Stellung ruhig dasitzt, ist Marie Muetter Gottes. Zu dieser tritt eins, das allein aufrecht stehen geblieben ist und fragt sie: Tar-i en' Engeli ûfzücha? — Jo! — Cha's tanza? — Jo! — Nun wird eines der kauernden Kinder vom Boden aufgezogen und die Beiden tanzen. Dabei aber muß das aufgezogene stets gen Himmel schauen; lacht es dann, so kommt es unter die Schaar der Teufel, bleibt's ernst, unter die der Engel. So geht's mit allen Kindern der Reihe nach. Zuletzt befragt das aufhebende Kind die Mutter Gottes, ob sie nicht zu ihm auf Besuch kommen wolle: Frau Bas, wönd-er so guet se, ond wönd-er zuem'er zuer Stoberta cho? (zur Stube auf Besuch kommen.)

M. G.: Nei, si hend böse Hönd.
Kind: Jo, se sönd jo a zwenzgfache Chetta n'abonda.
M. G.: Jo, so wil i eba cho.

Dieselben Fragen werden auch an die Engel gerichtet, worauf sie in einer Kette zusammen gegen die Teufel hinziehen und sich mit ihnen müde balgen. Tobler, Sprachsch. 169.

No. 66.

Brod bache.

Alle Kinder, ausgenommen eines, setzen sich zu Boden, indem sie einander am Leibe umfassen. Sie stellen Brode vor. Ein Kind macht den Bäcker. Dieser legt sich nieder, dem Schlafe sich zu überlassen. Ein Kind von den Broden ruft: Beck, Beck, stand ûf, es schlôd eis! Bäcker: Wega mina schlags zwä. Brod: Beck, Beck, stand ûf, es schlôd zwä! Bäcker: Wega mina schlags dreu. Die Kinder rufen jetzt oder später: s' Brod brennt, s' Brod brennt! Der Bäcker steht auf, betastet jedes Brod, d. h. den Kopf jedes Kindes, und mit den Worten: si hönd nüd gnueg, legt er sich wieder. Der Ruf ergeht, daß es noch später sei und daß das Brod brenne. Der Bäcker steht auf, wiederholt die Manipulatio-

nen und sagt, sie seien gnueg. Nun packt er das hinterste Kind an und reißt es von der Kette weg. Dieses muß dem Bäcker helfen, um das folgende Brod herauszunehmen, und so wird gerissen und gezogen, bis man das letzte Brod aus dem Ofen bekommt, wo dann das Spiel ein Ende hat.

Brod ischüßa (Brod einschießen) ist ein Spiel, wobei ein Kind schiebend fortgeworfen wird. Man legt einen Stuhl zu Boden, läßt ein Kind sich auf die nun eine wagrechte Stellung einnehmende Lehne setzen, ergreift mit beiden Händen die Beine des Stuhls, und schiebt dann das Kind werfend fort. Tobler, Appenz. Sprachsch. p. 78.

No. 67.

Der Teufel an der Kette. Weinausrufen.

Einer — der Teufel, sitzt auf einem Stein oder Holzblock. Man giebt ihm das Ende einer Schnur, von einigen Fuß Länge, in die Hand, deren anderes Ende der Teufelsgehülfe angestrafft festhält, um damit die Teufelsfeinde abzuhalten. Die übrigen Mitspielenden schließen einen Kreis um diese zwei, und jeder derselben hat einen Plumpsack, womit er hinzuspringend den Teufel schlägt. Nun muß sich der Teufelsgehülfe mit seiner Schnur so drehen und wenden, daß der Teufel nicht getroffen werden kann. Vermag er dabei einen von denen zu erreichen oder zu berühren, die den Teufel schlagen und sich zu nahe heranwagen, so wird er, der vorige Gehülfe des Teufels, zum Teufel selbst erhöht; der aber, den er erreicht hat, wird sein neuer Gehülfe, und der alte Teufel tritt in den Kreis der übrigen Spieler ein. Dabei heißt es:

Schnüerli zoge, Falleli glüpft:
der und der ist ûße düpft.

Dasselbe Spiel hieß in Zürich das Weinausrufen. Es giebt einen Weinrufer, derselbe führt das Ende einer Schirmschnur mit sich, deren anderes Ende der stillsitzende Hüter hält; dieselbe dient zum Schutze des Sûserknaben, der den neuen Wein = Sûser mittelst eines Schilfröhrleins aus dem Fuhrmannsfasse wegtrinkt, darüber aber von den übrigen Läufern aus dem Wege gerannt werden soll. Kann der Hüter einen der Laufenden schnüren, ihm mit der festgehaltenen Schnur den Weg ver-

legen, so wird der Süser losgelassen und der neue Gefangene tritt für ihn ein. In Amman's 26 Richtigen Kinderspielen heißt es darüber:

Der verachtest in dem Hauffen
Muß der feile Sauser sein,
Und der stärkest ruft den Wein;
Uebrig all um ihn her lauffen,
Schlagen zu mit Uebermut,
Fragen: ist der Sauser gut?

No. 68.

Das Geißen.

In ein Stück Holz bohrt man drei schiefstehende Löcher, steckt drei gleichlange Beine darein, daß man es stellen kann, und nennt's die Geiß. Nun wird ein Geißenhüter gewählt, der darauf achtet, daß ihm keiner von den Stockträgern die Geiß umschlagen oder umwerfen könne. Gelingt es einem einzigen, so kann dieser und jeder andere, der seinen Stock bereits unnütz dagegen verworfen hat, denselben ungebüßt wieder holen; haben sie, ohne zu treffen, die Stöcke verschleudert, so sucht der Geißenhüter im gleichen Augenblicke einen mit seinem eignen Stocke zu treffen und zugleich die Geiß umzuwerfen; damit beginnt das Spiel von Neuem. Fischart's Spielverzeichniß: „Hirt, setz Geiß auff."

No. 69.

Geschirr- oder Topfschlagen.

Man steckt einen Pfahl in den Boden und setzt einen irdenen Topf darauf. Aus dem Kreis, den die Spielenden um diesen Topf geschlossen, tritt einer freiwillig hervor, der mit verbundenen Augen mehrmals im Kreis herumgedreht wird. Denkt man nun, er wisse nicht mehr, wo er stehe, so läßt man ihn los, und er muß mit einem Stocke, den er in der Hand führt, den Topf zu erreichen und zu zerschlagen suchen. Außer den Kreis darf er nicht treten, sondern wird von denen, die den Kreis bilden, wieder gegen die Mitte gestoßen. Hat man sich an seiner Blindheit genug ergötzt, so tritt ein Anderer an seine Stelle,

um zu versuchen, ob ihm der Zufall günstiger sei. Ehedem steckte ein Hahn unter dem Topfe, in einer Erdgrube, so daß das Thier keinen Schaden nehmen konnte, wenn der Topf zerschlagen wurde. Der den Topf in drei Schlägen traf und zerschlug, dem gehörte der Hahn. Diese Spielart, sonst beim Erntefest ein Hauptergötzen der Schnitterknechte, ist nun ganz in Abnahme gekommen. Der sogenannte Hahnenkampf gilt übrigens noch; mit verbundenen Augen gehen zwei aus der Gesellschaft auf einander mit Plumpsäcken los und suchen sich durch das Hahnengreifen, das in Reißen und Stoßen besteht, zu Fall zu bringen.

„Brich den Hafen", Fischart's Spielverzeichniß, Gargant. cap. 25.

No. 70.

Krönlein, Knöcheln.

Conr. Meyer und J. H. Amman, 26 Richtige Kinderspiele, Zürich 1657 beschreiben es also. Aus den Knochen des zu Ostern geschlachteten Lammes macht man den Kindern Würfel; wer dann die meisten Augen wirft, darf seine Mitspieler und Mitesser mit dem Spielball treffen. Dies war bei der griech. Kinderwelt das Pentalidizein: man warf fünf Steinchen, fünf Würfel (Astragalen) aus der innern Handfläche empor und suchte sie mit der äußeren aufzufangen. Auf solche Weise spielen die Kinder der Niobe, da Latona sie besucht, auf einem monochromischen Gemälde (Antich. d'Ercolan. 1, 1), Becker, Charikles 1, 487. Auf einem Wandgemälde im Museo Borbonico 5, 33 sieht man die Kinder der Medea ahnungslos Astragalen spielen, während die verzweiflungsvolle Mutter das Mordmesser hinter ihnen bereits erhebt. Auch die Ilias 23, 88 sagt dem Patroklus nach, er habe als Knabe seinen Spielkameraden beim Würfelspiele im Zorn erschlagen. Weiteres über dieses Spiel im Alterthum: Becker, Gallus 221. — Fischart, Gargant. cap. 25 nennt dieses Knöcheln Hilteckens. Diesen ndd. Namen für Knöcheln mit Schafsknochen giebt auch Junius Nomenclator an: hiltekensspel, kotenspel, illud ovillis talis, hoc lusus genus bubulis constat. Spanisch juega a carvicol, cornicoles, karniggeln, wirteln. Fischart's Spielreim mag sich gleichfalls hierauf beziehen: „Kläußlein, komm ins Häußlein, wirf ein Däußlein (franz. deux), All Zink, Seß-eß" (cinq, six as).

Das Würfelspiel (Topelspiel, Knöcheln, Bickelspiel) wurde im Mittelalter getrieben von Weib und Kind. Konrad v. Würzburg, Trojanerkrieg 15875—84 nennt es den Zeitvertreib „junger megde." Dies stimmt genau mit des Tacitus Bericht, Germ. 24, über die Leidenschaft, mit welcher ein so tüchtiges und reines Volk, wie die Germanen, sich dem Würfelspiele bis auf den Wurf von Leib und Freiheit ergeben hatte. Weinhold, Deutsche Frauen, 84.

Beim Schlachten des Mastschweinchens bekommt das kleine Kind die Blatter. Es hängt dieselbe mit Erbsen gefüllt sich selber um, oder dem Haushund und der Katze an den Schwanz, welche darüber toll davon springen. So beschreibts und zeichnets Conr. Meyer, 26 Richtige Kinderspiele, Zürich 1657. Geiler v. Keisersberg, Brösamlin II, Bl. 51 erzählt in seinen Straßburger Kanzelreden: „Wen man ein suw metzget, so nemen die bösen knaben die blatter vnd blasent sie vff vnd thuon drei oder fier erbsen daryn vnd machen ein gerümpel. vnd ist ynen die blatter lieber dann zwo seiten speck."

No. 71.

Meggerlen.

Ein länglichtes, auf beiden Seiten spitz zulaufendes Hölzchen wird an dem Ende mit einem Stöckchen so geschlagen, daß es aufprellt, und muß durch fortwährendes rasches Schlagen in seinem Prellsprunge erhalten werden. Um Basel üblich. — Der Augsburger Patrizier Conrad Schwarz läßt sich ein Trachtenbuch anfertigen, worin er und sein Bruder Matthias die Hauptfiguren ausmachen. Bei den Bildern des Jahres 1550 ist Conrad im Tribelspiel gezeichnet; mit dem rechten Fuß kniet er auf der Erde, um ein Stückchen Holz mittelst eines Stockes in die Luft zu prellen.

No. 72.

Vögeli ùsjage.

Die Mutter und ihre Vögel zählen aus, wer von ihnen der Verfolger und Vogelfänger sein soll:

Es ist en Her in Garte g'gange,
Rôth, wie mänge Vögel hät er g'fange?
Eis, zwei, drü:
Die andern sind vorbi;
Rips-raps-raus:
Du bist draus.

Nachdem die Vögel nun sich in eine Reihe gesetzt und ihre verschiedenen Namen von Vögeln, Farben, Bändern unter einander vertheilt haben, erscheint das Ausgezählte und räth:

Vögeli ûf der Wide:
Grüne, gele Side.
Uf die Wand, ûf diesi Wand:
Güetiger Her, gib mir mîs Band!

Ist nun richtig Band- oder Vogelname gerathen worden, so fliegt der Vogel u. s. w. auf, d. h. das betreffende Kind entspringt an einen vorher bestimmten Freiplatz und gehört dorten wieder der Mutter; sonst aber dem Verfolger, wenn es derselbe noch außerhalb des Zieles erreichen kann. So werden die Kinder allmälich in zweierlei Haufen geschieden, die zum Schlusse mittelst eines Wettziehens den Sieg einer Partei entscheiden müssen. Der schwächere Theil wird alsdann zur Strafe durch die Mütsche gejagt. Letzteres heißt in Schwaben durch die Schlappede laufen: Meier, Kinderr. no. 389.

No. 73.

Das Platzwechseln.

Die beiden Spielparteien rufen sich zu:

a: Vögeli, Vögeli, ruck e Stuel.

b: Vögeli, Vögeli, flüg ûs,
Flüg in en ander Hûs!

Die Spielpartie a besteht aus Teufelsvögeln und muß einzeln errathen, welcherlei Vogelnamen von guter Bedeutung sich die in der Spielpartie b Stehenden zugetheilt haben. Ist der verabredete Name eines guten Vogels nach dreien Malen errathen, so fliegt dieser aus. Er entspringt nämlich an ein bestimmtes Ziel, das für ihn eine Freiung ist, kehrt von da unangegriffen zum Meister zurück und erhält jetzt einen neuen Spielnamen. Inzwischen haben auch alle übrigen guten Vögel ihre Plätze gewechselt und darauf geachtet, daß ihnen dabei kein Teufelsvogel den Platz vertreten kann. Dies geht also ebenso wie im Spiele: Schneider, leih mir Deine Scheer'! Derjenige, der am längsten ungefangen bleibt und am öftesten das Ziel erreicht, ist das Bachofenschlupferli, ein Name, welcher sonst auch dem Zwerg und der Bachstelze gegeben wird. Grimm, Wörtb. 1, 1063. 1068. In Fiedler's Dessau. Volksr. no. 108, gilt zu demselben Spielzwecke der Name Backofenkraucher.

In Fischart's Spielverzeichniß, Gargant. cap. 25: „Rebecca, ruck den Stul! Jeder Vogel in sein Nest!“

Fünfte Abtheilung.

Turnspiele.



No. 74.

Das Pflöcklispiel und Hecken.

Tradition trug die Kinderspiele von jeher in alle Winkel der Welt, und unsere Knaben nennen dasjenige Pflöcken und Pflockspiel, was die Griechen Kyndalismos (bei Pollux) nannten. Gutsmuths JugendSp. In Bayern gilt es unter dem Namen Pickeln (unter diesem Namen erscheint es schon bei Neidhard 36, 1, 2) und Schmeerbickeln. Aus dem Holze des Schmeerbaums (Hartholz, Fruchtbaum) macht man sich einen zwei Fuß langen Spitzpfahl, Bickel, und haut ihn mit einem Schwung in den lockern Wiesboden so ein, daß er stecken bleibt, der des Nachbars aber von dem Hieb getroffen, zugleich in der Schmeergrube umsinkt. Der Sieger schleudert nun alsbald den umgesunkenen weit aus dem Spielkreise weg, und der Besiegte hat das Nachlaufen. (Schmeller, 3, 473.) In Oesterreich heißt das Spiel Schmeerbecken, im Schwarzwald Schmeersteppen, in Luzern Spicken, in Belgien Fijcken (Junius, Nomencl.), in Schwaben Fürnickeln und Stöckles, in der Schweiz Horniggeln, in Sachsen Stickelir, in Graubünden Patschädern, in Zug Hecken, in Niedersachsen Pickpahlen, (Meier, Schwäb. KinderR. no. 395) in

Frankreich, das nach Rom reiten. Rabelais von Regis, 2, pag. 106. Bei Fischart, Spielverzeichniß im Gargantua, cap. 25: „Den Stecken auß dem Leimen stechen, Kloßstechen." — Als sich der Winter des Jahres 1568 zu Zürich so mild und warm anließ, als wollte es sogleich Sommer werden, zogen alle Zünfte mit Trommeln und Pfeifen ins Freie auf den Lindenhof, hielten eine Waffenschau und ihre Jugend übte sich in Spielen, welche Joh. Fabric. Montanus bedichtet hat, der dabei auch des Pickelns gedenkt:

Illic se cursu exercet Tigurina juventus
Ingentesque jacit lapides et pondera trudit,
Elidunt arcus alii, contentaque rursus
Spicula componunt nervis ictusque lacessunt.

Bluntschli, Memorab. Tigurin. pag. 279.

No. 75.

Das Hornussen

ist im Appenzellerlande, in den Freienämtern, im Emmen- und Kanderthal des Bernerlandes üblich, in der übrigen Schweiz sonst ziemlich ungekannt.

Ein Baumstämmchen von 5 Schuh Länge wird schief in den Boden gedrückt, so daß sein entgegengesetztes Ende etwa noch 2 Schuh von der Erde absteht. Auf diese Spitze wird eine dritthalb Fuß im Durchmesser haltende und zolldicke, auf den Kanten gerundete Holzscheibe vermittelst weichen Lehms befestigt, der sogenannte Hornuß. Die Spielenden theilen sich in zwei Parteien. Von der einen Partei nun wird dieser Hornuß von unten her mit grünen, dicken Stöcken gewaltig durch eine nach vorne sich verengende Bahn gegen das Ziel geschleudert, welches 800 Schritte weit entfernt ist. Die Gegenpartei der Spieler steht an einem Ziele, welches 15 Schritte vom Baumstämmchen an in eine immer breiter werdende Bahn und zuletzt bis zu 80 Schritten weit ausläuft. Hier sucht dieselbe den ansummenden und in der Luft sich wirbelnden Hornuß vermittelst großer Holzschaufeln, welche die Gestalt eines Ruders mit Handgriff und Schalte haben, noch im Fluge abzuschlagen. Dreimal darf jeder den Hornuß schießen, hat der Schuß in diesen drei Malen einmal das Ziel erreicht und getroffen, ohne daß er von den Schauflern parirt werden

konnte, so darf der Gleiche noch drei Würfe mehr thun. Gelingt es den Schauflern den ersten der drei neuen Würfe zu pariren, so ist dadurch der vorher glücklich Gewesene todt gemacht und genöthigt, sein dreifaches Leben und sein Rolle sogleich an die nächsten Mitspieler abzugeben. Ist aber der Hornuß gleich im Beginn des Spieles aufgefangen, oder hat ihn bereits jeder dreimal geworfen, so zählt man die Schüsse, die unabgewehrt bis ans Ziel gelangt sind, und sodann treten die Schaufler an die Stelle der Hornusser. Die Mehrzahl der gelungenen Schüsse bestimmt den Sieg und das Ende des Spieles.

Im nächsten Wirthshause wird nachher die Buße getrunken und abermals gehornußt und gehorniggelt, nämlich heftig und laut disputirt und gestritten über das beendigte Spiel.

Fischart, Gargant. cap. 25, verzeichnet „Hurrnauß." Anders beschreibt es Tobler, „Hornigela" 275. Das Spiel ahmt eine alte Kriegsübung nach; der Hornuß ist der Schußpfeil und die Holzschaufel der Schild, daher geht es um „Leben und Tod." In Graubünden besteht es als das Mazze-schlagen (ital. Mazza), wobei man buchsbaumene Kugeln mit Keulen durch die Luft dem Ziele zuschlägt.

No. 76.

Gigampf.

Zwei stehen Rücken an Rücken, schlingen ihre Arme in einander und heben nach Frage und Antwort folgenden Textes einander abwechselnd empor. Beim Schlußwort Sitz ab und sing! müssen sie, ohne ihre Stellung zu ändern, niedersitzen, und ohne sich gehen zu lassen, ebenso wieder vom Boden aufzukommen suchen.

Gigampf, Wasserstampf!
Wo ist der Ma?
Im Holz duß,
Was thuet er denn im Holz duß?
Er haut es eichigs Eichle ab.
Was will er mit dem Eichle thue?
Will mache drûs es Wifaß.
Wie groß mueß selles Wifaß si?

s' mueß si so groß as 's werde mag.
Und wie viel thuet's, wenn's g'machet ist?
Wenn's voll ist, so thuet's gar nüt meh.
Gigampf, Wasserstampf!
Wo ist di Aetti?
z' Doggern unt.
Was macht er d'unt?
er haut en Stock und haut en Block.
Was findt er d'inn?
En goldne Ring!
Sitz ab und sing,
Gigampf, Wasserstampf!
Wo ist di Aetti?
z' Hauestei.
Was thuet er dei?
er chauft e Chueh.
Was meh dezue?
En goldige Stock,
en silberne Ring.
Was isch im Ring?
Fleisch und Bluet,
Rigeli-rägeli-Oepfelmus,
Es goldiges Ching:
Sitz ab und sing!

Toggern und Hauenstein sind Ortschaften des Badischen Schwarzwaldes. Ueber das Spiel vgl. Meier, Schwäb. KinderR. no. 387; es ist dorten Gigede — gagede genannt, von gauken und gautschen, sich hin und her bewegen. In Elberfeld: Butterwiegen. In Appenzell: Gilagampfa. Tobler, Sprachsch. 221.

No. 77.

Gullium, Gesellschaftssprung, Bockstehen.

Der Vormann steht Bock; der Hintermann setzt ihm über den Rücken, um sogleich vor ihm selbst wieder Bock zu stehen. Dies Spiel findet sich abgebildet in C. Meyers 26 Richtigen Kinder-Spielen,

Zürich 1657. Beim Appenzeller Brückenpurzeln stellt sich eine Schaar auf Knie und Hand neben einander als Brücke und einer legt es darauf an, quer über alle wegzupurzeln. Tobler, 79b. — Beim Eseljucken, Stapfenjucken stehen Zwei gebückt Kopf gegen Kopf, der Dritte überspringt sie, die Hände auf ihre Schultern setzend. ibid. 286.

No. 78.

Radschlagen.

Jetzt nur noch bei Knaben üblich; vor einem Menschenalter war es noch Uebung für Männer bis in ihr fünfzigstes Jahr. Der nahverwandte Burzelbaum heißt der Hauburzi.

No. 79.

Katzenstriegel.

Zwei lassen sich auf Knie und Hand nieder, strecken die Köpfe zusammen und schlingen sich Beide ein geschlossenes Seil um den Hals. Nun zieht jeder rückwärts, um den Andern vom Platze zu bringen. Der Spruch, mit dem sich die Wettpaare auszählen, heißt:

Ich und du und deine dört
Hänt enandere d'Chöpf ûszert.

Im Appenzeller Lande suchen sich so die erwachsenen Bursche wettweise über eine Thürschwelle zu ziehen. Nach dem Namen eines zu zäh gekochten mißrathenen Käses nennt man es Stregel ziehen. Tobler, 414. Sträbel, Ueberbleibsel der Bulteren im Käsekessel. Stalder.

No. 80.

Knödelen, Feuerschlagen und Fingerlitätsche.

Zwei schlagen sich Faust gegen Faust die Fingerknöchel (Knödel) und bemessen ihre Willensstärke in dem Länger-Ertragen des Schmerzes. Das Fingerlitätsche oder Tätzchengeben geschieht mit der Breite des Zeige- und Mittelfingers auf die dargehaltenen des Andern.

No. 81.

Das Fädmen.

Ein Knabe wird in einen Korb gesetzt und dieser in der Schwebe heftig hin und her geschaukelt. Der drinnen Sitzende erhält einen Preis, wenn er währenddem eine Nähnadel einfädelt; das Stechen darf er freilich nicht scheuen. Dies ist im Bernerlande giltig. Im Aargau setzt sich der Spielende mit gekreuzten Beinen auf eine starke Flasche.

No. 82.

Seilgumpen.

Zwei Mädchen schwingen gemeinsam ein Seil auf und ab und ein drittes muß drüber springen. Berührt es im Sprunge das Seil mit der Sohle, so muß das Kind an den Platz einer Schwingenden und dorten den Taktspruch fortsingen:

Stümperli, Gümperli, Rumbisbumb,
Chum, mer hänt en Seiligump.

No. 83.

Käs drücken.

Zwei Parteien, in einer Linie stehend oder sitzend, suchen einander aus der Stellung zu schieben.

No. 84.

Sackgumpen.

Ein Knabe in einen Sack gebunden, muß über ein vorgehaltenes Seil oder Brettchen setzen. Bei Fischart, Gargant. cap. 25: Des Sackzuckens.

No. 85.

Bockschinden.

Die Knie über eine Zaunlatte oder über einen andern erhöhten Gegenstand schlagen, und nach und nach den Körper sammt den Armen herabhängen lassen, so daß man, mit im Freien und unten schwebenden Kopfe, nur noch an den Knieen oder Unterschenkeln hängt. Für kühn und waglich wird es gehalten, wenn Jemand über einem tiefen Abgrunde diese gymnastische Bewegung unternimmt, und man hat darüber eigne Landessagen, vgl. Reithard, Sag. aus d. Schweiz. Der Name kommt ohne Zweifel daher, daß den geschlachteten Böcken in ähnlicher herabhangender Stellung die Haut abgeschunden wird. Man nennt auch zweimal sechs oder den Zwölfer beim Würfel- oder Dominospiel Bockschinden.

Tobler, Appenzell. Sprachsch. 63a.

No. 86.

Das Keilklotzen.

Drei knieen auf dem Boden in einer Reihe zusammen und legen die Köpfe hart an einander; der mittlere ragt etwas weiter mit dem Hintern hervor, dies ist der Kloß. Nun treten zwei hinter die drei Knieenden, die einen vierten an Händen und Füßen zusammen gehalten herbei tragen, dies ist der Hammer. Sie schwingen ihn gegen den vorstehenden Hintern des in der Mitte eingekeilt Knieenden und rufen dabei:

Hammer, klopf, klopf, klopf!
Nagel, bist bald drinn?

Die zwei dem Nagel oder Kloß zur Seite Knieenden suchen nun so fest anzuschließen, daß dieser nicht zu vorschnell mit Ja erwiedern kann.

Fischart's Spielverzeichniß, Gargant. cap. 25, nennt: „Grolle, Grollhammers.“ Tobler, Appenzell. Sprachsch. 443: Das Weggen: Eisenkeil schlagen. Zu diesem massiven Scherz gehört auch folgendes:

Hast du nie gesehen, das die buoben in der schuol wetten etwan mit eim, sie wellen im drei oder vier har vßziehen vnd muß er sie nit enpfin-

den. vnd wen es dan gilt, so machen sie das hor zuosamen vnd wen er ziehen wil, so schlecht er in vor an ein backen, vnd der streich thuot im so wee, daz er der har nit enpfindet vßzeziehen. Geiler, Evangelibuch, Bl. 188b. Das Härlin zupffen — erwähnt Fischart's Spielverzeichniß, Gargant. cap. 25. „Rath, wer hat dich gschlagen?" ebenda.

No. 87.

Stelzen.

Bullinger, Chronic. Tigurin. I, lib. VII, cap. 19: Wie die Juden zu Zürich vertriben vndt verbrandt wurdent. Vnserr von der Froschouw hattendt die Juden ein Synagog; vndt wie darhinder der Wolffbach abrünnt, steltzet herbstzeit im selben bach ein kindt, Walthert von wyl genämbt, vndt sahe ein schühli im Bach, das schupffet er mit der ständtzen, daß das füßli vndt schänkelin eines kindts herfür gieng. Dann ein schumacher, der zur weyden genämbt, das verloren, vnd ward an jhm gespürt, daß es von den Juden gemartert, ertödt vndt in graben geworffen was. anno 1349.

No. 88.

Kugelitrölen.

Zwei Parteien besitzen zwei Kugeln, in die gewöhnlich Blei eingelassen ist, auch Kanonenkugeln, und werfen sie nach dem Loose auf der Landstraße an. Von dem Punkte aus, wo ihre geworfen liegen bleibt, muß jede Partei weiter werfen. Ist die Reihe an alle gekommen, so ist natürlich die eine Kugel der andern voran und hat damit gewonnen. So wirft die Spielgesellschaft sich oft über eine Stunde weit vom Dorfe weg und wieder zurück. Heimgekommen, setzt die verlierende Partei den Gewinnern gewöhnlich einen Trunk. (Freienamt, Luzerner- und Bernerland.)

Im Renner wird als ein häufig vorkommender Ruf der Spieler beim Kugelwerfen erwähnt:

loufâ, kugele vrouwe,
liebiu vrou, nu zouwe!

Zouwen, sich beeilen, tummeln. Frau wird die Kugel als feminine Personification, oder auch als Glücksgöttin genannt, deren Symbol bekanntlich das Rad oder die Kugel ist: Daher mhd. gelückes bal, gelückes schibe, der Sälden schibe. „Glück ist rund."

Fischart im Spielverzeichniß, Gargant. cap. 25, scheint mit „der breiten vnd halben Kugel" bestimmte Wurfarten aus dem vorstehenden Spiele zu meinen.

No. 89.

Das Dätschschießen.

Aloys Orelli (ein biograph. Versuch von S. und O. v. B. Zürich 1797) welcher in den Jahren 1555 bis 1575 die Sitten Zürichs schilderte und dabei der Waffenfertigkeit des Volkes besonders gedenkt, äußert über die damaligen kriegerischen Jugendspiele: „Auch unmündige oder halberwachsene Knaben lieben keinen Zeitvertreib mehr, als unter sich zu kriegen und militairische Umzüge nachzumachen. Weil dieses aber mitunter blutige Köpfe gab, so fand die Obrigkeit für gut, diese Gefechte zu untersagen, und bestimmte dagegen gewisse Zeiten, in welchen die Kinder in Stadt und Landschaft unter Aufsicht im Pfeilschießen unterrichtet werden. Dem Knaben, der keine eigne Armbrust hat, wird eine aus dem Stadt-Zeughaus geliehen, und die Treffer erhalten Preise aus dem Schatze." Dieses Armbrustschießen besteht heute noch und heißt das Dätsch- oder Bogenschießen. Es findet sich abgebildet im Winterthurer Neujahrsblatt v. J. 1773. Eine Holzrahme mit Rückwand faßt eine Lehmfläche in sich, in deren Mitte die zinnerne Zielscheibe mit dreierlei Stichkreisen eingeklebt ist. Der junge Schütze mit der Armbrust sitzt zielend davor auf einem „Hockerli." Bis zum Jahre 1696, wie Bluntschli, Memorab. Tigurin. (Zürich 1742) pag. 467 berichtet, wurde am Palmtag an jedem der sieben Zürcher Stadtthore ein Dätsch, nemlich eine Zielstatt errichtet; sämmtliche Zürcher Kannengießer mußten dazu 56 Duzend Zinnplatten liefern, so daß alljährlich bei dieser Gelegenheit 840 Pfd. Zinn um 420 Fl. verschossen wurde. Die Schießenden setzten dafür Ostereier ein. Der Anbautz (Anbeller) hieß dabei der-

jenige Knabe, welcher die von der Obrigkeit zum Preise geschenkte Zinnschüssel den Vorübergehenden vorhielt, damit sie ein Trinkgeld drein legten. Stalder 2, 494. Nachdem dies etliche hundert Jahre so im Brauch gewesen war, trat das Büchsenschießen theilweis an seine Stelle, und nur die kleineren und Dorfknaben spielen jetzt noch den Dätsch, indeß die größeren ihre Waffenübung als Militair-Cadetten mit Gewehr und Kanone abzuhalten haben. Der Dätsch ist eine Lehmmasse, naß in eine Scheibenrahme eingeebnet, so daß der von der Bogenrinne aus hinein geschnellte Pfeil drinnen festsitzen bleibt. In den Zeichnungen zu Amman's 26 Richtigen Kinderspielen, Zürich 1657, sitzen die kleinen Schützen auf Hockerli (Stühlchen ohne Lehne) und schießen mit dem Pfeil auf ein mit Papier überzogenes Brett in den Zweck. Für die Pfeile liegt neben jedem ein eigenes Kästchen bereit, die Armbrust wird mittelst eines Rädchens aufgewunden, d. h. mit Antwerk gespannt. Dieses „Knaben- und Zielschießet" nannte man scherzweise „den Rüben die Schwänze abschießen." Es war dafür ein eigner Platznarr aufgestellt, der jeden Fehlschuß mit seiner Pritsche züchtigte. Der letzte dieses Amtes starb in Zürich 1794.

Auch im Kanton Unterwalden gilt dieses Jugendspiel noch besonders, wie A. Businger, Schulherr zu Stans, in seinem Gemälde des Kant. Unterwald. pag. 180 hervorhebt; man schießt, statt mit eisernen Bolzen, mit Holzpfeilen in den Lehm, weil das hitzig betriebene Wettschießen zu oft Verletzungen zur Folge gehabt hatte. Die Waffenübungen, wie sie im J. 1742 für die Zürcher Jugend bestanden, zählt Bluntschli loc. cit. pag. 507 also auf: 1) In den Hundstagen werden die Studenten wöchentlich zweimal in den Waffen geübt, den Schluß macht ein Umzug und Scheibenschießen. 2) Die Knaben von 8—10 Jahren sind unter obrigkeitlichen Exerciermeistern und halten der Zeit gleichfalls ihr Gabenschießen. 3) Die Knaben von 5—7 Jahren exercieren mit dem Spieß und halten damit ein Ringelstechen. „Den gar jungen Knäblinen (sagt Hans Erhard Escher, Beschreib. des Züricher Sees, pag. 415) mit den Spießen wird auf dem Frau-Münsterhofe — wann es aber regnet, in dem Schützenhaus am Platz auf der Lauben — ein hölzerner zweiköpfiger Reichsadler fürgestellet, in jedem Schnabel ein eisernes Ringlein eingestecket, dadurch ein Spieß hindurchgehen mag. Welcher alsdann mit dem Spieß in follem Lauff durch ein solches Ringlein sticht, demselben wird von dem Herren Seckelmeister und anderen darzu verord-

neten Herren die Gab (so alle gleich) in die Hand gegeben, auch von den darbeystehenden Trompeteren, Trommelschlageren und Pfeiferen eins aufgemachet. Diejenigen aber, so die Ringleins verfehlen, werden lähr abgewiesen.

Notker, Psalm 63, übersetzt die Stelle: sagittae infantium factae sunt plagae eorum: iro strala wurden chindo strala, diu uzer stengelon iro scoz machont. Diese Uebersetzungsweise hat noch einigen Zusammenhang mit den Anschauungen, welche im Rigsmal über die häusliche Erziehung und Beschäftigung des germanischen Kindes vorkommen (nach Simrock's Edda 98 ff.):

Daheim erwuchs der Jarl in der Halle
Mit Linden schälen, Sehnen winden,
Bogen spannen und Pfeile schiften.

Konrad v. Wirzburg im Gedichte vom Trojanerkrieg schildert, wie Chiron den jungen Achill erzieht, und wie scharf dieser ins Schwarze zu schießen lernt:

ze râme schiezen mangen schuz
wart dem juncherren ofen:
er hete ein hâr wol trofen
mit sînes bogen pfile.

Wackernagel, Leseb. 1, 717.

No. 90.

Riggelschlagen.

Auf ein Holzpflöckchen oder einen passenden Feldstein wird ein kleines, etwa ½ Fuß langes Stäblein, welches Riggel genannt wird, so gelegt, daß es noch etwa 1 Zoll über seine Unterlage hinausragt. Ringsum wird ein Viereck in den Boden gerissen und darein tritt der Riggelschläger. Nachdem er „Riggel" gerufen hat und ihm von den andern „Horner" geantwortet worden ist, schlägt er mit einem langen Stocke auf das hervorstehende Riggel-Hölzlein dergestalt, daß es weit über das Viereck weg gegen die Gespielen zufliegt, von denen ein jedes auf dasselbe losspringt und es zu erhaschen sucht. Wer von ihnen dasselbe

erwischt, muß es von der nämlichen Stelle aus, wo es erwischt wurde, in das Viereck werfen. Trifft er glücklich in dasselbe, so darf er selbst mit hineintreten und den Riggel so lange abschlagen, bis wieder von einem Andern in dasselbe getroffen worden ist. Damit man aber weniger das Viereck trifft, kann der darin Stehende den Riggel, während er noch im Fluge gegen das Viereck zurückkehrt, vom Platze aus mit dem Stocke hinausschlagen.

Sechste Abtheilung.

M a i s p i e l e.



No. 91.

Laubkäfer und Hirschkäfer.

Mit Frühlingsbeginn fangen die Kinder den ersten Käfer, den sie im Walde finden, binden ihm einen langen Faden um Fuß oder Hals und springen mit ihm so eilig dem Dorfe zu, daß er endlich selber am Faden nachgeflogen kommt. Dies nennt man Schnurri machen. Weil die Thierquälerei der Neuzeit sich in dieses Spiel gemischt hat, so ist es heute meistentheils verpönt. Das Alterthum sah hierin einen andern, uns nun schon verborgenen Sinn; dem Aegypter und Juden ist der Käfer als Bild der Fruchtbarkeit heilig. „Ich will dich (Stadt) mit Menschen füllen, als wären es Käfer." Jer. 51, 14. Auch uns führt sprachlich leben und weben auf den Käfernamen Wiebel, und käfermäßig gilt uns für lebhaft, stark und appetitlich. Das Cheferli = allerliebste Frau. Tobler 98a. Gleich andern Frühlingsboten (Schwalbe und Storch) holte man den ersten Maikäfer feierlich aus dem Walde ein, und es wird beglaubigt, daß dies noch im 17. Jahrh. in schleswig'schen Gegenden von den spinnenden Mädchen geschah; dabei wurde dann Rathhaus oder Gemeindehaus zugleich mit grünen Büscheln ausgeziert. Myth. 657. Diese Gewohnheit herrschte bei den meisten

Völkern. Aristophanes, Wolken 763, redet von Knaben, die Mai- und Goldkäfer zum Spiele an Faden binden. Geiler v. Keisersb. Granatapfel, fünfte Predigt in der Geistl. Spinnerin (Straßb. Joh. Knoblauch 1511): „wenn ain knab ein spetzlin gefacht, so bindt er es an ainen faden, etwan ains arms lang oder zwayer, vnd laßt das spetzlin fliegen vnd behelt den faden in der hand; so fleugt es auff vnd maint, es wöl hinweg, so zeucht der knab den faden zu im, so felt das spetzlin wieder ab." Ein Kind mit einem solchen Spätzlein an der Schnur ist abgebildet in „Sechs und zwänzig nichtige Kinderspiel," gezeichnet durch Conr. Meyer. Zürich 1657. Die Reimsprüche dazu lauten in unserer Gegend:

Ihr Buebe und ihr Maidschene,
Ich weiß es Vogelnest,
Der Alt ist ûße g'hötterlet,
Der Junge sitzt no fest.
Chlideri, chledere, chlimmerli,
Fallst abe i kes Zimmerli,
Fallst abe ûf de Bodde fest,
Wenns dich recht ûfs Hinder setzt.

Der Aargauer Spielreim no. 184 verzeichnet unter Anketrineli die besondere Verehrung, welche dem Frühlingskäfer noch gewidmet wird, und die mehrfachen Wünsche, die ihm das Kind zur Erfüllung vorlegt. Nicht anders wird es mit dem Hirschschröter, cerf volant, gehalten. Die Buben vergraben ihn im Frühling bis an die Hörner und halten mit verbundenen Augen ein Hahnenschlagen nach ihm. Kuhn, Nordd. Sag. pag. 377. Auch er muß unter Trommelschlag und Pfeifenklang der den Maiwald durchziehenden Jungen für Trank und Speise sorgen: „Weinschröter, schlag die Trommel, bis der bittre Bauer kommt!" Simrock, Kindb. no. 303. Dem Goldkäfer rufen unsere aargauer Kinder zu:

Goldchäber, flüg ûf,
ûf dîne hoche Tanne
zue dîner Muetter Anne,
Sie git dir Chäs und Brod,
s' isch besser as der bitter Tod.

Vgl. Simrock, Kindb. no. 316. Weil man mit frischgeschälten Stäben im Frühlinge den Maigang und den Bannumzug abhält, so ruft der KinderSpr. (bei Simrock no. 306) dem Maikäfer zu:

Türkenmännchen, flieg hinweg,
Die Weiber mit den Stangen
Wollen dich empfangen;
Türkenweibchen, flieg hinweg,
Die Männer mit den Spießen
Wollen dich erschießen.
Flieg in den Himmel,
Bring einen Sack voll Kümmel,
Tunk ich meine Wecken hinein
Bei dem rothen kühlen Wein.
Marspär, flieg in Himmel,
Bring mi 'n Sack voll Kringeln (Bretzen).

ibid. no. 310.

No. 92.

Scherben über Wasser tanzen lassen.

Den Griechen hieß es Epostrakismos. Englisch: duck and draks, Enten und Enteriche machen, shipping, schiffeln. Wasserhühnlein, Wassermännchen machen, Wasser pfutschen, plätteln, flaigern, flötzen (Meier, Schwäb. KinderR. pag. 96). In Norddeutschland: Butterstullen, Butterbemmen werfen, Hasen werfen, die Großmutter mit Holzschuhen todt werfen. Oldenb. Kinderleb. pag. 30. Im würtemberg. Schwarzwald: Die Liebe Frau erlösen. Flämische Namen: slingherspel, botten opt water, seilen, zeylen; holländ.: enghelen. Mannigfaltige andere Benennungen aus verschiedenen deutschen Landstrichen hat J. W. Petersen gesammelt: Morgenblatt 1816. no. 16—19. Fischart im Gargant. cap. 25: „Deß Plättlins.“ Im Appenzell heißt's Vater und Mutter schlagen, küssen, erlösen. Der erste Bogen des springenden Steines heißt Vater, sein zweiter die Mutter, die nachfolgenden immer kürzer werdenden die Kinder. Tobler, Sprachsch. 174 a. Stalder bringt die Namen Bämmelen, Zweien, Brütli mache (1, 222), Gurrli ist die Platte dazu. In Oesterreich gilt Jungfern machen, Jungfernsprüng machen. Höfer, 2, 101 nennt es, Götten ([illegible]hen) ausführen.

No. 93.

Steckenpferd und Windmühle.

Unveränderlich seit ältesten Zeiten bis heute gilt bei der Kinderwelt aller Völker das Steckenpferd, denn im ächten Spiele giebt es nicht Mode und Geschmack, es ist unabweisbare ächte Natur. Kinderspiel, Kinderlied und Märchen ist scheinbar eintönig, sich wiederholend; jedoch so, bemerkt Grimm, wie auch die Singvögel einfarbig sind (Altdän. HeldL. XXXI). Der Spartanerkönig Agesilaos, so erzählt Plutarch (Ages. cap. 25), reitet unter seinen Kindern auf einem Stocke herum; und da die Reformation ihre ersten Kirchengesangbüchlein herausgiebt, hat das Erfurter v. J. 1526 am Titelblatte die vier Evangelisten, unten aber einen Engel auf dem Steckenpferde reitend. Naumann, Serapeum 1849, pag. 205. Dies ist das „Pferdlin wolbereit“ „das Ritschenroßmachen“, von dem Fischart's Spielverzeichniß im Gargantua cap. 25 redet. In der Uebersetzung von Petrarchä Trostspiegel, Frankfurt 1572, ist auf Blatt 61b. 67a. die Abbildung einer deutschen Kinderstube gegeben. Darauf zeigt sich ein Knabe auf dem Steckenpferde, das eine Mal reitet er um die verhängte Schaukelwiege herum, während die älteste Schwester sie mit dem Fuße in Bewegung setzt und fleißig dabei die Kunkel führt; das andere Mal hält er zugleich den Fliederstock als Speer eingelegt, und an dessen Spitze müssen zwei drehbar angesteckte Kreuzstäbchen mit vierfach angeklebten Papierblättern die sogenannte Drehmühle, Windfahne oder Windspiel in Lauf bringen. Dieselbe Windtrülle nebst dem Steckenpferd zeichnet Conr. Meyer auf das Titelblatt seiner 26 Richtigen Kinderspiele, Zürich 1657, und nennt erstere das Spîrenlaufen. Von der größten Heerschaar, welche Steckenreiter jemals gebildet haben mögen, erzählt Murr, Beitr. zur Gesch. des dreißigj. Krieges, Nürnb. 1790. Es kamen 1476 Knaben der Stadt Nürnberg im J. 1650, den 22. Juni, als an dem Tage, wo man daselbst das Fest des Osnabrügger-Friedensschlusses feierte, aufgeritten auf ihren Steckenpferden vor das Haus des kaiserlichen Commissarius Octavio Piccolomini, Herzogs von Amalfi. Der Herzog erwies den freundlich gesinnten Knaben eine eben so ausgesuchte Gegenehre. Für jeden dieser 1476 ließ er einen silbernen Friedenspfennig prägen; auf der einen Seite ist ein Knabe mit einem Käpplein bedeckt, auf dem Steckenpferde

reitend, und um's Viereck ist zu lesen: Frieden-Gedächtnus in Nurnb., auf der andern Seite ist der gekrönte Doppeladler mit der Inschrift viv. Ferd. III. Rom. Imp. Diese Münze ist abgebildet in Will's Nürnb. Münzbelust., und in Scheible's Kloster 6, 569. Als dann ein Spaßvogel unter den Gassenjungen verbreitete, auch sie würden solche Münzen erhalten, wenn sie am folgenden Sonntag den Ritt nachahmten, so erschien darauf wirklich ein noch größerer Haufe vor des Fürsten Wohnung. Piccolomini lachte herzlich über diesen Aufzug, bestellte die Kinder über acht Tage wieder, da ritten sie in großen Schaaren und förmlich schwadronenweise vor ihm auf und empfingen gleichfalls jeder seine Denkmünze.

Butzarößli heißt das Steckenpferd im Appenzell. Tobler 65a. — Gigamp, und Gampfiroß. Stalder 1, 420.

No. 94.

Feßlene- und Chettemlispiel.

Zur Zeit des Frühlings schlingen die Kinder die Hohlstengel des Löwenzahns (taraxacum pratense), von dessen weiterer Anwendung der Aargauer Kinderspr. no. 288 handelt, zu einer eben so langen Kette zusammen, als der Kreis zum Ringelreihen groß werden soll. Diese Kette muß so im Spielkreise gehalten werden, daß sie während des Kindertanzes die Tanzfiguren des geschlossenen Ringes, bald nach außen, bald nach innen gewendet, und ebenso die eines geöffneten Ringes ungebrochen und unzerrissen mitbilden hilft. Derjenige Tänzer, in dessen Hand die Blumenkette während des Tanzes bricht, wird pfandpflichtig. Löst sich der eine Ringelreihen in zwei Tanzreihen auf, die sich beiderseits cotillonartig entgegen treten und dann immer wieder auf ihren beiderseitigen Standpunkt zurücktreten, so bedarfs statt einer Blumenkette zweier. Der Reim, der dazu recitirt wird, lautet:

Trettet zue, trettet zue,
sparet nit die nüe Schueh!
trettet ûf das Chettemli,
daß es sol erchlingle,
wer die schönste Jumpfre sig
i dem ganze Ringle.

Ein Tag Rise,
zweu Tag Ise,
(Spieße, Schlüße)
drei Tag rumpedipum:
Ida, Ida, kehr dich um!
Ida hät sich umme g'kehrt,
hät der Chatz den Schwanz ûszert.

Siebe Johr g'spunne,
acht Johr Sunne:
nünmôl rumpedipum,
cher dich no-ne-môlen um,
bis der Fritzli zue der chunnt.

Nach diesen dreierlei Strophen tanzen die Kinder den Reihen bald zur linken und zur rechten abwechselnd gewendet, bald den Tanzkreis nach außen oder nach innen schließend, bald in zwei Tanzreihen sich trennend, die sich im Takte entgegen gehen und singend sich gegenseitig wieder von einander entfernen. Je nachdem eines der Mittanzenden mit Namen aufgerufen wird, tritt es in die Mitte des Kreises und tanzt da Solo, bis ein zweites und dann ein drittes auf gleiche Weise genannt ist, die dann zusammen im Kreise einen inneren Reihen bilden. Schließlich gehen sie durch die gehobenen Arme des äußeren Kreises hindurch, ziehen diesen nach sich und stellen dadurch die ursprüngliche Eine Kette wieder her.

Eine andere Spielform heißt: Das Kettene-schmiedigs. Jedes der Kinder reicht mit verschränkten über die Achsel gehaltenen Armen die Hand seinen Nachbarn, welche eben dieselbe Stellung angenommen haben. Dadurch bildet sich eine neue Art von Kette, welche, wenn das Spiel in der Stube gemacht wird, bis zur Thürschnalle reicht. Das letzte hier stehende Kind hält die Thürschnalle fest und heißt deswegen die Schließe. Fragt nun das an der Thür stehende: „Wie männg's mueß i em gäh?" so ruft jenes an der Schnalle: „Drü oder vieri!" Und so viele es genannt hat, schlägt die Schließe ihrem Nachbarkinde auf die Hand. Beim letzten Schlage entflieht das Kind und alle suchen, es zuerst zu erreichen; denn wer es zuerst bekommt, darf am Ende der Kette steh'n, und das Spiel beginnt von vornen. In bayerisch Franken lautet die zweite Strophe:

Wir treten auf die Kette,
die Kette ist zu naß;
wir treten auf die Wiesen,
wir wollen hier erschießen.

in E. Meier's Schwäb. KinderR. no. 379 heißt dies:

Wir gehen um die Kette,
Spießglasglätte;
Höhle auf der Wiese,
sieben Jahr schieße!
Jungfer Mathild hat sich dreht,
hat der Katz den Schwanz rum dreht.

In den Harzgegenden gilt dieser Tanzspruch am Johannistag beim festlichen Einbringen kleiner Maibäume, und der Tanz, sagt man, drehe sich dabei dem Laufe der Sonne nach. Wolf, Zeitschr. 1, pag. 81. Aus dem bisherigen ergiebt sich Folgendes:

Mit diesem Spruch und Reihen wird das Wintereis, nebst Schnee und Hagelschloßen hinweggetanzt (zweü Tag Rise, Ise und Schliße) und nebst allem polternden Ungewitter (drü Tag rumpedipum) vertrieben. Weil das Unwetter bildlich noch durch Katzen hageln und Spieße schneien ausgedrückt wird, so wird das Solo tanzende Kind theils aufgefordert, theils dafür belohnt, der wettermachenden Katze den Schwanz ausgerissen (ûszert) zu haben. Wetterhere und wetterlaunische Katze ist hier eines; Katzennase nennt man im Harze die Wettergegend. Weiteren Aufschluß hierüber siehe in Aargau. Sag. no. 282—286. 129. Die auf diesen Wettersegen hin eintretende Frühlingswitterung verräth sich durch die Variante, die in Franken heißt: „die Kette ist zu naß" — und im Harze: „die Kette klingelt hell und klar." Die wiederkehrende Frühlingssonne wird also durch diese Blumenketten magisch gefesselt, und die Blume, mittelst welcher dieses geschieht, hat darnach ihre alterthümlichen Namen. Aargauisch Sunnewirbel*),

*) Eines der frühesten Recepte in oberdeutscher Sprache nennt gegen Fieber und Gifte unter Anderem „solsequia, sunnenuirpila." Anton, Gesch. der Landwirthsch. 1, 450. 19. — Wenn beim Aprilwetter der Himmel sich rasch umwölkt, singen die Kinder um österreichisch Preßburg zu ihrem Ringelreihen (Schröer in Wolfs Zeitschr. 2, 192):

liabi Frau, mach 's Thürl auf — laß die liabi Sunn herauf,
laß in Regen drinna, laß in Schnee va-brinna.
Sunn, Sunn, kumm, die Engelein fallen in Brunn!

Liechtstock (fränkisch Laterne) Pfafferösli, Pfaffestiel. Sie heißt bei uns zugleich Chrotteblume; denn mit ihr und der Chrottenbösche, caltha palustris, sowie mit dem Chrottechrût, ranunculus ficaria polygonum, bringt man die Kröte in Verbindung, das Thier des Fruchtsegens, das unter jenen Milch- und Butterblumen wohnt. (Ueber diesen Einfluß des Thieres: Aargau. Sag. no. 184, 273—279.) So hat dann die Krötenblume fälschlich zur Grottenblume geführt, und daher heißt es in Meier's schwäb. Texte: Höhle (Grotte) auf der Wiese. Auch Grimm, Altd. Wäld. 3, 223 hatte den mhd. Spruch schon in solchem Verständnisse betrachtet:

Als diu schône Bluome hat,
diu ûf einer Chroten stat.

Scheint es dem Kindertanze gelungen, die Frühlingssonne durch jene aus Lichtblumen geflochtene Kette zum Verweilen zu bringen, so soll das vortanzende Mädchen nach sieben Jahren dafür belohnt werden. Dieser Sinn liegt im Schluß des Reimes: Siebe Johr g'spunne, acht Johr Sunne, bis der Fritzli zue der chunnt. Der Bräutigam soll dem Mädchen alsdann gewiß sein, wenn es das sogenannte Siebenjahrgarn fertig gesponnen hat. Darüber vgl. Panzer, bayr. Sag. 2, 552. Daher wird derselbe Reim auch für das Gedeihen des Flachses (Haar) gesungen: Sigge Flahs, sivve Johr erömme! Simrock, Kinderb. no. 466. Ick spinn so schöne Syde — as en Här, — suck, suck na säben Jär! Müllenhoff, Schlesw. Sag. pag. 485.

Von höchster Wichtigkeit aber erscheint es, daß dieser Spruch über die Kettenblume zugleich übereinstimmt mit einer Sitte, die das älteste der uns erhaltenen deutschen Lieder ausdrückt. In einem der beiden Merseburger Lieder sitzen Schlachtjungfrauen zusammen „um den Haft zu heften, um das Feindesheer hinter der Letzi aufzuhalten, um Ketten zu pflücken aus fesselnden Blumen." Kette und Fessel heißt hier unsere Spielblume, ebenso ist es auch der Name zweier Walküren. (Grimm, Myth. 373.) Die Inselschweden im Rigaer und im Finnischen Meerbusen tanzen ihren Walzer rechts herum, mit der Sonne, mäsôls, wenden ihre Boote beim Ausfahren auf den Fischfang nie gegen, sondern mit der Sonne, und halten es für Unrecht, bei dem Empfang des heil. Abendmahls sich links herum zu kehren. Eine Spur alten Sonnendienstes. Rußwurm, Eibofolke §. 304. 353. Noch andere Sprüche zum Kindertanz stehen: Aargau. Kindersp. no. 310—321.

No. 95.

Den Alte verloche, den Ma is Loch charre.

Sowohl in der Fasnacht, wie ums Frühjahr tragen die Kinder in einzelnen Gegenden noch Strohpuppen umher (oft ist's nur ein todter Rabe), betteln sich irgend was von kleinen Geschenken im Dorfe darauf und verscharren dann die Puppe unter allerlei wechselnden Reimsprüchen. Die Puppe gilt theilweise als alter Fuhrmann, als böse Schwiegermutter, theilweise als ein Kind von einem angeblichen Ort Kriegsdorf.

1. En alte Ma,
Wo nüt me cha,
De mueß e Fuehrma werde;
Und wenn er nümme chlöpfe cha,
Mueß er unter d' Erde.

Mit dem Biel de Grind abg'haue,
Daß er nümme cha fürre g'schaue,
Mit dem Grund zuedeckt,
Daß er nümme fürre schmöckt.

Bei Halle karren die zwölf Pfingstburschen um Pfingsten den alten Mann ins Loch. Auf einem Wagen muß der Pfingstbursche mit verbundenen Augen auf eine vorher gemachte Grube zufahren und erhält, wenn er sie richtig trifft, ein Preistuch; auf der andern Fuhre wird der Strohmann in die Grube gekarrt. Man schüttet sie zu, steckt einen Maibaum darauf und das ganze Dorf tanzt darum. Sommer, Thüring. Sag. p. 152.

In Nürnberg wird auf ähnliche Weise der Tod ausgetragen und ins Wasser geworfen; die Kinder singen dazu:

Der Taudt, der haut an Panzer oh,
Henken viel hundert Läus dro.

Daumer, System speculat. Philosophie, 1831, p. 110. Andere Sittenzüge dieser Art beschreibt Grimm, Mythologie, 727—734.

2. Hinter mîner Schwiegeri Hûs
Schlôt e junge Nußbaum ûs.
Wenn der Nußbaum wieder trait,
Träg i für mî Schwiegeri Leid.

(Vgl. Uhland, Ged. 154: Zu meinen Füßen sinkt ein Blatt.)

Hinter's Heiri's Winkels Hûs
Schlôt en finnige Nußbaum ûs,
Wenn de Nußbaum Birli traid,
Se träg i für mi Schwiegeri Leid.
Schwiegeri hi, Schwiegeri her:
Wär nur d' Schwiegeri undrem Herd.
Mit der Haue zue g'scharret,
Daß sie nümme fürre drabblet;
Untere Herd chneuzteuf,
Daß sie nümme fürre schleuft. (Freienamt.)

Vgl. Meier, Schwäb. Kinderr. no. 251.

3. O Jesus, es Chindli vo Chriegsdorf ist g'storbe!
Wenns mit em chline Waldhörndli tütet
Und mit der große Glogge stürmt,
So müent all niederchneue-n-und bete,
Müent all flieh, daß sie der Tod nit nimmt.

Nach der Völuspâ geht die Welt unter beim gellenden Ruf des Giallarhorns: „Ins erhobene Horn bläst Heimdallr laut." Simrock, Edda, S. 9. — „Wann ich min Hörnlin blaß." Fischart, Gargantua, cap. 25.

Das Kinderlied, welches beim Todaustragen am Sonntag Lätare bis auf unsere Zeiten gesungen worden,

Nun tragen wir den Tod hinaus
Durch unsre Stadt zum Thor hinaus, rc.

wurde schon im J. 1525 kirchlich parodiert:

Nun treiben wir den Pabst hinaus
Aus Christi Kirch und Gotteshaus.

Diesen von Luther herrührenden Text schrieb man auch ins Latein um:

Nunc Italum Lycaona
Damnamus ex ecclesia.

Bibra, Journal v. u. f. Deutschl. 1787. 2, 192. Eine ältere weitverbreitet gewesene Formel von gleichem Zwecke findet sich im Epilog des Schachzabelbuchs von Conrad v. Ammenhausen (Graff, Diut. 3, 451):

Ich wil dir guote Mere sagen:
hin sont wir den Winter jagen!

Die Römer warfen simulacra scirpea, binsengeflochtene Puppen in die Tiber, und Quirites stramineos, Strohrömer, von der Brücke.

Ein Sechzigjähriger hieß ihnen depontanus, ein von der Brücke in die Tiber zu Stürzender. Dieses Tödten der Greise, der hoffnungslos Erkrankten und selbst der Eltern ist eine allen Völkern des Alterthums ohne Ausnahme bekannte Sitte gewesen. Plinius 4, 12 erzählt es von den Hyperboräern; Herodot 1, 216 von den Massageten; Cicero, Tuscul. 1, 45 von den Hyrcaniern; Strabo p. 517. 201 von den Bactriern, caspischen Scythen und den Britannen. Aelian, Var. Hist. 4, 1 von den Sardiniern. Vgl. F. Liebrecht, ed. Gervas. Tilbury 84 ff. Köhler in Wolf's Ztschr. 2, 110 stellt die Sagen zusammen, welche über das Erschlagen der Greise bei Griechen, Römern, Walachen und Wenden bestehen. J. Grimm, RA. 486. 950, hat diese Urkunden auch auf die Wenden, Altpreußen und die skandinavischen Stämme ausgedehnt und in dem Aufsatze Ueber das Verbrennen der Leichen 26. 40 noch vervollständigt. Weinhold, Altnord. Leben 470 ff. erklärt diesen durch das gesammte Alterthum gehenden Brauch aus dem Glauben, daß ein gewaltsamer Tod ehrenvoller und rascher sei als ein natürlicher. Besonders bei Hungersnöthen, die so häufig in furchtbarster Stärke auftraten, wurden die Alten und Schwachen bei Seite geschafft. Man liebte durchgreifende Mittel, rasche und entschiedene Abhülfe, an eine Vernichtung des persönlichen Seins glaubte unser Heidenthum ohnedies nicht. Um so mehr aber graute es dem Germanen vor dem „schauerlichen Alter, wo man wie ein Hund im Rauch der Stube erstickt", während man nur mit Blut und im Schlachttod die Freuden der Seligkeit erkaufen konnte. In einer einsamen Gegend Gotenlands erhob sich ein hoher steiler Fels, die Stammklippe; von dorten herab stürzten sich aus der Umgegend alle, welche das Alter oder die Lebensbedrängniß belästigte, Grabgangsmänner hießen sie. Um der Besiegung zu entgehen, verbrannte sich der Schwedenkönig Ingiald Illradi mit seiner ganzen Gefolgschaft. Um dem Norwegerkönige Harald Harfagr nicht huldigen zu müssen, gieng König Herlaug von Naumdal mit zwölf Getreuen in einen Todtenhügel und ließ ihn hinter sich zuwerfen. Der Selbstmord galt unter solchen Verhältnissen geradezu für ehrenvoll. So weit Weinhold. Seit dem 15. Jahrhundert hat sich die Erinnerung an diese Heidenbräuche in eine allenthalben erscheinende Volkssage über die Zigeuner verwandelt. Duck ünner, duck ünner, de Welt is dy gram! sagen diese zur alten Mutter, die sie in die Wassergrube stürzen. Müllenhoff, Schlesw.-Holst. Sag. no. 530. Dazu gehört Grimm, DS. no. 448b.

Wolf, DS. no. 345. Heff. Sag. no. 232. Allein schon vor dem Auftreten der Zigeuner bei uns erzählt eben dasselbe eine Gräfin von Mannsfeld im J. 1309 den Lüneburger Wenden nach. Compendieuse Staatsbeschreib. Braunschweig 1719. 1, 49. Alter, gieb dich zufrieden! rufen die Zigeuner ihrem Großvater zu, setzen ihn neben die frischgebackenen Klöße in die Grube und verschütten ihn. Schöppner, Bayr. Sagenb. no. 587. In Alb. Knapp's Gedicht, die Zigeuner, wahrscheinlich auf einer schwäb. Sage beruhend, spricht die in ihr Grab hinabsteigende Alte: Wo soll die arme Urgroßmutter hin! Im Aargauer Freienamte gruben dieselben ihre alte Frau bis an den Hals in den Waldboden; ließen ihr aber die eine Hand frei, damit sie nach den Broden langen könne, die man ihr ums Haupt herum legte. Als die Zigeunermutter auf dem Berninapaß nicht mehr weiter steigen konnte, rief ihr Sohn, gut Herz, Mutterli! und stürzte sie über die Cavagliascabrücke in den Gletscherbach hinunter. Dieser hat sich seit der Unthat in die Erde verborgen und kommt erst im Thale drunten wieder zum Vorschein. Leonhardi, Bündner-Vierteljahrsschrift 1850, 97. Auch einen politischen Zweig haben diese Sagen bei uns getrieben. Jene Keulen und Schlägel, die ehemals an Thoren und Rathhäusern unserer Städte gehangen, sollen die Bestimmung gehabt haben, die alten Räthe der Stadt, die nicht freiwillig vom Regimente abtraten, damit durch die jungen todtschlagen zu lassen. Geiler im Narrenschiff (ed. Grieninger 1520), Bl. 101a erzählt, wie bei einer solchen Gelegenheit ein Sohn den zum Erschlagen mitbestimmten Vater im Taubenschlag versteckt. Im Göthe'schen Faust findet sich diese Sitte zuletzt ins literarische Gebiet hinüber gewendet. Der Baccalaureus erklärt da dem Mephistopheles, den er sehr gealtert, aber noch immer im Amte wieder trifft (2, 101):

Das Alter ist ein kaltes Fieber
Im Frost von grillenhafter Noth;
Hat einer dreißig Jahr vorüber,
So ist er schon so gut wie todt.
Am besten wär's, Euch zeitig todt zu schlagen.

No. 96.

Der Zug ins Besenreis.

Es giebt noch ein Mailied bei uns, „Brün-Anneli und Antoni" geheißen, von dem man behauptet, es sei ehedem in der Aargegend um die Stadt Brugg von den Dorfkindern beim Frühlingsumgang gesungen worden. Es steht bei Kuhn, Samml. von Kühreihen 1812, und beginnt:

Der Maien isch chommen, und das isch wahr,
Es gruenet jitzt alles in Laub und Gras.

Es trägt jedoch sehr verdächtige Zeichen eines schulmeisterlichen Machwerkes an sich, und in seinen besseren Stellen ist es ohnedies eine Entlehnung aus dem Martinsliede, wie dieses jetzt noch um Hildesheim gesungen wird und abgedruckt steht bei Firmenich, Völkerstimm. 1, 184. — Hier folgt statt dieses eben erwähnten Brün-Anneli ein Reimspruch über den Zug „ins Besenreiß", den unsere Kinder durchaus noch in Uebung haben.

Anneli mit der rothe Brust,
chumm, mir went i d' Haselnuß!
Chûz-chûz, chuderi-chûz,
Dominicus und Ronimus,
und Anne-badel-dudeldeer:
chum, mir went i d' Chruselbeer!
d' Haselnuß sin no-nig rîf,
chumm, mir went is Bese-Ris.
Bese-Ris het no keis Laub,
chumm, mir went is Haberstrau.
s' Haberstrau is no-nig do,
chumm, mir went i Garte goh.
Gartegoh isch au gar härt,
chumm, mir went is Federebett.
s' Federbett isch no-nig gmacht
bis am Sunntig z'ôbig z'Nacht,
s' Federbett isch no-nig lind,
chum, mir went a chuele Wind.

chuele Wind isch au gar chalt,
chumm, mir went in Schwobewald.
der Schwobewald isch au ze schwarz,
chumm, mir went ûf'n Schützeplatz.
Schützeplatz ist au ze leid,
chumm, mir went ûf eusi Heid.
eusi Heid ist viel ze steinet,
chumm, mir went in eusi Heimet.
eusi Heimet ist au nit lieb,
chumm, mir went zum Hühnerdieb.
deheimen isch gar Nieme,
es Chälbli zieht den Rieme,
im Unterland häts böse Lüt,
fresset de Speck und gänt eus nüt,
fresset alli Brocke,
lönt eus numme hocke,
fresset ganzi Chessi voll
und gänt eus ekeis Löffeli voll,
gänt eus nüt as d' Brüje,
wo mir söttit drüje.
Im Oberland sind's gstorbe
und Chindlisfresser worde.
fressen's alle Chindli glich,
chumm, mir went is Himmelrich.
Himmelrich ist zue g'schlosse
und der Schlüssel ab-broche,
b'hüet üch Gott, ihr Lumpelüt,
lebet wohl und zürnet nüt.

Worterklärungen. Rothe Brust ist der rothe Jüppenlatz mit der Brisnestel überschnürt. Chruselbeer: Stachelbeere. Am Riemen ziehen: am Schiffsruder arbeiten; remus rieme. Hoffmann Sumerlaten 49, 14. So auch in der Koblenzer Schiffersprache: Journal v. u. f. Deutschl. 1787, p. 418. Zum Hühnerdieb gehen ist zum Henker sich scheeren. Drüje, körperlich zunehmen. Chindlisfresser heißen die Stadt-Berner von jener Brunnensäule her, die vor dem Berner Kornhause steht: ein zwergiger Nimmersatt, der eine Anzahl Buben ins

Maul schiebt. Namensverdrehungen sind: Ronimus: Hieronymus; Annebadel-dudeldeer steht für Betheli (Elisabeth) und Dödeli (Dorothea); wichtiger ist der mitgenannte Dominicus, er weiset den Zweck des Liedes nach als eines für die Mittfasten Dominica Laetare bestimmt gewesenen. Dieser Sonntag Lätare hieß auch Todtensonntag, Rossonntag, weil man eben an ihm den Tod austrieb, den Winter verjagte, den Strohmann begrub und verbrannte, dagegen den Sommer empfieng. Eine Variante des Spruchs, im Wunderhorn 3, 435. Simrock, Kindb. no. 353. Meier, Kinderr. no. 123. 129. 244. Die Nuß dient als Symbol des Frühlings, des Lebens, Eheglücks und in deren Gegentheil gewendet, als Todtengabe; der Zug ins Besenreis und in die Haselnüsse hat zugleich den Sinn des Kilt- und Hochzeitliedes. Römische Sitte wars, daß die Knaben vor dem Hause, in welches der Bräutigam seine Braut einführte, schreiend das Auswerfen von Nüssen verlangten; und französische Sitte ist es, mit einem Teller voll Nüsse den Heirathsantrag eines Unbegehrten abzuweisen. Den gleichen Sinn drücken einzelne in den späteren Bänden unserer Sammlung mitzutheilende Kiltlieder aus. In die Haseln gehen heißt liebeln; man vgl. das Volksl. das Mädchen und die Hasel, bei Hoffmann, Schles. Volksl. no. 100—102. Ueber diese Bedeutung der Nüsse als erotischer Symbole liefert Mannhardt in Wolf's Ztschr. 3, 100 ff. schön zusammengereihte Sittenzüge, mit denen sich ein Kultus von Frô-Donar herausstellt. Ueber die Nuß in Gräbern und Särgen handelt Aargau. Sag. no. 434.

Griechische Frühlingslieder solcher Art haben die Alten aus dem Kindermunde aufgezeichnet. Die Eiresione war das Lied der Knaben, wenn sie an den Pyanepsienfesten einen mit Wolle umwundenen fruchtgeschmückten Oel- oder Lorbeerkranz von Haus zu Haus trugen glückwünschend und um Gaben bittend. Dadurch erhielt dann der Name Eiresione auch den Begriff des Bettlerliedchens. Das Schwalbenlied Chelidonisma, das den Knaben auf Rhodos diente, die Wiederkehr der Schwalben und des Frühlings anzusingen, hat sich in Griechenland bis heute forterhalten. Am ersten März tragen die Kinder eine grob aus Holz geschnitzte Schwalbe umher, die durch einen einfachen Mechanismus sich um eine kleine Mühle drehen muß, und sammeln sich unter Gesängen zum Preise des Frühlingsvogels kleine Geschenke an den Häusern ein. Athenäos, 8. Buch, hat den Liedtext aufbewahrt; er

folgt hier in einer von Geibel und Curtius (Klass. Studien. Bonn 1840) herrührenden Uebersetzung:

Es kam, es kam die Schwalbe,
Sie bringt die schönen Tage,
Sie bringt euch schöne Jahre,
Am Bauche weiß,
Am Rücken schwarz;
Nur Feigen schön herausgerollt
Aus deinem reichen Hause,
Und auch voll Wein ein Becherlein,
Und dann voll Käs ein Körbchen fein!
Auch sind dem Weizenbrod
Und Eierkuchen die Schwalben gut!
Nun? Sollen wir gehen, oder was haben?
Gebt ihr? wir lassen's euch doch nicht!
Wir schleppen die Thür fort, oder das Fenster,
Oder die Frau, die drinnen gesessen,
Sie ist ja nur klein, leicht tragen wir sie.
Wenn du was bringst, so bringe was Großes!
Mach auf! mach auf! der Schwalbe mach auf!
Denn alte Männer sind wir ja nicht,
Nein, kleine winzige Bübchen!

Dieselben Uebersetzer haben aus den bei Athenäos aufbewahrten Bruchstücken des altgriech. Kinderliedes Koronisma, bei welchem man eine Krähe gabenheischend an den Häusern herumtrug, folgendes Bettlerliedchen zusammengesetzt (Klass. Stud. p. 104):

Ihr Guten, gebt der Kräh' ein Händchen voll Gerste,
Dem Kind Apollo's, oder einen Waizkuchen,
Ein Brod, ein' Heller, oder was man sonst brauchet.
O reicht, ihr Leute, was euch just zur Hand lieget,
Der kleinen Krähe hin, sie nimmt auch Salzkörner;
Wer heute Salz gab, morgen giebt er Wachshonig.
Macht auf die Thür, schon hörte mich der Herr drinnen,
Und Feigen muß das Mädchen mir herausbringen:
O laßt, ihr Götter, stets das Mädchen hübsch bleiben,
Und einen reichen und geehrten Mann finden,

Daß sie dem alten Vater bald ein Goldsöhnchen,
Der Mutter bald ein Dirnlein in den Schoos lege.
Ich aber, immer meiner Nase nachgehend,
Im Dienst der Musen singe vor den Hausthüren:
Gebt, gebt, ihr Leute, denen stets der Schrank voll ist,
Gieb mir, o Herr, und reichlich gieb, o Jungfräulein,
Denn artig ist's, der Krähe ein Geschenk reichen.

Siebente Abtheilung.

Oberdeutsche Jugendfeste.



No. 97.

Die Kadettenfeste.

Wie die Pfeile in der Hand eines Starken, also gerathen die jungen Knaben. Wohl dem, der seinen Köcher derselben voll hat; die werden nicht zu Schanden, wenn sie mit ihren Feinden handeln im Thor. Psalm 127. 128.

Die Frühlingsfeier sammt unserer Feier der Winter- und Sommer-Sonnenwende entspricht den drei Jahreszeiten, nach denen der Deutsche schon seit dem Taciteischen Berichte hierüber sein Jahr einzutheilen pflegte. Gott Donar als Frühlingsgott zog dann nach dem Glauben des Volkes mit Macht ins Land herein. Wo heute noch Spuren solcher Bräuche übrig sind, daß man den Frühling gemeindeweise begrüßte, den Sommer in Wald und Feld suchte und einholte, bis dahin hat sich überall auch das Glaubensgebiet erstreckt, auf welchem Gott Donar als die vorzugsweise verehrte Gottheit gegolten hatte. Von den Niederlanden und Dänemark an über Westfalen bis zum Oberrhein in der Schweiz und bis zum Inn in Bayern lassen sich diese Bräuche verfolgen: hier überall galt oder gilt ein Kampf des Winters mit dem Sommer, feierlicher Umzug des Letzteren, Hauen und Einholung des Maiwagens.

Wolf, Beitr. 1, 79. Sommergewinn heißt diese Sitte jetzt noch in Eisenach, denn der Sommer gewinnt den Sieg über den Winter. So entstehen im Landesbrauche verschiedenartige Festfiguren, Helden, Reiter, endlich festlich gerüstete Kriegsschaaren zu Roß und Wagen, die diesen alljährlich erneuten Kampf des Gottes gegen die winterliche Hartnäckigkeit fröhlich vorzustellen haben, und hieraus sind die Mai- und Jugendfeste geworden, an denen sich unsere Kinder bis heute ergötzen. Man darf diese Bräuche weltalt nennen, sie lagen in der naturgemäßen Anschauungsweise, daher begegnen sie uns auch bei fremden Völkern mit einer überraschenden Aehnlichkeit wieder. Es sollen hier ein paar Beispiele dies andeuten.

Fra Paolino, Reise nach Ostindien, ed. Forster, pag. 362, beschreibt ein Frühlingsfest an der Küste von Malabar, wobei sich zwei Heere gegenseitig mit stumpfen Holzpfeilen beschießen. In England traten um Weihnachten und ebenso am ersten Mai die Schwerttänzer öffentlich auf, der größte Mann dabei führt den Namen Woden, sein Weib heißt Frigga, es wurden zugleich Riesentänze abgehalten, wie der zu Yorkshire, bei denen die Haupthandlung darin bestand, daß Schwerter um den Hals eines Knaben geschwungen werden und derselbe unverletzt bleibt. Myth. 280. Auch Schützenaufzüge brachte dieser englische Mai, und der Robin Hood, der pfeilberühmte mythische Held, ritt mit auf, eigens Pfeil und Bogen dabei in der Hand führend. Er selbst ist rothhaarig wie Donar, aber er reitet den Schimmel, gleich dem Gotte Wuotan. Kuhn in Haupt's Zeitschr. 5, 472 hat nachgewiesen, wie nahe sich allenthalben diese Naturgötter in den verschiedenen Religionen ursprünglich stehen. Es berühren sich die Mythen von dem Indergotte Indras und unserm Wodan, es gleicht sich das Kampfgeschäft der indischen Maruts und der germanischen Einheriar, der speerwersenden Valkyrien und der Bogen und Pfeile schiftenden Elben und Zwerge.

Eine ahd. Glosse (Myth. 109) besagt, daß Wodan bei den Römern Mars heiße, und so gleichen sich auch sonst diese zwei Götter. Mars ist nicht allein Kriegsgott, sondern auch Schützer der Heerden und Feldfrüchte gewesen (Hartung, Relig. der Römer 2, 155). Nicht anders ist unser Wodan ein Kriegs- und Erntegott. Der römische Frühlingsbeginn Martius hat vom Mars den Namen, dessen Priester, die Salier, dann ihre vierzehntägigen Umzüge hielten; am 14. März wurde dann der Mamurius, oskischer Name für den alten Mavors, als ein

mit dicken Häuten behangener Mann umgeführt und mit Stangen geschlagen und gestoßen. Zugleich begannen an demselben Tage die römischen Wettläufe und Wettfahrten auf dem Campus Martius. Diese Bräuche leben bei uns noch; nur ist ein Schimmelreiter aus dem siegenden Helden, und die Gestalt des Todes, des Strohmannes, der Ledernen Frau u. s. w. aus dem verjagten Winter geworden. Noch heute gilt das deutlich mit dem Mamurius zusammenstimmende Mittfasten-Lied, das die Nürnberger Kinder singen:

Der Taud, der hat an Panzer on!
Wos gebt mer'n jouga Knechta?
A Messerla, daß sie fechta.
Acheslab und Wintergröin
Stöiht unnerm rauthen Kränzla schön.

Schmid, in Bibra's Journal v. u. f. Deutschland, das Tod-austragen.

Um die Geschäfte des Ackerbaues zu sichern, hatte der Deutsche den Herbst- und Lenzfrieden, welcher noch außer dem Gemeinfrieden und Dingfrieden, außer dem Haus- und Heerfrieden bestand. Alle diese Formen des höheren Friedens nahm zuletzt der Königsfrieden in sich auf, und dieser wurde von Karl d. Gr. sogar aufs Vieh erstreckt. Rettberg, Kirchengesch. 2, 745. Es ist also schon aus Rechtsgründen begreiflich, daß sich im Mai alle Stände und Alter ungehindert der allgemeinen Freude, zu der die Natur fühlbar einladet, überlassen haben. Eine Maienfahrt anstellen, hieß dem Mittelalter überhaupt Spiel und Lustbarkeit treiben, Hof halten. Wo es dann auch nicht gerade zu eigentlichen Festen kam, da galt dann doch mindestens diese Maienfahrt, sie verräth sich mit in den zufälligsten Aufzeichnungen von Seite selbst unscheinbarer Landstriche und geringer Orte. In unsern katholischen Landestheilen gilt im Mai noch die kirchliche Oeschbesegnung und Waidbräucki, eine Einsegnung der jungen Saaten; in den reformirten besteht die Bannbeschreitung, und beides in kirchlicher oder militairisch geordneter Prozession vor sich gehend. Der Städter, der zum erstenmal wieder im Weinberg und Gartenhause nachsieht, nennt dies das Maienhäuseln. Vor der Reformation gieng in den brandenburgischen Landen der Schullehrer mit den Kindern am 1. Mai um die Saatfelder, dafür erhielten sie dann eine Mahlzeit. So versichert Frisch, Wb. s. v. Maytag. Würtembergische Schulfeste heißen jetzt noch „Maien halten." Die

Kinder tragen Linden- und Birkenzweige in der Hand, mit Bändern und Papierstreifen behängt. Die zwei schönstgezierten Kinder werden Maikönig und Königin, man zieht auf einen Festplatz zum Tanz, wo Marktbuden mit Tand und Naschwerk nicht fehlen, und schließlich nehmen auch die Honoratioren des Landstädtchens am Kinder-Walzer Theil. Scheible, Kloster 6, 568.

Die Laufspiele, Wettritte, Laubvermummungen, Scheingefechte, die dabei jetzt noch von den Erwachsenen auf den Dörfern und von den Kindern der Städter in Schwaben mit aufgeführt werden, schildert E. Meier, Schwäb. Sag. Sie alle sind nur eine Umschreibung des allgemeinen Brauches, den Winter mit Gewalt aus dem Lande zu treiben, oder der Verszeilen darüber, die Konrad von Ammenhausen, als Priester zu Stein am Rhein im Schaffhauserlande, ums Jahr 1337 schrieb:

Ich wil dir guote Märe sagen:
Hin sont wir den Winter jagen.

Dieserlei Jagden mochten allzuviel Profanes und Wider-Kirchliches an sich tragen, so daß die Priesterschaft schon frühe und oft dagegen eifert. Der Herenhammer sieht aber sogar Teuflisches in der harmlosen Sitte, Maien zu hauen, die man zum Schutze der Thiere in den Stall zu stecken pflegt; er meldet nämlich unter den am 1. Mai üblichen Bräuchen: Et etiam vbi in partibus Sveciae plurimum practicatur, quod prima die Maji ante ortum Solis mulieres villanae exeunt, et ex sylvis vel arboribus deferunt ramos de salicibus aut alios frondes, et ad modum circuli plectentes in introitu stabuli suspendunt, asserentes quod per integrum annum jumenta cuncta illaesa a Maleficis remanent et praeservantur. Malleus Malefic. pars 2, quaestio 2, cap. 7.

Wir wollen uns nun in unserer oberdeutschen Nachbarschaft nach den in Waffen gefeierten Maifesten umsehen und hernach die militairischen Jugendfeste betrachten, welche daraus sich entwickelten.

Der Bauer Jost von Brächershausen erzählt, in seiner 1653 über den Bauernkrieg verfaßten Chronik, vom Leben der Emmenthaler Landleute um die Stadt Burgdorf also. Die Dörfer Wyningen und Affoltern hielten zur Maienzeit einen „Schimpfkrieg" ab, die ganze Mannschaft zog bewaffnet zu Fuß und Roß unter ihren Ortsfahnen auf das Oberfeld und scharmuzirte miteinander. Dann zogen sie Paar um Paar, je ein Wyninger und Affoltrer zusammen ins Dorf zurück, wurden da

vom Ammann mit einer Bewillkommnungsrede empfangen und kostenfrei bewirthet. Dann geschah acht Tage darauf dasselbe zu Affoltern. Schuler, Sitt. u. That. der Eidgenoss. 3, 367. Daß solcher Brauch unter der Bauernsame auch früher ziemlich allgemein gegolten hat und noch bis in unsere Gegenwart hereinreicht, ist so bekannt, daß es hier statt der Beweisführung nur einiger redenden Beispiele bedarf. Im Entlebuch wurde am Hirsmontag der Hirsmontagsschwung abgehalten, welchen Pfarrer Stalder von Escholzmatt, Fragmente über das Entlebuch, so ausführlich beschrieben hat. Es war ein Scheingefecht, das nachdrucksam und unter großem Pomp theils um Fasnacht, theils um Mai und Ostern, auch um Pfingsten, militairisch abgehalten wurde zwischen verschiedenen Thalschaften und Ortschaften. Ein solches Gefecht pflegten auch die Luzerner Nachbarorte Knutwil und Büren sich alljährlich zu liefern; die Kriegsankündigung geschah in Knittelversen, ein großer Schmaus vereinte beide Parteien nach langen und listig durchgeführten Manövern. Die Züricher Neujahrsblätter Ab der Chorherrenstube, vom J. 1784 beschreiben die Schlacht, welche sich die Stadt Zürich und die Nachbargemeinde Wiedikon jährlich an der Fasnacht lieferte. Es drehte sich dabei immer um dieselbe Frage: welche von beiden Gemeinden der andern zwei Strohpuppen zuführen dürfe, den Kreidenglade und sein Weib Else. Beide stellten den ausgetriebenen Winter vor, den alle Knaben von Wiedikon in Waffen daherbrachten, und alle Züricherknaben in Waffen zurückschlugen. Zuletzt wurden die Strohpuppen dennoch in die Stadt geführt, dorten aber sogleich ins Wasser gestürzt, und ein Schmaus beschloß das Abenteuer. Geiler erzählt in seinen Predigten über das Narrenschiff einen ganz ähnlichen Brauch der Bauern von Geispoltsheim, die jährlich den Straßburgern eine Fasnachtspuppe, den Meier Bertschi und das Wilde Weib, in die Stadt schleppten. Auch dies lief nicht ohne Kampf ab. Und daß solche Fasnachts- und Maigefechte bei allen süddeutschen Bauern überhaupt herkömmlich waren, erweist sich aus der sittlichen Entrüstung, mit welcher Seb. Brant, Narrenschiff, cap. 110b, Vers 76, sich dagegen erklärt:

Büren, hantwerck, duont sich nit schamen
vnd nemen sich ouch stechens an,
der mancher doch nit ryten kan.
des würt mancher gestochen dick,
das im der hals bricht oder rück.

Diese Aeußerung Brant's neidet dem Landvolke einen Brauch in der Meinung, dieses maße sich mit demselben auch ritterlicher Tourniersitten an, und er spottet deswegen der ungeschickten Reiter und Stecher, die dabei den Hals brächen. Gleichwohl war damit von Seite des Bauernstandes ein solches Vorgreifen in die Sitte des höheren Standes durchaus nicht beabsichtigt. Wenn man mit hölzernen Brunnenröhren, statt der Kanonen, ausgerückt ist und sich durch alle gedenkbaren Winkelzüge oft recht geschickt in die Enge hineinmanövrirt hat, bleibt das Ziel der ganzen Unternehmung doch nur ein spaßhaftes, das man mit wacher Selbstironie beginnt und schließt. Solch ein selbstbewußter Scherz ist es, wenn Freienämter Ortschaften sich die Kriegserklärung zuschicken, um ihren angeblich geraubten Geishirten zu rächen, oder den entführten zurück zu erobern. Recht deutlich redet über diese barocke Beschaffenheit der bäurischen Maienzüge Sebast. Münster, der in seiner Cosmographey (Basel 1567) den historischen Anlaß zu erzählen sucht, welcher dem Voralberger Städtchen Feldkirch einst zur bürgerlichen Freiheit verholfen habe. Es hatte, erzählt er, Graf Rudolf von Montfort, zugleich der Herr Feldkirchs, als ein fröhlicher Herr den Brauch, jedes dritte Jahr alle jungen Bursche der Landschaft zu sich auf die Fasnacht zu laden. Bei einer solchen Gelegenheit kaufte sich einst die Stadt aus seinen Rechten los. Zum Angedenken daran setzte es jenen fröhlichen Grafenbrauch selber fort und feierte von nun an jährlich einen großen Hirsschmaus, und alles Volk hielt auch dafür, wenn man es thue, so werde ein fruchtbarer Jahrgang jederzeit die Folge davon sein. Also gab die Stadt im Jahre 1539 einen solchen Hirsschmaus, und lud nach alter Ueblichkeit die ganze Jugend des Landes darauf ein. Es erschienen dabei 2200 Buben, sämmtlich gerüstet mit hölzernen Waffen, und zogen mit Butzenfähnlein und Spielleuten wohlgeschaart in die Stadt ein. Bei der folgenden Musterung erhielt jeder sein Mutschenbrod ausgetheilt, aber zum gemeinsam verzehrten Hirsbrei brauchte man für sie 13 Kessel Hirse und an drei Saum Milch.

Je sichtbarer nun dem bürgerlichen Verstande der Widerspruch nach und nach werden mußte, welcher zwischen diesen kindlichen Gewohnheiten der Vorzeit und der eigenen wachsenden Bedeutsamkeit sich erhob, um so eher begab man sich selbst dieser Spiele. Mit einer gewissen Schamhaftigkeit vor veralteten Moden trat der Städter seine einzelnen Gewohnheiten dieser Art dem Bauernstande und der Kinderwelt ab.

Entweder überließ man sie dem umwohnenden Landvolke, und ins Possenhafte verkehrt spielte sie dieses dann alljährlich einmal auf Markt und Rathhausplatz ab gegen einen Trunk aus der städtischen Kellerei; oder man nahm den letzten religiösen Schein hinweg, der noch an der alten Ueblichkeit hängen mochte, und gab ihr dafür einen ganz neuen Zweck. Dies war dann häufig ein bürgerlich praktischer, ein Erziehungszweck. So erlischt denn in der politischen Frühreife mancher oberdeutschen Reichsstadt schon ziemlich bald der sonst von allen Klassen der Bevölkerung begangene Maienzug; aber ebenso bald findet er daselbst eine neue Anwendung auf die städtische Jugend. Sonst war man zur Feier der einkehrenden Frühlingsgötter festlich in die Waffen getreten; nun suchte man in denselben Fristen die Jugend noch sich ergötzen zu lassen, dabei aber sie zugleich waffengeübt und wehrhaft zu machen. Das sogenannte Kadettenwesen der Stadtknaben beginnt, die Knabenschule erhält einen militairischen Zweck, die Maienzüge werden bewaffnete Auszüge der Schulkinder, letztere sollen eine Prüfung bestehen über ihre kriegerischen Fortschritte, und fällt es zur Zufriedenheit aus, dann dürfen sie auf Magistratskosten schmausen, dürfen auf dem Anger mit den wartenden Schulmädchen tanzen. Aber der Spielplatz der Knaben wird von nun an auf den Schützenplatz der Väter versetzt.

Es ist bemerkenswerth, zu sehen, welche Städte es sind, in denen diese Umwandlung frühzeitig vor sich geht, und welche andere länger das Alterthümliche mit einem gewissermaßen conservativen Sinne zu bewahren streben. Meistens trifft das eine mit der wichtigeren Rolle zusammen, die dann eine solche Stadt in der politischen Welt zu spielen beginnt, und das andere geht Hand in Hand mit dem bescheidenen Stillleben, dem sich jener Ort und jene Bürgerschaft ergiebt. Nicht selten sind es staatsmännische, kriegerische Naturen, die sich vorzugsweise dann in der einen Commune erzeugen, während in der andern unter dem milden Nachschimmer alter und hartnäckig bewahrter Bräuche die beschaulichen Geister, die Priester, Künstler und Gelehrten erstehen werden.

Demnach kann es nicht auffallen, wenn in dem ernsthaften Bern der Maienzug mit seinem alterthümlich heidnischen Wesen sich geschichtlich kaum verräth, kaum als je vorhanden gewesen sich andeutet. Um so frühzeitiger also drückt sich daselbst der kriegerische Festzug aus, der die ganze städtische Knabenschaar zu bestimmten Zeiten in eine geregelte Körperschaft, in einen Soldatenhaufen verwandelt. Schon im Beginne

des 15. Jahrhunderts bilden die Bernerknaben ein uniformirtes, marschfähiges und zu Staatszwecken verwendbares Corps. Dies beweist Justinger, Bern. Chron. pag. 285:

„Uf Sant Ulrichs Abend des Jares (1414) ritten der Küng Sigismund gen Bern. Da hatt der Küng meh dann 800 Pferd und der Graf von Saffoy meh dann 600. Da ging man ihm entgegen mit dem Crütz und mit einer ganzen Prozeß, mit dem Heiltum und mit allen Orden. Da waren geordnet bi fünfhundert jungen Knaben unter zwölf Jaren, denen hat man bereitt des Richs Paner, und das trug ein micheler knabe, und die andern knaben hatt jeglicher des Richs Paner uf sinem Houpt in einem Tscheppelin gemolet. Die empfiengent am ersten den Küng und knüwetent nider. Das gefiel dem Küng gar wol und sprach zu den Fürsten, die mit ihm rittent: da wachset uns ein nüwe Welt!"

König Sigismund hatte ein wahres Wort gesprochen, obschon er doch gewiß nur eine geläufige Artigkeit ausdrücken wollte. Diese wehrhafte Bernerjugend sollte es werden, die dreißig Jahre nachher die vorderen Erblande vom Reiche losriß und abermals nach nur dreißig weiteren Jahren Burgund von der europäischen Staatenkarte strich.

Zürich, in der Schweizergeschichte so oft der politische Widerpart des mächtigen Bern, verhielt sich auch als Erzieher und Bildner seiner Jugend vielfach anders, behandelte daher auch die Volkszustände und älteren Ueblichkeiten in einem mehr schonenden, gelinde ändernden Geiste. Hier beließ man ähnlichen Waffenübungen der Jugend die ursprüngliche Seite des Scherzes, selbst wo derselbe hart an eine possenhafte Fröhlichkeit, gleich allem Volksscherze, anstreifte. Daß die Stadtknaben den Wiedikoner Dorfknaben wegen zweier Fasnachtsbutzen jährlich eine Schlacht zu liefern hatten, ist bereits vorher erwähnt. Dies war das Fasnachtsfest. Beim Frühlingsfeste, jenem noch gefeierten Sechseläuten am ersten Märzmontag, der auf die Tag- und Nachtgleiche folgt, exercirte an den städtischen Schanzen die reifere Jugend im Feuer, schoß aus Gewehr und Kanönchen; indeß sich die Kinder einen bemalten Strohmann mit Pulver füllten und ihn in die Luft fahren ließen. Das dritte militairisch begangene Jugendfest war dann zur Zeit der Schulferien in den Hundstagen, das Knaben- oder Zielschießet. Während die kleineren Knaben das Ringelstechen abhielten, wobei man kleine Silbermünzen gewann, hatten die Schulknaben ihren Waffentag und schossen, wie sie

es heute noch zu thun haben, nach der Scheibe. Aber auch hier fehlte der Platznarr nicht. Mit der Peitsche züchtigte er Jeden, welcher den Rüben die Schwänze abschoß, nemlich einen Fehlschuß ins weite Feld hinaus that. Und so lange hielt bei den Zürcher Jugendfesten diese sachgemäße Paarung von Waffenernst und Kinderscherz nach, daß der letzte Platznarr daselbst erst kurz vor 1794 gestorben ist. (Zürcher Neujahrsblätter der Constafler-Gesellschaft, vom Jahre 1689 an beginnend.)

Das sogenannte Dätschschießen, wie es in schwäbischen Städten galt, z. B. in Memmingen, und jetzt noch im Kanton Unterwalden eine stehende Jugendübung ist, kam in Zürich in ganz besonderen Flor. Am Palmsonntage wurde an jedem der sieben Stadtthore ein Dätsch errichtet, ein Schießstand mit einer Lehmscheibe, in der die Bolzen stecken bleiben sollten, anstatt etwa abzuprallen und Unachtsame zu verwunden. Die Schießenden setzten ihre Ostereier ein. Die Zürcher Kannengießer mußten dazu 56 Duzend Zinnteller liefern, so daß alljährlich bei dieser Gelegenheit 840 Pfd. Zinn um 420 Fl. verschossen wurde. Erst 1696 trat dann das Büchsenschießen dafür an die Stelle. Bluntschli, Memorab. Tigur. 1742 pag. 467. Ursprünglich galt dies Spiel nur den jüngsten Knaben; die älteren hatten unter bestimmten Drillmeistern ihr eigenes Gabenschießen. Wenn aber ein Siebenjähriger mit seiner Lanze in vollem Laufe dem Doppeladler das Ringlein aus dem Schnabel stach, erhielt auch er einen Preis und die Trompeter mußten aufblasen. Hans Erhard Escher, Beschreib. des Zürich-Sees pag. 415. Zum Schlusse folgte ein Festumzug Aller, der sie zu einem Gastmahl führte. So preiset schon Aloysius Orelli im Jahre 1555, da er die Zürcher Sitten näher kennen lernt, es als einen besonderen Vortheil dieser Erziehungsweise, daß sie die jugendlichen Körper stark mache und die Geister in ihrer natürlichen Frische erhalte. (Al. Orelli's Biographie, Zürich 1797.) Josia Simmler aber wird eigentlich beredt und warm, wenn er in seinem Regiment der Eydgenoschaft 2, 159 handelt „Von den übungen der Eydgnossen zur zeyt deß kriegs vnd friedens. „Es geschicht — sagt er — auch offt, das junge knaben von 8 vnd 10 jaren biß vff die 15 jare fendlin habend vnd mit der trummen vmbziehend, da Etliche büchßen, spieß vnd hellenparten tragend, da einer vermeynete, sy söltend kaum dörffen ein sölich weer angreyffen oder tragen mögen. Vnd wiewol sy Vegetium vnd andere, so von kriegskünsten geschriben, nie geläsen habend vnd jnen auch niemants söllichs gebotten hat, so tragend sy doch von

natur ein liebe zun waffen vnd gwenend sich selbs von jugend auff, daß sy wol vnder den spieß hereyn trätten könnind."

Als die Zürcherische Gesandtschaft, welche mit Straßburg im J. 1588 ein Schutz- und Trutzbündniß geschlossen hatte, am 20. Mai wieder in ihrer Vaterstadt eintraf, wurde sie feierlich auf dem Rathhause empfangen und auf Staatskosten gastiert; ihr eigener Reisebericht fügt darüber bei: „Zürich, Zinstag 21. May. In wärendem Mittagimbiß seind auff vier- bis an fünffhundert Knaben, so des alters von zehen biß in 14 oder 15 Jaren gewesen, mit zweien fliegenden Fänlein zierlich bewehrt vmbgezogen, vnd nicht weniger, als die Burgerschafft den tag zuvor gethan, vor dem Schnecken vnd auff den Seeprucken gliderweiß abgeschossen, solches biß in drei stund continuirt, vnd mit solchem gleichen ordenlichen schiessen vnd geschwindem widerladen sich so wol gehalten, daß jhnen, so mehrtheils so junges Völcklein, mit verwunderung zugesehen worden."

Eine solche Zeit mit solcherlei Sitten mußte zu schönen, und oft sogar zu großen Leistungen führen, und ob nun das Vaterland selber, dem man diente, nur eine schmale Landschaft, ein enger Kanton, oder ein größeres war, die gesammte Schweiz, so lernte man wenigstens es vertheidigen. Das kleine Kind auf den Armen der Wärterin sah zu, wie sein Bruder beim Ringleinstechen mit dem Knaben-Spieße den Preis gewann; dieser bemaß wieder den größeren Bruder, der in Uniform die Muskete trug. Und die Bürger, die Väter, mit dem Degen an der Seite, machten dabei die Zuschauer. Alles gieng damals bewaffnet. Mit dem Degen an der Seite gieng man zur Kirche, in Uniform kam der Landmann zu Gevatter zu bitten, bewaffnet zog er zur Landesgemeinde.

Beweise für diese Behauptungen finden sich in jener Zeit so zahlreich, daß es an dem hier Gesagten genügen kann. Ein weiteres Beispiel diene aber dazu, zu zeigen, daß dieselbe Sitte allenthalben auch in den mit der Schweiz näher zusammenhängenden Landstrichen gegolten hat. Als Neuenburg i. J. 1657 den in sein Fürstenthum zurückkehrenden Heinrich II. von Longueville an der Grenze militairisch empfieng, betrachtete der Fürst erstaunt die Menge des aufgebotenen Kriegsvolkes, denn es waren bis an 7000 Mann aufgestellt. Wo kommen auch so viele Leute her, fragte er wiederholt. Aber beim Einzug in die Stadt wartete sein auf dem Vorplatze des Schlosses ein Bataillon Knaben von

8—12 Jahren. Ist's doch, sprach der Fürst bei ihrem Anblicke, wie wenn alle Schweizer schon als Soldaten aus Mutterleib kämen. Zürch. Neujahrsbl. Von der Stadtbibliothek 1798.

Wir wollen im weiteren nun noch ausführen, wie sich bei diesen Waffenübungen der Jugend die ursprüngliche Art des Maienfahrens und Maienschmauses theilweise noch durchblicken läßt, wie dann aber mit dem Verfall der Volkssitte in dem Zeitalter der Perücke und der traurigen Geschlechterherrschaft auch diese Ueberreste berechtigter und vernünftiger Lustbarkeit ein schales Ende genommen haben.

Die Aarauer Chronik meldet v. J. 1551, wie man die Herren der Städte von Brugg, Bremgarten, Lenzburg, Olten und Zofingen nebst dem Adel der benachbarten Schlösser und Vogteien zusammen eingeladen auf das Fest des Maientages. Anderthalbhundert Mann Gerüstete ritten da den Ankommenden entgegen; die Stadtknaben aber, 160 Mann stark in zwei Rotten unter ihren eigenen Hauptleuten und Fähnchen, bildeten während des Empfanges und Willkommtrinkens als Ehrenwache den Ring. So stellt also eine damalige kleine Provinzialstadt zur Feier ihres Maitags schon ein sehr beträchtliches Contingent bewaffneter und einexercirter Knaben. Dafür gab es dann für diese Jungen auf der Stadtstube einen Abendtrunk, bestehend aus Maienmus, Ankenküchlein und Zigerschnitten.

Als ein Fest ähnlicher Art galt den Winterthurern der Zug in die Reckholdern. Es war ein kriegerisch begangenes Kinderfest, von dem man glaubte, es stamme aus der Heidenzeit her, war aber auf den Herbst verlegt. Das Knabenvolk sammt Lehrerschaft und Stadtrath zog alsdann mit Trommel- und Pfeifenschall auf den benachbarten Limperg, der sich uns in der Neuzeit durch die daselbst entdeckten Opfergeräthe und Götzenbilder als ein geweihter Berg ausgewiesen hat. Ein Jeder hatte dorten dann eine Bürde Wachholdergesträuch zu hauen und heim zu tragen, es sollte das Jahr über als einfachstes Räucherwerk in den Häusern dienen. Zum Schlusse begann auf der Neuwiese ein Klettern und Wettrennen und alle wurden hernach mit Milch gelabt, später mit Mutschenwecklein beschenkt. Als daselbst die reformirte Orthodoxie gleichfalls ihre Herrschaft begann, erschien i. J. 1589 die Verordnung, daß die Kinder „nicht nach altem Brüch mit Trummen und Pfyfen, sondern gut schulmeisterisch mit Psalmenbüchlinen und christlichem Lobgesang" in die Reckholderen zu ziehen hätten. Als Ersatz er-

hielten sie bei ihrer Heimkunft nicht mehr Brod oder Milch ausgetheilt, sondern Federn und Papier. Troll, Gesch. von Winterth. 2, 63 ff.

So gieng es auch noch anderwärts. Im würtembergischen Kocher waren eigene Stiftungen vorhanden gewesen, aus denen man in verschiedenen Dörfern die Kosten des Maientages bestritt, und die Jugend zog da gleichfalls in den Wald, hieb Birkenreiser und schmückte sie mit jenen Preistüchern, die man bei dem gleichzeitig abgehaltenen Wettlauf gewann und unter Trompetenschall austheilte. Allein auch hier griff der Pedantismus der nachmaligen Zwangsgeister ein; Kinder mußten späterhin vor der Obrigkeit Gebetlein, die Schulknaben ihre Lateinsprüche aufsagen, und die Ehrengaben sanken gleichfalls auf Schreibpapier herab. Aehnlich geschah es in Tübingen; da bestand zuletzt alle Festfreude noch darin, daß die Stadtmetzger etwa ihre Gäule hergaben und die Jungen auf der Stadtwiese abwechselnd herum reiten ließen. Bibra, Journ. v. u. f. Deutschl. 1784. pag. 186. Gerade auf dieselbe Art wird jetzt noch die Kinderzech zu Dinkelsbühl in Bayern begangen. Am Ende des vorigen Jahrhunderts lassen sich in unserer Nachbarschaft noch folgende Ueberreste der alten Maifahrt erkennen. In Ravensburg galt das Tuthenfest, in Hall das Ruthenführen, in Frankfurt am Main das Stabenführen, in Ulm der Berg. Jedes Kind bekam da sein neues Geruste (Anzug), welches Bergkleid hieß, und besonders geputzte Mädchen nennt man dorten noch halbscherzend Berg-Engelchen. Man zog auf die nächsten Waldhöhen und tanzte. Als dies abkam, führte der Schulmeister seine Kinder erst in die Kirche und dann in's Schießhaus. Chronik für die Jugend, Augsburg 1787. Jahrg. 3, pag. 572.

In den bayrischen Donaustädten hieß unser Ruthenzug das Virgatum-gehen, ein Schullatinismus für die in der Stadt Brugg übliche Benennung Ruthenzug. Nach Gemeiner's Regensburger Chronik läßt sich dasselbe seit dem J. 1426 nachweisen. Auch hier hatten die üblichen Laub-Einkleidungen sammt dem Heimmarsche unter dem Schwingen frischer Laubzweige früher nicht gefehlt, allein i. J. 1559 wurde auch zu Regensburg den Schulhaltern geboten, fernerhin ihre Kinder nicht mehr in das Prüelerholz Virgatum zu führen, sondern in den Schießgraben, dorten Mädel und Knaben von einander abzusondern, nicht Trommel, Lauten, Pfeifen und Saiten-Instrument zu gebrauchen, und statt des Tanzes lieber ein Aufmerken zu haben, daß die Schulkinder züchtig seien. Berühmt war auch das Kirschenfest zu Naumburg, wel-

ches zwar heute noch besteht, aber zu einem gewöhnlichen Vogelschießen zusammengeschrumpft ist. Es hat dasselbe, wie alle die hier voraus gemeldeten Feste, ungewiß über seinen wirklichen Ursprung und seine frühere Bedeutung, versucht, sich an ein geschichtliches Ereigniß von neuerem Datum anzuknüpfen.

Die Hussiten unter Procop sollten i. J. 1432 Naumburg, statt es zu zerstören, begnadigt haben; denn da der Viertelsmeister, welcher Wolf und Hase zugleich genannt wird, 559 weinende und hungrige Kinder in's Feindes Lager hinausführte, da habe der grausame Procop ihnen durch seine böhmischen Musikanten zum Tanz aufspielen und Brod und Wein unter sie vertheilen lassen. Seit jener Zeit seien dann die Kinder jährlich am 28. Juli in einen Buchenwald zu den selbstgebauten Laubhütten hinaus gezogen und hatten das Recht, da alles Obst abzupflücken, das sich auf zwei Tagwerken vorfand. Abends kamen sie grüne Zweige schwingend, unter Kriegsmusik heim und wiederholten im Marsche ihr Losungswort: Victoria Hussiata! Journ. v. u. f. Deutschl. 1790. 1, 366. Einen gleichen Zug machten die Knaben im hessischen Marburg jährlich im Frühling und im Herbst. In völliger Rüstung unter eigenen Führern und Fahnen, mit Trommeln und Pfeifen gieng's in den Wald zum Maien hauen, um damit ihre Schulstuben zu heizen. ibid. 1788. 1, 340.

In Speier sang die Jugend am sogenannten Stabtage bei einem bewaffneten Umzuge:

Tra — ri — ro, — der Sommer der ist do!
Der Winter liegt gefangen, den schlagen wir mit Stangen.
Wir wollen hinter die Hecken, wollen den Sommer wecken.

Das westfälische Kinderlied, das noch immer beim Sommer-Empfange gesungen wird, zeigt die gleichen Beziehungen auf den mit Speeren aus dem Lande gestoßenen Winter:

Hiärmen, sla diärmen,
sla pipen, sla trummen!
de kaiser well kuemen,
met stangen un prangen,
well Hiärmen ophangen.

Wöste, westfäl. Volksüberlief. 1848. pag. 34.

Die Reimsprüche der Kinderwelt, an solchen Festtagen, sind in ihrem Texte gewöhnlich verdunkelt und unklar, so kommt es, daß man schon lange solche Reime durch die fremdartigsten geschichtlichen Begebenheiten zu erklären gesucht hat. Den westfälischen Frühlingsruf: Hiärmen, sla lärmen (diärmen) — hat man auf Arminius gedeutet und sogar einen Varus mit in diesen Kinderreim hineingeschoben.

Dieses Hiärmen gilt aber sonst und jetzt durchaus interjectionell. Im Kriege zwischen dem Mai und August (Liederb. der Hätzlerin, pag. 249a) ruft der Mai dem prahlerischen August zu: Sieh, welcher Hermann! d. h. ei potz tausend, schaut mir diesen Prahler, den Raufbold.

Das Huss-ûs (Herausrufen), das die Kinder beim Naumburger Kirschenfeste rufen, hat man in ein Victoria Hussiata! verwandelt; das Victoriarufen, womit man in Oberdeutschland den Winter verjagt, hat Brentano ein Siegesgeschrei gegen die Schweden genannt, und im Wunderhorn 3, 127 läßt er diesen Frühlingsspruch sogar als „Schweizerisches Kriegsgebet" abdrucken.

Bis zu diesem Punkte der Erzählung kam es darauf an, diejenigen Waffenübungen der Jugend nachzuweisen, welche in früheren Jahrhunderten als Maifeier und Herbstlust üblich gewesen sind und Stellvertreter waren einer noch früheren religiösen Feier, an der die ganze Bevölkerung in ihrem schönsten Waffenschmucke sich betheiligt hatte. Dieses sollte hier an den so zufällig sich ergebenden Einzelzügen aus Chroniken und Provinzialgeschichten gezeigt werden. Um diesem Gegenstande seine Deutlichkeit zu verschaffen, blieb jeder andere Festbrauch, wenn auch ganz nahe mit dem Geschilderten verwandt, hier einstweilen ausgeschlossen. So z. B. das Todaustragen, der Fritschiumzug, der Stabtag, den Alten Mann begraben, den Strohmann verbrennen, den Sommer tragen, die Mittfasten, der Pfingstlümmel, die Wildmänner fangen, das Räuberbande spielen u. s. w. Sehr viele dieser Bräuche leben jetzt noch, obschon sie meistentheils dem Gedächtnisse der Kinderwelt allein anvertraut und also jeglicher willkührlichen Verunstaltung ausgesetzt sind. Dasjenige, was sie Uebereinstimmendes mit dem bewaffneten Maienfeste haben, besteht kurz in Folgendem: Die Knaben tragen lange frischgeglättete Stäbe geschultert einher, die von Bändern flattern, dazu oft hölzerne Säbel und papierene Soldatenmützen. Häufig ziehen zwei Vermummte in ihrer Schaar mit: der Winter, der von Fuß bis zu Kopf in Stroh steckt, und der Sommer in Epheu gekleidet und eine hohe Laub-

krone auf dem Haupte. Vor jedem Hause, wo sie Gaben zu erwarten haben, ertönt der Reim:

„Stab aus, Stab aus! Schlagt dem Winter die Augen raus!"

Am Bürgermeistershause oder an der Kantorei erhalten sie zuweilen noch Semmeln oder Pfennige ausgetheilt; an Bürgerhäusern verlangen sie Brezen. Das gewonnene Brod wird an die Stäbe gehangen oder gespießt. Auch im Herbste wiederholen sich diese Knabenumzüge. Alle Kinder Zofingens z. B. hielten bis in die zwanziger Jahre herein vereint mit den städtischen Magistratsräthen und Weibeln am St. Othmarsabend jährlich einen Nachtumzug, jedes mit einem Lichtchen in einer ausgehöhlten weißen Rübe. An allen Straßenecken wurde ein altes sich gleichbleibendes Losungswort durch die Obrigkeit hergesagt, in das der Kinderhaufe mit dem Rufe einfiel: Salat, Salat! Hierauf lief jedes in die Amtsschaffnerei und holte sich für seine Theilnahme am Zuge ein eigens gebacknes Mutschenwecklein. Dies nannte man die Feier der Zofinger Mordnacht. Aargau. Sag. 2, no. 505.

Diese Bräuche zeigen ebenso wie das geschilderte Maifest selber, daß die drei Haupttheile des germanischen Jahres mit großen Opferschmäusen gefeiert zu werden pflegten. So spricht Thietmar von Merseburg l. 8. c. 4. von jenem Monate, der bei den Heiden durch Darbringung von Sühnopfern und Geschenken gefeiert wird und von dem Höllengotte Pluto, der auch Februus heiße, seinen Namen empfangen habe. Zum Beweise, wie der ursprüngliche Hauptzweck des Festes mit unscheinbaren Nebendingen vereinigt worden ist und dann nur in der Gestalt dieser letzteren die Neuzeit erreicht hat, dienen alle vorausgegebenen Meldungen von Festtagen, an denen die Kinder auf öffentliche Kosten nach altem Herkommen abgespeist werden, oder wo ihnen ein offen getriebener Bettel um Brod und Eier wenigstens polizeilich noch nicht untersagt ist. Zwei weit aus einander liegende Thatsachen sollen hier zum Schlusse dies noch mehr verdeutlichen. Bei Gelegenheit jenes von Sebast. Münster erzählten Jugendfestes, das die Stadt Feldkirch seit dem 15. Jahrh. abhielt, wird noch beigefügt, es sei den versammelten Kindern der Hirsbrei auf der Gasse in Futterrinnen und Trögen vorgesetzt worden, „wie man den Schafen Geleck macht." Wir stoßen uns etwa an dem Gröblichen dieses Sittenzuges, weil wir ihn nicht schnell genug nach der landwirthschaftlichen Anschauungsweise eines Sennenvolkes rückübersetzen; suchen

wir ihn daher wieder in der städtisch geglätteten Sitte unserer Gegenwart auf. Seit den zwanzig Jahren, daß Schreiber dieses dem Aarauer Jugendfeste herkömmlich beiwohnt, ist noch kaum eines begangen worden, an welchem die Knaben ihr Mittagsessen nicht selbst im Freien abgekocht hätten. Stets werden ihnen dazu eigene Herde auf der Wiese des Exercierplatzes gebaut, und die zu Köchen bestimmten Jungen haben an diesem Tage regelmäßig für mehrere hundert Mäuler noch immer gut gesotten und gebraten. Noch mehr. Im Jahre 1842 rückten sämmtliche Kadetten aller Schulen des Kantons Aargau nach der Stadt Brugg zu einem dreitägigen Manöver; es waren ihrer 700. Sie schlugen eine Viertelstunde von der Stadt entfernt Lager, feldmäßig wurde die Küche aus Rasen aufgebaut, sonstige Restaurationen und Wirthschaften in der Nähe waren polizeilich ferne gehalten, und die kleinen Kadettenköche mit weißen Schürzen und Mützen kochten hier, freilich unter der Autorität eines Oberkochs, in ihren Feldkesseln für eine Masse von 700 mehr als hungriger Kameraden, die alsbald darauf so lebhaft manövriren sollten, daß die Obrigkeit im Voraus schon einen Centner Pulver dazu hergeschenkt hatte. Vgl. das Jugendfest in Brugg. Aarau bei Christen 1842, pag. 9.

Das ist ursprünglich der Mai-schmaus und die Vertheilung der Opferspeisen an Alle. Beides beruht auf dem Glauben, daß die Alles segnenden Götter von dem dankbaren Menschen nicht besser als durch Milde und Freigebigkeit gegen seines Gleichen geehrt werden. Darum aß jeder Feldkircher Festknabe einst seinen Musterungs-Hirse aus Trögen unter freiem Himmel; darum kocht der Aarauer Knabe auf dem Felde, wenn es auch nur einen Büchsenschuß vom Vaterhause entfernt liegt, und in Soldatenkesseln für Alle, die sein Jugendfest mitbegehen. Hätten wir jetzt noch die Hirsche lebend und gehegt in unseren Stadtgraben, welche nun an einem Ueberreste der Stadtmauern nur noch abgemalt zu sehen sind, so wäre auch noch manche Sage deutlicher, die von festlicher Fleischvertheilung und in solchem Umfange vorgenommen erzählt, daß wir Alles zusammen für ein bloßes Märchen halten.

Im J. 1509 ließ ein Ehrsamer Rath zu St. Gallen mit Bretteren tischen vom Rathhauß biß an die Brodtlauben vnd einen Hirsch im Spital kochen, vnd führt man zu diesem Mahl alle Knaben in der Stadt, was vnder 14 Jahren gewesen; man ließ auch essen alle schwanger Frauwen, so gelustet. Befand sich ob tausend Knaben, die all sind

uffg'schrieben worden. Diß war der Anfang deß Freüdentags, so hernach jährlichen den Schulkindern erlaubt ward. Wild, Chronica. St. Gallen, 1849. pag. 96. Im Frickthale ist hier und da noch das sogenannte Gregörlen übrig, ein Kinderbrauch, für den am bestimmten Tage sich eigne Knabengesellschaften bilden. Da hat ein jedes Mitglied etwas von Eßwaaren aus seinem Hause mitzubringen; dann zieht man zu Spiel und Tanz hinaus auf eine Wiese und verzehrt das bunte Essen in Compagnie. So war's noch vor etlichen Jahren üblich in der Stadt Rheinfelden.

Das größte aller Kadettenfeste ist dasjenige, welches von den Mittel- und den Kantonsschulen der Ostschweiz am 3. September 1856 zu Zürich abgehalten worden ist. Aargau allein hatte zwölf Korps dazu gesendet. Am 1. September hielten sie ihren Einmarsch in Zürich. Nach ihnen erschienen die Knaben aus dem Thurgau und St. Gallen, zum Theil schmuck equipirt, dann Appenzell, ein gedrungener Mittelschlag, zu Schiff kamen die Kadetten von Luzern mit einer hübschen Musik, eine bunte Schaar aus Tessin, der man die fünftägige Bergreise ansah, dann erschienen die Hellblauen aus Graubünden, ein Häuflein aus Glarus, dazu vereinzelte Korps von Wald, Horgen und Wädenschwil. Die Zürcher Knaben gaben jeder ankommenden Truppe das Ehrengeleite, ihre Artillerie that eilf Begrüßungsschüsse. Ein rührend schöner Anblick, als alle diese Knabenschaaren heranzogen mit bestaubten Tornistern, flatternden Fahnen, rasselnden Trommeln. Auf dem Kasernenplatze übergaben sie ihre Fahnen, der eidgenössische Oberst Eduard Ziegler ertheilte ihnen den Tagsbefehl. Er, als mit dem Oberkommando ihrer militairischen Uebungen Beauftragter, hieß sie willkommen, setzte ihnen kurz die dienstlichen Verhältnisse auseinander, verpflichtete sie zu unbedingtem Gehorsam und rief die einzelnen Haufen bei ihrem kantonalen Ehrgefühl auf. „Betrachten wir," sagte er ihnen, „dies Kadettenfest nicht wie ein gewöhnliches Jugendfest; es liegt etwas Tieferes darin, die angehende Wehrkraft. Kein Kinderspiel ist es, wenn man es vermeidet, die militairischen Uebungen der Jugend in ein solches ausarten zu lassen. Die Vorsehung beschütze meine kleine Kriegerschaar!" Hierauf erhielten die Angekommenen ihre Karten und begaben sich in ihre Quartiere. Aber der Zapfenstreich lockte Alles wieder aus den Häusern: 124 Tamboure und ungezählte Trompeter wirbelten und bliesen ihn großartig nach fünferlei Richtungen der Stadt. Am nächsten Morgen

verkündeten 22 Kanonenschüsse die Tagwache. Im schönsten Waffenschmucke und unter klingendem Spiel sammelten sich die Kadetten auf dem Kasernenplatze, empfiengen ihre Fahnen und marschirten zur Eröffnungsfeier auf den Turnplatz vor die Kantonsschule. Es waren ihrer dreitausend einhundert Knaben und Jünglinge, die da zusammen das Rufst du, mein Vaterland! anstimmten. Alle Behörden waren auf der Plattform des Schulgebäudes versammelt, dazu die betheiligten Instructions- und Miliz-Offiziere, die Schulräthe und Stadträthe aller Gemeinden, deren Knabencontingent hier stand. Das große Kirchengeläute vom Großmünster brandete durch die Luft. Diacon Fries hielt die Festrede über die vor Gott geltende Vaterlandsliebe. „Wir wollen euch unser Vaterland recht lieb machen, eure Liebe zum Vaterlande recht stark machen, daher der Jubel und Händedruck, der euch überall aufnimmt, daher der einstimmige Volksruf, der euch hierher geladen. Jetzt zwar könnt ihr dem Vaterland selber noch nichts leisten; aber wenn ihr jetzt nicht in dieser Liebe aufwachset, so werdet ihr auch nicht in ihr Männer sein und auch nicht in ihr arbeiten und einst sterben können. Was ihr jetzt thut, dies steht bereits im Dienste unseres Gemeinwesens, dies ist schon ein Pulsschlag dieses Gesammtlebens, schon ein Werden der Zukunft, das erweitert euch und, wenn ihr dadurch veredelt werdet, auch das Land. Ist in euern Liedern Wahres, in euerem Waffenspiel Ernstes, so muß sich euer Jugendmuth in Gelübden für die Zukunft aussprechen, um des Vaterlandes Vertrauen einst zu belohnen, seine Wohlfahrt zu fördern, seine Künste zu pflegen, seine Sitten und Rechte auszubilden, seinen Handel und Wandel zu beleben, seine Eintracht zu erhalten, seine Freiheit mit den Waffen zu schützen. In der ewigen Kraft und Macht Gottes ist auch für den Knaben das Vaterland der tiefste Quell der Kraft." Auf solche Worte erklang der von Gottfried Keller gedichtete Waffensegen.

Vaterland, um deinen Segen
Flehn wir, die wir vor dich legen
Unsrer Erstlingswaffen helle Reihn,
Dir sie ernst und treu zu weihn.

Laßt uns mit gestähltem Herzen
Unsre Tage nicht verscherzen!

Daß in ferner Jahre Ehrenschein
Selbst wir dürfen Ahnen sein.

Loos, das uns ist überkommen,
Ja, wir haben's übernommen!
Künd' es Allen, froher Weihgesang!
Zeug' es, junger Waffenklang!

Hierauf wurde in Parademarsch abgezogen und es begann das Defiliren vor dem Rathhaus. Hier bereits brach der Regen los, der nun den ganzen Tag über nicht mehr nachließ. Dies schon war eine nicht leichte Prüfung für die ganze Mannschaft; sie bestand sie gut und ließ keinen Laut des Mißmuths vernehmen. Als man einen der Kleinsten fragte, ob er beim Defiliren nicht müde geworden, erwiederte er: Wo so viele Leute auf einen geschaut haben, war keine Zeit, daran zu denken. So wurde zum Bahnhof hinausgezogen. Drei lange, doppelt bespannte Züge brachten sie nun nach Winterthur. Hier waren die Abeschulen der umliegenden Dörfer in Reih und Glied eingerückt, um die Kadetten zu sehen. Alle Häuser und Straßen waren mit Laubbogen, mit Flaggen und Fahnen reich geschmückt, die Gastfreundschaft war großartig, einzelne Bürger nahmen ganze Korps mit sich nach Hause, so daß diese mit klingendem Spiel zusammen ein Quartier bezogen. Auch der Humor durfte sich einmischen; ein Kaufmann mußte als geborner Basler die diesen Städtern nachgesagte Trommlervorliebe entgelten, und erhielt 40 Tamboure ins Quartier. Als der Parademarsch durch die Stadt gieng, war der Zug so groß, daß ihn in seiner ganzen Länge der Ort nicht aufnehmen konnte, der Kopf der Kolonne konnte in den eignen Schwanz beißen. Kaum war das Völklein vom Regen wieder etwas trocken und erwärmt, so gieng's zur Kirche, wo Freund Kirchner ein Orgelconcert spielte und die Knaben ihre Lieder sangen. Die Tessiner hatten einen feurigen Festgruß mitgebracht und sangen ihn in ihrer Muttersprache. Die Manöver waren durch die Nässe des Bodens unmöglich geworden; so schieden die Gäste gegen Abend wieder und jubelten noch aus den Wagen den versammelten Bürgern ihren Dank zu.

Da es am folgenden Tage fortregnete, so wurde das Fest um einen Tag verlängert und die Nachricht hiervon zur Beruhigung der entfernten Familien in alle Gegenden der Schweiz telegraphirt. Jetzt war Zeit zur Besichtigung der Stadt. Alle öffentlichen Gebäude, die Kirchen,

Bibliotheken, Waffensäle, die zoologischen, geologischen und physikalischen Kabinette waren eröffnet, allenthalben standen hier die Directoren, Lehrer und Abwarte auf ihrem Posten, um der Jugend jeden wünschbaren Aufschluß zu ertheilen. Man rückte gegen Mittag auf die Wollishofer Almende zum Exercieren. Die Einwohner der Gemeine Enge, über den unerwarteten Besuch doppelt erfreut, hatten sofort ihre Häuser mit Teppichen 2c. geschmückt, an einem Orte schauten sogar stahlgeharnischte Ritterfiguren mit ernstem Wohlwollen auf die Enkel herunter. Ein Bataillon ums andere debouchirte auf die Almend und rückte in seine Stellung ein, in kurzer Zeit stand die Armee in zwei Treffen und zwei Brigaden gebildet da und führte unter dem Kommando ihres Obersten einige Brigademanöver aus. Unter einem starken Platzregen wurde defilirt.

Nach einer kurzen Rast gieng's zum Festessen in die Festhalle, 180 Tischgesellschaften zu je 20 Mann. Ein prächtiger Regenbogen wölbte sich über ihnen, als sie dahin zogen, und erfüllte Alles mit Hoffnung auf morgen. Das Zeughaus war in einen Speisesaal umgeschaffen, die langen Wände mit Kriegstrophäen geschmückt, die Fenster mit Epheu eingefaßt. In jedem Flügel der großen hufeisenförmigen Halle spielte die Feldmusik. Als Wein und Speise anfieng die tausendfachen Stimmen noch schwärmender und schmetternder zu machen, ließ der Oberst die Retraite schlagen, mitten in ihrer Freudenlust räumten sie gehorsam den Saal und verfügten sich heim in ihre Quartiere.

Am 4. September blies ein kühler Biswind und hielt den Himmel rein; das Wetter konnte nicht günstiger sein zu dem großen Feldmanöver, das nun begann. Nach doppeltem Frühstück zogen die Kadetten in zwei Korps aus den Thoren nach Oerlikon und Schwamendingen; zuerst das Ostkorps, welches die Offensive hatte und das österreichische Heer darstellte; ihr Oberkommandant war der eidgenössische Oberst Ott. Bald darauf marschirte das Westkorps nach Unterstraß; es bildete die Defensive, befehligt von Oberstlieutenant Escher, und stellte die französische Armee dar. Aufgabe des Manövers war die Darstellung der Schlacht, welche 1799 in dieser gleichen Gegend Erzherzog Karl mit 60,000 Mann Oesterreicher den Franzosen unter Massena und Oudinot geliefert hatte.

Das offensive Ostkorps nimmt daher die Stellung ein, welche jenes Tages um Mittag die österreichischen Reserven inne hatten, es

schlägt eine Brücke über die Glatt, passirt diese und die Aubrücke, rückt 10 Halbbataillone und zwei und eine halbe Batterie stark, zusammen 10 Geschütze, bis auf die Höhen von Oerlikon vor und stellt dadurch die Verbindung zwischen dem vierten und fünften Korps wieder her. Das Westkorps, acht Halbbataillone stark, mit acht Geschützen, bemüht sich das Schlagen einer Brücke über die Glatt zu verhindern und zieht sich dann in den Schutz seiner auf dem Zürichberg stehenden Reserven zurück. Durch deren vortheilhafte Stellung ist das Vorrücken der Offensive gehemmt und sie genöthigt, das Gefecht abzubrechen. — Infanterie und Kavallerie der Milizen bewachte das Manövrirfeld. Die Gegner durften sich höchstens auf 200 Schritte nahe kommen, die Artillerie war auf noch größere Distanzen verwiesen; Gefangene durften nicht gemacht, Dorfgefechte mußten vermieden, Gebäude und Einzäunungen durften nicht betreten werden. Die Kadetten auf der Defensive trugen als Unterscheidungszeichen grüne Zweige. Militairärzte und Feldambulanceen waren zudem auf dem Platze, Büchsenschmiede folgten zum Ausbohren falschgeladener Patronen. So lief denn diese „Schlacht bei Zürich" ohne einen Todten und ohne einen Verwundeten ab.

Mit pulvergeschwärztem Gesicht zogen Sieger und Besiegte heim. Hier wurde die nicht aufgebrauchte Munition abgeliefert, es wurden die Fahnen abgegeben und die Leute zur Ablegung der Waffen in die Quartiere entlassen.

Um sieben Uhr begann das Festessen, um 9 Uhr das Feuerwerk. Dasselbe war auf das militairische Publikum berechnet; dargestellt wurde unter Anderem eine belagerte Stadt, die den Sturm glücklich abschlägt und dann illuminirt. Miliz- und Polizeiwachen hielten den Platz frei; nach dem Feuerwerk begann sofort der unausgesetzte Abzug aller Kadetten zu vier und vier nach dem Kasernenplatze, wo man sie verabschiedete, um sie nun ihr letztes Lager in Zürich suchen zu lassen.

Morgens am 5. September empfiengen sie, zur Schlußfeier aufgestellt, ihre Fahnen zurück. Das Abschiedswort des Oberkommandanten rieth ihnen, im Stillen Gott zu danken, daß Alles gut gegangen sei und die Eltern ihre Kinder wieder finden, er belobte ihre Disciplin und wünschte ihnen eine glückliche Heimkehr. In das dreimalige Hoch auf das Vaterland stimmten alle Anwesenden mit ein. Wie das Fest begonnen, so schloß es mit dem Gesange „Rufst du, mein Vater-

land!" Nach allen Richtungen, auf Eisenbahnen und Dampfbooten zog die Jugend ihrer Heimath zu, Gottfried Keller's Gedicht singend:

Es eilt vom Berg der Schweizerknab,
Er wandert aus den Thoren,
Er fährt den See und Strom herab,
Was hat er wohl verloren?
Heiho, Heiho! er sucht geschwind
Und findet seine Brüder,
Bis hundert und bis tausend sind
Und abertausend wieder.
Wie schön der feste Trommelklang
Von Knabenhand zu hören,
Das Brachfeld und den Wald entlang
Knallt es aus tausend Röhren.
Der Eidgenossenoberst schlägt
Zufrieden an den Degen,
Er ruft von frohem Muth bewegt:
Die Saat, die steht im Segen.

No. 98.

Das Gregorius-Kinderfest.

Die St. Galler Casus (Pertz 2, 91) erzählen, wie ungefähr ums Jahr 917 der Konstanzer Bischof Salomo am Tage der Unschuldigen Kindlein ins Kloster zu St. Gallen kam und sich von den Schülern zum Scherze dieses Festtages zum Knabenbischof erwählen ließ. Jeder der Knaben mußte sich nun bei ihm mit Sprüchlein und Lateinverschen von der Ruthe auslösen. Da fiengen die Jüngsten an, lateinische Sätzchen herzusagen, die älteren sprachen Reimverse, die größten richtiggemessene Gedichte. Ein paar solcher Hexameter mit Leoninischem Reim sind mit aufgezeichnet worden und auf uns gekommen. Salomo umarmte und küßte sie und gewährte ihnen zu den drei Vacanztagen einen Trunk und dreierlei Speise aus des Abtes Küche. Grimm, Latein. Ged. des X. Jahrh. Gegen dieses Kinderfest, den sogenannten episcopatum puerorum, erklärt sich die Kirche frühzeitig. Im concilio Salisburgensi

anno 1274 lautet die Verordnung no. 17 eben gegen diese ludos noxios mit dem ausdrücklichen Bemerken, daß kein Knabe über 16 Jahre alt sich dabei betreten lassen solle. Dies scharfe Verbot erklärt sich aus den groben Ausschweifungen, die damals beim Bischofsspiele vorgefallen waren. Es hatten, wie Gemeiner, Regensburger Chronik 1, 357 erzählt, die Klosterschüler in der Fasnacht 1249 sich als Kinder-Episcopat constituirt und zogen so, nach älterem Brauche bewaffnet, von Regensburg gegen die benachbarte Abtei Prüfningen, wo ihnen schon früherhin der Einzug durch Abt Wernher verwehrt gewesen war. Als sie abermals Widerstand fanden, erbrachen sie die Thore, mißhandelten das Gesinde und trieben das Vieh aus den Klosterställen fort. Des Bischofs Ansehen genügte nicht mehr, die Schuldigen zu strafen, so wandte sich der Abt klagend an den päpstlichen Stuhl, worauf obige Bulle erfolgte, die in mehreren Provinzial-Concilien nachmals erneuert worden. Gleichwohl fanden diese Verbote so wenig Beachtung, daß das Gregoriusfest allenthalben in deutschen und romanischen Landen erst von da an recht um sich griff und sich bis gegen Ende des vorigen Jahrhunderts als ein Schulfest behauptet hat, aus welchem manche einzelne Bräuche auf unsere jetzigen Schulfeste übergegangen sind. Man kann in Sebast. Franck's Weltbuch, 1534 nachlesen, in welcherlei Förmlichkeiten es die Reformationszeiten überdauert hatte. Das Koburger Jugendfest, das am dritten Pfingsttage begangen wird, heißt nach Büsching's Wöchentl. Nachricht. 3, 303 bis auf unsere Zeit Gregorius- und Bischofsfest. Die Tage der Feier schwankten zwischen 12. März, 1. April, Pfingsten und Weihnachten. Der Hergang ist kurz dieser. Aus den Schülern ward ein Bischof gewählt, zwei andere zu Diakonen; diese Drei erhalten den angemessenen Ornat, die andern schmücken und putzen sich gleichfalls heraus, und so zieht man unter Glockengeläute und geführt von der Lehrerschaft zum Hochamt in die Hauptkirche. Die drei Pseudogeistlichen nehmen hier drei Rangstühle ein, es folgt eine pfarramtliche Predigt und hierauf hält der Knabenbischof die seinige. Daraus gestaltete sich frühzeitig das sogenannte Oratorium der Schulkinder. Blainville in seinem Reisewerke 4, p. 416 erzählt, wie er zu Bologna und zu Marseille solchen kirchlichen Redeübungen beigewohnt habe; in dem einen Falle war der predigende Knabe ungefähr sechs Jahre alt, im andern gar nur vier und konnte kaum erst deutlich sprechen. Nach diesen Kanzelvorträgen hielt die Knabenschaar einen Umzug durch die

Stadt. Der Bischof dabei, der auf einem Schimmel ritt, trug gewöhnlich statt des Krummstabes eine große Breze an der Stange, und wo er anhielt, da sammelte man eine Steuer in den Häusern. An Narrenpossen fehlte es dabei in und außer der Kirche nicht. Brentano im Wunderhorn 3, 256 hat den ganzen Aufzug in Reimen beschrieben, und meint, „das dem Bischof vorgetragene Brezel habe Pretiolum, ein Preislein für die fleißigen Kinder" bedeuten sollen.

Es ist augenfällig, daß die Redeübungen, welche die schweizerischen Schulkadetten an ihrem Jugendfeste in der Kirche zu dritt abzuhalten haben, aus diesen Gregoriuspredigten herstammen. Daß dann die Frickthaler Kinder ihre gesellschaftliche Zusammenkunft im Freien, wobei sie die mitgebrachten Eßwaaren vertheilen und verspeisen, das Gregörlen heißen, ist bereits in der Abtheilung Kadettenfeste erwähnt.

In der Stadt Zug wurde ehemals das Fest des Schülerbischofs am 6. December, am St. Nicolaustag gefeiert. Das Schweizer-Museum vom J. 1796, 300 giebt eine Beschreibung davon. Ein Schüler im Bischofsornat, sein Kaplan und sein Hofnarr durchzogen die Straßen, hinter ihnen her die übrigen Schüler, sämmtlich verkleidet als zum bischöflichen Hausstaat gehörende Offiziere. Dann folgte die Leibwache mit Trommeln und Fahnen. Während der Bischof feierlich den Segen ertheilte, gab diese Muskètensalven. Nach dem Hochamte begann ein pompöses Gastmahl. Zugleich war in der Stadt Jahrmarkt. Dabei hatte der bischöfliche Narr das Vorrecht, in alle Krambuden laufen und sich ein Geschenk erbitten zu dürfen; und das Erbetene ihm wirklich zu geben, wurde als eine unerläßliche Schuldigkeit angesehen.

No. 99.

Das Wettrennen.

Das Huldigungsfest der Entlebucher wurde alljährlich am Ostermontag auf der Wiese zu Schüpfen begangen. Das ganze Land erschien dabei im Waffenschmucke, die Kriegsfahne wehte, der Bundesschwur wurde erneuert. Dann erfolgte eine Heerschau, die regelmäßig mit einem Wettlauf der Mädchen schloß. Die beste Rennerin erhielt vom Landvogt zum Preis einen Rock in der Landesfarbe. Die französische Revo-

lution machte diesem Brauch, so wie auch dem Harnischlaufen in der Stadt Luzern ein Ende, welches eine ähnliche Waffenschau unter Betheiligung aller Volksklassen und mit reichlichen Schmausereien war.

Wenn die Stadt Brugg alljährlich ihren Ruthenzug abhält, ein Kinderfest, dessen Bestehen im Anfange des 16. Jahrh. nachweislich ist, so werden dabei auch jetzt noch immer zwei alterthümliche Bräuche mit beobachtet, erstens das Austheilen von Brödchen an die ganze Schuljugend, und zweitens das am Nachmittage übliche Wettrennen der Knaben.

Auch das Jugendfest zu Baden bestand noch vor nicht langer Zeit in Wettlauf und Klettern. Die zuerst das Ziel erreichten, erhielten neugeprägte kleine Münzen; diejenigen, welche eine dreißig Fuß hohe Tanne erstiegen, durften sich ein Stück aus dem droben hängenden Gabenkranze herunter holen.

Dieses Wettrennen, das sonst dem einzuholenden Frühlinge gegolten hat, ist bald auf das Osterfest übertragen worden und hat sich mit diesem auf die Neuzeit fortvererbt. Osterwettläufe hält die englische Schuljugend ab und zwar unter dem Vorsitze von Lordmayor und Alderman der einzelnen Stadt. Kuhn, Nordd. Sag. Anmerk. p. 516. Im Aargau gilt um dieselbe Zeit das Eierlesen, das mit einem Wettrennen verbunden ist. Alles zusammen findet sich als eine großartige Institution bei den alten Römern: sie geloben einen Ver sacrum, und ihre zu dicht angewachsene Jugend wandert alsdann aus, ein neues Vaterland zu erobern.

Die Alpstubeten im Lande Appenzell, bei denen die ganze Bevölkerung in Tanz, Wettlauf und Ringen wetteiferte, „diese aus dem Heidenthum herstammenden Volksfeste, da sich das Volk, gleichwie in alten olympischen Spielen, im Laufen und Ringen übte" (Walser's Appenz. Chronik), sind schon seit den Reformationszeiten verkommen. Während einst auf der Alpe Sigk das Volk gerade sich dem alten Freudengenusse überließ, brach ein schreckliches Hagelwetter los und zerschlug die ganze Weide. Der Besitzer sah dies für eine Strafe Gottes an, und seitdem ist daselbst keine Alpstubete mehr geduldet worden. Ein obrigkeitliches Edict vom J. 1590 erklärt: „Es ist mengklichem noch unvergessen, wie uns der allmächtige Gott mit Hagel, Unwetter und großem Wasser hat gestraft von wegen unserem sündigen boshaften ruchen Leben, wenn die Stubeten und Wähden (Weidfeste) sind gsyn." Es verbietet daher dieselben für den sie Abhaltenden bei 10 Schilling und für den Besuchen-

den bei 3 Schilling Denie (ein Pfund Denie macht 1 Gulden). Nun soll noch das Zööchten im Brauche sein, ein Wettlauf, den die Aelpler in Schaaren einen Berg hinauf oder herab machen. Steinmüller, Alpenwirthsch. 2, 207. 191.

No. 100.

Zu Austagen.

Der erste März ist an vielen Orten Graubündens ein Tag, auf den sich die Jugend lange vorausfreut. Da zieht alles bis zum fünfzehnten Altersjahre durch die benachbarten Dorfschaften, behängt sich mit großen und kleinen Glocken, wie man sie bei der Alpfahrt den Kühen umhängt, und läutet so die nahe Ankunft des Frühlings im Thale ein. Vor jedem Hause wird Halt gemacht, worin man etwa freigebige Bewohner vermuthet, und das Verslein gesungen:

Calonda Mars, Calond' Avril:
Laschai las vaccas or d'uvil!

Der erste März und dann April:
Hinaus, was aus dem Stalle will!

Es wird ihnen Eier, Butter, Mehl ausgetheilt. Dieses Jugendfest heißt die Calonda Mars; es sind dies die alten Calendae Martii, die sich im romanischredenden Theile Bündens bis jetzt gefristet haben. Der römische Frühlingsbeginn fand am 1. März mit dem Umzuge der Salier statt, der Priester des Mars, und am letzten Tage dieser Umzüge, am 14. März, wurde der Mamurius umgetragen, eine mit dicken Häuten behangene Mannsfigur, auf deren Lederpanzer mit Stangen eingehauen und gestochen wurde. War so der Winter bildlich ausgetrieben, so begannen am 14. März die Wettrennen und Wettfahrten am Campus Martius. Im Bündnerdorfe Castasegna im Bergell an der Lombardischen Grenze feierte die Schuljugend 1839 das Märzfest, indem sie mit Trommel und Waldhorn militairisch aufzog; Alle jedoch trugen zugleich schwere Kuhschellen um den Hals. Ueber diesen sonderbaren Schmuck von ihrem neuen Dorfpfarrer befragt, gaben sie zur Antwort: Wir machen, daß das Gras wächst! Leonhardi, Rhätische Sitten. St. Gallen 1844. Das Aufwecken des Lenzes, „Langaswecken“, geschieht in Tirol am 22. Februar, als an Petri Stuhlfeier, man zieht glocken- und

schellenbehangen durch Dorf und Thal. Am 24. April geschieht daselbst in eben so lärmender und scherzhafter Art „das Grasausläuten" und den Knaben, die diesen Umzug veranstalten, wird Brod, Butter, Käse und etwas Geld verabreicht. Wolf, Ztschr. 2, 360. So oft das rhätische Gebirgsvolk ein Mißlingen der Ernte befürchtete, zog es in Waffen und Harnisch mit langen beschlagenen Stöcken durch die Dörfer und führte einen lärmenden Tanz dabei auf, den man den Stopfer hieß. Tschudi, Gallia comata, p. 294.

No. 101.

Das Züricher Sechseläuten.

Es wurde und wird noch alljährlich im März gefeiert. Am ersten Montag, der auf das Aequinoctium folgt, wird Abends sechs Uhr die Feierabendglocke zum Großen Münster wieder geläutet, zum Zeichen des wiedergekommenen Frühlings. Aus dem bei dieser Gelegenheit von der Züricher Musikgesellschaft im J. 1787 ausgegebenen Neujahrsblatt, das mit einem Kupferstiche und einem eignen Festliede „Nationalkinderlied" versehen ist, geht die Art und Weise hervor, in der dieser Tag ehedem begangen wurde. Man brachte einen Strohmann in Hosen, Wams und Schuhen mit bemaltem Gesichte herbei, dem man tüchtig Pulver in die Säcke gestopft hatte. Alles schleppte Holz, Stroh, Schwefel und Zunder zusammen, alle Kinderkanönchen, Terzerolen und Schlüsselbüchsen waren geladen zu Hand, und so wie „der Kahl" der Glocke sechse schlug, begann auf den Anhöhen um die Stadt, sowie an den Halden des Lindenhofes, eine zahlreiche Masse von Freudenfeuern aufzuflackern. Dann schoß man aus allen Kanonen und Gewehren, schmiß den pulverplatzenden Strohmann in die Flamme, tanzte ums Feuer und trieb so den Winter aus:

„Seht, der Winter, gebt nur Acht,
Hat schon Rechtsumkehrt gemacht,
Wird bald abmarschieren."

Schließlich gieng man auf die Zunftstuben, wo die Väter beim Schmause saßen, und ließ sich einen Teller Süßigkeiten, „den Kram", zum Nachhausetragen anvertrauen.

No. 102.

Maienhauen, Laubeinkleidung, Wasservogel.

Am Maitage galt sonst das Kinderfest Maienhauen, das jetzt noch als vereinzelter Gemeindebrauch und auf andere Tage verlegt theilweise in Dörfern vorkommt. Es ist in jenem aller Volkssitte feindlich gewesenen 17. Jahrhundert durch zahlreiche Verbote unterdrückt worden. Der Winterthurer Rath z. B. läßt 1659 durch den Großweibel in der Kirche verkünden, „daß bei hoher Strafe die jungen Knaben am Maitag weder Roth- noch Weißbändli In Mayen hauen sollen, als ein schädlich und unnütz Ding." Troll, Gesch. von Winterthur 3, 188. Im Frickthal ist auf einzelnen Dörfern noch üblich die Pfeisthutte (Pfingstkorb) zu flechten. Sobald die Wälder wieder grünen, bezeichnen sich die Schulknaben schon jene Waldplätze und Stauden, aus denen sich die Hutte am schönsten flechten lassen wird. Der Plan wird Allen im Dorfe verschwiegen, damit Andere mit gleichem Vorhaben ihnen nicht etwa zuvorkommen. Heimlich geht man dann am Festtage nach dem Mittagsessen auf verschiedenen Wegen in den Wald. Hier werden lange Laubzweige pyramidal um zwei Reifen zusammengeflochten, die in Mannshöhe parallel über einander gestellt sind, und von der Spitze herab muß ein großer Blumenstrauß nicken. Nun schlupft der zum Träger dieses Korbes voraus bestimmte Knabe darunter hinein; der Oberreif sitzt ihm auf der Schulter auf und erleichtert ihm die Tracht, der untere hilft die Waden decken; wo das Gesicht zu stehen kommt, macht er sich etwas Luft im Laube zum Athmen und Durchblicken; die ganze Gestalt erscheint so wie ein wandelnder rauschender Busch. Während des Rosenkranzgebetes am Abend um fünf Uhr erscheint diese Pfingsthutte plötzlich im Dorfe, voraus marschieren ihrer Drei, die auf dem Pfingsthorn blasen. Dies ist aus Weidenrinde cirkelförmig geschnitten, stückweise und getrichtert in einander geschoben und unten je durch einen Dorn aneinander geheftet. Das Rindenmundstück dazu heißt Hüppe. Damit werden die Leute an's Fenster gelockt. Sind Pfarrer und Wirth in guter Laune, so erhält der Umzug ein Glas Wein. Es ist ihnen aber weniger um diese Spende als um das Recht zu thun, ihre Pfingsthutte zum Schluß auf den Hauptbrunnen des Dorfes pflanzen und hier behaupten zu können. Denn gleich sind dann auch die Buben des obern oder untern

Dorfes bei der Hand, um die Hutte hier herabzunehmen, zu erobern und im Triumphe auf dem Brunnenstock ihres eignen Dorftheiles aufzupflanzen. Daß es dabei durchschnittlich zum Handgemenge kommt, bedarf keiner Versicherung. Derselbe Brauch gilt im Badischen und heißt Pfingsthüttel; im Elsaß Pfingstklötzel (Stöber, Alsatia 1851. pag. 146). In Bayern ist es der Pfingstlümmel, Pfingstquack und Wasservogel genannt. Panzer, Bayr. Sag. 1, 226—240. In Thüringen ist es der Laubbischof, nebst Maikönig und Maibraut; sowie der Wilde Mann, der in Moos gehüllt aus dem Walde geholt wird: Sommer, Thüring. Sag. pag. 180. In Preußen ist's der Pfingstkamm und Pfingstmaier, und der Laubkorb heißt da Rick und Kuderneſt. Kuhn, Nordd. Sag. p. 380 ff. In den Wendendörfern bei Salzwedel ist's die Bunte Kuh (die bekränzte), die beim ersten Austrieb die letzte in der Heerde ist. Kuhn, Märk. Sag. p. 316. Im Oldenburgischen Stedingerlande hieß es der Pfingstkopf, und der Ketzerrichter Konrad von Marburg beschwert sich in seiner an Papst Gregor IX. im J. 1232 gerichteten Klagschrift bitter über diesen heidnischen Unfug. Am Züricher-See war's das Schwanenreiten. Die badenden Knaben flochten die große Markbinse (juncus maximus) mit Stricken und Schnüren in eine Garbe mit aufgerichtetem Schwanenhals und Kopfe, dem sie einen Zaum in den Schnabel legten. Ein Theil der Knaben setzte sich alsdann darauf und führte ihn auf der Limmat bis zum Schützenplatz hinab. Andere schwammen hinterdrein, bald auf-, bald absitzend, jauchzend und frohlockend. Es erhielten die Ueberbringer des Schwanes einen Trunk. Escher, Beschreib. des Züricher Sees 1692, p. 150. Ein ganz ähnlich beschaffener „Wasservogel", ein Reiter mit langem Schwanenhalse, hat jetzt noch in der Oberpfalz alljährlich am Pfingstmontag ein Wasserturnier zu bestehen. Panzer, Bayr. Sag. 1, 259. In Augsburg sangen die den Wasservogel begleitenden Knaben, welche gleichfalls in Laub giengen und Birkenzweige trugen, ein Lied, welches Schmied, Schwäb. Wörtb. 519 abdruckt und welches er mit gutem Grunde dem bei Athenäus 8, 15 aufgezeichneten Liede vergleicht, das die griechischen Kinder zum Frühlingsempfange vor den Häusern absangen. Grimm, Myth. 560, sieht in solchen Bräuchen die Darstellung des Frühlings und Sommers, deren einer laubumhüllt aus dem Walde festlich abgeholt, und deren anderer gegen zu große Dürre und Regenmangel ins Wasser geworfen wird. Dies ist denn auch ein Grund, warum die Knaben verschiedener

Dorftheile darüber einen Kampf erheben, auf welchem unter den Brunnen des Dorfes die Pfingsthutte aufgepflanzt werden soll.

Die Züricher Metzgerzunft hatte seit der Mordnacht, in welcher ihre Tapferkeit besonders den Feind von der Stadt abwehrte, das Vorrecht, um Matthiä einen bewaffneten Umzug abzuhalten, welcher die Metzgerbraut hieß. Letztere, eine Strohpuppe, wurde dabei in den Brunnen gestürzt; aber alles Volk lief zugleich mit herum „mit narren vnd butzen, mit schällen, trincklen, kühschwäntzen vndt allerley wusts. ist deßhalben nüt anders dann ein Vnrein Faßnachtspiel", Bullinger, Chron. Tigurin. 1, lib. 8, cap. 2. In Basel bestand derselbe Umzug aus den Wappenthieren der städtischen Zünfte, aus dem Greifen, dem Wilden Mann und dem Leuen. Der Löwe aber mußte seinen Führer, sobald der Zug an dem Rebbrunnen angelangt war, jedesmal in denselben stürzen. „Und das alles gegen eine schnöde Belohnung von zehn Schillingen und einem Braten, den man ihm dreimal um den Brunnen herum nachträgt und endlich von dem noch warmen Bratspieße überreicht!" Spreng, der Mindern Stadt Basel Ursprung, 1756, p. 28. Das Mandat des Bayernherzogs Maximilian vom J. 1611 erklärt es als „eine alte böse Superstition, daß man der Heiligen Bildtnußen an ihrem Festtag auf der gassen mit trumbl und pfeiffen herumtrage, als S. Urban durch die Schaffler, S. Loy durch die Schmidt, und sie in das Wasser werfe, mit dem wahn und glauben, es müß nothwendig schön wetter darauf erfolgen." Panzer, Bayr. Sag. 2, p. 282.

Der Aarauer Bachfischet wird alljährlich im Hochsommer von den Stadtkindern gefeiert. Wenn der abgelassene Bach seine Wasser frischerdings wieder zur Stadt treibt, ziehen ihm die Buben, stets mit Trommeln und Pfeifen, rottenweise geschaart und lange beblätterte Gerten tragend entgegen. Zwei Knabenchöre rufen und beantworten sich dabei wechselweise einen Reimspruch, in welchem der noch immer lebendige Bach und ihr immer noch gesundes Bubenleben das Gleichniß ausmacht. Aargau. Sag. 1, no. 13.

No. 103.

Der Maienbrei in Selva.

Das Frühlingsfest im Puschlav besteht in einem Auszuge sämmtlicher Schulkinder nach Selva (Silva), einer schön gelegenen Berghöhe über den Waldungen, von der aus der größte Theil des Puschlaverthales überblickt wird. Auf dieser Höhe von Selva hatten sich die verfolgten Protestanten nach dem in der Bündner Reformationsgeschichte so schrecklichen Jahre 1623 angesiedelt, das Erdreich aufgebrochen und Getreide gebaut. Ein Bächlein trieb eine Mühle und eine Säge. Später kam eine Kapelle dazu, die jetzt noch steht, ihr kleiner Fond wird nun zu Schulzwecken verwendet. Das Glöcklein in dieser Kirche begrüßt die heraufgestiegenen Kinder, und diese in der Gesellschaft von Bauern und Sennen aus den benachbarten Maisensäßen, begeben sich nun ins Gotteshaus. Hier wechselt Predigt, Kirchenpsalm und Kinderlied mit einander ab. Hernach steigt man vom Kirchenhügel in einen kleinen Thalkessel zu einer Sauerquelle hinab. Hier öffnet ein Knabe ein eigenes Säckchen, das er heute mit aus dem Thale herauf zu tragen bekommen hat. Es ist mit schwarzem Heidemehl gefüllt. Man gießt statt Wasser süßen Milchrahm dazu, thut Rosinen drein und bereitet in einem großen Kessel den Lieblingsbrei der Puschlaver, die Polenta. Inzwischen schnitzen sich die Kinder in den Büschen hölzerne Gabeln. Tragen dann die Schulmeister den fertigen Brei auf, so singt man die Bruchstücke aus einem alten Liede:

Ed il pensar alla polenta in fior
Rinforzerà il coraggio ed il vigor.
O che piacer, che sento nel mio cuor,
O Selva, o polenta, o che stupor!

(Der Gedanke an die Rahmpolenta wird den Muth und die Kraft bestärken. O welche Freude in meinem Herzen, o Selva, o Polenta, o Entzücken!) Die Erwachsenen schmälern den Kindern ihren Brei nicht, suchen dagegen in andern Maiensäßhütten ebenfalls diese schwarze Nationalspeise auf. Nach der Hand beginnt Gesang und Spiel. Zum Schlusse hauen die Knaben im Walde eine schlanke Lärche. An ihrer Krone wird der leere Heidemehlsack aufgeknüpft, Sträuße von Alpenblumen umhüllen ihn. Nun stimmt man den Abschied von den Alpen

an: Addio alle Alpi, und zieht hinab ins Dorf, um vor dem Schulhause den Maienbaum aufzupflanzen. Leonhardi, Bündner Vierteljahrsschrift 1854, 42.

No. 104.

Der Blochtag

ist im St. Galler- und Appenzellerlande ein Jugendfest, welches am Montag nach dem sogenannten Funkasonntig gefeiert wird. Man nimmt ganze Sägeblöcke, ladet sie auf Schlitten, spannt sich zu Dutzenden selbst vor, mit Rollen und Schellen behangen, und zieht die Last unter Peitschengeknall und Gejohle zum nächsten Wirth oder Müller, um von dessen Freigebigkeit einen Ehrentrunk zu erhalten für den ihm überbrachten Block. Vgl. Tobler, Appenzeller Sprachsch. 59 a. Die St. Galler suchen die Entstehung ihres Festes in einer städtischen Aufruhrsgeschichte, in Folge deren im J. 1491 sechs Städtern auf dem Marktplatze das Haupt auf dem Blocke abgeschlagen wurde. Diesen Tag der Rebellion, 10. Hornung, der ein Donnerstag gewesen, habe man alsdann bei besserem Bedenken den Unsinnigen Donnerstag genannt und an demselben keine Rathssitzung gehalten. Den Straftag dagegen habe dann die Stadtjugend damit gefeiert, daß sie kleine Blöcke durch die Straßen zog und auf solche Weise ihren Abscheu vor Aufruhr schon von Kindheit an auszusprechen gelernt habe. So deutet dies M. Schuler, Sitt. u. Thät. der Eidgenoss. 1, 460 — setzt aber zugleich bei: „Noch nach drei Jahrhunderten ward die Erinnerung an diesen Rettungstag Abends in den Familien durch eine Mahlzeit gefeiert." Dies Alles ist nichts anderes als ein Fasnachtsbrauch, an welchem sich die Jugend zugleich betheiligen durfte. Im Elsaß. Mühlhausen hielten die Kinder um Fasnacht das Räusen ab, d. h. sie forderten Küchlein heraus aus jedem Hause, worin sie freundliche Leute vermutheten. Täuschten sie sich, so sangen sie ein Spottlied, in welchem gleichfalls mit dem herbeigeschleppten Holzblocke gedroht wird. (Mündlich) vgl. dazu Stöber, Elsaß. Volksb. 1847. no. 117. Um Duderstadt schleppt die Schuljugend große Holzscheite an Stricken zum Osterfeuer auf den Pfarrkirchenplatz und läuft, sobald das Scheit anbrennt, eilig damit nach Hause, um es hier das Jahr über gegen den Donnerkeil aufzuheben.

Wolf, Zeitschr. f. Mythologie 2, 107. Die Monatlichen Unterredungen, Leipzig 1690. p. 534 kennen unter den Landesbräuchen aus Krain gleichfalls einen Blochtag, wobei die ledigen Bursche einer jeden Jungfer, die schon über dreißig alt und noch mit Niemand verlobt ist, den Bloch vors Haus schleppen, nämlich eine beliebige Stuben- und Hausthüre, die ihr zum Angebinde überreicht werden soll. Zu demselben Zwecke ziehen die Bursche zu Nauders in Tirol an der Fasnacht den Bloch ins Dorf. Panzer, Bayr. Sag. 2, no. 451. Dies ist zusammen ein Nachklang der heidnischen Julfeuer, die einst überall, mit Bestimmtheit weiß man es, und bis nach Island gelodert haben. Grimm, Myth. 594. Wolf, Beitr. 1, 117. Heute noch brennt dieser Julblock festlich um Weihnachten in jedem englischen Kamin; es ist ein tüchtiger Wurzelblock, auf den sich ehedem die Familie der Reihe nach setzen mußte, ehe man das Jullied sang und Weihnachten antrank. Es sind dies noch die vereinzelten Spuren des Mittwinterfestes, einer der drei großen Opfer- und Gerichtsfristen, welche nach dem Jahreslauf vertheilt waren. Weinhold, Weihnachtsspiele, Gräz 1853. Es ist daher dieser Block, sonst schon das an Schmaus und Lustbarkeit gemahnende Zeichen, bei uns zum Wirthsschilde geworden. Allenthalben in Luzerner Dorfwirthshäusern hängt über der Hausthür und dem herkömmlichen Hausschilde ein in hundertfache Hobelspäne kunstvoll aufgekräuselter Eichenblock, in Größe und Rundung eines Wagenrades. Daher mag die bayrische Phrase kommen: während man von Peter Blöckel erzählt, findet man den abgerissenen Faden des Gespräches wieder. Schmeller, Wb. 1, 235. Denn jetzt noch ziehen sich oberbayrische Dörfer an bestimmten Festtagen, besonders an S. Leonhard gegenseitig gewaltige Sägblöcke an Stricken zu. Panzer Bayr. Sag. 2, 25. Selbst die bekannte Matze, mit welcher sonst die Walliser ihre politischen Proscriptionen durchzusetzen pflegten, beschreibt Sebast. Münster (Kosmographey, Basel 1567, p. 475, „als den wunderlich verwachsenen Wurzelstock eines Baumes;“ und wie sie diesen Block vor das Haus dessen schleppten, den sie aus dem Lande zu verbannen suchten, so halten jetzt noch 12 Jungfrauen zu Burg-Ebrach alljährlich am Aschermittwoch ein ähnliches Männergericht ab. Sie bekleiden ein Holzbild und beschuldigen es aller Uebelthaten, welche man das Jahr über den Männern der ganzen Umgegend aufzurechnen hat. Bechstein, DSagenb. no. 835. Zu Hildesheim wird am Sonnabend Lätare auf dem Domhof ein Klotz eingerammt sammt einem hölzernen

Kegel, und beides durch die Knaben mit Steinen und Prügeln beworfen und zertrümmert. Schmid in Bibra's Journal v. u. f. Deutschland: Das Todaustragen. Zu Halberstadt ward ähnliches, aber durch die Chorherren ausgeführt unter Hersprechung der Worte Matth. 21, 13. Die Chrwaten (nach Anton's Gesch. der Slaven) erzählen in der Fastenzeit ihren Kindern, jetzt Mittags werde vor dem Thore ein altes Weib zersägt.

No. 105.

Die Ruthe küssen. Zur Geschichte der Volkspädagogik.

Jüngst hat in Wolf's Zeitschrift für deutsche Mythologie und Sittenkunde 2, 1 J. Grimm aus Geiler von Keisersberg, christl. Bilger Bl. 68d, einen Kinderspruch nachgewiesen, welcher sich in unsern bisherigen Sammlungen der Art nicht mehr verräth. „Wenn man ein Kind houwt, sagt Geiler, so muoß es dann die ruoten küssen und sprechen:

‚Liebe ruot, trûte ruot,
werestu, ich thet niemer guot,‘

sie küssent die ruot und springen darüber, io sie hupfen darüber.“

Demselben Brauch begegnet man noch einmal bei Geiler, Seelenparadies, Straßb. 1510, Bl. 23 b: „wenn im (dem Menschen) leiden zuofallet, so sagt er danck darumb geleich als ein vernünfftiges kind: darum küsset es ettwenn die ruot, wenn es echter meinet, daß der vatter ein gefallen daran habe. das ist ungeseit denen, die da eineswegs ergrimmt und zornig werden und sich zuo wer setzen, wenn man sy pfetzet.“

Daraus erfährt man nun etwa, daß dieses Ruthenküssen eine Erziehungssitte war, welche mehr auf dem gemüthlichen Entschlusse des ergebenen und vertrauenden Kindes, als auf dem Befehle des Vaters beruht haben könne, und Fischart giebt auch noch dasjenige Kindesalter an, in welchem diese Sitte am üblichsten sein mochte. Von des Gargantua adeliger jugend und jugendgemäser thugend heißt es cap. 14: „von dreien jaren bis zu fünfen war er fromm, biß niman im schlaf, machet der laus stelzen, küsset die rut, u. s. w.“ Bis zum fünften

Jahre also, das heißt bis zur Hälfte jener zehen Jahre, mit deren Ablauf ehemals die Mündigkeit des Kindes eintrat (nicht seine Großjährigkeit), dauerte für das Kind der Familienbrauch an, die Zuchtruthe zu küssen. Es wird sich bald zeigen, daß diese kleine Nebenbestimmung von Wichtigkeit ist, wenn die Frage verhandelt werden soll, ob das Verfahren unseres Alterthums in der Kinderzucht ein rauhes und abschreckendes gewesen sei, und ob die Neuzeit auch hierin die besonderen Früchte der Humanität vor der Vergangenheit wirklich voraus habe.

Es wird daher vergönnt sein, den Bräuchen und Mißbräuchen etwas nachzugehen, welche mit obigem Reimsprüchlein Geiler's zugleich vorhanden gewesen sein müssen. Jener Spruch mag heute in den Familien allerdings kaum mehr gesprochen werden, es wird auch das Ruthenküssen wohl ganz abgekommen sein: so viel aber wird sich doch dabei zeigen, daß wir aus einer schärferen Betrachtung eines alten, wenn auch noch so kleinen Zuchtversleins noch mancherlei lernen können und wäre es auch nur ein besseres Wissen über unsere eigne Vorzeit. Gewiß kann doch keinem solch ein weinerlich lustiger Brauch behagen, wornach man, wie Geiler erklärt, das Kind mit Ruthen hieb und es dann zum Zeichen seiner Unterwürfigkeit über die Ruthe springen, ja diese noch küssen ließ. Also könnte man ja gleich wiederum mit jener bekannten Anklage gegen das rohe Mittelalter bei der Hand sein, gegen sein Strafverfahren, von dessen Härte dieser Kinderspruch noch blutige Striemen an sich trage, gegen seine Rechtssatzungen, die dem Vater erlaubten, Weib und Kind mit Stock und Ruthe zu züchtigen, sie zu verkaufen, zu tödten sogar.

Es soll des Lesers Mitleid keineswegs vorgegriffen werden, nur vergesse er vor der Hand nicht, daß sein moderner Staat ähnliche Rechte unbeschrieen ausübt, um deren willen man ein Familienhaupt der Vorzeit gewöhnlich schlimm ansieht. So lange besaß einst und vollzog der Vater die Gewalt, als die Staatsgewalt noch nicht allmächtig geworden war und mitgeschäftig im Kleinsten. Je mehr aber die dem Freien zuständig gewesenen Strafmittel an den Feudalstaat gelangten, um so grausamer drückten diese alsdann erst sich aus, und je mehr dieselben von der Familie abgetreten werden mußten an Obrigkeit und Schule, um so roher wurde die Familienerziehung selbst.

Das Stäupen, Geißeln, Besemen, Streichen, Beren, Fillen, Schwingen, Bleuen und wie man sonst die Ruthenstrafe noch weiter

hieß, war unsern Ahnen eine bloß knechtische Strafe. Ein freier Mensch mit ihr belegt, verlor seine Freiheit und Ehre, schon ein Backenstreich, den er ungerächt hinnahm, machte ihn leibeigen, ein Ausreißen seiner Locke schändete ihn, machte ihn corpore infamis. Tacit. Germ. 12. Nur den Unfreien konnte leibliche Strafe treffen, denn da er kein Vermögen hatte, bezahlte er mit Haut und Haar; den Freien aber traf statt Strafe Buße, denn diese gilt dem Vermögen, Vermögen war Macht, und Buße also Machtbeschränkung. Was Freie in Geld büßten, bezahlten Unfreie mit ihrer Haut. So ist es in J. Grimm's Rechtsalterthümern vielfach zu lesen. Weib und Kind des Freien sind zwar gleichfalls nicht so weit frei, daß sie eignen Rechtes gewesen wären, sondern stehen in des Mannes und Vaters Gewalt, aber anstatt ihm geradezu leibeigen zu sein, sind sie ihm nur hörig, obediens; noch dazu aber war das Weib schon durch ihre Lage, ebenso das Kind durch sein zunehmendes Alter über das bloße Schicksal des Knechtes und Leibeignen auch beim rohen Manne hinweg gehoben. Für das Kind beweisen dies die alten Gesetze. Genau unterscheidet das westgothische Recht den gerichtlichen Werth eines Kindes nach dessen Alter. Das Wergeld eines Wickelkindes setzt es auf 60 Solidi an. Ist der Restquack mit dem dritten Jahre ein „redendes" Kind geworden, so beträgt sein Wergeld 70 Solidi, und bis zum sechsten 80 Solidi. Dies ist nun sicherlich jene von Fischart bezeichnete Frist „von dreien jaren bis zu den fünfen" in der man das Kind, anstatt es zur Züchtigung zu schlagen, die Ruthe nur küssen ließ. Unter sieben Jahren prüft man seine Zurechnungsfähigkeit damit, daß ihm ein Apfel und ein Goldstück vorgehalten wird. Wählt es noch den Apfel, so gilt von ihm Luther's bekannte Erziehungsregel noch fort: Kinder müsse man in solcher Art züchtigen, daß der Apfel bei der Ruthe liege; greift es aber nach dem Goldstücke, so ist es damit ein sich „versinnendes" Kind, alsdann wird es aus der Frauen Kemenate genommen und bei den Männern erzogen. Wie letzteres geschieht, davon noch nachher. Bis zum achten Altersjahre muß des Kindes Handlungen der Vater verantworten, vom achten an jedoch nimmt und büßt der Knabe bereits halbes Recht, mit dem neunten Jahre beträgt sein Wergeld westgothisch 90 Solidi, mit dem zehnten 100 Solidi. So steigt sein persönlicher Werth bis zum fünfzehnten Jahre auf 150 Solidi. Nun tritt die Wehrbarmachung und Mündigkeit ein, mittelst des Aktes der Schwertleite erhält er den letzten symbolischen Streich,

wie die Ritter sagten „diesen und keinen mehr," und der Knabe nimmt von nun an am Kriege als der allgemeinsten öffentlichen Angelegenheit Antheil: ante hoc domus pars videntur, mox reipublicae. Tacit. Germ. 13. Noch früher und zwar auf das zwölfte Altersjahr wird seine Mündigkeit angesetzt vom fränkischen, langobardischen, angelsächsischen Rechte, vom Sachsen- und Schwabenspiegel, und die Hervararsaga giebt dasselbe Jahr ausdrücklich als dasjenige an, welches für den Dienst zu Fuß im Heerbann verpflichtet. Wenn andere Rechtsquellen hierin anders bestimmen und zwischen dem zehnten bis zum fünfzehnten Altersjahre als dem der Mündigwerdung schwanken, so gleicht dies sehr nahe den schwankenden Angaben, die sich vorhin über die Dauer jener der Ruthenzüchtigung unterworfenen Kindheitsperiode verrathen haben. Beiderlei beruht nur auf einer bei diesen Zählungen gleichzeitig gebrauchten Anwendung des Decimal- und des Duodecimalsystems, des Großhundert, Storhundra, das jetzt noch in einigen Landschaften von Schweden üblich ist, und zugleich unseres jetzigen kleinen Hundert. Vgl. Sachße, Vorstud. zur Rechtsgesch. §. 21, Not. 10.

Verstatte man hier den Gedanken durch eine Zwischenbemerkung für solche Leser zu unterbrechen, welche vielleicht die Brauchbarkeit einer noch so zarten Altersklasse im Heeresdienste bezweifeln möchten. Auch hierüber bietet Dichtung und Geschichte der Vorzeit Aufschluß und erzählt uns die Geschichte der Knabenzucht zugleich weiter.

Redet Rigsmal von der Erziehung des Freien, des Jarl, so wird da die Aufgabe des noch im Befang des Elternhauses lebenden Knaben erst darein gesetzt, Sehnen zu winden, Bogen zu spannen, Lanzen zu schwingen und Hengste zu reiten, bis er ans Dämmen des See's, ans Durchschwimmen des Sundes gehen soll; da aber ruft ihm eine Krähe vom Aste: jetzt geziemt es dir, auch Heere zu fällen! Da tritt der mündig gewordene Knabe ins Heer ein, und dies ist das Ziel aller ehemaligen Erziehung. Auch das spätere Mittelalter vergißt nie von Knaben edler Abkunft beizubringen, wie sie kriegskräftig gemacht worden seien; alsdann zählt es neben den sieben freien Künsten eigens noch die leiblichen Tugenden auf, die durch die septem probitates erworben werden. Als diese nennt Petri Alf. Discipl. cleric. 44: equitare, natare, cestibus certare, aucupare, scacis ludere, sagittare, versificari. Pabst Aeneas Sylvius rühmt es in seinem Briefe an Cardinal Julian St. Angeli den Deutschen gar sehr nach, ihre Jünglinge zu die-

sen Beschäftigungen so allgemein anzuhalten, wie er es zu Basel (1431) während des Concils selber mit angesehen hat. Auf den freien Rasenplätzen der Stadt, sagt er, unter kühlen Bäumen übt sich die Schaar der Jünglinge in Wettlauf, Kampfspiel und Pfeilschuß; da tummeln sie die Rosse, werfen den Zielball durch einen schwebenden Eisenring, zeigen ihre Kraft im Steinstoßen, und indessen singt die umsitzende Menge Lieder und windet den Spielenden Kränze. Die Waffenfertigkeit, die hier der gebildete Italiener an der Jugend einer Reichsstadt belobt, war damals noch eine allenthalben übliche. Reizender ist es wahrzunehmen, wie dieselbe sich nachher in einzelnen Landestheilen festsetzt und da, während alles übrige unter Zeitstürmen zu Grunde geht, manchmal allein und bis auf unsere Tage sich fristet. Dies ist vielfach in der Schweiz geschehen, die nachfolgenden Belege gehören deshalb diesem Lande an. Als im Jahr 1474 die Truppen der Schweizerkantone vom Kriegszuge aus Burgund über Bern heimkehrten, rückten nach Rotten geordnet, und mit Spieß, Armbrust und Büchse bewehrt, damals 400 Knaben unter eignem Banner ihnen eine Stunde weit entgegen, und des Schultheißen Scharnachthal jüngster Sohn, Hans Rudolph, begrüßte die Sieger mit einem Reim. Da gieng, so erzählt der Chronist Diebold Schilling, der Kindlein Empfang den Männern so nah zu Herzen, daß Manchem vor rechter Freude die Augen überliefen, und der Luzerner Schultheiß Haßfurter dankte in einer eignen Rede den waffenbereiten Knaben. Solcher Waffendienst der Jugend war keineswegs Elternprunk und Jugendtändelei, freilich ebenfalls Seiten, nach denen das sogenannte Kadettenwesen wirklich ausarten konnte, wenn es in der Neuzeit oft nur zum Spiele des eiteln Städters herabsank; sondern es war harter Dienst, welcher Ausdauer und sogar wahre Proben des Muthes verlangte. Dies bringt die Beschaffenheit des einzelnen Landes mit sich; wo sie das Gesetz bestimmt und die Sitte mitregelt, wird es an Leibeskraft und jugendlicher Rührigkeit nicht fehlen. So giebt es auch jetzt noch Thalschaften, in denen es für alle Knaben eine gesetzliche Verbindlichkeit ist, wie vor Alters, mit dem vierzehnten Jahre wehrhaft zu sein. „Es geschicht, sagt der alte Josia Simmler, Regiment der Eydgnoschaft 2, 159: daß junge knaben von 8 und 10 jaren biß ûff die 15 jre fendlin habend, büchsen, spieß und hellenparten tragend, da einer vermeinte, sie solltend kaum dörffen ein solich weer angreiffen oder tragen mögen. und wiewol sie Vegetium und andere, so von kriegskünsten geschriben, nie geläsen

habend, so gewennend sy sich selbs von jugend auff, daß sy wol under den spieß herein trätten könnind." An solchem Vermögen der Knabenjugend, unter den Spieß zu treten, fehlt es noch nicht ganz. Nach der Sammlung der Statutarrechte einzelner Gemeinden Graubündens (Chur 1831 pag. 18.) ist jeder Vierzehnjährige wehrpflichtig und hat bei 2 Rthlr. Buße mit Seiten- und Ueberwehr, worunter ausdrücklich kein bloßer Fangspieß begriffen wird, auf den Kriegssammelplätzen regelmäßig zu erscheinen. Ein Artikel der Dorfstatuten von Klosters in Bünden besagt: „jeder landmann ob 14 jahren soll sein wehr und waffen haben" Leonhardi, Vierteljahrsschrift. Chur 1850, 99. Noch im Jahr 1800 enthält das Landbuch von Davos die Verordnung, daß bei allen Wolfs- und Bärenhatzen „die vierzehnjährigen buoben nicht an die huoten (Warten) im berge, sondern an die hetzi gestellt werden müssen." Als Schußgeld für einen Wolf erhalten sie 30 fl. Belohnung, für einen Bären 40 fl., aber nur 3 fl. 20 kr. für die Erlegung eines Lämmergeiers „wenn er im geflügel eine währklafter mißt:" Landb. v. Davos, erneuert 1595. Chur 1831, pag. 121. Soviel von den Ueberresten einer deutschen Knabenerziehung — die Einwanderung ins Davos ist eine deutsche und geschah unter den Hohenstaufen — welche sich zur Aufgabe gemacht hatte, Ehre, Muth und Rüstigkeit zu erwecken. Das Auffallende, das für uns in diesen fechtenden und jagenden Knabenschaaren liegt, findet seine Erklärung durch die Volksbewaffnung, welche der Schweizerbevölkerung nie, auch in der schlimmen Zeit der Junker- und Patriciatsherrschaft nicht entzogen werden konnte. Gerade als diese Zeit des städtischen Junkerthums recht üppig blühte, schrieb der Züricher Scheuchzer, während er selber mit seinen Schriften unter der Censur seufzte, von derjenigen Freiheit, die der Volksbewaffnung gleichzeitig noch verblieben war. „Uns bürgern und bauern ist nicht nur nicht, gleichwie in benachbarten deutschen landen geschiehet, verbotten, seitengewehre in die kirche und andere offentliche umgänge zu tragen, sondern bey ausgesetzter straffe gebotten und als ein sonderbares zeichen der freyheit vorgestellet:" Schweizerlandt Naturgeschichte 1, 477.

Ist nun der Knabe einer freien Familie durch Geburt schon aller beschimpfenden Strafen enthoben, weil Strafen überhaupt nur zur Züchtigung der Knechte vorhanden sind; ist er durch besondere Satzungen des allgemeinen Rechtes gegen körperliche Mißhandlung und Verletzung in jeglichem Altersjahre seiner Kindheit schon besonders geschützt; ist

überhaupt seine ganze Erziehung auf Ehre, Wehrhaftigkeit und Unabhängigkeit gerichtet — wie hätten zugleich Ruthenhiebe und Schläge ein zweites übliches Sittigungsmittel für ihn werden sollen, wie hätte ihn noch dazu der eigne Vater züchtigen sollen gleich einem Haussclaven, gleich einem unehrlichen Spielmanns- oder Pfaffenkinde? (vgl. R. A. 677 ff.) Ist doch Liebe überall die erste Quelle, aus der aller Erziehungsversuch kommt: warum hätte es beim deutschen Vater nur die Strafruthe sein müssen. Hat etwa das Liebemaß zwischen Vater und Kind erst durch Zeit und Bildung sich selbst zu bilden wie etwas Künstliches, oder ist es nicht vielmehr überall so weltalt wie des Kindes Liebebedürftigkeit selbst? Die Liebe steigt ab und nicht auf, sagt ein unsern Ahnen geläufiger Satz, er unterscheidet fein zwischen Kindes- und Elternliebe, er erklärt, daß der Eltern Opferbereitwilligkeit für das Kind von reinerer Zärtlichkeit eingegeben sei, als die noch so rührenden Liebesäußerungen des Unmündigen. Der Baum genießt seiner Aepfel nicht, heißt es in solchem Sinne, und Sebast. Franck, Sprichw. 1541, Bl. 107, setzt mit herzinniger Erklärung dazu: „das findstu auch in allen creaturen, da ist eitel liebwerck: der acker tregt nit jm korn, die rebe trinckt nit jren sueßen safft, die kuow ißt jr milch nit, alles ist's uns vermeynet, und alles was göttlicher art, ist dero art, daß es sich selbs nit suochet, sich allein auß liebe im dienst des nechsten verzert."

Wie neben dieser alle Geister lenkenden Liebe dem Deutschen vorzugsweise die Ehre galt in jeglichem Verhältnisse, entwickelt Just. Möser an der Hand vaterländischer Urkunden. Will er die Gründe geschichtlich angeben, warum sich der Sachsenstamm so hartnäckig der christlichen Einwanderung und Verwaltung widersetzte, so läßt er das heidnische Volk sagen, ein Sachse lasse sich durch Ehre, ein Christ nur durch Liebe verbinden, diese führe jedoch den Menschen nicht so sicher, wie jene: Osnabrück. Gesch. 1, 197, 226. Es ließe sich, setzt Möser dorten bei, eine vortreffliche Parallele ziehen zwischen jenen Mitteln, wodurch die Alten freie Menschen zum gemeinen Wohle leiteten, und zwischen den neueren Mitteln, da unsere Gesetzgeber die Ehrlichkeit bei Strafe des Zuchthauses befehlen. — Einen Freien nur an der Locke zu berühren, mußte schon gebüßt werden; ihm mit der Scheere drohen und die Haare abschneiden (vgl. Grimm, D. S. no. 426, Scheere und Schwert) war höchste Schmach: wie hätte doch unter solchen Bedingungen die häusliche Erziehung gerade darauf verfallen sollen, dem eignen

Kinde, zu dessen Schutz alle Gesetze der Ehre mitsprachen, das Haar auszuraufen und die Haut blau zu schlagen. Ist daher in unsern Nationalepen wirklich einmal die Rede von solcherlei Strafmitteln gegen Freie, so geschieht es, um mit verdoppeltem Nachdruck die hündische Natur des Unfreien zu zeichnen, der jene verhängt, den sittenlosen, barbarischen Menschen zu brandmarken, der gegen Freie wüthet und darüber sich selbst mit Verachtung bedeckt. Nur eine wölfische Gerlint ist es, die der gefangenen Gudrun mit der Ruthe drohen will:

„dô hiez siʒ ûz ziehen, ûz dornen besemen binden,
der ungefüegen zühte wolte dô frou Gêrlint niht erwinden."

Aber auch da noch weiß es die sittliche Würde des Epos zu verhüten, daß die verruchte Strafe nicht über eine bloße Androhung hinauskommt, und es bleibt nur die Abscheulichkeit der dräuenden Unholdin dem Betrachter übrig. Wenn ferner Kriemhild, Nib. 837, selber erzählt, sie sei für ihre unzeitige Plauderhaftigkeit von dem Gemahl Siegfried gezüchtigt, zerblouwen worden, so müßte man dies, selbst wenn die betreffende Strophe unter die echten des Liedes gerechnet werden dürfte, jener naiven Sprache des Alterthums beizählen, wonach ja auch der homerische Zeus seine Hera „bläuet". Gegenüber dem Gesitteten aber wagt nur der grobe Uebermuth des Barbaren von Schlägen zu reden; so wird der Sclavenkönig Darius gezeichnet, ein asiatischer Despot, der zum erstenmale mit der reinen Menschensitte Griechenlands feindlich zusammen trifft. Er weiß den macedonischen Alexander nicht nachdrucksamer aufzufordern, von der Eroberung Asiens abzustehen, als durch eine briefliche Drohung, ihn mit besemen villen zu lassen (V. 1487), worauf Alexander dieses das Gebelle eines schäbigen Hofhundes nennt, dem man mit dem blanken Eisen kommen müsse. Die Specialgeschichte und die Localsage verbürgt es denn auch allenthalben, wie ernst dem Deutschen dasjenige zugleich im bürgerlichen Leben galt, was er in seinen Dichtungen als Grundsatz niedergelegt hatte. Da der Sohn des Schwabenherzogs bei der kaiserlichen Tafel zu Bamberg vom aufgetragenen Osterkuchen lüstern und voreilig sich ein Stücklein abbrach und deshalb vom Truchsessen einen Schlag bekam, ergriff des Kindes Hofmeister, Ritter Heinrich Ritzner von Kempten, einen Stock und erschlug vor des Kaisers Augen den Truchseß auf der Stelle: Haggenmüller, Gesch. v. Kempten, 1, 54. vgl. Konrads von Würzburg Otto mit dem Barte.

Nun ist freilich nicht zu übersehen, daß unter den mhd. Dichtern einige die Ruthe allerdings preisen und Schläge zur Erziehungsregel erheben. Allein dieselben gehören zur Reihe jener didactischen Autoren, deren Wissen und Urtheil auf die Klosterschulung zurückweist, auf welcher sie stehen. Ihre Zuchtvorschläge können wohlgemeint und gelehrt lauten und doch für die Sittenlehre des Volkes bedeutungslos gewesen sein. Ein solcher Dichter ist z. B. der schwäbische Marner. Wir wissen nichts von seinem Einflusse auf das Volk, jedoch von dem Wohlgefallen des Clerus an seinen Liedern und wie dieselben von den Chorherren gesungen worden sind: W. Wackernagel, Lit. Gesch. 1, 256. Anm. 33. Marner ist für Schläge:

liebem kind ist guot ein ris:
swer âne vorhte wahset,
der muoz sunder êre werden gris.

Sie hat wohl die Kinderruthe zu wenig zu kosten bekommen! sagt das spätere Tannhäuserlied über die quälerischen Launen der querköpfigen Geliebten: MS. v. d. Hagen, 2, 91—93.

So stimmen auch viele unserer Sprichwörter fürs Dreinschlagen, und thun als ob sie altvolksthümlich wären; doch auch sie sind bloß gelehrter Abkunft, miteinander umschreiben sie nur alttestamentliche Sätze: Proverb. 13, 24: wer seiner Ruthen schonet, der hasset seinen Sohn, und Sirach 30: wer sein Kind liebt, der hält es stets unter der Ruthe. Wo ist ein Sohn, den der Vater nicht züchtiget? Seid ihr aber ohne Züchtigung, so seid ihr Bastarde und nicht Kinder: Hebr. 12, 6. — Die Schulmeister erhoben dies zu Cardinalsätzen und variirten es ins Unendliche; gleich Agricola macht seinen Schulhexameter drüber:

Non amat hic puerum, qui raro castigat illum.

Bunt genug wiederholt sichs alsdann die mißleitete Volksrede: Allzugelind zieht böse Kind; frische Ruthen, fromme Kinder; Ruth macht böse Kinder gut; du sollst deinen Sohn bitten, wie man den Esel thut; kein Streich verloren, als der daneben fällt; mit der Ruthen schlagt man dem Hintern kein Bein entzwei; das ist die rechte Stiefmutter, die einen grünen Rock anhat und auf der die gelben Katzen weiden; mancher Schilling ist mehr werth als acht halbe Kreuzer, u. s. w.

Daß aber solche Sätze keineswegs die Absicht des Volkes ausdrücken, beweist das Sprichwort selbst. Zungenfertig erhebt es Ein-

sprache, es widerlegt die ihm unterschobenen Worte durch entgegengesetzte: der Pfaffe vergißt, daß er ein Schüler gewesen; vom Schlagen hat niemand Vortheil als der Metzger; Zorn wirft blinde Junge; besser ein Kind ungeschnäuzt lassen, als ihm die Nase abreißen: Sutor, Chaos Latin. Kaufbeuern 1756. Zwang — währt nit lang, hat mir bei seinem Eid ein alter Eidg'noß g'seit: Hans Rudolph Grimm, Poët. Lustwäldlein, Bern 1703. „dat sitt habaüken lü, dat giet espen kinner:" Woeste, westphäl. Volksüberlief. S. 70. Wenn man ein Kind mit einem Weidengertlein schlägt, wächst es nicht mehr: Panzer, Beitr. z. Mythol. 1, 266, no. 156. Der Aargauer Volksglaube sagt: ein Kind, das man mit dem Zweig der Hasel züchtiget, verkrüppelt; es kann, einjährig einmal geschlagen, gar nicht mehr gezogen werden; derjenige Vater, der sein Kind mit Füßen treten will, der ziehe zuvor die Schuhe aus, damit sie der Teufel ihm putzen kann (oder: eh ihm der Teufel die Füße schwärzt). Alem. Kinderlied, no. 797.

Mit solchem Rath zu Milde und Schonung stimmen auch alle volksthümlichen Redner und Dichter der Vorzeit überein. Wir wollen nur einige der vorzüglicheren hören. Bruder Berthold (Predigten, ed. Kling) unser „landprediger und magnus praedicator", der zuweilen von Bäumen herab zum halben Hunderttausend seiner Zuhörer sprach, machte eine ganz andere Wirkung auf das Menschenherz, als irgend ein Reimspruch Marners und seines gleichen. Er empfiehlt unter den Züchtigungsmitteln die Ruthenstrafe nur darum, weil sie des Kindes Verstand und gerade Glieder nicht gefährde: als ez ein unzuht oder ein bösez wort sprichet, sô sult ir im ein smitzelîn tuon an blôze hût; ir sult ez aber an blôz houbt nit slahen mit der hant, wan ir möhtet ez wol ze einem tôren machen. niur ein kleinez rîseln, daz vorhtet ez und wirt wol gezogen. Kling, 216. Eben dahin lauten auch Geilers von Keisersberg vielfache Mahnungen an die Eltern. In der Predigt vom Jahr 1508 (in Joh. Pauli Brösamlin, Bl. 62) sagt er: „da hüet du dich, daß du nit thuest als vil menschen, die grimmzornig seind und lauffent umb als ein wüetender hundt. wenn ein kind etwaz thuot, so schlahen sie es an backen, daz es zuo der erden felt. und also verderbt der teufel den, der straffen wil, daz die straff mer gât uß eim rach, denn uß liebe." Und wieder derselbe in der dritten Predigt „von den siben schayden" (Straßb. 1511): „tuo ains, halt an dich, nit schlags kind,

biß dir der zorn vergât; denn straff mit einem haiteren hertzen nach vernunfft. alle die weil dirs hertz klopffet, kere zuo dir selber. daz tuo zehen, zwaintzigmal, so dick der zorn die ruot in die hand nimpt, so dick halt an dich." Der ihm an Gemüthszartheit verwandte fromme Cyriak Spangenberg äußert im Ehespiegel, Straßb. 1578: „und so oft man die kinder umb ihrer boßheit willen züchtiget, gilt Proverb. 19 und 29: lasse deine seele nicht bewegt werden, deinen sohn zu tödten. Seind der kindlin vil im hause, und lauffen allenthalben umb eyns her, so denke an die verheißung Gottes, Zachar. 8: der statt gassen sollen voll knäblin und mägdlin sein, die auff ihrer gassen spielen."

Solche zartsinnige Stimmen konnten nicht etwa im Geräusche des Lebens überhört werden und unbeachtet bleiben, es waren keineswegs vereinzelte. Schon viel früher hatte man sich gegen alle körperliche Züchtigung in der Erziehung grundsätzlich erklärt. Nur muß man auch da wieder unterscheiden zwischen der resoluten Laienweisheit und der biegsamen Gelehrtendoctrin. Der mit der Erziehung betraut gewesene Cleriker machte es, wie unser viele noch jetzt: sobald die Züchtigungen auf ein ihm erklecklich scheinendes Maß beschränkt waren oder auch nur es künftig einmal werden sollten, schien ihm auch bereits diese ganze Erziehungsfrage gelöst. Fuhr dann aber Schule und Familie in dem schon zur Gewohnheit gewordenen Prügelsystem gleichwohl fort, so fügte er sich eben und vertheidigte oder beschönigte es noch mittelst einer gelehrten Beweisführung, wie daß die Griechen ihre Kinder ebenfalls mit der Sandale geschlagen, daß Plato, Lucian und Plutarch Schläge nicht als das letzte Mittel empfohlen haben. Denn also wurde und wird unser vaterländisches, unser sittliches Bedürfniß mit den ungenießbaren Ueberbleibseln hebräischer und antik heidnischer Vorstellungen wie mit benagten Knochen abgespeist. Selbst Hermann, Griech. Alterthümer 3, 173 gesteht zu, daß bereits im klassischen Alterthum mit der sich entwickelnden Schulung auch das excarnificare discipulos mehr zu- als abgenommen habe. Ganz anders aber urtheilte der bürgerliche Verstand. Nicht hat, wie man uns sagt, erst Rousseau's Erziehungsroman Emil den Stock aus der deutschen Kinderstube verwiesen, sondern fränkische Ritter, baierische und elsässische Laienprediger haben ihr Wort daran gesetzt; Sectierer und Handwerker, Reformatoren und Humanisten, Reichslehenträger und darbende Sänger zugleich, das dreizehnte und das sechs-

zehnte Jahrhundert reichen sich bei uns in diesem Bestreben eifrig die Hand. Ob Geiler den Reuerinnen im engen Klosterkirchlein, oder den Reichsstädtern im Straßburger Münster, oder den Vornehmen aller Welt in den Bädern zu Baden im Aargau predigt, so streut er allenthalben seine Lehren über eine bessere Kinderzucht ein, an diesem einen Punkte hängt ihm das Wohl der Stände, das Heil der Zukunft, menschlich gut zu werden geht ihm über Wissen und gelehrt werden. Selber ergriffen von dem Ernst und der Größe solcher Aufgaben bricht er dann oft in die Betheuerung aus: „es bedörfft größer kunst, wissen wie man sich recht solt halten in straffen, weder in der hohen schul die heilig geschrift zu lesen!“ Brösamlin, Bl. 63. Sagt doch auch Luther ein gleich nachdrückliches Wort: „man kann in gottes namen windeln waschen und in des teufels namen das Abendmahl austheilen.“ Aber wie auffallend erst, wie wichtig erscheinen uns solche Sätze, wenn wir sie nicht bloß bei Geiler, wenn wir sie bereits beim Dichter Walther vorfinden; und wirklich, was der Erstere dem fünfzehnten Jahrhundert gesagt, das hat der Letztere schon dem dreizehnten gesungen:

„nieman kan mit gerten
kinderzuht beherten:
den man zêren bringen mac,
dem ist ein wort als ein slac.“

Walth. ed. Lachmann 87. Das sind auch Geilers Worte, Brösamlin, Bl. 62: „wen ein wort nit ist als ein streich, da wirt auch niemer guots uß.“ Man erinnere sich des Einflusses, den Walthers Lieder einst auf die religiöse und politische Lage Deutschlands ausübten, wie man ihnen sogar vorwarf, sie hätten manches tausend Seelen der herkömmlichen Urtheilsweise entfremdet, hätten gegolten zwischen der Donau und dem Meere; sodann gedenke man des Zulaufes, den Geilers und seiner Freunde Reden hatten, des Zusammenhanges, in dem die Lehrsätze dieses Mannes mit denen der Brüder des Gemeinsamen Lebens standen am Ober- und Nieder-Rhein, und man wird hieraus den giltigen Schluß ziehen, welches Gewicht solcherlei Lehren erlangten, in welchem Umfange sie sich ausdehnten und sich die Herzen öffneten. Man sieht daher die Reformatoren und ihre Nachfolger alsbald für diese Sätze lang voraus verkündeter Humanität einstehen, denn es gilt ihnen ja die Familie und die Schule zu reformiren, mit den vorhandenen Zuchtregeln zu brechen und auf die

edlere Einfachheit der Vorzeit zurückzugehen. Die Erfahrung lehre, sagt Luther, in der Auslegung von 1. Joh. 2, 14, daß durch Liebe weit mehr ausgerichtet werden könne, als durch knechtische Furcht und Zwang, und solle man der Christenheit wieder helfen, so müsse man fürwahr an den Kindern anheben, wie vor Zeiten geschah. Und Fischart, ohnedies der unermüdlichste unserer Autoren, wenn es gilt, das Familienleben in seiner Ehrbarkeit zu besprechen, meint dann bei dieser Frage als einer schon geschlossenen zu stehen; so rund als man sichere Stimmungen ausdrückt, erklärt er dem Hausvater (Gödeke, deutsch. Dichtungen 1, 216b):

gewinn bei'm weib den mut und spar den kindern die rut!

Allein auf so kurzem Wege des guten Willens und freundlichen Vorsatzes konnte damals einer Bevölkerung, wie der deutschen, schon nicht mehr geholfen werden, auch diese Vorgänge schienen gekommen zu sein, ihre zweiseitige Natur ihr recht grell vor Augen zu bringen. Familie und Staat, die damals wieder begannen, sich für bürgerlich zu halten, sollten erst an sich selbst erfahren, seit wie lange schon sie clerical gewesen waren, und wie Gewohnheit auch hier zur andern Natur geworden war. Wenn man damals Klöster aufhob und alte Domstifte zu weltlichen Schulen machte, so waren doch die im clericalen Leben organisirt gewesenen Strafsysteme schon längst bürgerlich übliche geworden, giengen nun in die neue Erziehungsweise mit über, und haben sich in ihr gerade so lange fortgefristet, als Klosterbildung und Klosterschulung überhaupt von Einfluß auf unsere gelehrte und bürgerliche Erziehung geblieben ist. Daher kam's denn unter anderem auch, daß die so heißblütig begonnene Reformation gar bald wieder auf jenen Punkt des gelehrten Geschmacks zurücksank, auf welchem schon die besseren Abteien zur Ottonenzeit gestanden hatten: man schwärmte für das römische Heidenthum, besliß sich der gleichen Gemüthskälte, die diesem anhaftet, pries die Töchter erstechenden und Söhne enthauptenden Väter als Republikanermuster, versetzte sie bis zu Schillers Zeiten auf unsern nachrömischen Parnaß und überließ demgemäß Erziehung und Unterricht dem gewaltthätigsten, unwürdigsten Strafverfahren. Das war jene zweite Periode unserer deutschen Pädagogik, da man in Schule und Haus den Kindern Wissenschaft und Tugend hineinprügeln, die Schwächen und Fehler aber herausprügeln wollte, da alle pädagogische Operationen im zwecklosen Dreinschlagen und pöbelhaften Beschimpfen bestanden.

Als Mönch und Nonne sich zergeißelten, war freilich auch der Ritter drüber eisern geworden, eine glückliche Bemerkung in Schiller's Weltaltern; eine ähnliche eiserne Zeit kehrte nun noch einmal wieder und erscheint deshalb um so sonderbarer, weil sie gerade mit jenen vaterländischen Bestrebungen zusammenfällt, die doch am meisten auf Wohlwollen und Herzensbildung beruhen sollten.

Allein ein Blick auf die Klosterschulen erklärt dies. Die Disciplin gebot dem Mönche Bußen mit Strick und Riemen, mit Ruthe und Kette an sich selbst zu vollziehen, jede andere Strafe in schweigendem Gehorsam hinzunehmen, dabei die Stimme des eignen Blutes in seinem Herzen zu unterdrücken. Derlei Pönitenzgesetze vergröberten sich aber beim deutschen Mönche noch mehr schon in frühester Zeit, und zwar durch die ihm eigenthümliche Lage, in der er dem Orden beitrat. Er stammte meist aus der Leibeigenschaft, denn aus ihr suchten sich die Bischöfe ihren Clerus zu ergänzen, um so ein völlig abhängiges Personal zu erziehen. Rückte ein solcher aus dem Knechtsstande ins Kloster Uebergetretener selbst zu höheren Kirchenwürden vor, so drohte ihm doch bei Widersetzlichkeit noch immer die Sclavenpeitsche; sein Wergeld betrug nur zwei Drittel von dem eines freien Knaben, bei Criminalklagen stand er gerichtlich ganz dem Knechte gleich. Die Kirche selbst hatte theilweise, aber vergeblich auf diesen Mißstand schon im neunten Jahrhundert aufmerksam gemacht; wenn Unfreie, hieß es damals, in höhere Kirchenwürden vorrücken, so fehle ihnen die Liebe für das Amt, die Achtung vor der Wissenschaft, ihr Sclavensinn schlage leicht in Härte, Trotz und Zanksucht um: Rettberg, Kirchengesch. 2, 648. Während nun allerwärts die christliche Kirche zwischen den heidnischen Ständeunterschied trat und die Lehre festhielt, daß vor Gott die S e e l e eines Sclaven gleichen Werth habe mit der eines Freien, hielt das deutsche Recht gleichzeitig doch den Unterschied der P e r s o n fest, so schob sich das Strafmaß des Sclaven, der in die Kirche aufgenommen wurde, nach planmäßiger Absicht eigensüchtiger Episcopate mit in die Kirche selbst herein und gieng von da auf den christlichen Staat, ja zuletzt, je größer endlich die Zahl der unfreien Neophyten werden mußte, auf den freien Mann selbst über. So entsteht alsdann häufig der Schein, als ob das Mittelalter in Festsetzung und Vollziehung von Strafen noch grausamer und verhärteter geworden wäre, als vorher das Heidenthum schon gewesen sei. Die Folgen solcher Zustände im Clerus konnten auch in der Laienschaft

nicht lange ausbleiben, und bald verrathen sich die Proben, wie eine ursprüngliche Sclavengesinnung sich anläßt, wenn ihr die Gebiete geistlicher oder weltlicher Herrschaft aufgethan werden. Unläugbar mönchischer Abkunft ist die um's Jahr 622 in die Lex Bajuwar. neu eingetragene Strafbestimmung (tit. VI.), den Sonntagsentheiliger mit 50 Stockstreichen zu büßen; gleicher Abkunft ist die unter Karls Namen nach Bayern erlassene Verfügung, denjenigen mit Hunger und Schlägen zu züchtigen, der die Lateinformel des Glaubensbekenntnisses nicht auswendig lerne: Rettberg, Kirchengesch. 2, 217. Pertz, 3, 130. Letzteres, das sich gleichstark gegen Recht, Empfindung und Vernunft vergeht, stammt schon deshalb nur aus mönchischer Quelle, weil nicht der Kaiser, sondern der Clerus für die Alleingeltung lateinischer Gebetsformeln beim deutschen Laienstande eiferte. So also kam Stock und Ruthe wirklich zum Regimente, und um so erbarmungsloser mußten beide geschwungen werden, sobald sie nun Derjenige führte, der sie vorher ausschließlich zu kosten gehabt hatte.

Nach dem Plane dieses Themas soll allein von der Ruthe geredet werden; daß neben dieser die Klosterschule noch ganz besondere Züchtigungsmittel für ihre Lehrknaben besaß, muß übergangen werden, obschon sich auch aus ihnen ein gleich sicherer Schluß ziehen läßt, wie wenig oder gar nicht der Mensch dabei vorausgesetzt war; denn statt des Mittagsessens bekam der Sträfling Spülwasser zu trinken (Ecbasis V. 696), oder mußte an den Hundetrog (Parzival 528, 28). Die Ruthe aber schien bald so unentbehrlich, daß man sich sogar Gottes Sohn nicht jung und klein denken konnte, ohne diese große Lehrmeisterin ebenfalls kennen gelernt zu haben. Konrad von Fuezbrunn bei Krems in Niederösterreich schreibt gegen Ende des zwölften Jahrhunderts sein Gedicht über die Kindheit Jesu, ein Stoff, dessen Wahl allein schon für dieses Dichters Klosterbildung beweiskräftig genug ist. Sein Jesuskind wird in die ABC-Schule geschickt und will da beim Namen des ersten Buchstaben Aleph gleich auch dessen Bedeutung erklärt haben; für diese zu weit gehende Wißbegier bekommt das Kind auf der Stelle Ruthenhiebe: er in mit dem besmen sluoc. Wenn die heutige Volksrede parodistisch Schläge androht, so thut sie es unter dem Bilde eines bäumigen Pfarrers und seines hagenbuchigen Sigristen. Diese Gleichnißrede ist in unserer Dichtung schon sehr alt: rudis, ut papa salignus: Reinardus 4, 381. Immer aber, wo sie sich verräth, springt als ihr

tertium comparationis der dreinschlagende Priester heraus. Das mhd. Lügenmärchen von den achtzehn Wachteln sagt:

ein eichîn pfaffe, daz ist wâr,
ein büechîn messe singet.
der antlâz im gegeben wirt,
daz im der rücke gar geswirt.
der segen was ein kolbenslac.

(Grimm, KM. 3, no. 138. — Haupt, Zeitschr. 9, 308.) Im Großen Rosengarten pocht der Mönch Ilsan, statt auf seinen Pilgerstab, auf das unter der grauen Kutte geborgene Schwert und verfällt dabei in dieselbe stehende Phrase:

den orden trage ich rehte: sich an mîn predigerstap,
den mir in dem clôster der abt selbe gap,
der bihte ich hân gehoeret, diu buoze ist in ze swaer,
die sie hânt empfangen, sprach der bredigaer.

(W. Wackernagel, LB. 1, 800). Ebenso läßt Halbsuters Schlachtlied über den Sempachersieg die feindlichen Ritter mit der prahlenden Frage gegen die Schweizer anrücken: „wo sitzt dann nun der pfaffe, dem einer da bychten muß?“ worauf ihnen im gleichen Tone geantwortet wird:

zu Switz ist er beschaffen, er gibt eim herte buß.
he, die wirt er üch ouch schier geben,
mit scharpfen halenbarten wirt er üch gen den segen.

So pflanzt sich dieses Bild des groben Lehrpfaffen bis in das heutige Kinderspiel fort; da erscheinen dann der hagebuchene Küster und der nußbaumene Pfarrer, theilen das Weihwasser mit Knüppeln aus, und der Endruf heißt „selig ist der Mann, der dem Weihwasser entlaufen kann!“ Vgl. Simrock, KB. no. 512. Fragt man um den Sinn dieses Spieles, so liegt wohl die Antwort darauf im Bauernsprichwort: „chline Lüt het Gott erschaffe und die große Bengel wachse-n-im Wald.“ Es steckt also keineswegs bloß eine Parodie des kirchlichen Standes darunter. Der Mönch, der mit vergnüglichem Lächeln seine römischen Lustspieldichter immer von Neuem las und darin als höchsten Comödienspaß den ausgeprügelten Sclaven, nahm ebenso die Ruthe nicht blos

zur allgemeinen Lenkerin der jungen Geister, sondern sogar zum Sinnbild fröhlicher Tage. Auch zu Kinderfesten und Scherzen zog er dies Werkzeug hervor, wie es die Casus der St. Gallermönche um's Jahr 917 erzählen: Pertz, 2, 91. Als damals Bischof Salomo von Constanz in ihr Stift hinüber kam, am Tage der unschuldigen Kindlein, ward er nach herkömmlichem Festbrauch von den Klosterschülern zu ihrem Knabenbischof erwählt. Er gieng auf diesen Scherz ein, ohne jedoch der sonstigen Zucht dabei etwas zu vergeben: es mußte sich ein jeder erst mit Sprüchlein und Versen bei ihm von der Ruthe loskaufen, die er als der neu ernannte Knabenbischof statt des Krummstabs führte. Als dies den jüngsten und den ältesten fehlerlos gelungen war, umarmte und küßte Salomo sie, anstatt daß sie die Ruthe küssen mußten, und zu den drei Vacanztagen bekamen sie dreierlei Speisen aus der Abtsküche. Dies Fest des Knabenbischofs ist heute wohl fast gänzlich verschwunden, die Festruthe davon ist aber gleichwohl übrig geblieben. Sie lebt noch in den verschiedenen Benennungen mit fort, welche unsere Jugendfeste und Kindertage haben, z. B. das Virgatumgehen in der bayerischen Oberpfalz, der Ruthenzug in der deutschen Schweiz, der Fitzel- und Pfefferleinstag in Bayern und Schwaben. Man fitzte und trieb am 28. December Morgens die kleinen Schläfer aus dem Bette, das hieß auch auskindeln, dingeln, französisch innocenter, donner les innocents. Wie dann alles Rauhe durch lange Nutzung endlich sich glättet, so ist daraus zuletzt der ruthenführende Nicolaus geworden, jene halb freundliche, halb dräuende Erscheinung, der unsere Kleinen jeden Winter mit gemischter Empfindung entgegen sehen. Eingedenk seiner alten handgreiflichen Natur beginnt er im Hereintreten:

Gott grüß euch, liebe Kinderlein,
euch soll was Schöns bescheeret sein,
So aber eins nicht folgen thut,
dem bring ich die gesalzne Ruth.

Nun müssen sich die Kinder der Reihe nach gleichfalls erst bei ihm loskaufen. Sie weisen ihm die Schreibhefte vor, sagen ihre Sprüchlein auf und zeigen besonders „das Nicolausen-Hölzli" her, ein vierkantiges Stäbchen, auf welchem die Zahl aller rechtgesprochenen Gebetlein eingekerbt steht. Es setzt dann hiefür die üblichen Geschenke ab. Dem kleinsten des Hauses aber steht manchmal am folgenden Morgen

ein verziertes Tannenbäumchen besonders vor dem Bette: denn also entzaubert sich über Nacht Schlotfegerbesen und Ruthe, welche Nicolaus oder sein Knecht Schmutzli mitzutragen nie vergißt. Und dies heißt der Clausgrotzen.

Jedoch so schnell und auf so anmuthige Weise, wie es nach dem Aussehen unserer jetzigen Familienbräuche scheinen könnte, hat sich das rauhe Strafverfahren im Erziehungswesen nicht abgeändert. Es wurden im Gegentheil erst noch die erniedrigendsten Ehrenstrafen aus dem bürgerlichen Strafcoder entlehnt und in die Schulstube herüber versetzt. Wie sonst Meineidigen geschehen war, so mußte jetzt der läugnende Schulknabe den Besen in der Hand emporhalten; er mußte unförmliche Mützen aufsetzen, wie sonst ein Geschändeter den spitzen Judenhut; er mußte knieend Abbitte leisten, oder im hintersten Winkel stehen, auf Erbsen, schneidigen Kanten knieen, wie sonst Verbrecher bei Kirchenbußen; an dem Schulpranger stehen und den Kopf durchs Schandmäntelchen stecken, oder die Eselsbank auf die Schulter nehmen, wie sonst straffällige Ritter den Hund; Strick und Roßkette um den Hals tragen, wie gebüßte Vasallen den Sattel am Rücken, wie Kriegsgefangene ihren Strick; rückwärts auf dem hölzernen Esel sitzen, wie schlechte Dirnen u. s. w. Keins dieser Folterwerkzeuge fehlt, wenn wir die Einrichtung einer Schulstube auf alten Holzschnitten betrachten, wie eine solche z. B. in Petrarchä Trostspiegel, Frankf. 1572, Bl. 72 abgebildet und Bl. 142 beschrieben ist: alles ist da in Fülle vorhanden, Roßketten, Roßschwänze, Eselskappen und Ruthen. Sogar die alte criminalistische Sitte, dem Verurtheilten zuweilen eine dreifache Wahl der Strafart frei zu geben, wornach die Lallenburger ihrem zum Hängen verurtheilten Dieb unter dreierlei Bäumen die Wahl lassen, wiederholt sich ebenfalls in den Schulstrafen. Den Schülern zu Aarau, die sich in der Kirche übel aufgeführt, wurden im Jahre 1606 vom dortigen Chorgericht dreierlei Strafen freigestellt: den ganzen Katechismus binnen 14 Tagen auswendig zu lernen, oder drei Tage in den Thurm gesperrt, oder drittens in der Schule gestäupt zu werden. Sie thaten dem Katechismus die Ehre der Wahl an, den man ihnen so kluger Weise auf einen Rang mit Stock und Gefängniß gesetzt hatte: M. Schuler, Sitten und Thaten der Eidgenossen 3, 347. Kein Wunder! Ehedem war der Knabe Luther, wie Jean Paul Richter beibringt, während eines Vormittagsunterrichtes fünfzehnmal ausgeprügelt worden; ehedem hatte Melanch-

thon von seinem Lehrer Hungarius für jeden Lateinschnitzer einen Streich bekommen: „und also, sagt er selber, machte er einen Grammaticus aus mir.“

Daher finden sich eben in den Schriften auch derjenigen Männer, welche milderen Erziehungsgrundsätzen huldigen, gleichzeitig grobsinnige Aeußerungen, durch welche der Werth ihrer früheren Worte fast aufgehoben zu werden scheint. Geiler macht selber keine Ausnahme, und es gienge durchaus nicht an, nachfolgende Stellen auf Rechnung seines Nachschreibers, des Joh. Pauli, schieben zu wollen, dessen unziemliche Selbst-Einmischung in Geiler's Predigttexte sonst genugsam bekannt ist. Geiler „von den Sünden des Mundes“ Bl. 16, 25 sagt wiederholt: „wenn deine kind geschleckt haben und den anfahen sich entschuldigen mit lugin, und brechen also bletter und machen questen von feigenblettern (wie beim Sündenfall), so solt du birckinquesten machen von birckinreißen und mit denselbigen jnen das weren, das si hinten und fornen blitzen und uffspringen: es ist ein guote ruotenlatwerg, wenn sie liegen. also dick es lügt, so dick gib jm ein schlecklin mit der ruoten: das ist ein birckinlatwergen, es ist nit peßers dafür uff ertrich weder eben daz.“

Es ist uns werthvoll und verbürgt unsere über den Einfluß der Klostererziehung gemachte Aeußerung, daß auch Sebastian Brant sich zu derselben Zuchtansicht bekennt, während er sonst doch Plutarch's milderer Gesinnung folgt und die Schläge verwirft. Im Narrenschiff, cap. 6 „von ler der kind,“ sagt er:

Die ruet der zucht vertribt on smertz
die narrheit uß des kindes hertz,
on straffung selten yemens lert.

Der Herausgeber Zarncke weist S. 312 die Originalstelle dieser Brant'schen Verse nach, Proverb. 22, 15: stultitia colligata est in corde pueri, et virga disciplinae fugabit eam. Auch dem H. Sachs scheint dieselbe vorzuschweben: „daß ihr solt ewere kinder halten unter der ruthen, die mit schmertzen des kinds thorheit treibt auß dem hertzen.“ Dieses Schwanken unserer Humanisten zwischen Milde und Dreinschlagen ist bezeichnend; es war ihnen eben ihr Klosterverslein nicht aus dem Sinne zu bringen: ubera matris habes, verbera patris habes, — und das 15. und 16. Jahrhundert fabricierte noch eine Unzahl

34*

Preislieder auf die Ruthe. Dieselben Männer werden dann noch theilweise ihre Schutzredner, welche in ihrer Jugend so sehr unter ihr geseufzt haben, daß sie auch in den Bekenntnissen aus ihren alten Tagen mit Ingrimm die erduldete Barbarei verwünschen. Derselbe Agricola, dessen Rechtfertigung körperlicher Züchtigung vorhin angeführt wurde, bezeugt es als ein Factum vom Jahre 1519, daß vierundzwanzigjährige Schüler von dem Lehrer mit Ruthen gestrichen wurden. Der Zeitgenosse Luthers, Rabelais, kommt im Gargantua 4, 21 auf seine Jugenderlebnisse zu sprechen, die er als Schüler im Collegio Montagü gemacht hatte, und übersetzt scherzweise die Stelle: horrida tempestas montem turbavit acutum, „Tempest war ein arger Knabenwipper auf dem Collegio Montagü.“ Erasmus von Rotterdam, der selber ein Schüler dieser Anstalt gewesen war, erzählt in seinen Colloquien, wie man daselbst die Studenten mit der Peitsche bis aufs Blut geschlagen habe „mit solcher Henkersstrenge, daß ich nichts davon sagen mag. Freilich hieß es dann, der Trotz muß gebrochen werden: aber Trotz war diesen Leuten jede edlere Regung des Geistes.“ In einem gleichen Zustande waren damals alle berühmteren Schulen. Königin Elisabeth von England fragte bei einem Besuche der Lateinschulen einen Knaben, der ihr wegen seiner hübschen Art ins Auge fiel, ob er wohl auch schon Schläge bekommen habe. Seine augenblickliche Antwort war der virgilische Vers Aen. 2, 3: infandum, regina, jubes renovare dolorem. Dies war der Dichter Owenus. Gleicherweise nimmt der Epigrammatiker Owen in einem seiner Sinnsprüche förmliche Blutrache an dem Birkenbaum und schickt sich an, ihm das Blut auszusaugen: verdammter Baum, der du so oft mein Blut getrunken, jetzt trink ich deins! sagt er mit frostigem Spaß vom Birkensaft. Die Kirche besitzt am heiligen Felix de Pincis einen eigenen Schulheiligen. Derselbe hat sein Martyrthum dem Züchtigen der Schulkinder zu verdanken. Die Legende sagt, er sei Schulmeister gewesen, nachher Bischof geworden, von den Heiden aber eingefangen und auf ihr Anstiften von seinen früheren Schülern, die er oft gezüchtigt hatte, mit Griffeln erstochen worden. Er wird daher abgebildet, wie Kinder nach ihm mit Griffeln stechen und mit Schreibtafeln schlagen: Attribute der Heiligen, Hannover 1843, S. 65.

Solcherlei Einrichtungen in den berühmten Schulanstalten Altenglands sind es, welche heutzutage dorten so laut nach Reform rufen, daß sie manchen Parlamentsredner sogar zum Gegner der klassischen Bil-

dung überhaupt gemacht haben; während unsere reisenden Schulmänner, vom äußerlichen Firniß und Glanz englischen Reichthums bestochen, sich zu einem Schutzworte für diese von ihnen vorübergehend betrachteten Anstalten verstanden, ja deren veraltete Einrichtung und Prügelsystem uns Deutschen neuerdings anempfohlen haben. Vgl. Friedemann, Paränesen 1, no. 12. Würden diese Wünsche erfüllt, so wäre die Folge davon bei unsern Knaben eben dieselbe, die auf unsern Schulen bereits getilgt, in England aber noch immer bei Schülern und sogar bei den jungen Officieren im Schwange ist. Die Letzteren werden als neu Eintretende einem so rohen Willkomm von Seiten ihrer Kameraden ausgesetzt, daß es noch jüngsthin darüber zu ernsten Untersuchungen in der Armee gekommen ist. Von unsern Anstalten erzählt ein jüngeres Beispiel Regis, Uebersetzung des Rabelais 2. Thl. 1, 592. Als er im Jahre 1803 in die Klosterschule Rosleben eintrat, wurde er zur Einweihung so lange mit Plumpsäcken um eine Eiche herumgetrieben, bis er mit den Zähnen ein Stückchen Rinde daraus gebissen hatte.

Ganz nach dem Gesetze mönchischer Zucht und klösterlicher Abgeschiedenheit hatte auch die Hansa, diese größte Institution, zu welcher es die bürgerliche Thätigkeit Deutschlands vormals gebracht hat, ihre Factoreien eingerichtet. Diejenige, welche sie zu Bergen in Norwegen besaß, bestand aus dreitausend Meistern, Gesellen, Jungen und Altermännern. Alle aber mußten unverehelicht sein. Verlust des Bürger- und Hanserechtes, oft noch härtere Strafen, vielleicht selbst der Tod, standen auf der Uebertretung dieses Gebotes. Alle wohnten zusammen in dem Stadttheile, der die Factorei bildete; keiner durfte des Nachts außerhalb der Brücke bleiben, ungeheure Hunde liefen dann umher und zerrissen den, der zur Unzeit in diese Gegend drang. Jeder Hauswirth mit den ihm untergebenen Gesellen und Jungen bewohnte seinen einzelnen Hof, in welchem stets ein einziger Ofen, ein gemeinsamer Eßtisch und Schlafsaal war. Zehn Jahre lang mußte jeder Einzelne hier Dienste thun, bevor er wieder nach Deutschland zurückkehren durfte. Die Abgehenden wurden aus den Gesellen und Jungen ersetzt, wenn deren Lehrzeit um war, diese letzte Klasse aber stets aus den Hansestädten ergänzt. Keiner ward angenommen, der nicht vom Stubenjungen herauf diente; von dieser niedrigsten Stufe an ward man Bootsjunge, gelangte von dieser zur Würde eines Gesellen, diese wurden Meister oder Hauswirthe und konnten endlich zum Amte eines Altermanns emporsteigen. Bevor

aber die Neuankommenden in die Factorei aufgenommen werden, oder zu den höheren Graden vorrücken konnten, hatten sie eine Reihe sonderbarer Proben zu bestehen, über deren wirklichen Zweck sehr verschiedene Meinungen gelten. Die Hansestädte selbst und die Könige von Dänemark wollten diese barbarischen Proben der Lehrlinge vertilgt wissen, als ein milderer Zeitgeist die Oberhand gewann; es fruchtete nichts, die Factorei hielt streng an fortdauernder Erfüllung derselben. Der Aufzunehmende sollte die Wichtigkeit des Schrittes, den er that, recht greiflich fühlen, den Zunftgeist recht früh eingepflanzt erhalten. Geistliche, Ritter und Gelehrte, sowie alle Handwerker gefielen sich zu jener Zeit in solcherlei Gebräuchen. Hier in Bergen aber trieb die klösterliche Abgeschlossenheit, die Langeweile, der lange Winteraufenthalt, die Abgeschiedenheit in unwirthbaren Gegenden eine ungezügelte rohe Phantasie zu den gröbsten Verirrungen. Spiele nannte man diese Proben. Man zählte über dreizehn solcher, die das Comptoir mit seinen Leuten abhielt. Es waren wunderbare Mummereien und öffentliche Narrenaufzüge, Wassertauchen, Aufziehen am Seil, während unter dem in der Schwebe Hängenden stinkende Dinge angezündet wurden. Das Wasserspiel ward um Pfingsten abgehalten. Die Lehrlinge wurden zuvor frei bewirthet, dann zu Schiffe gebracht, entkleidet, dreimal ins Wasser getaucht und wenn sie wieder emporkamen, mit Ruthen gepeitscht. Einst ward einem beim Heraufziehen ins Boot an einem hervorstehenden Nagel der Leib aufgeschlitzt. Das Staupenspiel wurde mit größtem Gepränge begangen und setzte ganz Bergen in Bewegung. Die Jungen wurden in Boote gesetzt, mit welchen sie nach der nächsten Hutung ruderten und dorten Maienzweige brachen; vor Abend durften sie nicht zurückkommen. Dies war also ein Maienzug. Während der Zeit richteten die Wirthe ihnen das Paradies zu, ein mit Teppichen umhangener Hofraum. Hier lagen die gebundenen Ruthen für die zu Geißelnden. Acht bis zehn der stärksten Gesellen wurden zum Peitschen gewählt. Am Abend überbrachten die Lehrlinge ihre Maienzweige und steckten Tannenbäume im Hofraume auf. Am frühen Morgen zog man unter Trommelschlag paarweise, aber umgeben von Narrenmasken mit Kalbsfellen und Kuhschwänzen, die Aeltesten in Mantel und Degen, hinaus in einen Garten zum Mittagsschmaus. Dabei trug jeder Lehrling seinen grünen Zweig in der Hand. Auf dem Rückwege wurde Jeglichem noch ein Glas Wein kredenzt. Hierauf hielt man ihnen eine Anrede, deren Schluß hieß:

Wer sich nicht getraue, das Spiel auszuhalten, der habe noch Freiheit, zurückzutreten. Die zagenden Jungen versprachen alles und baten nur um gnädige Bauern; so nannte man die mit der Züchtigung Beauftragten. Der Narr holte nun einen nach dem andern, führte sie ins Paradies, wo sie von den handfesten Gesellen über die Bank geworfen und blutig gepeitscht wurden; daneben stand einer, der das Becken schlug. Die Züchtigung eines Jeden dauerte so lange, als die Becken gerührt wurden; außerhalb des Hofes schlug ein anderer die Trommel, damit das Geschrei und Wehklagen nicht deutlich gehört werden konnte. Nach vollendetem Spiele bat der Platznarr die Vorsteher, daß zum Flor der Handelsschaft und des Comptoirs diese edle Sitte stets erhalten bleibe. Ein Abendschmaus beschloß das Fest, wobei die Gepeitschten aufwarteten; setzte sich einer vor Schmerz oder Müdigkeit nieder, so ward er zur Aufmunterung folgenden Tages ins Wasser geworfen. Verschiedene dänische Könige haben diesen Spielen mit großem Vergnügen beigewohnt.

Husanus, ein nachmals nicht unberühmter Gelehrter, welcher in seiner Jugend hieher gesandt war, um auf dem Comptoir aufgenommen zu werden, hielt zwar die Züchtigung einmal aus, schickte aber dann sein blutiges Hemd seiner Mutter zu. Sie rief ihn ab, und er ward auf diese Weise für die Studien gewonnen. Aus Sartorius Gesch. der Hanse 2, 348 ff.

Dies alles sind Erbstücke, welche die Schule aus den Klosterschulen mit herüber genommen hat. Sie wurde allerdings eine bürgerliche, aber die gelehrten Ajase und Attilas der früheren Periode, diese Geißelschwinger der alten Schulstube, giengen gewöhnlich auch mit in die neu bezogene hinüber, und da jetzt die Schulzucht unter hochobrigkeitliche Aufsicht zu stehen kam, so bekam der alte Mißbrauch sogar Gesetzeskraft, und es wurde von nun an noch viel gefährlicher, an ihm rütteln zu wollen. Errichtet da eine Stadt ein neues Schulgebäude, so läßt sie, wie an demjenigen zu Burgdorf bei Bern zu sehen ist, den obrigkeitlichen Wappenbären am Portal ausmeißeln, der eine dicke Birkenruthe in die Höhe reckt. Und da der Winterthurer Schulmeister Hans Kugler verstirbt, wird ihm folgendes Zeugniß tüchtiger Amtsführung zur Grabschrift gegeben, wie Troll verbürgt, Gesch. v. Winterthur 2, 6:

Hier schläft nach langer Arbeit sanft genug,
Der Orgel, Schüler, Weib und Kinder schlug.

So drang die Schulfurcht in alle Kinderfreuden ein und sie redet selbst heute noch theilweise aus ihnen. In Fischart's Verzeichniß der Kinderspiele, Gargantua cap. 25 erscheint eines „des ernsten schulmeisters.“ Im Volksreim vom Katerindchen, das in die erste ABC=Stunde gehen soll, heißt es (Weyden, Cölns Vorzeit, S. 226):

Magister nohm de birkeroot
un schlog dat Drückche baal half tud.
de kinderche krempden de böchelger zo.
un lesen glich all zor schullen erus.

Ein anderes verbreitetes Volkslied über den Handwerksbetrug, der den verschiedenen Berufsarbeiten eigen ist, fragt zum Schlusse (Hoffmann, Schles. Volkslieder no. 270), wie machen's denn die Schullehrer?

Sie prügeln die Kinder, daß es kracht,
Ihr Weib es mit ihnen nicht besser macht:
So machen sie's. —

Kein Wunder auch, daß sogar die Eltern an der Kinder Statt vor dem Schulbesuche zitterten und Wege ersannen, um der Ihrigen voraus ersichtliches Schicksal zu lindern. „Seht ihr, sagt Fischart, Gargant. cap. 5, wie sie die kinder lehren beten, schicken sie zur kirchen und schulen, verehren dem schulmeister etwas, daß er sie nicht streich, geben für, sie seyen kranck, könnten nit zur schulen kommen.“ Eine unvermeidliche Folge war's, daß die so hart gezüchtigen Jungen und Mädchen eben so wild dreinschlagende Väter und Mütter wurden, und daß die abgestumpfte Empfindung alle Stände durchdrang. So wurde dann am englischen Hofe ein eigner Whippingboy, am französischen Hofe ein souffre douleur gehalten, ein angestellter Prügelbube, welcher anstatt des in Erziehung stehenden Prinzen die diesem zuerkannte Ruthenstrafe beim Unterrichte erleiden mußte. Die Noth, die ein solcher Prügeljunge am spanischen Hofe auszustehen hatte, benützte unser Schiller zu einer eigenen Declamation in Don Carlos, Act 1, Auftritt 2. Erwacht zuweilen in einzelnen Obrigkeiten ein Reuegefühl über derlei Ausgeburten, so kommt es wohl auch zu augenblicklichen Erlassen, in denen eine humanere Behandlung erzweckt werden soll; aber erbarmungslose Nach-

sätze folgen sogleich mit und heben in demselben Athemzuge das Gutgemeinte wieder auf. In solchem Widerspruche verfügt die Eßlinger Schulordnung vom Jahre 1548: der Lehrer soll seine Schüler nicht an den Kopf schlagen, sie weder mit Tatzen, Schlappen, Maultäschen und Haarrupfen, noch mit Ohrumdrehen, Nasenschnellen und Hirnbatzen strafen, keine Stöcke und Kolben zur Züchtigung brauchen, sondern — — allein ihnen das Hintertheil mit Ruthen streichen. Kein Schüler darf in der Schule deutsch sprechen, sonst soll ers von Stunde an mit dem Hintern zahlen: Pfaff, Gesch. der Reichsstadt Eßlingen, S. 236. Will man etwa hierfür im Stillen erwägen, wie so selten unsere jetzige Lateinschule zu ähnlichen Ausstellungen noch Anlaß gebe, so überhöre man wenigstens nicht, was folgender schweizerische Kinderspruch darüber beichtet, Basler KinderR. 1857, no. 107:

Nominativ, leg di,
Genitiv, streck di,
Dativ, über der Bank,
Accusativ, mach nit lang,
Vocativ, o weh,
Ablativ, s' ist scho g'scheh.

Kasernenerfahrung ist, daß der am schärfsten geprügelte Gemeine einst den barschesten Corporal giebt. Hätte denn die Schule unter ähnlichen Bedingungen es zu andern Früchten bringen sollen? Als daher einst Knebel seinem Freunde Göthe meldete, man mache an der Universität Jena die Bemerkung, daß die daselbst mit den Naturstudien Umgehenden ein humanes Leben um sich verbreiten, dagegen die, welche die Humanitätsstudien betreiben, gerade die Inhumansten seien, ertheilt Göthe, damaliger Universitätscurator, unverzüglich die aufklärende Antwort: „deine Bemerkung zu Ehren der Naturstudien gilt nicht nur für Jena und für diesen Moment allein, es liegt ein viel allgemeineres dahinter. Schon fast seit einem Jahrhundert wirkten Humaniora nicht mehr auf das Gemüth dessen, der sie treibt, und es ist ein rechtes Glück, daß die Natur dazwischen getreten, das Interesse an sich gezogen und uns von ihrer Seite den Weg zur Humanität geöffnet hat." Briefwechsel zwischen Göthe und Knebel 1, no. 310. 311. Die Verwandtschaft zwischen Göthe's Briefstelle und dem vorhin angeführten Baslerreim ergiebt sich ungesucht, es ist das Urtheil, welches zu einer leiblichen Erfahrung tritt.

Den Erzähler reizt es keineswegs, der Geschichtschreiber dieser tobsüchtigen Flegeljahre der Pädagogik zu sein; das Thatsächliche aber, das nun noch beizubringen ist, darf hier nicht übergangen werden, es setzt der Pyramide erst die Spitze auf, es ist die äußerste Höhe, zu welcher sich die Verläugnung des uns inne wohnenden Sittengesetzes wissentlich je verstiegen hat. Wenn sich darthun läßt, welcher Last und wie man ihrer losgeworden sei, welch ein unerschöpflicher Vorrath von Hilfsmitteln auch in der mißbrauchten Menschennatur übrig bleibe, wie mächtig und siegreich das unbeachtete Eltern- und Kinderherz zuletzt sogar gegen eine vermeintliche Staatsweisheit ist, so beweist ja selbst dieser geringfügige Gegenstand, wie viel auch künftighin des Herzkränkenden und Liebelosen sicher von uns hinweggenommen werde.

Ein berühmter deutscher Prediger, der vor Erzherzogen, Fürstbischöfen und Aebten, vor dem Hofe, der Armee und dem Volke seine Kanzel aufschlug, auf dem Marktplatze Wiens, weil die Kirchen für seine Zuhörer zu klein geworden waren, läßt sich über die Kinderzucht wiederholt vernehmen. Er behauptet, der Engel Gottes, der dem kinderschlachtenden Abraham ins Messer gegriffen, habe einen Fehlgriff gethan und hätte, statt abzuwehren, besser dem Vater zurufen sollen „extende manum tuam super puerum!“ Er behauptet, die alttestamentliche Fabel von den Bäumen, die sich den Oelbaum zum König setzen, sei mißrathen, den Birkenbaum hätten sie von rechtswegen dazu erwählen müssen. Er behauptet, weil der Jünger Judas in der Jugend die Ruthe zu selten bekommen habe, sei derselbe zum Verräther Christi geworden; und um so überzeugender sei daher die fernere Geschichte von einem ihm, dem Kanzelredner, selbst bekannt gewesenen Muttersöhnlein: denn da dieses im achten Altersjahre die Ruthe noch nicht einmal gesehen hatte, so wurde es bald hernach ein sittenloser Verschwender, dann ein unbrauchbarer Klösterling, zuletzt aber gar ein Lutheraner und starb am Galgen. Man mag an diesen Worten errathen, daß man den Ulr. Megerle vor sich hat, dessen „Judas der Erzschelm“ diese und noch viel schlimmere Behauptungen zum Besten giebt; aber dies vergißt man etwa darüber, daß dieser Barfüßer geradezu ein Lieblingsprediger seiner Zeit war. Der Zusammenhang zwischen dem sittenlosen Inhalte seiner Reden, und zwischen den Sitten seiner Zeit muß sich nun irgendwie auch thatsächlich verrathen. Was nun dieser predigende Schwabe den höchsten Ständen unbeanstandet vortragen durfte, das hat gleichzeitig sein

lehrender Landsmann Joh. Jakob Häberle an den unteren Ständen ebenso unbeanstandet in Vollzug gesetzt. Jener predigte Schläge, und dieser vertheilte sie lehrend. Dieser Schulmann hat über alle Strafen Buch gehalten, die er während einer 51 jährigen Amtsführung an die ihm anvertraute Jugend ausgetheilt hat. Neben 24,010 Ruthenhieben im Laufenden vertheilt, erscheinen da noch 36,000 Ruthenhiebe, die bloß für nicht erlernte Liederverse besonders gegeben worden sind. Dazu kommen 1707 Extrafälle, wo die Strafruthe nur gehalten werden mußte. Wer den übrigen Summen nachfragt der von ihm ausgetheilten und in sein Strafbuch notirten Maulschellen, Handschmissen, Pfötchen, Notabenes mit Bibel und Gesangbuch, Kopfnüssen u. s. w., der findet das Verzeichniß hiervon bei Eggert, De ratione, qua juvenes ad humanitatem informandi sint. Neustrelitz 1828, sowie abermals dasselbe in A. G. Langes vermischt. Schrift. 1832. S. 187. Häberle war ein schwäbischer Lutheraner, Abraham a. S. Clara (Megerle) war ein schwäbischer Katholike; und einer bewies dem andern, daß damals keine der beiden Confessionen ihren etwaigen Convertiten weniger Prügel in Aussicht zu stellen hatte. Jenes von Megerle angeführte Muttersöhnlein hatte also sehr falsch speculiert gehabt, als es lutherisch wurde. Die strengreformierten Berner ließen laut Schulordnung von 1616 die Ruthenstrafe nicht nur an den untern Schulen, sondern auch an den Studenten der Philosophie vollziehen und nur die Theologen sollten ihr nicht mehr unterworfen sein: M. Schuler, Sitten und Thaten der Eidgenossen 3, 334. Wenn sich nun aber, durch solche Ausnahme verlockt, irgend ein weichherziger Lehrer einfallen ließ, an eine noch weiter gehende Milde zu glauben, auf dessen Haupt schüttete sich dann aller Regentenzorn unvermeidlich aus. Der Winterthurer Magistrat verfügte im Jahre 1771 gegen den Stadtpräceptor Ant. Reinhart, nachdem derselbe zehn Jahre daselbst zu großem Nutzen in Dienst gestanden, „wofern er sich weigere, den Schüler Knuß öffentlich selbst zu züchtigen, anstatt ihn bloß durch den Stadtknecht auf der Schullaube aushauen zu lassen, und morgen der Erkanntnuß MGHherren noch nicht nachgekommen sei — so sei er vor Rath gestellt:" Troll, Geschichte von Winterthur 2, 126.

Dies geschah in der gleichen Zeit, da im Aargau zu Baden noch folgender wunderliche Brauch bestand. Die Tausende von Badegästen erhielten daselbst noch keine eigenen Badewannen, sondern mußten in

einem großen Wasserbecken gemeinschaftlich zusammen sitzen und ihre Curen abmachen. Indessen stand am Rande draußen der sogenannte Badvater, neben ihm ragte an hoher Stange aufgepflanzt eine Birkenruthe. Friedfertig überblickte er so seinen dampfenden Teich voll Insassen; sobald aber ein Patient sich zu lebhaft geberden wollte, langte jener Fernhintreffer mit der Stange hinüber und gerbte ihm das bloße Fell. Jener Rathsbeschluß Winterthurs und diese Cursitte zu Baden sind noch keine hundert Jahre alt, wo aber fände heute ein solches Bad Gäste, oder ein solcher Rath Lehrer? Um wie viel empfindlicher also ist uns seither Hand und Haut geworden. Wir wollen daraus nicht zu viel auf einmal beweisen. Noch hat unter den Pädagogen die Ruthe ihre Curtmane, ihre Lobredner; aber ihnen antwortet alsbald ein Geist wie Lavater und Schleiermacher. Dies beweist, daß in der Neuzeit die Kirche dasjenige Gute, das sie allenthalben zu lehren trachtet, im Menschen wieder voraussetzt, also auch in jenen „Schwachen und Unmündigen, denen es geoffenbart ist." Die verwilderten Zustände, in denen wir festsaßen, lassen wir uns sogar von Wilden bemerken; „man hat mir erzählt, daß ihr euere Kinder schlaget, das ist sehr grausam," sagte im letzten Jahrzehent ein Häuptling der Sioux-Indianer am Missouri zum reisenden Catlin (Reise, übers. v. Berghaus 1851, S. 331). Wir horchen auf solche rauhe Stimmen der Urwälder, denn wie würde sonst der Buchhandel mit ihnen auf unsere Leselust zu speculieren vermögen. Dies beweist, daß wir den eifersüchtigen Schulstolz des Pedanten und die erfahrungslose Aufgeblasenheit der Nationaleitelkeit hingeben gegen die aufrichtigere Empfindung echter Scham. Es hat uns das nationale Bewußtsein von der geschichtlichen Vergangenheit bis auf die Wissenschaft hierüber gemangelt; aber die wenigen Ueberreste von Sitte und Zucht alter Zeit sammeln wir mit tausendfacher Emsigkeit und Freude, selbst Aufsätze wie gegenwärtiger finden neben dem Denkleser auch ihren bloßen Unterhaltungsleser; dies beweist, daß nach und nach alle Stände wieder sich einigen, um von gleichem Geiste beseelt der Menschennatur ihr Recht zu lassen; daß die verschiedenartigen Bildungsgrade wenigstens in diesem Grundsatze nicht mehr verschieden sind. Statt des finstern Ernstes und des verzeihungslosen Gerichtes ist die feine Menschenfreundlichkeit bei uns eingekehrt, die ausharrende Sorgfalt, welche den Feigenbaum nicht verflucht, wenn er nur eine einzige Frucht trägt, sondern zu ihm sagt, seine Früchte sollen sich mehren. Liebe und Freude ist

die Hauptsumme aller Erziehungsweisheit. Nach Lavater's Sinn wären Liebe und Freude unzertrennlich mit Religion und Tugend. „Wenn mich Jemand fragen würde, schreibt er einmal, sage mir, was ist Religion? so würde ich antworten: Religion ist Freude an Gott und Allem, was Gott ist. Traurig sein, immer seufzen und zittern, gehört nicht zur Religiosität. Evangelium, Freudenbotschaft! wie wenig kennt dich der, der dich eine Freudenstörerin nennt. Freuen sollst du dich, o Mensch, das ist deine ganze Pflicht!"

Will man nun ein das ganze Volk umfassendes Resultat aus dem hier Vorgetragenen ziehen, so liegt es in Folgendem.

Unsere Familien- und Schulzucht geht nicht mehr den Weg des antiken Staatsdespotismus, der das Kind als elternlos erzog; nicht mehr den germanischen Rechtsweg, welcher es nur standesgemäß erzog; nicht mehr den ascetischen Klösterlingsweg, der es mittelst einer künstlichen Hölle vor der wirklichen erretten wollte; nicht mehr den poetisch-patriarchalen Gnadenweg, der den Sträfling nach Herrenlaune außer Strafe setzte und über die Ruthe springen ließ; nicht mehr den Magisterweg, der es zum Zornbraten und zum prämienbehangenen Monstrum zugleich machte. Ist der Besem abgebraucht, so muß er auch in Ofen, sagt Lehmanns Florilegium. Alle diese Erziehungsmittel sind stumpfgekehrte Besen, und man darf sich nur erinnern, daß dies unsere eignen Väter unter der europäischen Jugend zuerst empfanden, als sie auf der Wartburg tragikomisch den Stock verbrannten. Und so wissen wir selbst, daß sogenannte väterlichregierte Staaten solche waren, in denen die Form des Gesetzes am meisten vernachlässigt werden durfte; wir wissen, daß väterlich geleitete Familien diejenigen sind, welche für die reinhäusliche Erziehung gar keines Gesetzes bedürfen, und wir werden beides wohl nicht wieder mit einander verwechseln lassen. Ehemals verfuhr man despotisch und man wurde darüber feig. Heute, so hört man sagen, erziehe man zu frei, und man werde empfindlich und weichlich. Aber unsere raschgehende Zeit, unsere Productions- und Erwerbsthätigkeit, welche von sich aus Continente durchsticht und nordische Wüsten cultiviert, wird diesen Vorwurf wahrlich nicht lange gegen die Jugend mit Grund machen lassen. Denn darum schützt und nährt der Vater, dazu lehrt die Schule, daß der Sohn möglichst ungeschlagen durchs Leben komme, unabhängig werden, oder die Armuth tapfer überwinden lerne.

Ein Gedenkvers unseres dreizehnten Jahrhunderts gilt daher auch unseren Tagen (Mone, Anz. 1838, 506):

Cum tibi sunt nati nec opes, tunc artibus illos
Instrue, quo possint inopem defendere vitam.

Nachträge.

1. Zum ersten Theil: Kinderlied.

No. 19.

Zum Lautspiel der consonantischen Anlautsformeln.

E so ne Lebtig, wie dä Lebtig e Lebtig gsi isch, han i no kei Lebtig vo alle Lebtige, wo-n-i erlebt ha, nie erlebt. Basler-Kinderreime 1857, p. 82.

No. 130.

Eine Scheibe (Saira geheißen) wird an einem Faden in Schwung von unten nach oben erhalten und dazu gesungen:

Ça ira, ça ira, ça ira-ça
d' Franzose ziehn nach Afrika,
z' Afrika isch Lumpegeld,
die Franzose ziehn ins Feld.
(Statt der zweiten Zeile heißt es auch:)
Geld isch besser as Assignat.

Basler-Kinderreime 1857, p. 47.

No. 184.

Der Käfer Siebenpunkt heißt schwedisch Jungfru Marias nickelpiga, bei den Inselschweden auf Runö nickelpia, auf Dagö Gês-wallpika, Jesu Hirtenmädchen, auf Worms Gês-hêna, Jesuhuhn,

in Westgotland gull-höna. Das Kinderlied der Inselschweden auf Worms und Nuckö lautet darüber:

Gullhêna, gullhêna!
Lät sôlen skîna!
Mulle-fläken, mulle-fläken,
Lät wäre drîwa!
Skärt up i sunna,
Mullen gär ner i nôrda!
Goldhenne, Marienwurm,
Laß die Sonne scheinen!
Regenwolke, Wolkenfleck
Laß den Wind vertreiben!
Klar auf im Süden,
Wolken gehn nieder im Norden!

Rußwurm, Eibofolke 2, 122.

No. 207.

Fingerbezeichnung. (Däumchen, Bräumchen, Langemann, Dorrmann, Düppchen)

Däumling hat Ochsen 'kauft,
Fingerling hat beigeschafft,
Langemann hat todtgemacht,
Kleinjäckchen hat Würst gemacht,
Kleinteufelchen hat sie all' geß.

Schmitz, Eifler-Sitten 1, p. 73. 74.

Eh, dä het kei Hemd a! (Der Finger, womit man auf einen zeigt.)
(Man fährt den Falten der Hand nach:)
Do ane lauft e Wegli,
Do ane springt e Häsli.
(Jetzt werden die Finger gezählt:)
Dä het's g'schosse,
Dä het's g'wäsche,
Dä het's brote,
Dä het's gesse,
Und dä klei Binkisli
Het müeße s' Tellerli usschläcke.

Basler-Kinderreime 1857, p. 8.

No. 239.

Die Kinder der Inselschweden auf Nuckö und Worms zählen sich mit folgenden Reimwörtern aus (vgl. Rußwurm, Eibofolke 2, 122):

Essike, tessike,
Sêmer mâker,
dicker dacker,
filter falter,
waggane walter,
tippan, tillan pois. —
Issiken, tissiken,
sîmon mâmon, ꝛc. —
Issikenne, tissikenne,
sâkin mâkin,
kiltur, koltur, ꝛc. —

Aehnlich in Finnland:

Essike, tessike,
touko louko,
sîmike mâke,
kulte kalte,
mâkama tais,
tilleri, tippan tuttan, pois.

Von den Zählreimen solcher Art im Munde der Judenkinder handelt unser Buch 1, p. 134.

No. 260.

Die Zeiteintheilung, nach welcher die sich selbst überlassenen Inselschweden rechnen, hält sich an das Alter der Väter und Großväter und dabei bezeichnet man die Generationen mit lê, Glied, oder mit knä, Knie. Rußwurm, Eibofolke 2, 179.

No. 279.

Das Volksbuch vom Finkenritter, welches bald dem Fischart, bald dem Schulmeister Lorenz von Lauterbach zugeschrieben wird, um 1560 gedruckt, zeigt in seiner Prosa, wie altherkömmlich die einzelnen Reimreden des Kinderspruches sind; dorten heißt es in der Dritten Tagreise

des Finkenritters: Da kam ich zu einer zwilchen Kirchen, die Glocken waren von Joppen-Tuch gegossen, die Klöpffel darin von Beltz-Ermeln, der Altar aus blechen Kissel-Steinen gemacht, darum stund ein Haberner Caplan, der thät ein Gersten-Metten, der Chor war von gebacknen Fladen gemauret, der Caplan sang Amen. Ich meint, er spreche „Fahet mir den!" da lieff ich vor Schrecken zum öbersten Fenster und kroch zur untersten Thürschwellen hinaus. In dem sihe ich ein alte, krumme, gerade, junge Frau, die wusch einen alten Sack. Ich sprach, Gott geb euch ein guten Tag! Sie sprach, es gehen siben Eimer Lampartischer Kornmaß darein; ich gedachte: fürwar, die Frau spottet mein. — Vgl. mit diesen Schlußworten unsere no. 86.

Seite 169.

Dieselbe komische Ausstattung, welche dem Bruder Melcher durch seine Mutter zu Theil wird, besingt ein Kinderlied der Inselschweden, das in Rußwurm's Eibofolke 2, 123 in der Mundart von Nuckö mitgetheilt ist:

Alle Männer fuhren voraus,
Mein Mann fuhr nach;
Alle hatten sie neue Hemden,
Mein Mann hatte Nichts.
Nahm ich ein altes Fischernetz,
Machte meinem Mann ein neues Hemd.
Altes Netz, Neues Hemd —
„O sage!" sagte mein Mann.

So nimmt die Frau drauf einen Fuchsschwanz und macht dem Mann Strümpfe draus; statt der Schuhe werden Schweineklauen gewählt, für den neuen Kragen ein Schweinemagen, für ein Tuch ein Schweinebauch, für einen Hut ein Brau-trichter, für neue Handschuhe ein Roßschwanz, u. s. w.

No. 306.

Das Kinderspiel mit den Hasenbrödli, briza media, gilt anderwärts als ein wirkliches Eßspiel. Die Blüthenknöpfe und Samen der

Feldlinse, juncus campestris, werden in Schlesien und andern deutschen Gegenden unter dem Namen Hasenbrod von der Jugend gern als Näscherei benutzt. G. Klemm, Die Nahrung (1855) 204. In Tirol wird den Knaben zum Pathengeschenke mürbes Weizenbrod in Gestalt eines Hasen gebacken. Wolf, Zeitschr. 1, 289. In Ungarisch Presburg nennt man jedes gute Brod, das man Kindern anpreisen will, Hasenbrod. Schröer, Beitr. z. Myth. Aus dem Volksleben der Deutschen in Ungern. 1855, 37.

No. 311.

O mer hänt en schöne Ring,
warte wart e Wile lang! ꝛc.

Dieser Reim zum Ringelreihen lautet in seinem zweiten Verse bei uns häufig auch also: Watte-wat e wilenô. Der Basler-Kinderreim (1857, pag. 20) giebt dafür eine welsche Formel, welche in Basel und in Liestal von den Mädchen auf der Straße gesungen wird:

Watte watte wirewo,
Set öng trang schato. d. i.:
C'est un grand château,
Vat' en, vas à Mirabeau!

No. 375.

Im Räthselspruch 18 ist der Vogelname Swarbe, welchen das Tragemundlied erwähnt, irrig als der Mehlkäfer erklärt, den man vulgär bei uns Schwabe heißt. Conrad Geßner's Vogelbuch (Zürich, Froschauer 1557) beschreibt unter den Vögeln des Zürichsees den Scharben, carbon aquaticus, und fügt bei pag. 49: „Etliche fürsiner bereitend sein haut, damit die als ein brusttuoch auff den magen gelegt werde, als ob sy ein krafft zu töuwen in iren habe; dann man sagt, daß diser vogel ein gantz starcken vnd wol töuwenden magen habe. Darumb man gmeinlichen von einem fräßigen menschen sagt, er habe einen Scharbenmagen."

2. Zweiter Theil: Kinderspiel.

No. 2.

Die goldne und die faule Brücke.

Die Kinder der russischen Inselschweden auf Worms nennen es das Teufelsspiel. Zwei schwingen zusammen einen Strick um, unter welchem die Uebrigen durchlaufen müssen, und fragen jeden: Brôan ska bigs! Wil tu te Gû-fär helder te fân? Die Brücke soll gebaut werden! Willst du zum Gottvater oder zum Teufel? Sind so Alle nach dreimaligem Durchlaufen je einem der beiden Seilschwinger zugetheilt, ohne daß sie deren Rolle voraus erfahren können, so nimmt der Teufel den Strick und prügelt die Seinigen damit. Rußwurm, Eibofolke 2, pag. 112. — Schröer in seinen Beiträgen zur Mythologie, Aus den deutschen Gegenden Ungerns, Presburg 1855, theilt einen aus dem Ungarischen übersetzten Kinderreim zum Brückenspiele mit, an dessen Schluß die unter den Armen der Brückenwächter hindurch ziehende Schaar singt:

Kriech, kriech, grüner Zweig,
Sammt den grünen Blättern,
Offen steht das goldne Thor,
Kriech nur drunter durch!

No. 14.

Das Ballspiel des Morenjagens.

Bei den Inselschweden auf Nuckö führen die Kinder es also aus: Um ein größeres Loch im Rasen sind im Kreise Löcher gemacht, doch eins weniger als Mitspielende. Zuerst wirft Einer dem Andern einen Stock zu, welchen dieser mit der Hand auffängt, und dann greift jeder der Uebrigen mit der Hand darüber bis zum Ende. Wer dieses trifft, nimmt die Stäbe der Andern und schleudert sie fort. Alle holen nun ihre Stäbe wieder und stecken sie in die Löcher des Kreises. Derjenige aber, welcher keines mehr für sich übrig findet, sucht mit seinem Stabe eine hölzerne Kugel, die Kyrre, in das mittlere Loch zu treiben, woran

die Uebrigen ihn wo möglich hindern. Wenn er seinen Stock in die Grube eines Mitspielers setzen kann, während dieser den seinigen eben heraus hat, muß er von diesem abgelöst werden. Gelingt es ihm, die Kugel in das Mittelloch zu bringen, so ist das Spiel geendet. Auf Worms heißt dasselbe Spiel Brännkurren, d. i. Brenn (schlag) die Kugel! Die Deutschen in Esthland nennen es das Butterloch. In Norddeutschland ist es Külsög, Grubensau genannt. Rußwurm, Eibofolke 2, 109.

No. 25.

Schof as! Wolf g'feh!

Bei den Inselschweden auf Worms wird das Schafspiel zwischen Wolf, Hirten und Hausmutter durchgespielt, die Uebrigen sind die Schafe. Der Hirte schläft über dem Hüten ein und indessen holt ihm der Wolf ein Schaf von der Heerde. Der Hirte erwacht, zählt nach, und da er eines vermißt, geht er nach Hause, es der Wirthin zu klagen. Diese giebt ihm Ermahnungen, behutsamer zu sein; sobald er aber zurückkehrt, hat der Wolf abermals eines gestohlen. Er geht wiederum zur Wirthin, und so holt ihm der Wolf nach und nach die ganze Heerde. Nun geht er umher und fragt: Hat Jemand meine Schafe gesehn? So kommt er auch zum Wolfe, der vor der Höhle sitzt und schnitzt. Dieser erzählt ihm: Ein altes Weib gieng über die Heide und ließ die Thüre zum Heuschlag offen, durch welche alle Schafe in den Heuschlag liefen. Der Hirte sucht auf dem Heuschlag vergebens, kehrt zum Wolf zurück und fragt: Was machst du denn hier? „Löffel." Wozu? „Suppe zu essen." Wovon machst du Suppe? „Siehe, das ist mein Suppenfleisch," antwortet der Wolf, indem er auf eine Krähe hinweist. — Was ist denn hinter dir? „Mein Haus." Wie hoch hast du das gemacht? „Ich warf Steine hinter mich." Laß mich hinein sehen! „Nein, darin hab' ich einen Schatz verborgen und lasse Niemand ein." Aber Wolf, wovon hast du einen so blutigen Mund? „Von Himbeeren." Die machen den Mund ja nicht blutig! „Ich aß auch einige Kransbeeren" (vaccinium oxycoccos). Das ist nicht wahr! laß mich dein Haus besehen! Der Wolf widersetzt sich, aber der Hirte dringt ein, findet daselbst alle Schafe und führt sie nach Haus. Daselbst werden sie untersucht, ob sie nicht Schaden genommen haben. Welches nicht gut über den

Schäferstab springen kann, ist vom Wolf gebissen. Um sie zu curiren, wird ihnen eine Badstube geheizt, dann der Wolf eingefangen, mit in die Badstube genommen und tüchtig durchgeprügelt. Rußwurm, Eibofolke 2, 111.

No. 76.

Eigampf.

Gräter's Bragur 3, 245 hatte bereits einen Theil dieses Reimes aus schwäbischem Kindermunde aufgezeichnet, wenn auch nur unvollständig. Die dorten zutreffende Stelle lautet:

Was essen's gern? Fischlein.
Was trinken's gern? rothen Wein.
Setzt euch nieder!

No. 97.

Die Kosten für dieses 1856 abgehaltene Züricher Kadettenfest waren keine geringen, sie beliefen sich über 21,000 Franken. Daran hat der Staat beigetragen 3000 Fr., der Stadtrath von Zürich 3000 Fr., Winterthur 2000 Fr., die Privaten über 10,000 Fr., die mehrtägige Verpflegung, Einquartirung, die Marsch- und Reisekosten gar nicht gerechnet. Basler Nachrichten 1856, no. 239.

Inhaltsverzeichniß.

Erster Theil.

Alemannischer Kinderspruch.

Zweite Abtheilung. Spieltexte.

Größere Spieltexte, erklärt nach Abkunft und Inhalt.

Dritte Abtheilung. Kinderräthsel.

Vierte Abtheilung: Ammenbrauch und Zuchtspruch.

Zweiter Theil.

Alemannisches Kinderspiel.

Vierte Abtheilung. Loos- und Zielspiele.

Fünfte Abtheilung. Turnspiele.

Sechste Abtheilung. Maispiele.

Siebente Abtheilung. Oberdeutsche Jugendfeste.

Druck von Otto Wigand in Leipzig.







